3 1761 07955816 9

DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT

VON KURT BREYSIG

ERSTER BAND
DIE VÖLKER
EWIGER URZEIT

I

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT

VON

KURT BREYSIG

ERSTER BAND

BERLIN 1907
GEORG BONDI

AnE
B 8485g

Die Geschichte der Menschheit
Vol. 1.

DIE VÖLKER EWIGER URZEIT

VON

KURT BREYSIG

ERSTER BAND

DIE AMERIKANER DES NORDWESTENS UND DES NORDENS

MIT EINER VÖLKERKARTE

BERLIN 1907
GEORG BONDI

84918
6/12/07

IM NAMEN

HERDERS

SEI DIES WERK BEGONNEN

VORWORT

Drei Ziele sind es, die diesem Werke und seinem Lauf gesteckt sind: alle drei nur auf weiten und sehr mühseligen Wegen zu erreichen. Es gilt eine Geschichte der Menschheit zu schaffen, der wirklichen, ganzen, grossen Menschheit, nicht der europäischen nur, oder der europäisch-vorderasiatischen oder welche Teile man immer so lange für das Ganze ausgegeben hat. Es soll zum zweiten nicht von Staatsgeschichte und einigen kulturgeschichtlichen Beigaben die Rede sein, welches Bruchstück wiederum immer noch als eigentliche und also zureichende Geschichte angesehen wird, sondern es soll der Versuch gemacht werden, die beiden Bereiche geschichtlichen Lebens, den des gesellschaftlichen, handelnden, und den des geistigen, schauenden Dichtens und Trachtens des Volkes mit gleicher Sorge, gleicher Liebe zu umfassen, und beider sämtliche Bezirke zu durchstreifen: Staat und Klasse, Recht und Wirtschaft, Sitte und Familie hier, Glauben und bildende Kunst, Sprache und Werkzeug, Tanz-, Dicht- und Tonkunst, Wissenschaft und Heilkunde dort, Seele und Gebärde, das Verhalten des Ichs zur Gemeinschaft, zur Umwelt überall zu überblicken. Es soll drittens nirgends eine beschreibende Aneinanderfügung von Taten oder Zuständen, nein immer die Herstellung ursächlich verknüpfter, durch einheitliche Gedankenfäden verbundener Entwicklungsketten erstrebt werden; es soll nicht eigentlich die Geschichte der Sachen, der Einrichtungen und Gedanken, kurz, der einzelnen Handlungen, sondern die Geschichte der Handlungsweisen hergestellt werden, es soll nicht eigentlich die Geschichte der Persönlichkeiten, der Einzelnen, auch nicht der grossen Einzelnen, sondern die Geschichte der Menschenformen, die

Geschichte des grossen Einzelnen, der Persönlichkeit selbst in lange Sichten, in weite Zusammenhänge geordnet werden.

Diese Geschichte des Menschen, des grossen Menschen, ist mir seit langem so sehr am Herzen gelegen, dass der erste Plan zu diesem Werk, den ich im Herbst 1895 fasste, nur diesen engeren Bezirk der Weltgeschichte unter der Aufschrift Geschichte des Menschen zum Gegenstand hatte. Ich hatte damals die Absicht, die Darstellung vergleichender, aber nur sachlicher Geschichte, die ich etwas früher unternommen hatte, auf Europa zu beschränken. Eine Geschichte des Menschen aber müsse, so glaubte ich, alle Geschichte umfassen. Allein noch ehe ich die Einleitung jenes früheren Werkes vollendet, die Geschichte der Griechen und Römer durcheilt und die des frühen Mittelalters der Germanen etwas minder schnell überblickt hatte, ward ich inne, dass eine Darstellung so weit gespannter Absicht nicht bei Europa stehen bleiben dürfte. Indem ich mich dem Höhepunkt der germanischen Entwicklung, dem Zeitalter der Gotik und Mystik näherte, hatte ich die Empfindung, ich sei nicht recht auf diese Mystik vorbereitet, wenn ich nicht auch von der Mystik der Inder, der Polynesier, der Chinesen wisse und tausend andere Zusammenhänge verwiesen mich auf den Gedanken, dass eine Geschichtsforschung so begrifflicher Art auf Vollständigkeit dringen und nicht eher Halt machen könne, als an den Grenzen der Menschheit selbst. So plante ich 1900 eine Weltgeschichte so weiten Umfanges und allmählich wuchsen beide Absichten, die Geschichte des Menschen und die Geschichte der Menschheit, Persönlichkeits- und Sachgeschichte zu einem Werk zusammen.

Die Neigung der Gelehrten dieser Tage ist so weitem Wollen gänzlich abgewandt. Viele Jahre an sie zu setzen, gilt nicht als ein Beweis wissenschaftlicher, sondern als Zeugnis unwissenschaftlicher Gesinnung. Und wenn man schon auf Bearbeitungen auch nur eines Zweiges einer Volksgeschichte in einem Zeitalter, etwa der deutschen oder englischen Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter, als auf verfrühte Zusammenfassungen schilt, so wird dieser Auffassung eine Weltgeschichte sicherlich als die denkbar verfrühteste aller Zusammenfassungen gelten. Man hat einen Gegensatz zwischen allgemeiner und Einzelforschung geschaffen und auf Grund der grossen Erfolge

der einen, besonderen, die andere, allgemeine Forschungsweise für immer oder doch für absehbare Zeiten mit dem Bann belegt.

Ich halte diesen Zwiespalt für verderblich und glaube, dass die allgemeine Forschungsweise notwendig ist, nicht allein um ihrer selbst und ihrer eigenen Zwecke willen, sondern ebenso sehr um der Einzelforschung willen, der gewiss alle Zeit bei weitem der grösste Teil aller Arbeiten und aller Arbeiter bleiben muss, der aber von allgemeinen Gesichtspunkten her immer neue Fragen gestellt werden müssen, damit sie nicht eng und dumpf werde und sich nicht in Sackgassen und Winkel verliere. Dass die allgemeine und vergleichende Forschung der ihr eigentümlichen Gefahr, allzu kühne, allzu wenig gesicherte Gedankenbauten aufzuführen, verfalle, darum ist heut viel geringere Not nach Jahrzehnten der Vorherrschaft beschreibender und erfahrender Wissenschaft. Rufen nicht aber die ungeheuren Vorräte an Bruch- und Bausteinen, die in diesen langen Zeiten aufgesammelt worden sind, nach der Zusammenfügung zu einem einheitlichen Bau, zu dem Hause der Wissenschaft selbst?

Auch wer einer solchen Aufgabe fast ein Leben zu widmen bereit ist, wird den grössten Teil seiner Arbeit nur dem Ordnen, Vergleichen und Zusammentragen der Ergebnisse fremder Tätigkeit widmen können. Immerhin hoffe ich an nicht allzu seltnen Stellen des langen Weges, der vor mir liegt, auch an der Sonderforschung Anteil nehmen zu dürfen, öfter als es in dem ersten Versuche vergleichender Geschichtsdarstellung möglich war, den ich vor sechs Jahren vorlegte. Wie dort habe ich vor, bedeutende Werke des Bildens und Ahnens und, wo es mir möglich ist, auch des Forschens nur mit eigenem, nicht mit fremdem Auge zu sehen, zu beurteilen. Allein ich hoffe auch an die gründenden Tatsachen-Erkenntnisse immer wieder Hand anlegen zu können, wie in den heut fast vollendeten, ersten beiden Bänden zur Geschichte der Gottesgestalt, der Horde und des Geschlechts, vornehmlich in Nordamerika — von zahlreichen kleineren Untersuchungen zu geschweigen — geschehen ist.

Auf weite Strecken hin werde ich doch nur Zusammenfassungen bieten können. Auch sie werden niemals vollständig sein. Jedes der Bücher, mancher von den Abschnitten, in die allein die ersten beiden Bände zerlegt sind, könnte die volle — und lohnende — Lebensarbeit eines Forschers in Anspruch

nehmen. Wie dürfte ich, der ich alle diese Bezirke durchwandern will, deren Zahl sich im Laufe des Werkes verhundertfachen wird, mehr unternehmen, als von den Dingen und von den Forschungen, die mich die wichtigsten dünken, kurzen Bericht zu erstatten. Immerhin hoffe ich auch in diesen Zusammenfassungen mehr darbieten zu können, als in jenen Bänden, die eine Kulturgeschichte der Neuzeit nur einleiten sollten, möglich war: ich habe in den beiden ersten Bänden dieses neuen Werkes gewiss bei weitem nicht das ganze Schrifttum der amerikanischen Völkerkunde herangezogen, aber ich bin fast immer auf die ursprünglichen Berichte und die Untersuchungen erster Hand zurückgegangen, und habe zumeist lieber einzelne hervortretende Fälle heller beleuchten, als ein ungenaues Gesamtbild geben wollen.

Ich zweifle nicht, dass jeder Einzelforscher von dem Bezirk, den er beherrscht, weit gewissere und umfänglichere Kunde hat, als hier gegeben werden kann. Aber wie könnte es anders sein: die Arbeitsmenge, die ich jedem Gegenstand zuwenden konnte, ist das Ergebnis einer Berechnung, in der die Summe der Menschheitsgeschichte die eine Seite, die Zahl der mir möglicherweise zur Verfügung stehenden Arbeitsjahre die andere ausmachen. Zuweilen habe ich halben, zuweilen selbst ganzen Widerspruch gegen den oder die Herren des Landes der Wissenschaft erhoben, das ich gerade durchschritt, also beansprucht, eine eigentümliche Auffassung auch im Einzelnen zu vertreten. Und vielleicht legen sich auch die Forscher, denen meine Ergebnisse allzu unselbständig oder allzu bruchstückhaft erscheinen, die Frage vor, ob ihnen die Arbeit eines, der zuerst und zuletzt ein ehrlicher Makler sein wollte, ganz unnütz gewesen ist. Insonderheit von den ersten drei Bänden, die den Urzeitvölkern gewidmet sein sollen, bedenke man, dass es sich hier um Neuland handelt, das geschichtlicher Betrachtung zum erstenmal zu unterwerfen war.

Einen Vorbehalt, eine Versicherung erlaube man mir. Wo ich nicht, wie jedem Kundigen leicht sichtbar sein wird, eine eigene Meinung vortrage, kann ich eine Verantwortung für meine Darstellung nur insoweit übernehmen, als sie die getreue Wiedergabe der Ergebnisse meiner Gewährsmänner in sich schliesst. Für ihre Leistung, auf die ich mich immer berufen

werde, wird man mich nicht haftbar machen dürfen: für deren Mängel so wenig wie für deren Vorzüge. Dafür aber darf ich versichern, dass ich auf die peinlich genaue Wiedergabe dieser fremden Arbeit alle mir mögliche Sorgfalt verwandt habe, nicht geringere, als irgendeine Einzeluntersuchung auf die Wiedergabe der ursprünglichen Berichte, will sagen, ihrer Gewährsmänner zu betätigen verpflichtet ist, nicht geringere Sorgfalt auch als die, die ich in einer zehnjährigen Arbeit als Einzelforscher anzuwenden gewohnt geworden bin. Man darf und muss mir glauben, dass ich Wissenschaft, nur Wissenschaft will, niemals aber bequeme Zusammenraffung, noch weniger die fahrige und willkürliche Darstellung derer, die um einer Tageslosung willen literarische, nicht Forscherzwecke verfolgen. Ohne solche Gewähr würde ich ein Buch, wie dieses, für gänzlich unnütz, ja schädlich halten.

Allerdings: die letzten Ziele meiner Arbeit liegen jenseits aller dieser Beziehungen zur Einzelforschung. Wohl ist es die Fülle der Gesichte, die für so anhaltende Sammelarbeit der Vorbereitungen zuerst entschädigt. Und ich schäme mich der Freude am Wissen selbst nicht, an dem Wissen um den Stoff, das in diesem Zeitalter der überwiegenden Einzelforschung über dem immer neuen Streite um das Wie und den Weg dieser Einzelforschung nicht nur nicht als Errungenschaft, nein als Schande und Beweis grosser Oberflächlichkeit angesehen wird. Aber mehr gilt mir die Erkenntnis, die allein auf diesem Grunde zu erlangen ist: zuerst das Ergebnis des immer neuen Vergleichens der Völker, der Völkergruppen, der Rassen, der Jahrhunderte, der Weltalter, der Stufen. Ich wäre glücklich, gelänge es mir, einen Stammbaum der Formen menschlicher Gesellschaftsordnungen, menschlicher Geistesgebilde, und sei es auch nur der hauptsächlichsten, der Familie, des States, der Klassen und des Glaubens aufzustellen. Es lässt sich behaupten, dass noch die entlegenste und begrenzteste Sonderforschung ein anderes Aussehen gewinnen muss, sind erst alle diese Übersichten als ein fester Rahmen um das bisher grenzenlose Ganze der Weltgeschichte geschlagen.

Doch auch hieran ist nicht das Höchste gelegen: alle Geschichte ist Werden, und so ist der köstlichste Preis, den die Betrachtung der Vergangenheit zu vergeben hat, nicht in der Er-

fahrung dessen, was alles zwischen Menschen geschehen ist, sondern in der Erkenntnis des Wie dieses Geschehens begriffen. Aber dies ist auch das dunkelste Rätsel unserer schönen Wissenschaft: denn an die eine Frage ist sogleich die andere, die des Warum geknüpft. Wie Neues wird, warum Altes vergeht, weshalb diese und gerade diese, keine andere Folge der Ereignisse, der Zustände, der Handlungen, der Handlungsweisen, der Persönlichkeiten, der Persönlichkeitsformen eintrat: das sind die letzten Fragen, die der Geschichtsschreiber der Menschheit zu fragen wagen darf. Ob er heut schon mehr als ein erstes Stammeln der Antwort finden wird? —

Diese zwei sind die höchsten Güter, die uns verliehen sind: Menschheit und Persönlichkeit. Der Gedanke der Menschheit ist es, um dessentwillen Herders Namen, ob er gleich zu gross ist für den Ort, über diesem Werke leuchten soll: der Menschheit, der er als Erster eine Geschichte schrieb, der Menschlichkeit, deren bester Herold er wurde. Der Gedanke der Persönlichkeit aber, wie er Ursprung und Quell dieser neuen Geschichte der Menschheit ist, soll auch der einzige sein, um den, für den zu eifern, ihr verstattet sei.

Schmargendorf bei Berlin, den $\frac{\text{9. Mai 1903}}{\text{18. April 1907.}}$

KURT BREYSIG

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Das Schauspiel der Menschheit . . . . . 1—28

Das erste Bild: Der Reigen der Kindheit . . . 2—9

Das zweite Bild: Der Heerzug der Könige . . . 10—28

Einleitung

Ziele der Forschung. Anfänge der Menschheit

Erstes Buch: **Stoff und Ordnung der Weltgeschichte** 31—87

Erster Abschnitt: **Wesen und Umfang weltgeschichtlicher Forschung** . . . . . 31—42

Weltgeschichte: Dichtung und Geschichte 31 — Schäden der Unbegrifflichkeit 32 — Europäisch-vorderorientalische und wirkliche Weltgeschichte, Ranke 33 — Begriff und äussere Ausdehnung der Weltgeschichte 36.

Gesamtgeschichte: Innere Ausdehnung der Geschichte: herkömmliche Bevorzugung der äusseren Staatsgeschichte 37 — Gegenbewegung 38 — Forderung der einen und unteilbaren Geschichte 39 — Falsche Losungen für ihre weitesten Zusammenfassungen: Staat, Wirtschaft 40 — Zwei Kreise der Geschichte, ihre Kreisgürtel die Einzelgeschichten, ihr Mittelpunkt die Seele 41.

Zweiter Abschnitt: **Grundbegriffe** . . . . . 42—79

Erstes Stück: **Der Entwicklungsgedanke** . . . . . 42—56

Hilfsbegriffe von den benachbarten Begriffswissenschaften zu entleihen, eigene Grundbegriffe 42 — Unvoreingenommenheit in Sachen des Glaubens und Volkstums 43 — Recht und Schranke der Persönlichkeit des Geschichtsforschers 44 — Geschichtsbegriffe: der Entwicklungsgedanke 45 — Entwickelnde und beschreibende Geschichtsforschung 46 — Unterschied der Zahl der Handlungen 47 — Wirtschafts-, Rechts- und äussere Staatsgeschichte 48 — Schrifttumsgeschichte 50 — Forderung einer Geschichte der Persönlichkeitsform 50 — Seelengeschichte als Rahmen 52 — Begriff der Entwicklung: Drei Urbestandteile 52 — Wesen der Entwicklung 54 — Grenzen des Entwicklungsgedankens, Grenzen des Lebens 55.

Seite

Zweites Stück: **Die Stufenfolge der Zeiten** . . . . . 57—72

Notwendigkeit der Teilung 57 — Ordnung nach der Zeitfolge 57 — Schwierigkeiten durch Mehrung der Entwicklungsreihen 58 — Zustands- oder Handlungsgeschichte? Fliessende Zustandsgeschichte 59 — Form der Zusammenfassung mehrerer Völkergeschichten, Verschiedenheit der Entwicklungsgeschwindigkeiten 59 — Unmöglichkeit der reinen Zeitordnung für eine Weltgeschichte 61 — Weltgeschichte in räumlicher Ordnung 62 — Möglichkeit einer Ordnung nach Rassen 64 — Der Grundsatz der Stufenfolge und seine Vorzüge 65 — Reihen, Wände, Schichten, Säulen des Geschichtsgebäudes 66 — Zeitspannungen, Ausgleichungen 67 — Falsche Einwände: Ratzel, Indogermanische Sprachforschung 69 — Vorgeschichte des Gedankens: Morgan 70 — Gegen Nietzsches Forderung der Ordnungslosigkeit 72.

Drittes Stück: **Die Längs- und Querschnitte der Weltgeschichte** . . . . . 73—79

Grundbegriffe: Weltgeschichte, Gesamtgeschichte, Entwicklungsgeschichte, Entwicklungsreihe 73 — Entwicklungsstufe: Grenzmerkmale 74 — Entwicklungsgeschwindigkeit 76 — Vorläufige Umgrenzung der Stufen der Weltgeschichte: Urzeit, Altertum, Mittelalter, neuere, neueste Zeit 76 — Nur vorläufige Vernachlässigung der gesellschaftsseelischen Grundströmungen 78 — Pyramidenbau der Weltgeschichte 79.

Dritter Abschnitt: **Letzte Ziele** . . . . . 79—87

Gegensatz und Verwandtschaft der Begriffs- und der Erfahrungswissenschaften 79 — Befehlende Wissenschaft 80 — Plan einer zukünftigen Geschichtslehre als begriffliche Wissenschaft, Vergleich mit der Erdkunde 81 — Annäherungen der Geschichtsforschung an die Begriffswissenschaften: Grundbegriffe, Gesamtbilder 82 — Freiheit der bauenden Anordnung, Gesetze 83 — Wahrung der Besonderheiten, Einzigkeiten 84 — Der tiefste Grund bauender Wissenschaft und bauender Kunst 85 — Überlegenheit des Geistes über die Welt, seiner Folgerungen über die Wirklichkeit 86.

Erster Hauptteil

Die Völker ewiger Urzeit

Erster Teil

Die rote Rasse

Erster Hauptteil: **Die Völker ewiger Urzeit:**

Einleitung: **Das Recht der Urzeit auf Geschichte** . . . 91—99

Die Behauptung der Ungeschichtlichkeit der Urzeit; keine Einwirkung auf die Europäer? 91 — An sich geschichtslos? 92

Seite

— Zustände als Bilder der sie bewirkenden Entwicklung 93 — Vorzüge dieser Forschungsweise: notwendige Umwandlung eines Neben- in ein Nacheinander 94 — Bewehrtheit von einer Zeitordnung 95 — Mängel der völkerkundlichen Bearbeitung der Urzeit: ungeschichtliche Auffassung; Würdigung ihrer Verdienste: Waitz, Tylor, Lubbock, Peschel, Ratzel, Schurtz 95 — Sicherheit der Quellenberichte 98.

Erster Teil: Die rote Rasse. Einleitung: **Die Amerikaner in der geschichtlichen Rangordnung der Urzeitvölker** . . . . . 99—102

Welche Gruppe der Urzeitvölker hat den Vorrang? Amerika, der Orient der bewohnten Erde 99 — Rangordnung der unreifen Völkergruppen 101.

Erstes Buch

Die Kolumbianer . . . . . 103—371

Einleitung: Land und Leute . . . . . 103—109

Land: Ausdehnung, Küste, Gebirge, Bodenbildung 103 — Witterung 105 — Bewässerung, Pflanzendecke, Tierbestand 106.

Bevölkerung: Stammes-Gruppen 107 — Kopfzahl 108 — Körperbeschaffenheit 109.

Erste Hälfte: **Die Ordnung der Gesellschaft** . . 110—208

Erster Abschnitt: **Wirtschaft, Leibes- und Seelensitten** 110—124

Wirtschaft: Nahrungsquellen: Fischbestand; Jagd; kein Landbau 110 — Wirtschaftlichkeit: Vorräte, Sesshaftigkeit 111 — Anfänge von Gewerbe, Handel, Stapel, Geldwesen 111 — Geldhandel und Prahlsucht 112 — Gemeinwirtschaft, Gemeineigentum 114 — Schrittmass und Gebärde des Wirtschaftens: der Kauf als Fest 115.

Leibes-Sitten: Verschiedenheit der äusseren und inneren Sitten 117 — Gewand 117 — Stilisierung des Leibes: Abplattung des Kopfes, Lippenpflock, Bemalung 118 — Wohnung, Bote, Waffen, Gerät 119.

Seelische Sitten: Zusammenhang zwischen Sonne und Seele 119 — Heiterkeit der Kolumbianer 120 — Besonderheit des binnenländischen Kolumbianers 120 — Feste: hohe künstlerische Reife 121 — Totenfeiern 121 — Reifefeste für die Mädchen, Hochzeiten 122 — Winterfeste, Spielsucht, Tanz, kein plumper Rausch durch Trunk 123 — Restspuren von Menschenfresserei 123.

Zweiter Abschnitt: **Die Familie** . . . . . 124—132

Wirtschaft und Familie; Alleinherrschaft der Sonderfamilie und der Vielweiberei 124 — Unkeuschheit der Mädchen, Ehesitten, Herrschaft des Mannes, Ehefreundschaft 125 — Brautkauf, Verbesserung der Lage der Frau durch wirtschaftliche

Seite

Fortschritte 126 — Bedingter Einfluss des Mutterrechts 127 — Eltern und Kinder; Trieblehre und Seelenkunde der Sonderfamilie 128 — Geschlechter: nach Mutterfolge, Übergangsformen zwischen Mutter- und Vatergeschlecht bei den Kwakiutl 129 — Art dieser Abwandlung 130 — Geistige, seelische Bande des Zusammenhalts der Geschlechter 131.

Dritter Abschnitt: **Die Verfassung** . . . . . 132—144

Familie und Staat 132 — Völkerschaften und Geschlechter der Tlinkit 133 — Stammes-, Völkerschafts-, Siedlerschaftsverfassung 134 — Das Teilgeschlecht und sein Häuptling 135 — Kopfzahlen; die Völkerschaft als der kriegerische Verband; Anläufe zur Einzelherrschaft 136 — Entstehung der Geschlechter- und Völkerschaftsteilung 137 — Übergang vom Bluts- zum reinen Staatsverband; staatliche Verhältnisse der übrigen Kolumbianer 138 — Dorf und Geschlecht der Kwakiutl 139 — Abwandlung des Totems 140 — Blutsverbände von mehr als einer Stammesgruppe 141 — Rückschluss auf ehemalige Bluteinheit der gesamten Stämmefamilie 142 — Kümmerformen 143 — Abspaltung und Gliederung der Stämmefamilie 144.

Vierter Abschnitt: **Klassen** . . . . . 144—171

Erstes Stück: **Stände, Altersklassen, Geheimbünde** . . . 144—152

Sklaverei, als Klasse nur im bedingten Sinne 144 — Entstehung der Leibeigenschaft, Behandlung 145 — Ansätze eines Geschlechteradels? 146 — Vorrang einzelner Sonderfamilien im Geschlecht 147 — Altersklassen der Kwakiutl 148 — Einleitung 149 — Die Aufnahme in den Bund: Jünglingsweihe 150 — Andere Feste 151 — Zahl der Bünde 152.

Zweites Stück: **Rückblick auf das Zeitalter der Horde** . 152—161

Der Gegensatz zwischen Geschlechter- und Altersklassenordnung 152 — Anfechtbarkeit geschichtlicher Ableitung der Männerbünde 153 — Die Geheimbünde ein Überrest des Zeitalters der Horde 155 — Klassenschichtung der Horde 156 — Männer- und Frauenbünde 157 — Männlichkeit der Horde, die Einführung der Geschlechterordnung als Ausfluss der Familie 158 — Ähnlichkeiten der Horden- und der Geschlechterverfassung: Gedoppeltheit des Aufbaus 159 — Entstehung der Doppelhorde; Quekutsa und Seehunde; die Seehunde die stärkere Horde 160.

Drittes Stück: **Die Entwicklung der Geschlechterverfassung und des Inzuchtverbotes aus der Horde** . . . . . 161—172

Das Inzuchtverbot nicht ein Erzeugnis des Geschlechts, sondern der Horde 161 — Nicht Einsicht in die Schädlichkeit der Inzucht, sondern Weibergier 163 — Das Geschlecht als Erbe der Horde und der Männerbünde 164 — Die mutmasslichen Staffeln der Übergangsentwicklung, die Doppelhorde als Ausgangspunkt 166 — Der Geschlechterstaat als Endpunkt:

Seite

Zwischenstufen 167 — Tiersagen ein Erbe der Geschlechter von den Männerbünden 168 — Die Siedlerschaft als letztes Seitenstück der Urhorde 169 — Fiktion der Ahnherrn 170 — Aufsaugung der Horden durch den Geschlechterbau 171.

Fünfter Abschnitt: **Das Recht** . . . . . 172—185

Das Recht als Form des Lebens 172 — Das Recht als Waffe des Staates gegen die Gesellschaft 173 — Recht und Sittlichkeit 174 — Gerichtswesen der Kolumbianer; bürgerliches Recht oder Strafrecht 175 — Sittliche Wertung des Verbrechens und der Strafe 176 — Kriegführung und Strafrecht 177 — Mord, Diebstahl, Zauberei, Frauenraub 178 — Das Recht abhängig von der Grösse der Rechtsgemeinschaft; Mord innerhalb der Gemeinschaft 179 — Busse, Wergeld 180 — Bürgerliches Recht: Gesellschaftsrecht 181 — Eheliches Güterrecht; Brauch gewordene Formen des Frauenraubs 182 — Verwandtenehe der Witwe; Anfänge des Erbrechts 183 — Wirtschaftsrecht: Sonder- und Gemeineigentum 184 — Feierlichkeit der Rechtsform, Sühneschauspiel 185.

Sechster Abschnitt: **Die Staats- und die Kriegskunst** 185—197

Verband und Einzelner 185 — Wanderungen; Staatskunst der Tlinkit 186 — Einzelfehden 187 — Feierlichkeit der Formen des auswärtigen Verkehrs; Kraft der Rede 188 — Kriegskunst: Gefechtsweise, Hinterhalte 189 — Eine Fehde 190 — Geringe Ausdauer, bedingte Tapferkeit, Schauspiel des Krieges 191 — Befehlsgewalt der Häuptlinge; Festungsbau 192.

Eingreifen der Europäer: hier milde, Wachstum der Bevölkerung 193 — Todeskampf der Urzeitvölker gegen die Stufenübermacht der Europäer 194 — Englische und russische Niederlassungen und Kämpfe 195 — Die Weissen als Bedränger 196.

Schlussabschnitt: **Die Einheit der gesellschaftlichen Ordnungen** . . . . . 197—208

Bruchstücke einer Geschichte des grossen Menschen im handelnden Leben 197 — Das Land und sein Einfluss auf die Geschichte 198 — Land und Seele 199 — Der Geschlechtstrieb der Sinne und der Seele und seine Einwirkung 200 — Selbständigkeit der Frau im Zeitalter der Horde 201 — Entwicklung zum Geschlechterstaat, bedingt durch innere Bedürfnisse der Frau 202 — Zwei Umwälzungen der Familien- und Gesellschaftsordnung, herbeigeführt durch die Frau 203 — Entstehung der Wohngemeinschaft und des Muttergeschlechts: die Männer die Zugeloffenen 204 — Aufsaugung und Beerbung der Männerbünde durch das Muttergeschlecht; wirtschaftliche Ursachen 205 — Wirtschaft und Staat, Wirtschaft und Einzelherrschaft 206 — Hordenverfassung und Geheimbünde als Erzeugnis männischer Art; keine wirtschaftlichen Klassen 207

Seite

— Seelische, nicht wirtschaftliche Bedingtheit von Recht, Staats- und Kriegskunst 208.

Zweite Hälfte: **Das geistige Leben** . . . . . 209—358

Erster Abschnitt: **Der Glauben** . . . . . 210—263

Gefahren der Glaubensgeschichte 209.

Erstes Hauptstück: **Heldensage und Geisterbeschwörung** . . . . . 210—230

Erstes Stück: **Der Heilbringer** . . . . . 210—219

Jelch der Rabe und Ahnherr 210 — Seine ungeschlechtliche Geburt 211 — Verfolgungen durch den Oheim, Heilstaten, Flut 212 — Höhere Sagenschicht; höchste Steigerung 213 — Keine sittliche Einwirkung 214 — Götterloser Glauben 215 — Segnungen und Wunder; Keime späterer Entwicklungen: Heilbringer, Heiland 216 — Seelische Wurzeln: Erdfreude und Dankenwollen 217 — Drang zur Verehrung 218 — Wiedergeburt, Wunderheilung 219.

Zweites Stück: **Seelenglaube und Sehertum** . . . . . 219—230

Das Jenseits: das Reich der Toten 219 — Leichenfeier, Speiseopfer, Wiedergeburt und Seelenwanderung 220 — Irrende Seelen; Tiergeister 221 — Seher: Beruf und Vorbereitung; gesellschaftlicher Rang des Sehers 222 — Pflichten, Rechte 223 — Eine Geisterbeschwörung 224 — Weihe des Sehers; natürliche, übernatürliche Zwecke der Beschwörungen, Wunder 226 — Gewalt der Geister, höhere Gewalt der Seher 227 — Seelische Wurzeln des Glaubens, des Priesteramts 228 — Naturkräfte: flüchtige Verehrung 229.

Zweites Hauptstück: **Himmelsgötter und Tiergeister** 230—241

Südliche Verbreitung der Tlinkit-Sagen; der Wanderer Quäls 230 — Der Himmelsgott der Tsimschian 232 — Der Sonnengott der Kwakiutl 233 — Himmelsglaube und Sittlichkeit bei den Tsimschian 234 — Die Tier- und Tiermenschengeister der Kwakiutl 236 — Ihr Zusammenhang mit den Geschlechtern und Geheimbünden 237 — Zusammenhang zwischen Tier- und Menschengeistern 238 — Mangel eines Zusammenhangs mit den Seelen 239 — Die Seelen als Gesamtheit, als Volk der Toten; der Heilbringer und die Tiergeister 240.

Drittes Hauptstück: **Die Stufenfolge der Glaubensformen** . . . . . 241—263

Erstes Stück: **Das Tier im Stammbaum der Götter** . . 241—249

Das Nebeneinander der Glaubensformen aufzulösen in ein Nacheinander 241 — Einfachste Tiersagen: Abstammung des Menschen vom Tier 243 — Hilfreiche Tiere 244 — Das Wunder; gesteigerte Tiere: der Vogel Matem 245 — Seelenkunde der Tiersage: Drang zu verehren, Drang zum Wunderbaren 247 — Zufall, Sage, Glaubenssage 248.

Zweites Stück: **Das Wachstum des Heilbringers** . . . 249—263

Seite

Glieder und Zwischenglieder der Entwicklungskette der Glaubensgestalten 249 — Keimformen der Urbestandteile der Heilbringersage: Feuerraub 250 — Flutsage 252 — Sonnenraub 253 — Die Entstehung der Heilbringergestalt als Gipfel der frühen Entwicklung, Vermenschlichung minder reifer Gestalten: Quäls 254 — Einfachere Heilbringergestalt 255 — Entwicklung des Heilbringers zum Gott: Quäls, Nechnoch 256 — Ausschliessung des Seelenglaubens als einer möglichen Wurzelreihe 258 — Keine Vermenschlichung der Naturkräfte; Glauben und Dienst 260 — Seelische Wurzeln: Wunder-, Zauberglauben 261 — Allkraftvorstellungen 262 (vgl. u. 459) — Rückblick 263.

Zweiter Abschnitt: **Die bildenden Künste** . . . . 264—286

Erstes Stück: **Bildnerei** . . . . . 264—276

Kunst als Beruf 264 — Angewandte und freie Kunst; zierende und erzählende Kunst 265 — Die heutige Zierkunst als Voraussetzung für das Verständnis der Urzeitkunst 266 — Wappenpfeiler 267 — Abschreckung, nicht Schönheit als Zweck 268 — Nachahmende oder bauende Stoff- oder Stilkunst an den Tierzeichen 269 — Gründe der Vereinfachung: altertümelnde Beibehaltung früherer Formen 270 — Köstliche Mischgebilde 271 — Standbilder von Menschen, Gipfelwerke von hohem Wert 272 — Masken von Tieren 273 — Menschenmasken: rohe, die zwei schönsten 274 — Höhe der Urzeitkunst: Verwandtschaft mit dem Naturalismus der Gegenwart 275 — Lebenszwecke als erste Ziele der Kunst 276.

Zweites Stück: **Bau- und Zierkunst** . . . . . 276—286

Baukunst, Häuserbau: Zelte, Höhlenbauten 276 — Eigentliche Häuser: gute Abmessungen 277 — Das Haus des Häuptlings der Walfische zu Klokwan 278 — Innenbaukunst, Anordnung der Siedlungen 279 — Landschaftsgefühl, Zierkunst 280.

Zierkunst: Nutzbarkeit und Zauber als vorschwebende Zwecke; Sehnsucht nach Form 281 — Einwirkungen von Zweckmässigkeit und Struktur; satte Farben der Hüte, der Gewänder; Armbänder 282 — Kupferplatten, Hausgerät, Boote 283 — Zaubergerät: grelle, Grausamkeit ausdünstende Bemalung 284 — Formenreize hohen Ranges an Klappern, Spangen 285 — Ein Zauberstab als Gipfelwerk 286.

Dritter Abschnitt: **Die Sprache** . . . . . 287—297

Laut- und Wortbesitz der Tlinkit 287 — Erbgang der Satz- und Formenlehre 288 — Rückständigkeit im Vergleich mit anderen Amerikanersprachen; Reichtum der bisherigen Errungenschaften 289 — Die Sprache als Spiegel von Wissen und Gesellschaft 290 — Das Tsimschian, das Selisch 291 — Höhere Ausbildung des Jakama 292 — Fortschritt über das Tlinkit hinaus, Verhältnis der Formengebung zu den indogermanischen Sprachen, Wortverkettung 293 — Vielverbunden-

Seite

heit: Zeit- und Hauptwort 294 — Jägerumsicht, -vorsicht dieser Sprachen 295 — Lautbesitz, Sprachbildung 296 — Zeichensprache, Bilderschrift 297.

Vierter Abschnitt: **Dicht-, Tanz- und Tonkunst** . 298—330

Erstes Stück: **Die Erzählung** . . . . . 298—309

Die Entstehung der Erzählung aus dem Leben 298 — Verhältnis zur Wirklichkeit, Schwänke von Jelch 299 — Komik, Anfänge der Steigerung 300 — Heldentum und List, Trauer 301 — Liebe; Ergebnis 303 — Die Rede; Sagen der südlichen Kolumbianer vom Raben 304 — Tiergeschichten; Zusammensetzung, Darstellungsweise, Stoffmenge der Erzählungen 305 — Urstamm, Erbgang, Vermehrung der Erzählungsstoffe 306 — Schöpferische Leistung der Einbildungskraft: Abhängigkeit späterer Alter von der Urzeiterzählung 307 — Übertragung in die Tierwelt als Romantik 308.

Zweites Stück: **Der Tanz und das Lied** . . . . . 309—317

Einheit von Tanz, Lied und Vers 309 — Tanz- und Tonweisen der Weihefeste 310 — Gesellschafts- und glaubensgeschichtliche Bedeutung der Tänze 311 — Strenge der Fest-, der Gesangsordnung 312 — Der Menschenfressertanz des Chsiwaë und der Hamatsa 313 — Leichenschmaus und Einholung 314 — Taufe im Meer; der erste Reigen 315 — Der Rabentanz 316 — Gesänge, Gedichte 317.

Drittes Stück: **Das Schauspiel und das Leben** . . . . 318—323

Ursprung des Weihefestes im Leben, Überlegenheit dieser Feste über die unserer Zeit, künstlerische Selbstzucht 318 — Gemeinschaft, Zauber 319 — Kein Glaubensfest 320 — Der Chsiwaë-Tanz keine Feier des Geisterdienstes, sondern Schule des Krieges 320 — Aus Leben und Nachahmung wächst das Spiel 322.

Viertes Stück: **Gesang und Trommelschlag. Die Künste und die Wirklichkeit** . . . . . 323—330

Der Tanz als Nachahmung der Tiere 323 — Anfänge der Stilisierung: Walasacha-Tanz 324 — Dichtung und Vers; Gesang: Aufbau des Rabenliedes im Chsiwaëreigen 325 — Einförmigkeit, herbe Reize dieser Tonkunst, Verwandtschaft mit der Tonsetzung und Hersagung neuester Zeit 326 — Versmass und Takt, Dichtung und Sage 328 — Tänze 329.

Fünfter Abschnitt: **Wissen und Werkzeug** . . . . 330—343

Wissen: Das Vorhandensein keimender Urzeitwissenschaft 330 — Erdkunde: Erinnerungsbild, Ortsnamen, Stammnamen 331 — Das Denken in den gesellschaftlichen Ordnungen, Schwäche der geschichtlichen Erinnerung 332 — Tierkunde, Abstammung des Menschen vom Tier, Sternkunde 333 — Pflanzenkunde 334 — Die Denkarbeit der Sprache: Begriffe, Formenlehre 335 — Die Zahl, schädlicher Naturalismus des Zehnergebäudes 336 —

Seite

Schwächen der Begriffsbildung, Grundzug der Hingegebenheit an die Wirklichkeit 337 — Allkraft und Zauber als Keime einer Daseinslehre 338.

Werkzeugkunde: Steinzeit 339 — Ausnahme: Kupferverarbeitung, Gewandschneiderei: Leder, Weberei 340 — Flechterei 341 — Holzbereitung, Bootebau 342.

Sechster Abschnitt: **Heilkunde** . . . . . 343—350

Arzttum und Geisterbeschwörung 343 — Missverhältnis zwischen heutiger und Urzeitheilkunst 344 — Ärztliche Beschwörung bei den Tlinkit 345 — Beweggründe solcher Seelenheilkunde 346 — Krankheitsunterscheidung und Arzneikunde 347 — Verhältnis zum Leib; zwei Entwicklungsschichten: Arznei und Allkraft 348 — Seele des Kranken und Krankheitsseele 349.

Schlussabschnitt: **Die Einheit des geistigen Schaffens** 350—358

Die Persönlichkeitsgeschichte des Sehers 350 — Die Persönlichkeitsgeschichte des Tiergeistes, Heilbringers, Gottes 351 — Die materialistische Herleitung des Gottesgedankens aus verpersönlichten Naturkräften 352 — Mond und Rabe 353 — Aufpfropfungen, Umwandlungen 354 — Kühle Ferne der Himmelskörper, warme Nähe der Tiere 356 — Malerei 356 — Beherrschende Übergewalt des Glaubens in allen Bezirken des geistigen Schaffens 357 — Grundzug der Hingegebenheit an die Wirklichkeit 358.

Schluss: **Zusammenhänge und Ergebnisse** . . 358—371

Glaube und Gesellschaft 358 — Tiergeister und Geschlechter 359 — Jelch erst Schutz-, dann Ahnherr 360 — Die Mutter der sieben Schmerzen 361 — Kein Vatergott 362 — Bünde, Geschlechter und Glauben 363 — Das Wissen und das Leben: Zauber und Schadenwollen; der spätere Tierglaube phantastischer, fühlender als der frühere nüchterne Allkraftgedanke 364 — Zauberer: alle, Seher: wenige 365 — Kämpfe zwischen Zauberern und Sehern, Hexenverfolgungen 366 — Emporsteigen des Sehertums und des Tiergeisterglaubens als Auswirkungen der gleichen Steigerung der Persönlichkeit 367 — Eigentümlichkeiten einzelner Stammesgruppen der Kolumbianer 368 — Küsten- und Binnenkolumbianer, südliche und nördliche Küstenkolumbianer: wirtschaftliche Unterschiede 369 — Geistige Unterschiede 370 — Jugendschimmer dieser Gesittung 371.

Zweites Buch

Die Nordländer . . . . . 372—514

Einleitung: Land und Leute . . . . . 372—383

Land: Gebiet der Nordländer 372 — Bodenbeschaffenheit 373 — Witterung, Jahreszeiten, Wärme 374 — Eisdecke Grön-

Seite

lands, Bild der Landschaft 376 — Bewässerung, Pflanzendecke 377 — Tierwelt 378.

Bevölkerung: Rassenzugehörigkeit 378 — Leibesbeschaffenheit: mongolischer, germanischer Einschlag 379 — Stämmefamilien: Alëuten, Koniaga, Denee, Eskimo, Grönländer; zwei Gruppen: Eskimo und Verwandte, Denee 380 — Gebietsgrösse, Kopfzahlen 381 — Bevölkerungsdichtigkeit 382.

Erste Hälfte: Die Gesellschaft . . . . . 383—434

Erster Abschnitt: Wirtschaft, Leibes- und Seelensitten 383—392

Wirtschaft: Ernährung; Stand der Jagd und Fischerei 383 — Kindhafter Handel, Gemeinwirtschaft der Hausgenossenschaften und des Bodenbesitzes 384 — Geringe Umsicht, Wanderungen 385.

Leibessitten 386 — Kleidung, Stilisierung des Leibes 387 — Wohnung, Boote, Waffen 388.

Seelische Sitten: Stimmung der Eskimo, der Denee; Tapferkeit; Feste 389 — Berauschende Getränke; Gruss; Spiele 391.

Zweiter Abschnitt: Die Familie . . . . . 392—408

Verfassung der Sonderfamilie, Sitten des Geschlechtslebens 392 — Verhältnis von Mann und Frau; Zwang zur Witwentrauer 393 — Werbung; Eltern und Kinder 394 — Weitere Blutsverbände der Denee: Aufpfropfung einer Geschlechterordnung bei den West-Denee 395 — Kein wirklicher Geschlechterbau 396 — Übertragung von vater- und muttergeschlechtlichen Einrichtungen 397 — Bastardierung im Keim 398 — Wirkliche Muttergeschlechter der Kötschin; Blutsverbände der Eskimo: Nachhall der Horde, Festhäuser 399 — Geringere Spuren ehemaligen Hordenbaus und Mischverkehrs bei den Grönländern der Südwestküste; Stellung der Frau 400 — Geringfügige Ansätze zur Ausbildung von weiteren geschlechterähnlichen Blutsverbänden 401 — Vergleich der Entwicklungsbahnen der Familie bei Kolumbianern und Nordländern 402 — Reste von Hordenrecht 403 — Kümmerformen eines Geschlechterbaus bei den Unalit 404 — Heiratsverbote in nächster Nähe; Gründe: die Bildung näherer Wohngemeinschaften 406 — Hausgenossenschaft und Horde; Kolumbianer und Nordländer, geringere Leidenschaftlichkeit nicht des Geschlechtstriebes, sondern des Willensvermögens der Nordländer 407.

Dritter Abschnitt: Die Verfassung . . . . . 409—421

Umfang und Verfassung der grönländischen Siedlerschaften und Hausgenossenschaften im Südwesten, Osten, Nordwesten 409 — Festland: Kleinheit der Völker- und Siedlerschaften 411 — Inselland: Völkerschaftspaare, Stammesgruppe der Oquomiut 412 — Unterschiede von der Tlinkitverfassung: Mangel eines

Seite

Häuptlingsamtes, eines Geschlechterunterbaues 413 — Atomistische Zusammensetzung der Siedlerschaften aus Sonderfamilien 414 — Grundursache: wiederum Mangel an Siedlerschaft im Zeitalter der Horde; trotzdem Keim der Stammesverfassung 415 — Dürftigkeit der Menschenzahl und des Nachwuchses: Zählungen zweier Siedlerschaften, Aufbau der Lebensalter, statistische Tabelle 416 — Häuptlingstum 417 — Vielfachheit und Zwerghaftigkeit der staatlichen Einheiten; schwache Wirkungen der grossen Gruppeneinheiten 419 — Geringes Staatsleben der Denee 420.

Vierter Abschnitt: **Klassen und Recht, Staats- und Kriegskunst** . . . . . 421—435

Klassen: Vereinzeltes Vorkommen der Leibeigenschaft; die Sonderfamilie und die Sklaverei 421 — Keimhafte Adelsbildung bei den westlichen Denee; nicht bei den Kötschin 422.

Recht: Lieder- und Rügegerichte der Grönländer; Blutrache 423 — Eskimo: früheste Keime der Racheregelung und Strafe 424 — Zauberei, Anfänge bürgerlichen Rechts; Denee: Strafrecht, Wergeld 426.

Staats- und Kriegskunst: Ineinander von Staatskunst und Recht, Geringfügigkeit der auswärtigen Beziehungen 427 — Vorschriften über die Aufnahme Fremder bei den Mitteleskimo 428 — Wanderungen 429 — Aufreibung oder Aufsaugung der Normannen 430 — Unterwerfung der Festländer durch die Europäer, Verchristlichung Grönlands ohne grosse Kämpfe 431 — Sünden der geistlichen Beherrscher Grönlands: Freudlosigkeit 432 — Christliche Verunglimpfung des Glaubens der Grönländer 433 — Vorteile, Nachteile des Staatshandels 434 — Keime einer Kriegskunst 434.

Zweite Hälfte: **Geist** . . . . . 435—509

Erster Abschnitt: **Der Glauben** . . . . . 435—464

Erstes Stück: **Die Eigner und die Tiergeister** . . . . . 435—444

Grönländischer Glauben: die Eigner 435 — Seelen und Eigner 436 — Leben nach dem Tode, Totenreiche unter der Erde, über den Wolken 437 — Keine Entwicklung der Seelen zu Geistern; die höheren Eigner: Geister 438 — Höchste Geister: Tornarsuk, Arnarkuagssak 439 — Ihre Tierhaftigkeit; geringe Keime einer Heilbringersage 440 — Stufenfolge der Glaubensformen 441 — Möglichkeit einer späteren Verörtlichung der Tier- und Menschengeister 442 — Gegengründe: Zauber-, Allkraftgedanke 443.

Zweites Stück: **Seher und Zauberer** . . . . . 444—451

Das Seheramt der Angakut 444 — Gegensatz zu den Zauberern älteren Ursprunges 445 — Die Angakut als Vorfechter der entstehenden Gesellschaft 446 — Entstehung von Gut und Böse,

Seite

zweideutige Rolle des Priesters 447 — Kolumbianische und grönländische Entwicklung, Zauber und Tiergeistverehrung 448 — Die Seher als Träger des Geisterglaubens; Reste von Zauberei, Amulette 449 — Zauberformeln; der Aberglaube als Form des Naturerkennens 450 — Als Erbweisheit 451.

Drittes Stück: **Festländische Sagen und Gestalten** . . . 452—464

Sage von Sedna; Schöpfungssagen 452 — Heilbringerkeime; der Hund als Ahn; Tiersagen 453 — Beispiel einer Vermenschlichung von Sonne und Mond 454 — Jedoch erst spielerisch 455 — Kolumbianische Ausstrahlungen von Tiergeister- und Heilbringerglauben 456 — Inua und Yua der Unalit 457 — Vermutung einer allgemeinen Verpersönlichung der Dinge als Ausgangspunktes der Glaubensentwicklung 458 — Stützendes Seitenstück: der Suliaglauben der Binnenselisch; Bindeglied zu Wappenpfahl und Fetisch 459 — Geister und Seelen; der menschlich gestaltete Geist ein Tier 460 — Schatten und zweierlei Seelen 461 — Glauben der Denee: Heilbringer, Flutsagen 462 — Das Allergeisterwesen Yuttäre 463.

Zweiter Abschnitt: **Die bildende Kunst** . . . . . 464—471

Reichtum der kolumbianischen, Armut der nordländischen Kunst 464 — Kolumbianische Ausstrahlungen auf Eskimo und Denee; Selbständigkeit der Eskimomasken von Alaska 465 — Karikierende Masken 466 — Seltene Formreize 467 — Zeichnung: starke Stoffkunst; Überstrahlung zu den Denee 468 — Pelze: Stoff-, nicht Formenreize 469 — Arme Ausnahmen: Haushosen; Nützlichkeit: die Lampe 470.

Dritter Abschnitt: **Die Sprache** . . . . . 471—481

Amerikanisches Gepräge: Einverleibung, Schwerfälligkeit 471 — Fülle der Anhängsel; Überwiegen des Hauptworts über das Zeitwort 472 — Anhängsel der Zeitwörter; seelische Deutung der Sprache 473 — Sprachstoff und Sprachmittel; ungerechte Vergleiche mit den indogermanischen Sprachen; Scharfsinn und Schwerfälligkeit 474 — Wirkliche Mängel: Ungeschiedenheit von Zeit- und Hauptwort 475 — Begriffsschärfe und Schleppfüssigkeit 476 — Leise Mittel der Sinnabwandlung 477 — Folgerichtigkeit 478 — Die Eskimosprache Kultur? Ausbreitung auf dem Festland; Sprachen der Denee 479 — Laute des Grönländischen 480.

Vierter Abschnitt: **Dichtung, Tanz und Tonkunst** . 481—502

Erstes Stück: **Die Erzählung** . . . . . 481—493

Einfache Erzählung der Grönländer: Märchen und Abenteuer: die Walfischtöter 481 — Seelische Steigerung: die beiden Freunde 482 — Künstlerische Höhung: Blaubartmärchen 484 — Verwicklung der Handlung: die Söhne, die ihre Mutter rächen 485 — Einfache Rührung 486 — Glaubenssagen 487 — Anfänge

Seite

dichterischer Form und Schönheit 488 — Zurücktreten des Tiers 489 — Glauben und Dichtung, wachsende Seelenkunde 490 — Erzählungen der Insel- und Festländer 491 — Geschichten der Denee: Atra-Natsandee 492.

Zweites Stück: **Lied, Tanz, Gesang** . . . . . 493—502

Singende Erzählung 493 — Rügegesänge der Grönländer 494 — Eigentliche Lieder: Tanz und Versmass; Gesänge (Notenbeispiele) 495 — Einfache, lebendige, feierliche Gesänge 496 — Der Ballspielsang und das Lied vom Asra 497 — Sang und Tanz 498 — Zauberspiel gegen Sedna 499 — Tanz und Gesang als Mittel der Vergesellschaftung; Gesang und Versmass 500 — Reiner Tanz, stummes Spiel 501.

Fünfter Abschnitt: **Heilkunde, Werkzeuge, Wissen** 502—509

Heilkunde: Geisterbeschwörung, geringe Wartung, Krankheitsvogel 502 — Gesundheitspflege 503 — Arznei 504.

Werkzeug: Zurückgebliebenheit der Denee, Kajak der Grönländer 504 — Hausbau der Grönländer 505.

Wissen: Die Sprache als Werk des forschenden Verstandes; Zahlen; Zeitrechnung 505 — Erdkunde, geringe geschichtliche Erinnerung, Bilderschrift, Gebärdensprache 506 — Keime der Daseinswissenschaft: Vorhandensein einer Weltanschauung 507 — Ordnender Verstand, bildendes Ahnen 508.

Schluss: **Verknüpfungen und Ergebnisse** . . . 509—514

Die Zurückgebliebenheit der Nordländer in Geist und Gesellschaft, Zusammenhänge 509 — Zurückbleiben der Tiergeister und gewisser Kunstformen; Fehlen der starken Persönlichkeit 510 — Wert für die Entwicklungsgeschichte, Ausgleich durch Vorzüge 511 — Teilwachstum des Geistes und der Gesellschaft; Ursachen des Zurückbleibens: Land nicht Blut 512 — Auswärtige Einwirkungen 513 — Eskimo und Denee; Ruhm der Nordländer 514.

Anhang

Hilfsbegriffe. Erste Folge . . . 515—563

Sorgfalt der Beschreibung, Sorglosigkeit der Begriffsumgrenzung in der Geschichtsforschung 516 — Schwierigkeit der Hilfsbegriffe 517.

Erster Abschnitt: **Gesellschaftsgeschichte** . . . . . 518—563

Erstes Stück: **Die Familie, die Rasse** . . . . . 518—530

Horde, Mischverkehr, Gruppenehe 518 — Familie 521 — Geschlecht 522 — Blutsverbände, Hausgenossenschaft, weitere Blutsverbände 524 — Rasse; Bluteinheit der Menschheit 525 — Grösse der Rassen 526 — Unbewusstheit der Rassen 527 — Gegen die Verdunkelung des Rassenbegriffs; seelische, ge-

Seite

schichtliche Unterschiede, Entstehung der Rassen 528 — Schädelrassen 529 — Rassenteilung 530.

Zweites Stück: **Der Staat, die Klasse** . . . . . 530—539

Staat 530 — Einrichtungen des Staats; Siedlerschaft, Völkerschaft, Stamm 532 — Stammbaum der Staatsgebilde 534 — Volk 535 — Auswärtige Staats- und Kriegskunst 536 — Klasse, Stand 537 — Altersklasse, Heiratsklasse 538.

Drittes Stück: **Die Wirtschaft, die Sitte** . . . . . 539—549

Wirtschaft, äussere Güter 539 — Formen der Wirtschaft 541 — Landbau, Gewerbe, Handel 542 — Wert 543 — Ware, Preis, Geld 545 — Sitte 545 — Sittlichkeit, Sittengesetz 547 — Die Sittlichkeit und der Einzelne 548 — Das Gewissen und sein Mythus 549.

Viertes Stück: **Das Recht** . . . . . 551—563

Das Recht 551 — Bürgerliches, öffentliches Recht 552 — Strafrecht 553 — Verbrechen 554 — Strafe 554 — Tötung, Diebstahl, Raub 556 — Gesellschafts-, Wirtschaftsrecht 557 — Gesellschaftsrecht: Leibeigenschaft, Ehe, Brautkauf, Erbfolge 557 — Wirtschaftsrecht: Sache, Besitz, Eigentum 558 — Pfandrecht 559 — Recht der Leistungen 560 — Vertrag, Leistungsvertrag, Kauf 561 — Miete: Sach-, Verdingungs-, Dienstmiete 561 — Leihe, Schuld 562.

BEIGABE

Eine Völkerkarte von Nordamerika: Ungefährer Besitzstand der Urzeitvölker (ausser den submexikanischen) vor Eindringen der Europäer.

DIE RECHTSCHREIBUNG DER NAMEN

Als Ziel schwebt vor, der Aussprache des Urbildes durch das deutsche Wortbild möglichst nahe zu kommen, insbesondere keine englischen oder spanischen Nachbildungen aufzunehmen. Kutenee nicht Kootenay, Schöschwap nicht Shushwap wurde geschrieben, Ketschua nicht Quechua. So gilt auch für die Sprache von Stämmen auf heut englischem oder spanischem Gebiet nicht etwa die englische oder spanische Aussprache: Denee sprich also wie geschrieben, nicht etwa Deni. (Lang e ist ee, nicht ä oder eh geschrieben.)

Die Anordnung von irgend welchen Lautzeichen, die unserer Schrift fremd sind, ist grundsätzlich vermieden worden. Der dadurch angerichtete Schaden erscheint um so geringer, als auch eine noch so verwickelte und zerteilte Zeichenwahl dem Urbild immer nur bedingt nahe kommen wird.

VERBESSERUNGEN

S. 46 Z. 2 v. u. l. *members* st. *membres.* — S. 52 Z. 4 v. u. l. *Anhang 2. Folge (Bd. II)* st. *Einl. III 3.* — S. 63 Z. 10/9 v. u. l. *Den zwei ersten Bänden,* Z. 8 v. u. l. *ein* st. *einem.* — S. 95 Z. 8 v. u. l. *Tasmanier* st. *Tarmanicen.* — S. 98 Z. 5 v. u. l. *Geist* st. *Zeit,* Z. 4 v. u. l. *gewidmeten* st. *geordneten.* — S. 103 Z. 19 v. u. schiebe ein hinter *von*: *Cap Blanco, mehr als fünfhundert Kilometer südwärts von.* — S. 137 Z. 1 v. u. l. *Tschartritsch.* — S. 141 Z. 3 v. u. l. *carvings,* l. *V.* st. *IV.* — S. 149 Z. 4 v. u. l. *Lalasikoala.* — S. 160 Z. 3 v. u. l. *Kinkalalala.* S. 188 Z. 11 v. u. l. *des* st. *der.* — S. 192 Z. 22 v. u. l. *Unterstufen* st. *Wehrstufen.* — S. 202 Z. 8 v. u. l. *einsetzenden* st. *die.* — S. 205 Z. 20 v. o. l. *ausgestaltet* st. *ausgestattet.* — S. 206 Z. 9 v. o. l. *zuvor* st. *zwar.* — S. 206 Z. 14 v. o. schiebe ein vor *kurz: fällt ihnen zu.* — S. 208 Z. 6 v. u. l. *Kriegen* st. *Krieger.* — S. 210 Z. 6 v. u. l. *letzte* st. *zweite,* Z. 5 v. u. nach *auf den* ist einzuschieben *so scheint es.* — S. 233 Z. 16 v. o. l. *sind* st. *ist.* — S. 263 Z. 8 v. o. l. *Bäumen* st. *Bündnern.* — S. 273 Z. 21 v. o. l. *Harmlosigkeit* st. *Herrenlosigkeit.* S. 279 Z. 3 v. u. l. *verkleinerten* st. *verschleierten.* — S. 281 Z. 18 v. u. schiebe ein nach *Wasservogels: verwandelt ist.* — S. 323 Z. 4 v. u. l. *Darlegung* st. *Darlegungen.* — S. 330 Z. 11 v. o. ist der Punkt zu tilgen. — S. 354 Z. 16 v. o. l. *Studienstoffes* st. *Studierstoffes.* — S. 364 Z. 18 v. u. l. *nächtens* st. *höchstens.* — S. 364 Z. 22 v. u. l. *schöpferische* st. *schöpferischen.*

NORD-AMERIKA

Ungefährer Besitzstand der Urzeitvö

(außer den submexikanischen)

NORD-AMERIKA
Ungefährer Besitzstand der Urzeitvölker
(außer den submexikanischen)
vor Eindringen der Europäer
Nach Gerland, Boas, Morgan, Rink.
Maßstab 1 : 30 000 000
kilometer
Stämmefamilien u. Völkerstämme:
Kolumbianer (Stammefamilie)
Nordländer (Völkerstamm zerfallend in 2 Stämmefamilien Denee Eskimo u. Verwandte)
Nordostamerikaner (Völkerstamm, zerfallend in 4 Stämmefamilien Algonkin, Irokesen u. Verwandte, Sioux, Pani)
GRÖNLÄNDER
ESKIMO
DENEE
ALGONKIN
SIOUX
PANI
TLINKIT
KONJAGEN
ALEUTEN
Hudsons Bai
Baffins Bai
Neskaupik
Skoffi
Knistino (Kri)
Assiniboin
Minitari (Hidatsa)
Tschippewee (Odschibwee)
Mandan
Upsaroka
Rikkara
Saienne
Teton
Omaha
Ponka
Ioëwe
Konsea
Osagen
Arkansas
Towiatsche
Kaddo
Naktsche
Tschokta
Tachi
Towakanikahua
Tonika
Huasa
Alibama
Tuskarora
Irokesen
Erie
Senekee
Miami
Mingo
Shawanesen
Delawaren
Mohikan
Narragansett
Massatschuset
Wabanaki
Ottawa
Nipissing
Mississagé
Winnebago
Mensomini
Potowatomi
Huronen
Schani
Andastes
Powhatan
Mannahoak
Apalachen
Tuskarora
Wukon
Sapona
Katawba
Kongaree
Santi
Tamassa
Tschikasa
Tschikkasa
Seminolen
Florida
Kutenai
Walla Walla
Tschinuk
Tsetsaut
Haida
Kenai
Kotschin (Louchen)
Tukon
Unalit
Tsekanne
Hundsrippen
Sklaven
Gesichtsmesser
Tschippewee
Tachel (Carriers)
Chilchotin
Biber-Ind.
Kutenai
Satsika Apsaro (Schwarzfüsse)
Piekan
Kenaschwap
Kenaschwap
Kenaschwap

DAS SCHAUSPIEL DER MENSCHHEIT

DIE ZWEI ERSTEN BILDER

Das erste Bild

Der Reigen der Kindheit

Ein unübersehbar langer Zug von Völkern ist über die Erde geschritten. Keine Wüste Afrikas, keine Steppe asiatischer Hochebenen wäre weit und öde genug um diesem Spiel von Tat und Leid, von Ernst und Lust zum Schauplatz zu dienen. Und wer seine Bühne übersehen wollte, dessen Auge müsste Tausende von Meilen überfliegen, Tausende von Jahren überdauern können: Raum und Zeit selbst müssten auf ihr die hemmende Kraft verlieren.

Unerhört buntes Gewimmel erfüllt die endlosen Reihen des Hintergrundes, in denen junge Menschheit wogt und treibt, dem Tier noch nah an Dumpfheit und Kraft, an Gebundenheit des Geistes und froher Stärke der Sinne. Den Kindern gleich denken sie immer nur das Heute, selten das Morgen, nie das Ehegestern. Wie Männlein und Weiblein sich paare, wie man ohne allzuviel Beschwer sich Mund und Magen fülle, wie die Jünglinge und Mädchen in lustigem Reigen springen, wie ernste Männer würdevoll schreiten, das ist zumeist ihr Dichten und Trachten. Geraten sie in Streit um Weib und Gut, so lieben die tapferen, die listigen Jäger edlerem Wild nachzustellen als dem Getier der Wälder. Und sie stürzen sich über den erlegten Feind und ihre Wut ist nicht eher gekühlt, als bis sie das Fleisch seines Leibes gegessen, das Blut seiner Adern getrunken haben.

Aber schnell folgt der Frieden dem Krieg; jede von den zahllosen kleinen Horden folgt dem Stärksten, dem Weisesten, dem Gabenfrohesten, aber noch ist der Führer nicht Herr. Noch sitzen die Männer rings um das abendliche Ratsfeuer.

Sie wissen um die nahe Verwandtschaft mit dem Tier, diese jungen Völklein, sie lieben es, fürchten es, ehren es, ob sie es gleich jagen. Sie zählen sich in Scheu und Dank zu seinen Enkeln und sprechen viel von der Zeit, da alle Menschen noch Tiere waren.

Nichts fürchten die Kindervölker so sehr als den Tod und die Toten. Sie feilschen nicht um ihr Leben, sie wissen zu sterben, wie das Tier stirbt, wie die Pflanze welkt. Aber im Dunkel der Nächte und der Wälder schauern sie zusammen. Und sie verehren, was sie fürchten: die Seelen der Väter und die tausend Dinge auf die sich Seelen niederlassen mögen. Alles in der Welt ist Zauber und nur wer sich auf Zauber versteht, ist wehrhaft.

In jedem Ding ist eine Kraft, die stärker ist als das Leben, stärker auch als das Wort, stärker selbst als die Tat. Allkraft ist sie, denn sie wohnt in jedem Stein, in jedem Baum aber auch in jedem Tier und in jedem Menschen. Aber sie ist geborgen in den Tiefen der Dinge und wer ihr Geheimnis weiss, ist ein Zauberer, ein Starker im Geist. Er vermag den Acker fruchtbar zu machen, indem er auf ihm am hellen Tage Brautnacht feiert, er vermag durch den Hauch seines Mundes Unheil zu vertreiben, durch sein Wort Segen und Schutz zu spenden. Er allein weiss den Speer so zu schleudern, dass seine Schärfe das jagdbare Wild wirklich sehre, er allein solche Formeln zu murmeln, dass der Kriegszug, dessen Beginn er mit ihnen weiht zum Siege führe.

Da und dort aber reihen sich Gestalten der Greise, der Weiseren, der Ahnenden: sie erzählen von Wundern und Begebenheiten und wie sie ein Adler aus dem Wirrsal der Berge geleitet und ein Bär sie freundlich in Gefahr geschützt habe. Und sie raunen davon, dass keine Kraft der Menschen grösser sei als die der Tiere, dass die Tiere weiser und stärker seien als die Menschen und dass kein Zauber mehr vermöge, als der vom gütigen schützenden Tier ausgeht. Und sie recken am Feuer der Nächte die Arme auf und ahmen das Tier, das sie dankbar lieben, nach in Sprüngen und Gebärden und brechen Schilf und machen sich Gefieder und hüllen sich in Tierköpfe und Felle, dass sie anzusehen sind wie Wölfe und Geier. Und sie rufen das schützende Tier durch die Lüfte und zuletzt sehen sie

es, nur sie sehen es, wie es aus Wolken sich auf sie niederlässt und seine Kraft in ihre Seele giesst.

Und die so sprechen werden Ärzte und Berater der Anderen in aller Not der Leiber und der Seelen. Sie tanzen und schreien und beschwören und beugen sich über den Kranken auf seinem Lager so lange, bis der feindliche Geist weicht, und sie wissen den Groll der toten Seelen, die in Lüften schwirren, zu beschwichtigen, und ihnen zu wehren. Und Dienste werden gefeiert und Opfer von Speise und Trank den Toten geweiht. Aber sie suchen auch Kräuter im Wald, die heilen, und wissen sie wenig vom Leibe, so wissen sie um so mehr von der Seele. Und da sie die hohe Kunst schon kennen, noch nicht verloren, ausser sich, über sich zu geraten, so retten sie den Kranken, wenn ihre Wurzeln ihm nicht helfen können. Und kühne Bildner des Geistes sind sie, denn sie fragen die letzten Fragen zuerst, und noch bessere Bildner des Leibes, denn wie der Mann auf dem Seil, den der späte Weise als seinen Bruder grüsste, so schwingen sie sich in Kühnheit und Schönheit über Feuerbrände und aufgestellte Schwerter, wenn sie den heiligen Reigen tanzen.

Und die Jünglinge werden von den Alten zu dem geweihten Brauch erzogen: nur das Tier vermag ihnen die Weihe der Kraft zu spenden, wenn sie die Schwelle männischen Lebens betreten, wenn sie sich zum ersten Male bereiten den Pfad des Kampfes zum Feinde allein zu beschreiten. Und die um das gleiche Geheimnis wissen schliessen heilige Bünde Jünglinge mit Jünglingen, Männer mit Männern, Greise mit Greisen, und der Tod steht auf Verrat. Ja auch die Mädchen treten zusammen, und Frauen schliessen die Einung mit Frauen, da noch kein Eheband sie dem Manne bindet, da noch jedes Weib sich jedem Manne der Horde beut. Und das Tierspiel wird wechselreicher und wird zum Tanz, und Trommelschlag und Sang ertönt. Und aus dem Schrittmass des Reigens wird Regel der Tonkunst, wird Richtschnur der lallenden Dichtung. Und wenn das Schnitzmesser über das Holz fährt oder der Daumen den Ton knetet, so entsteht wieder Kopf und Gestalt des geliebten, des schützenden, des verehrten Tieres. So wird es den jungen Völkern alles: Ordner der Gemeinschaft, Stifter der Kunst, Führer in Tanz und Sing- und Schau- und Dichtspiel, Geist und Gott.

Dann weiter gegen den vorderen Grund, da sprechen die Führer der Seelen in erhobenen Stunden mit stärkeren Gebärden, mit eindringlichen Worten und mit tieferen Gedanken von Tieren und Geistern, die grössere Wohltat gespendet haben, als alle anderen: die nicht Einzelnen, die der Menschheit selbst Heil gebracht haben, die Sonne und Sterne und Tiere und Menschen geschaffen haben, die Flut und Drachen heldisch bestanden haben und die von einer Jungfrau geboren und Älterväter der Menschheit wurden. Von hohen Wesen, die aus dem ewigen Meere tauchten und das Rund der Erde schufen berichten sie. Und von anderen Tieren und Geistern sprechen sie, dass sie in Felsen und Seen, im Meer, in den Winden und gar in Sonne, Mond und Sternen wohnen. Und alle diese Geister sind stärker, als die aus dem Munde der Menschen von ihrem letzten Lager fahren.

Aber nicht lange verweilen die ernsten Gedanken: Lieder der Liebenden tönen und werbendes Locken des Rohres. Auf dem Wiesenplane reichen Jüngling und Mädchen sich die Hand zum Tanz und die Nacht birgt viel heisses Geflüster und Ringen der liebesstarken jungen Leiber. Sichere Hände fügen Balken und Dach der Hütten zu edlem Richtmass und übersäen Hausrat und Waffen, Boot und Werkzeug, ja noch den eigenen Leib mit Schimmer gewollter Schönheit, mit Fluss der Linien und Licht der Farben. Zauber ist auch in sie gebannt, aber die frohe zwecklose Freude am Schönen führt noch öfter die Hand, als die dunkelen Mächte.

Sie fühlen rasch und stark, diese Völker der jungen Tage der Menschheit; noch furcht selten der Gedanke ihre Stirn und wenn es geschieht, so ist es am öftesten für das werktätige Leben, für Mass und Zahl der nutzbaren Dinge, sie wünschen und wollen nicht anhaltend, aber mit jäher Leidenschaft. Nur über einem Ding grübeln sie viel, doch ihrer unbewusst: wie sie das unablässige Geplauder, das ihnen von den Lippen rinnt, immer verständlicher machen, auf dass das Ohr des Einen immer besser höre, was ihm die Seele des Anderen sagen will.

Wir Spätgeborenen, deren Auge über dieses Getümmel schweift, ahnen oft Geheimnis, Gleichnis, Sinnbild, wo die Jugend der Ahnen nur sichere, wenn auch nie nüchterne Wahrheit sah. Aber die Ungebrochenheit, die Sinnen-, Herzensstärke

dieser Zeiten, dieser Völker bindet uns, und wer kann sagen wieviel Jahrtausende noch die nach uns kommenden Geschlechter zu Dank und Scheu. Denn zu reich war das Erbe, das sie uns liessen und das auch wir noch nicht völlig zu zerdenken, zu vernichten vermochten.

Tausend Länder, tausend Himmel haben dieser grössten Zahl Gewand und Sprachen ohne Ende geliehen. Und doch ist dies Gewimmel, dessen Grenzen sich im Dämmer und Dunkel des Anfangs der Zeiten verlieren, am mindesten uneins in sich selbst. Noch nicht unterscheidend, noch nicht unterschieden wandern, siedeln, trauern, tanzen, fühlen, wollen diese Geschlechter. Viele von ihnen entschwinden fast unsern Blicken, da sie schon vor Jahrtausenden über die Mitte der Bühne schritten: es sind unsere eigenen Ahnen. Andere, kaum minder zahllos erfüllen mit Lärmen noch heut das Blickfeld, wenngleich jeder Tag ihre Räume einengt, ihr Leben jammervollem Verderben weiht oder in die Fesseln künstlich schnellen Alterns schlägt und das Ende dieser Menschenkindheit näher rückt.

Forscht das Auge drängender, so löst es Gruppen aus dem allgemeinen Gewühl. Bei ihnen bestellen fleissige Frauen den Acker, da die Männer noch die Wälder mit dem Lärm ihres Jagens und Fechtens erfüllen, oder gewaltige Herden gezähmter Tiere spenden neuen Segen müheloser Nahrung. Die Frauen beginnen das Spiel mit dem Mann, das ihnen zu Anfang, zu Ende der Menschheitsjahre noch je den meisten Vorteil gebracht hat. Da sie die Früchte, die sie noch eben mühselig im Walde suchten, beim Hause in sicher umgrenztem Felde hegen, so locken sie den schweifenden Mann zu der neuen Speise und zu festem Wohnsitz. Da sie die Liebesgunst, die sie noch eben jedem erwiesen, nur noch in der ersten Jugend verschwenden und dann nur für einen sparen, so gründen sie Ehe und Haus. Und da sie die Kinder, die ihr Leib gebar und die sie noch eben in das unterschiedslose Getümmel der Horde gaben, an sich ziehen, stiften sie das Geschlecht und wandeln die männische Horde in eine Einung um, die sich nach dem Stammbaum der Frauen zusammensetzt. Die Bünde des Bluts werden mächtiger, als die Bünde der alten Zaubersprüche, die nur Männer zu Männern, Frauen zu Frauen gesellten, und sie drängen sich um eine Ahnmutter, wenngleich die Hand des

Mannes noch immer schwer auf dem Nacken des dienenden Weibes liegt.

Der Streit ist nicht geringer, noch seltener geworden: aber die ordnenden Häuptlinge führen zu besseren Siegen, weiteren Zügen. Dort bei den schlanken Männern von kupferfarbiger Haut und kühnem Adlerschwung der Nasen in der Versammlung der weisen Alten, die fünf Völkerschaften zu einem Stamme eint, wird das Schicksal weiter Lande beraten und entschieden. Aber noch beugt sich keines freien Mannes Nacken, noch entscheidet jeder ob er zum roten Pfahle treten und dem Kriegsruf folgen will, noch nennt man in freier Wahl die Führer des Volkes, noch darf im Rate des Stammes keine Stimme übergangen werden. Glückliche Sieger, kühne Herren der Schlacht treten auf: sie durcheilen die Gaue, rufen zum Kampfe, aber keiner von ihnen wagt es, sein Gebot zum Gesetz zu machen, da doch der Glauben der Irokesen längst dem irdischen Treiben vorangeeilt ist und in dem Reiche der Wolken über alle guten, alle bösen Himmlischen einen zum König ausgerufen hat, zum grossen Geist, zum höchsten Gott.

Und solcher Art sind viele unter den wimmelnden Völkerheeren im hinteren Grunde: auch Männer von schwarzer Haut und schlankem Wuchs sind unter ihnen, tapfer im Kampf für ihr Land und für ihre Freiheit, und schlitzäugige Gelbe, immer zu Ross in unzählbaren Horden, der Schrecken weiter Lande, und Söhne Arabiens, der Völkerwiege, nicht minder schwer zu überwinden im Reiterkampf: beide Sieger in tausend Schlachten, Herren von hundert unterworfenen Reichen und doch verwehend wie der Sand der Wüsten, der Steppen, die sie geboren und immer wieder geboren haben. Und weiterhin die lichteren Kinder Indiens: jeder Mann nach Kampf begierig um sich blickend, jeder Vater aber auch am Altar geschäftig den Oberen zu spenden, jeder Starke sein eigener Priester, sein eigener Häuptling: in Wahrheit ein Volk der Arya, der Herrschenden Und die Kämpfer harter Schlachten, die Sänger süsser Lieder, die Scharen der blonden, der roten Häupter, der edlen Kelten: weithin wogende Heere, aber zerspalten in unzählige Streitgenossenschaften, zerspalten und geeint durch das Blut, der Sippe zum Sippen haltend, verbunden im Leben und verbunden im Tod. Und die Männer der zischenden und doch weichen

Laute, in tausend kleine Haufen zerteilt, Slaven aller Art und Zahl, Lieder singend zum Saitenspiel, gutmütig und liebevoll um die Alten, zart um die Frauen bemüht, die in den geflochtenen Hütten Honig zur Speise bereiten und Met von Honig, aber sie teilen sie gerne mit dem Armen, mit dem Fremden. Friedfertig und nur um die Freiheit zähe streitend bleiben sie in langen Reihen von Geschlechtern immerdar gespalten. Seid selbst ihr noch gegrüsst: ihr Söhne der Gitana: arm und verloren irrend zwischen den harten, peinlich geordneten Reihen der spätesten, der reifsten, der greisesten, der hochmütigsten Völker, Heimatlose, Wegfreudige, zäheste Bewahrer urfreien Dranges nach Wanderschaft, überall verstossen und doch nirgends froh als am blitzenden Feuer unter nächtigem Himmel. Aber unsere Liebe gilt euch, ihr hohen Ahnen im lichten Haar: halbnackt, wild und unbändig auch ihr, in hundert Völkerschaften, in tausend Siedlerhaufen zerspalten, schwer zu beherrschen und ungefüge, raunend von Menschenopfer und Menschenfleisch auch ihr, aber leuchtender noch von blitzendem Feuer der Augen, schlachtendurstiger, sieggewohnter als alle Völker der Menschheit, zäher im Wollen, tiefer im Denken, leidenschaftlicher in der Seele als alle: ihr die Hoffnung und das Salz der Erde.

Das zweite Bild

Der Heerzug der Könige

Doch seht dort regt es sich in den Reihen und etwas Unerhörtes geschieht; einer tritt vor, bei den rotfarbigen Männern mit südlicherem Antlitz, schart wenige Ergebene um sich, zwingt und beugt die Genossen des eigenen Stammes, zwingt und beugt die Völkerschaften ringsum; untertänige Getreue wachen über seinen Leib in der Schlacht, hüten zur Nacht seinen Schlaf; mit gebietender Gebärde versammelt der Starke den Rat des Volkes um sich, teilt Lob und Tadel aus, sitzt mit herrischer Miene zu Gericht und lässt, ein furchtbares Schauspiel, Strafen am Leib freier Männer vollziehen, hundert Weiber warten seiner Lust, hundert Häuptlinge sind ihm untertan; der erste König ist auf die Bühne der Welt getreten. Einer ist grösser, alle anderen sind kleiner geworden; ein freies Volk hat sich in den Staub geworfen, ein starker Mann hat ihm den Fuss auf den Nacken gestellt.

Und was dort hinten, fern im letzten Hintergrunde des Planes nur zur Seltenheit geschieht, gegen den mittleren Grund wird es häufiger und häufiger. Hier zur Linken, wo das unermessliche Getümmel der schwarzhäutigen Menschen schwärmt, ist noch die kleinste Schar einem Herrn untertänig. Sein Gebot reicht nicht über die nächste Gemarkung, ein Königsessel, ein Fell, einige Ringe nur zeichnen ihn aus. Aber eine Schaar von Speertänzern umgibt ihn, Zauberer sagen wahr, viele Weiber harren seines Winkes, seine Boten eilen hundert Meilen, seine Horcher und Häscher lauschen für ihn. Noch ist der Rat des Volkes um den Herrn und König versammelt, aber die Macht des Herrschers ist grösser: Steuern fliessen ihm zu — Wahr-

zeichen und Merkmal aller Knechtschaft — der Handel ist sein und alle Kraft von Arzt-, von Zauberer-, von Priesterschaft wohnt ihm bei.

Aber Stärke baut sich auf Stärke und den Mutigen locken Kampf und Schwäche der Gegner gleichermassen fortzuschreiten. Weitere Reiche tuen sich auf: hier und dort und wieder hier kommen und schwinden sie schnell mit dem Leben des ersten Siegers. Aber allmählich fügen sie sich fester und Macht wird Handwerk, Königtum wird Erbe, Herrenkraft die im kleinen Spiel und Willkür schien, wird nun Ernst und Grösse. Weite Räume, viele Völker gehorchen einem Herrn. Schwer liegt die Hand des Herrn auf den Unterworfenen; in seinem Rat ist der Henker der erste. Aber sein erhobener Finger teilt die Krieger, teilt die Führer in Stufen, reiht um die Erlesenen, die Ratgeber des Thrones die Schar der ferneren Diener. Alle Häupter der Unterworfenen steuern dem Oberherrn, und als der erste und einzige Kaufmann seiner Völker häuft er Schätze um Schätze. Feige Völker ducken sich vor ihren Königen, fleissige frohnden ihnen, aber seht dort einen edlen Stamm von Kriegern, täglich geprüft im Werk der Waffen, hart gegen den Feind, härter gegen sich selbst, alles opfernd für Krieg und Kriegsbereitschaft, strahlend von Ruhm seines Freiheitskampfes gegen die weissen Unterdrücker, auch er hat sich dem herrischen Zwange seiner Könige völlig unterworfen: die Sulu, die stolzen Kämpfer sind dort Untertanen geworden.

Und immer weiter wachsen die Reiche, grösser wird die Zahl derer die dienen, da sie noch eben selber herrschten, demütiger beugen sich die Völker dem erhobenen Willen des obersten Herrn. Scharen von lieblichen Frauen wirbt, raubt er für sich, Heere von Eigenen lauschen seinem Wink, und noch die obersten unter seinen Helfern teilen sich in Befehlende und Gehorchende. Ämter und Würden werden geschaffen, Ränge und Stufen: die Eifersucht der Treuen, die um die Gunst des Gebieters buhlen, wird nach Regeln gespornt. Und die den Leib des Herrschers betreuen, sind ebenso hoch und höher geachtet als die seinen Staat lenken. Den König Mtesa umgeben Koch und Kanzler, Brauer und Feldherr, und dennoch gehorchen ihm seine Waganda blindlings. Und zur Ichsucht der Könige gesellen sich Wollust und Grausamkeit: siebentausend Weiber

werden gehütet um eines Mannes Gier zu stillen, und im Volke der Barotse ist der Henker nicht umsonst der erste Würdenträger, und Häscher und lauernde Buben machen Volk und König feige. Aber zur eitlen Lust, zur zweifelhaften Bevorzugung fügt sich ernsthaftes Schaffen: den Häuptlingen um den Führer wird Verantwortung zur Pflicht und die noch eben selber nach Willkür schalteten, walten nun nach strenger Regel ihres Amtes; höhere heben sich über niedere Staatsdiener; die ersten sammeln sich in das Königszelt und vor den Pforten des engeren wartet ein weiterer Rat. Selbst die Häuptlinge im Lande, noch eben die Höchsten in ihrem Bereiche, sondern sich in obere und untere.

* * *

Noch aber ist die Sendung der Könige auf Erden nicht erfüllt; da wo die Steingebirge in die Lüfte wachsen, die den Grabkammern der Gebieter zum Male dienen sollen, da wo Tausend und aber Tausende von Frönern ihr Leben verbringen müssen, um Block auf Block zu wälzen und Hügel von Steinen zur grösseren Ehre des Herren zu türmen, da wo die hohen Tempel ragen und grossen Göttern zur Wohnstatt dienen, grösser als je die Menschheitskinder kannten, dort sind die Throne der höchsten Könige aufgerichtet worden.

Rastloses, eilendes Schaffen hat hier gewaltet, da die weisen Toren von Starrheit reden. Denn an dem heiligen Strom, der jahraus jahrein seine spendenden Wasser über das Land giesst und seine Kinder nährt, wie eine Mutter mit der Milch ihrer Brüste, da waren Gaukönige Herren über Häuptlinge, Pharaonen Herren über Könige geworden, fünf Jahrtausende bevor die schwarzen Brüder im Süden sich regten. Die Grosskönige ziehen aus und zwingen Land auf Land unter ihr Gebot und rühmen auf prahlenden Inschriften, dass sie ihr Herz badeten im Blute der Völker. Und mit den Herren der Erde wachsen die Herren im Reich des Glaubens und der demütigen Verehrung. Jede Völkerschaft der Männer vom Nil hatte schon vor undenk-

lichen Zeiten den Tiergeist, der ihnen Heil brachte, zum Gott erhoben, wie es die freien roten Männer taten, da ihre Gedanken den Weg zum grossen Geiste fanden. Und treuer und dumpfer als jene hatten sie den verehrten Gestalten das Merkzeichen ihrer Tierheit gelassen: Götterbilder ragen mit Stier- und Widder-, mit Geier- und Reiherköpfen. Dort wartet man der heiligen Kühe, hier der Schakale und niemand darf an einen Ibis oder Sperber die Hand legen bei Leibes- und Lebensstrafe.

Aber da man so treu die Bräuche der Urväter wahrt, wachsen die Tempel, hundert Sphinxe reihen sich im Sand der Wüste, unübersehbare Mauern umschliessen das Heiligtum und drinnen grübeln die Priesterschaften durch die Jahrhunderte und höhen den Gott nach dem Vorbild des Königs der Könige zum Gott der Götter und rufen ihn, der einst Herr nur eines Gaues gewesen war, zum Herren Himmels und der Erden aus. Und wenn schon die roten Männer im hinteren Grunde den Tiergeistern, die sie zur Sonne gehoben hatten, Art und Wesen des Himmelslichtes gaben, so ward hier Gott und Sonne eines und Osiris starb jeden Abend mit dem sinkenden Feuerball und lebte jeden Morgen wieder auf mit dem steigenden. Und einmal ward gar von dem Pharao, der sich Abglanz der Sonnenscheibe nannte, das Gestirn des Tages zum All-Einen erklärt und aller anderen Götter Tod verkündet. Und Sterben und Leben der Menschen und alles Rätsel des Seins wird von den Priestern erwogen und in Bild und Zeichen gekleidet. Mastaben und Pyramiden schützen das Haus der Toten, Obelisken verkünden hoch zum Himmel ragend die Taten der Könige, Sphinxe und Standbilder der Könige heben sich zu Bergeshöhe und im Heiligtum wachsen Haine von Säulen empor mehr als zwölf Manneslängen und tragen auf zart sich öffnenden Blumenkelchen das schwere Gebälk der lastenden Architrave. Und Bildwerke ohne Zahl erzählen von Tod und Leben, Krieg und Taten und zwingen doch alles, von dem sie reden, zu edler schwerer hoher Starrheit.

Und neben dem dunklen Volk der Pharaonen regen sich hellere Gestalten und richten Throne von nicht geringerer Macht und Festigkeit und auf den Wink der Grosskönige brennen tausende durch Jahrzehnte Ziegel und Turm hebt sich auf Turm als Tempel der Sonne zu Ehren, doch seine acht Geschosse,

die auf ihrer obersten Zinne erst das Heiligtum tragen, verkünden weit mehr den Ruhm des grossen Königs der ihn erbaute, als des grossen Gottes, dem er dienen sollte. Aber der König der um das Heiligtum die Mauer zieht die sieben Meilen im Geviert die Stadt umspannt rühmt sich mehr seiner Bauten als seiner Kriege und Kaufmannschaft und Gewerbe wachsen und nehmen die Form einer Kunst an und die Bürgerschaften regen sich im Schatten des Throns und des Tempels und feilschen und prägen das schnöde Gold in runde Stücke und setzen dem Handel von Jahrtausenden Gesetz und Regel. Die Priestergeschlechter von Euphrat und Tigris häufen noch tiefere Weisheit als die vom Nil: sie messen die Räume des Himmels, sie zeichnen den Gestirnen ihre Bahnen vor und sie singen das Lied von Erschaffung der Welt und von der Furcht der Götter, vom Kampf mit dem Drachen — immer noch dem Drachen der Väter — den das Schwert des heilbringenden Gottes spaltet und aus dessen Leib Himmel und Erde gemacht sind. Sie raunen, dass alle Dinge schon einmal waren und dass alle Dinge noch einmal sein werden und dass sie hundertmal da waren und tausendmal und hundertmal wieder kommen werden und tausendmal.

Viele Völker, viele Reiche sinken unter den Streichen dieser gewaltigen Könige und der Krieger, die von Assur und seinen Bergen niederstiegen. Auch eines, kleiner als manche und doch noch da es am Boden liegt, in brünstigerer Sucht von Welt- und Erdherrschaft träumend, als die Grosskönige von Babylon und ihre reisigen Wagenstreiter. Klein war ihr Gott einst und stark und heldenhaft höhnend und seiner männischen Taten froh und er war nicht zur Sonne gestiegen, vielleicht weil sein Reich so gering war. Aber so war er menschlich und strotzend von Kraft und seinem Volke nahe geblieben und als sein Heiligtum zerstört wird und das Volk zerschlagen, zerstreut wird und gedemütigt bis in den Staub der Strasse, da wächst in den Seelen der Verzweifelten seine Macht herrlicher aufwärts als je zuvor und wächst über alle Götterbilder der Mächtigen in den Reichen der grossen Könige fort und alle sinken vor ihm in Staub und Nichts und er wird der Eine, der Einzige, der All-Eine, wie keiner seiner Brüder je zuvor. Kein Thron wird wieder aufgerichtet, kein Reich ersteht aus den

Trümmern, aber das Volk wartet und träumt, es wartet auf das Reich das Jahve selbst erobern wird und es träumt von der Herrschaft über die Welt, die der Gott und sein Volk innehaben werden. Jahrhunderte vergehen, Reiche stürzen, Könige und Eroberer kommen, Könige und Eroberer gehen, und immer noch wartet das Volk und träumt, wartet und träumt. Und vielleicht wird dieses Reich der trauernden, sehnenden Gedanken noch grösser als das der grössten Könige, als das der grössten Götter.

* * *

Aber Krieg, aber Kriegsgeschrei der grossen Welt geht fort und vorbei an diesem stillen Winkel der Priester und Propheten, und die Reiche von Assur und Babel stürzen, denn es rührt ein härteres Volk an sie, von lichterem Antlitz und von noch trotzigerer Kriegerart. Aber wieder wird ein Thron errichtet starrend von steilerem Prunk als irgendeiner der Vorzeit, und Heere ziehen und Schlachten und immer neue Schlachten werden geschlagen, bis diesem Szepter ein Reich unterworfen ist, grösser als irgendeines der Vorzeit. Auf fünfzig vergoldeten Säulen ruht das vergoldete Dach des Zeltes, in dem der König der Könige seinen Persern und den Unterworfenen das Recht spricht. Fünfzig Wächter stehen in gelben, stehen in Purpurgewändern zunächst dem Thron. Elephanten heben schnaubend die Rüssel und Krieger färben mit feuer-, mit scharlachroten, mit lichtblauen Kleidern den Grund. Keinem der sich naht ist verstattet, das Haupt zu heben, keinem, sich nicht mit dem Antlitz in den Staub vor den Füssen des Herrn zu werfen, keiner hat ein Recht auf einen höheren Namen, als den seines Knechtes. Aber Milde geht aus von dieser Pracht und Gerechtigkeit senkt sich über die gebeugten Völker, Weisheit macht aus Unterwerfung Kunst. Boten eilen zu gesetzten Zeiten auf langen Strassen, aus Tributen werden Steuern, Statthalter sind über, sind neben Statthalter gesetzt, zu sorgen, dass der weite Bau des Staates nicht wanke.

Weicher und reicher als die straffe Kraft der Männer des Hochlands, der Männer von Iran ist die Gebärde der Brüder, die einst niederstiegen vom Gebirg und sich über die Ebenen der fünf Ströme und der schwülen Nächte breiteten. Auch sie hoben Könige über sich, auch sie sind bewährte Kämpfer, aber der Stab ihrer Herrscher schwingt nicht über unabsehbaren Scharen. Es ist das Land der leise rauschenden Bäume, der schwer sich beugenden Wipfel: wo Nyagroda und Kadira ihre Äste senken, lockt der Schatten zu Liebe am heissen Mittag, und das laue Dunkel zu Wollust um Mitternacht. Schwer und verführend schlagen die Mädchen das Augenlid zur halben Höhe auf und auf den stillen Wassern des breiten Stromes träumt die Lotosblüte. So träumen auch die Männer lieber von Macht, als dass sie ihr mit dem Schwert nachjagen und die Reiche der Götter über den Wolken werden weiter als die der Könige auf der festen Erde. So treten Priester und Dichter neben die Könige: tausende, zehntausende Reihen singen die Sänger ehe sie ihr Lied vollenden und die Brahmanen raunen von einer Weisheit, tiefer als alle Sterndeutung von Babylon und von Göttergedanken, rätselhafter als die Botschaft der Propheten von Juda.

Weiche Matten von Pendschab, harter Felsengrund der arabischen Wüste, überströmte Ufer des Ganges, dürre Ebenen der Gatafan und Hawasin, wie gebart ihr doch Kinder der Mutter gleich. Härter schmiedete keiner die Krone des himmlischen, die Krone des irdischen Einherrn, als der priesterliche Führer des Volkes von Arabien. Um tausend Geschlechter schweisste er den eisernen Ring seiner Einung und keines Menschen Vorstellung hat je den einen Gott in so königlich hohe Einsamkeit gerückt, wie das fiebernde Hirn des Propheten. Und weite Reiche werden erobert von den wirbelnden Reiterschaaren und der Fürst der Gläubigen wird ein Herr, dessen Arm über mehr Meilentausende reicht, als der irgend eines der Könige des Orients. Und Bagdad ersteht unter seinem Wink, die Stadt der hundert Kaufhöfe, durch deren Tore jeden Tag tausend Kamele ein-, tausend Kamele ausziehen, beladen mit Aloë und Sandel und aller Eitelkeit von Samarkand, mit Sererseide und mit Gold von Ophir. Und an den Ecken der wimmelnden Strassen empfangen Traum und Märchen Leben von eines Greisen Mund, wie einst

da sie zum ersten Mal von Scheherasades Rosenlippen flossen. Und Gottesgelehrte umschreiben das Gesetz des Glaubens, Sternkundige dringen tiefer in das Geheimnis der Himmelsbahnen als es je Sterblichen gelungen war, seit Babylon auf diesem selben Boden in Staub und Asche fiel, und Dichter singen vom Rausch der Tat, vom Rausch der Liebe und des Weins, und fast so zierlich wie das Gespinnst ihrer Strofen ist das Filigran der Minarete, mit denen die Meister vom Bau ihre Moscheen krönen. Und nie ist aller Ruhm von Edirne und Istambul anderes als ein Erbe und Abbild gewesen: nur durch die Tat waren die Söhne Suleimans und Ertogruls den Kalifen ebenbürtig, nur an zäher Dauer hat ihr Werk den Staat der priesterlichen Könige übertroffen.

* * *

Graues Alter liegt auf den Anfängen der Reiche am Euphrat und Nil, weiter reicht das Schaffen der gelben Männer rückwärts in den Schoss der Zeiten, und die dreiunddreissig Geschlechter der Grosskönige von China beschämen noch die sechsundzwanzig Häuser der Pharaonen, zweieinhalb Jahrtausende zählt das Reich der Afrikaner, zehn Jahrtausende rühmt sich das Reich der Asiaten zu bestehen. Und wieder trifft das schweifende Auge auf Doppelreihen von Königsgräbern, wieder sammeln sich Scharen von Gaufürsten um den Thron des Reiches, das ihrer aller mächtig wurde und wieder schwankt das Glück zwischen sieghafter Obmacht des Grosskönigs und zähem Widerstand der Teilfürsten. Und öfter noch als bei Ägyptern und Persern sind Ober- über Unterstatthalter, Königsboten über Fronvögte gesetzt, sie halten das feinmaschige Netz von Fesseln und Banden, das regierende Kunst über die Häupter eines ganzen Volkes wirft, gleich wie das leichte Flechtwerk ihrer Pagoden, ihrer Porzellantürme und Terassendächer sich spielerisch leicht ausnimmt neben der schweren Wucht der Baukunst von Ägypten und Assyrien. Und dennoch die lange

Mauer, mit der chinesische Grosskönige nicht ihre Stadt, nein ihr Reich umfrieden, steigert noch Sinn und Absicht des babylonischen Stadtwalles und selbst die starre Steifheit assyrischer Bildnerei findet sich wieder in altchinesischen Bildwerkplatten. Und ein Werk der Chinesen ist von noch starrerer Dauer als alle steile Pracht des vorderen Orients: ihr Staat selbst. Denn noch besteht das älteste Reich der Welt und aus dem Volk der hundert Geschlechter, als das die Chinesen auftreten im Zuge der Menschheit, ist nun ein Gewimmel von vielen Millionen geworden. Aber vielleicht dass ein Auge, das ins Endlose über die Scharen der Jahrhunderte rückwärts, aufwärts zu schweifen vermöchte, noch die Ahnfrau entdeckte, aus deren einem Schosse dieses Menschheitsdrittel hervorgegangen ist.

Fast verschwindet neben dem Völkerheere, das der nährenden Ebene zwischen den zwei Strömen entstammt, die unsäglich viel kleinere Schar aus dem Land der aufgehenden Sonne. Aber den tapferen Seefahrern, die einst von wehrhaften Schiffen auf die Gestade der glücklichen Inseln gestiegen waren, die noch in ihren Geschwadern nach Band und Bund des Blutes als Geschlechter zusammengeschlossen waren, gebot seit unvordenklichen Zeiten der Grosskönig. Doch erst, als der Königssohn, vom Reich der grossen Mauer die Reise kehrend und mit aller Erbweisheit des grösseren Königtums beladen, die Tafeln seiner Gesetze über das Volk der Geschlechter stellt, ordnen sich die Reihen, schlichtet sich die Wirrsal. Aber die Regel, die als Kraft und Einung des Reiches verkündet wird, wendet schnell ihre Schärfe gegen die Urheber: kühne Vögte murren wider den König, wimmelnde Scharen der Dienstmannen, der Schwertträger werden unbotmässig und dies Volk der wagenden, der glücklichen Neuerer bricht nach einem Vierteljahrtausend Zwang und Bann der Herrenkönige, den das gelbe Banner der Grosskönige vier Jahrtausende lang und noch heute über das Volk der Erdmitte verhängt.

* * *

Aber noch einmal wiederholt sich das Schauspiel der grössten Königsmacht, noch einmal reckt sich ein Herrscherstab nach den vier Weltgegenden, noch einmal paart sich Kraft des

Arms der kämpfenden Adelsscharen mit ererbter Weisheit der hohen Priester. Es thronen die Gestalten der Inka, es ziehen die Völker in unabsehlich langen Reihen, und immer neue Stämme folgen dem Herrscher, aus dessen Mund zuerst die milde Rede geht, ehe ihn der zornige Kriegsruf entstellt und der Heerzügen befiehlt, auf denen nicht ein Tropfen Blutes vergossen wird. Und die Völker regen sich in fleissigem Mühen: zehn Männer stehen bei einander und fünf Mal zehn und zehn Mal und fünfzig Mal und hundert Mal und tausend Mal zehn gehören zusammen und folgen geduldig dem heischenden, dem besonnenen Wort dessen, der ihnen zum Vogt gesetzt ist als Erster unter Gleichen. Und die Sonnenjungfrauen weben das Haar des sanften Lama und teilen das Gewand unter Priester und Krieger, sie die ewig bewahrten, sie deren Arme sich keinem Manne öffnen dürfen, sie denen Jungfrauschaft zu rauben dem Mann Tod und jammervolle Qualen bereitet. Jährt sich das Fest, so eilen im Schmuck der Feiern die mannbaren Mädchen, die zur Liebe reifen Jünglinge zusammen und der Vogt eint die Paare und weist ihnen die Stätte an, da sie den Acker bestellen und neue Kinder nähren und wachsen und reifen lassen sollen, in langer, druckloser, jauchzender Jugend. Aber die schönsten der Mädchen sind erlesene Königsbräute und in jedem Bezirk ist ihnen das Haus bereitet, da sie dem Herrscher das Lager rüsten sollen und alle Jahre harren, ob sein Zug sich zu ihnen lenke und ob sein Auge gnädig auf ihrem Leibe ruhe. Glück ist bei jenen, auf die das Begehren des Inka sich niederliess; sie kehren heim und werden hoch geehrt, wenn ihre Schwangerschaft sich löst und wenn das Kind des Inka das Licht des Tags beschreit.

Mauern werden gerichtet, wie ein ganzer Erdteil sie nicht schaute; Häuser der Götter und des Königs heben sich, Bildwerke schmücken sie und Malereien breiten sich an den Wänden. Wieder schrägen sich Pyramiden und wieder wird Königsdienst zu Totendienst: in feierlichem Schweigen sitzen rings im goldnen Saale die Mumien der Herrscher aus längst verschollenen Geschlechtern und einen sich den Lebenden und die Zeit selbst wird klein vor dem aufwärts gerichteten Stabe der Königsmacht. Die Hand des Inka winkt und Tempel der Götter, gleissend von grellem Glanz der Bilder und der Farben, bedecken sich

mit gehäufter Schicht der begrabenden Erde, ein Hügel steigt an über Haus und Bild des unterworfenen Gottes und des fremden Stammes und ein neuer Tempel höht sich über seinem Gipfel: der Sonne heilig, der strahlenden, der allgewaltigen, um deren willen die bezwungenen Götter in Nacht und Gruft versenkt werden: noch ihr Gefängnis darbietend zum Fussschemel ihrer Grösse. Platten von Gold zieren der Sonne den heiligen Saal, tief zur Erde gebeugt harren am Tage des grossen Festes der Inka und die Söhne des Inka, harren alle Grossen, alle Edeln des Reichs, die selber nur Söhne und Enkel und Enkelsöhne vergangener Inka sind, der Stunde, da die Herrin erscheinen soll, um Dienst und Demut zu empfangen. Und erst wenn die Scheibe von gelbem Gold, die als Bild und Gleichnis des Feuer spendenden, Leben wirkenden Strahlenrunds die Höhe des Tempels schmückt, den Wiederschein spiegelt von der Steigenden, über den Bergen Flammenden, neu sich Gebärenden, dann hebt der König sein Haupt, dann spricht sein Mund den gehorsamen Gruss, dann giesst seine Hand Aka aus goldener Schale. Aber ist sie gnädig die Herrscherin im Himmelsreich und auf dem Erdenboden, oder denkt sie zürnend der Lande gegen Mitternacht, da köstlichere Opfer, häufigere Opfer ihr rauchen? Dort steht auf dem steilen Grat der Berge der Priester und die Hand hält den gezückten Dolch über dem Nacken des Gebeugten, des Gefesselten: noch dämmert erst der Tag auf den höchsten Zinnen. Da aber laufen rote Lichter über das steinerne Grau der Felsen, heller wird es ringsum, schwärzer in der Seele des Opfers: da zuckt der erste Strahl des königlichen Gestirns über den Rand des Himmels und schon rötet sich der Stein vom lichten rinnenden Blut des Geschlachteten. Lecken soll es die Herrin, die Dürstende, die Unersättliche, Grausame und den rot steigenden Dampf sollen ihre geblähten Nüstern schlürfen. Und dass sie den Tag nicht ungnädig beginne, soll schon der erste Blick ihres Strahlenauges auf das willkommene Opfer treffen

* * *

Vor den gelben, den braunen, den roten, den schwarzen Völkerheeren, vor den minder dunklen Söhnen Sems und Hams und vor den Persern noch und den Indern reihen sich gegen

den vorderen Grund die lichtesten Heersäulen: einige von ihnen, von Hellas tragen sie den Namen, sind umwallt von den Nebeln der Vergessenheit und nur die Bilder schwer aus Fels getürmter und doch von köstlicher Zier geschmückter Burgen tauchen auf, um von Königsmacht und Königspracht zu zeugen. Terrassen heben sich von Blöcken und lange Reihen von Gemächern öffnen sich, da der Vater jedes andern Hauses noch mit einem einzigen Raume vorlieb nimmt, ein Thronsaal tut sich auf, erhabnes Bildwerk schmückt den hohen Stuhl und an den Wänden des Palastes breiten sich Gemälde, mit denen die Männer von Knossos lebendiges Leben und bunte Farben und leichte Zier in die Härte der Mauern gegossen haben. Andre Gestalten entzieht noch dunklerer Dämmer dem Auge: es sind die Könige der Etrusker, die auch den Römern geboten: den Römern, die doch einst der Welt gebieten sollten. Ein Zweigespann das über einen Todwunden fährt mit bespritzten Naben, auf ihm das herrische Weib des Thronräubers, die Mörderin des eigenen Vaters, das frevelhaft geschändete Lager der keuschen Frau, und der letzte Fremdherrscher Porsenna, der bei dem lohenden Feuer dem tapferen Mucius Linkhand das Leben schenkt, sie tauchen auf, aber es sind schwankende Umrisse, man weiss nicht, sind es Menschen von Fleisch und Blut oder Gebilde der träumenden Sage.

Aber in hellen Haufen brechen andere Völker vor: Heerkönige an ihrer Spitze, niederwerfende Kraft in dem rasenden Vorstürmen ihrer Reihen. Alte Sitze hoher Gesittung brechen vor ihnen nieder, bald hier, bald dort dringen sie auf die älteren Völker des Südens ein, immer Sieger im ersten Zusammenstoss, niemals lange die Herren ihrer Beute. Es lacht der Herrscher sein grelles Siegerlachen, da die bezwungenen Feinde, die Bürger der Stadt, die einst das Haupt der Welt heissen sollte, den wilden unbezwinglichen Streitern das Gold häufen und er wirft sein Schwert in die Schale, die den gleissenden Preis und das Zeichen der ärgsten Schmach der Mutlosen hält. Doch in den vorderen Reihen schwichtigt sich auch keltischer Tatendrang und Hochsitze des Königs werden aufgerichtet, die Mauern von Tintagel heben sich über die Berge von Cornwallis und die Zinnen von Builth im Lande Cardigan, und Hof wird gehalten und die Barden scharen sich um den Herrscher. Süsse Lieder erklingen und hohe Namen werden laut; Havelok und Argentile,

Fingal und Morannan; höher als alle Artus, der Held, der König, und Avalun, die selige Insel. Ihr Klang wird nie vergehen, auch wenn kein keltischer Laut mehr aus sterblichem Munde schallt. Aber alle Helle wird übertönt durch Dunkel und Schwermut der Weisen, die von Kampfesmut und Liebestod erzählen und von der Vernichtung ganzer Geschlechter und von dem Pfeifer, der aus der Sippe der Seerobben war und von seinem weissen Weibe scheiden musste und niedersteigen musste in die bitter salzige See, weil er die schrillen Töne des Dan-nan-Ron hörte, des Sanges seiner Magen, gespielt auf der Feadan, der Haferflöte. Es ist in diesen Liedern das Rauschen vielen Blutes, das zu Unrecht vergossen ist, und das Seufzen des grauen, gepeitschten Meeres, das zu viele Opfer der Rache birgt: die Erschlagenen der Schlachten zwischen den Geschwadern der Birlinge und den Seedrachen der Wikinger, und aus ihnen haucht der Wind, der über die Füsse der Toten weht. Oder sind es düstere Weissagungen auf eine düstere Zukunft, sind es schon dumpfe Klagen über das Glück, das diesem Volke nie kommen wird, dem blütenbeladenen und doch — ach immer von neuem gebrochenen Ast am arischen Stamm?

* * *

Wo aber leuchten die goldensten Kronen, die prangendsten Diademe, die Gewähr der Dauer und Hoffnung der Zukunft als Perlen in ihrem Reifen tragen? Es ist bei den langen Heersäulen, die in wehrhaftem Zuge aus dem Gewimmel unserer Vorvordern brechen: Könige auch an ihrer Spitze. Erst nur reiten sie unter dem Gebot des Königs der Könige, des schlitzäugigen gelben Mannes, der seine Hunnen wie ein brausender Sturm aus asiatischer Steppe vor sich hertreibt, der kein Volk Europas unbesiegt lässt und dessen Herrschaft doch so bald zerstiebt, wie die aller seiner Brüder der Khane von Horden, des Dschingis, des Hulagu, des Tamerlan, und ihrer Folger, die noch eine tausend Jahre lange Reihe von Geschlechtern der Asiaten ihre Geissel spüren lassen, und noch ebenso viele Europäer schrecken. Dann aber lösen sich feste und frohe, starke und ehrwürdige Gestalten aus dem Getümmel, ziehen in

Schlachten, ziehen in Siege, ziehen doch dem Tode entgegen: dem Tod nicht der Einzelnen, dem Tod nicht der Könige, dem furchtbareren Tode der Völker. Laue Lüfte, weiche Arme, lustvolle Sünden des Mittaglandes ziehen die harten Söhne des Winters und der Mitternacht auf die üppigen Auen, auf die üppigen Pfühle, in die offen winkenden Gräber. So ziehen die Vandalen und Gepiden, so ziehen Goten und wieder Goten, so ziehen Sueven und Langobarden und mischen ihr edles Blut mit dem müde schleichenden der späten Völker und zerstören Reiche und zerstören sich selber.

Mord und Untreue sitzen hinter den Königen im Sattel, der Sohn schlägt den Vater, der Bruder den Bruder und dort schärft das Weib das kühle Eisen, um es im Nacken des Gatten zu vergraben, der sie zwang, den Wein aus ihres Vaters Hirnschale zu schlürfen. Aber die Gefolgsmannen sterben nie anders als schweigend für den Herrn und ganze Völker sinken vor den Schlägen des übermächtigen Feindes als die lebenden Mauern, die um den totgeweihten König stehen. Und zur Seite sind andere Heerhaufen gereiht, ständigeren Sinnes und mehr geneigt, den Acker zu pflügen, den Wald zu roden, das Land für Söhne und Enkel zu besiedeln. Unter ihnen sind festere Throne gerichtet, Könige im langen Haar recken auf ihnen den weisenden Arm, auch sie ein jeder bedroht von der eigenen Sippe und ihrem mörderischen, ihrem rächenden Schwert. Aber ihre Kraft ist stark, sie einen die Völkerschaften zu Stämmen, die Stämme zu Völkern, die Völker zu Reichen. Sie ordnen die Heere, sie setzen die Grafen über die Gaue, sie machen wie die Pharaonen oder wie die Grosskönige der Perser, der Serer aus Häuptlingen Diener. Und der Ting der Freien wird ihnen untertänig und der Spruch der richtenden Volksgenossen wird gefällt nach dem Wink des gesetzten Königsvogtes. Und Reiter werden zu Rittern, Handlanger der Könige werden zu Grossen und Wälder und Äcker werden ausgesondert von dem gemeinen Gut und werden Sonderbesitz und werden Lehen. Und Lehen wird Adel und Adel macht die Wenigen stark und die Vielen feig und dumpf.

Einer ragt über sie alle, über Könige, über Völker, über die Geschlechter von Jahrhunderten und Jahrtausenden: der Hohe, Ragende in dem lichten Flachshaar, aus dessen Haupt die über-

grossen Augen strahlen und dem der schmale Bart so schlicht um die Lippen hängt. Er, Karl, der Einzige, der Grosse, der mehr als alle seinesgleichen den Namen der Könige zur Tat und zur Wahrheit macht. Den Namen, der heller klingt als das Kaisertum, das er von Fremden lieh und dessen Glanz noch vielen seiner Nachfahren ein Leitstern werden wird auf schönen und doch falschen Bahnen.

Viertausend freie Sachsen werden auf des Königs Wink geschlachtet, aber sein weisender Finger lässt auch das Achteck der königlichen Kirche erstehen, in dem lichte Pfeiler auf Pfeiler gestellt sind und dessen starre Mauern doch von der schwer lastenden Wucht der Hände zeugen, die es erbauten, und Forscher mühen sich, die zu früh ererbte Weisheit zu verstehen und gar von neuem den Lauf der Gestirne zu ergründen und Sänger lassen noch einmal — ach für ein halbes Jahrtausend zum letzten Male — die alten Heldenlieder ertönen.

Noch weiter hin richtet ein anderer Starker den Stuhl seines Königtums zu Häupten der Angelsachsen und der geknechteten Briten und weiter steht ein König im wilden Haar, Sieger in acht Schlachten: er lässt sich das blonde Gewirr um das Haupt ordnen und schlichten und auf ihn schaut das hohe leuchtende Weib, stolz, dass er seinen Schwur hielt, er, der nun alle Fylken von Norrland bezwungen hat, er der von nun an Schönhaar heissen wird. Aber auf dem steinigen Plan sind andere Gestalten bei düsterem Werke geschäftig: ein Grabhügel wird geschichtet und der letzte König von Naumdal steigt in die offene Gruft mit festen Schritten: zwölf Mannen folgen ihm, der dem Joch des Grosskönigs nicht seinen harten Nacken beugen will und als ein Freier den Tod wählt. Sie sind mit Speise und Trank versehen, aber vor die Tür der dunklen Kammer werden Blöcke gewälzt und es ist ihnen ernst mit ihrem Vorsatz für die Treue den Preis ihres Lebens zu zahlen. Aber die Scharen dieses grossen Volkes entzweien sich und fahren noch oft wider einander und unablässig klirren die Schwerter, klingen die Helme auf den lichtblonden Häuptern, bis der Sohn des Hornmachers aufsteht und die Birkbeiner kommen, die Männer, die ihre Blösse nur mit der weissen Rinde decken können und doch alle anderen Heerhaufen schlagen, dass wieder ein König sei, der im Dome von Nidaros mit dem goldnen Reife sich die

Stirne schmücke. Den reisigen Zügen aber folgen stetig die Skalden, die Lieder von Helden und Göttern singen, nicht minder männisch und waffenfroh, alte von den Vätern ererbte und neue von Odin dem Himmelskönig und Urdas Brunnen und der Esche Yggdrasil und vom Flusse Walglaumir, vom Wolfe Sköll und dem Saale Ydamir, von Seligkeit der Asen und von der Götterdämmerung, von den Glutwedeln, die den nährenden Boden der Welt umwühlen, und von der leckenden Lohe die den Himmel frisst. Und so hell wie in Norrland ertönt auch der Kriegsschrei, wo die Männer von den Inseln mit den Männern von Jütland streiten, wo die Speere von Gotland gegen die Schilde von Svealand klirren, und wo doch immer wieder Kühne, Starke über dem Getümmel der Kämpfenden den Hochstuhl des Königtums richten.

* * *

Und wieder schweift das suchende Auge weiter und wieder wechselt das Antlitz der Männer: dunkle Köpfe mischen sich unter helle, weichere Laute, leichtfertigeres Lachen, schwerere, trübere Lieder ertönen, übermütig tummeln sich die Reiter auf weiter Ebene. Aber auch über sie, die Friedfertigen, tönt der Ruf des Herrschers: dort hält der Bär, der erste der Piasten, der erste der Polenherrscher und neben ihm die hohe Schwester, die weisse Fürstin, wie er zu Ross, aber wie er auch gebietend über die rauhen Krieger, sie die so herrisch ist, dass sie auch als Mutter den Kranz der Jungfrauen nicht ablegen will, sie die auch in fremdem Volke Königin wird und den Sendlingen der Mongolen, den tapferen Ungarn, in ihrem heiligen Sohn den ersten König schenkt. Und weiter rückwärts taucht der Fürst der Mähren auf, der Moimiride, mit dem Glück und Ende seines Volkes aufstieg, und der Herzog der Böhmen, der Pschemyslide, um ihn die Schar der Scharlachreiter von der Hostaburg und die Männer des Dobromil und von Sadska, von Spitinew und vom Wyschehrad.

Alle diese Scharen sind Flüsse und Bäche neben dem Meer, misst sie das Auge an dem Völkergewimmel, das sie umsäumt und umfasst und zehn Mal grössere Scharen zählt, zehn Mal

längere Reihen der in den Zeiten folgenden Geschlechter in sich begreift und von Rurik, dem Waräger, zuerst die Losung nimmt. Lichtgestalten, Upsvear und Männer von Oestergötland sind ihm auf lange Gebieter und stellen die ersten Glieder der kämpfenden Heere. Aber sie verschwinden unter den grösseren Heeren der Söhne der schwarzen Erde. Rückwärts senkt sich diese längste Säule der Völker tief in die Scharen der Kinderstämme der Menschheit, im vorderen Grunde aber reicht sie bis in die Glieder der heutigen Menschen, der Völker von erfahrenstem Alter. Wieder und wieder sehen die Russen zu den slavischen Brüdern, die inzwischen sich in etwas wandeln, und über sie fort zu den Europäern, deren Geschlechter andere werden und immer wieder andere, und Sendboten kommen von Westen und bringen immer neue Kunde vom Wechsel der Zeiten und vom Wechsel der Geister. Und diese Völker nehmen fremdes Gewand und fremde Bräuche an und werden fremden Sinnes und unter ihnen stehen Herrscher auf, nun selbst echte Söhne des slavischen Blutes, die mit jähem Zorn die Kinder ihres Volkes verfolgen, die nicht ablassen wollen von der Art der Väter und andere, die den Völkern viel höheren Lebensalters alle Künste ablauschen, die dienen können ein Reich zu lenken, die grossen und öfter noch die kleinen, die edlen und öfter noch die hässlichen. Aber die herrische Allgewalt der älteren Zeiten wollen die Könige, die von den Kaisern des Westens den Namen leihen, nicht fahren lassen und nennen sich Selbstherrscher des zum Zeichen, dass ihre Gewalt keines Rates der Edlen, keiner Stimme des Volkes begehrt noch bedarf, dass diese Herrschaft wirklich nur ihr Selbst meint und nicht das Ich ihres Volkes.

Und so oft diese Zaren in der Reihe auch das Kleid gewechselt haben, an der alten Weise, ihr Volk mit blutigem Sporn und harter Geissel zu lenken wie ein hartmäuliges Ross halten sie fest, ob es gleich sanftmütig ist wie eine tragsame Eselin. Dort steht einer — nicht zu Unrecht nennen sie ihn den grausamen Grossfürsten — das Merkbuch in der Hand, in das er die Namen der tausend und tausend und tausend Opfer trägt, die er schlachten lässt, weil sie nicht unrussisch werden wollen und eine wilde furchtbare Schar ist zu ihm gesellt: Axt, Hundekopf und Besen sind ihre Zeichen und die Opretschniki säumen

nicht sie zu bewähren. Gejagte Menschen treiben sie wie das Wild vor sich her und der Zar mordet und brennt mit ihnen ringsum. Aber um die Mitternacht hält er mit ihnen Gottesdienst, demütigt sich vor den Brüdern und schlägt sich die Stirne wund auf dem Boden, wenn er sich vor dem Allerheiligsten beugt.

Ein anderer ragt aus den Reihen: von herrlichem Hochmut die geschürzte Lippe, von schlanker Schmalheit die edle Stirn, von königlichem Schwung die adlerhafte Nase, Peter der Schiffszimmermann, Peter der grosse Zar. Unermüdlich bei jeder nützenden Arbeit, ein Lenker, ein Lehrmeister seines Volkes, aber ein Feind des Adels und der Freiheit, immer auf die eigene Macht bedacht, ein Fürst der nicht verschmäht, sein eigener Büttel zu sein, der Ströme von Blut vergiesst und noch des eigenen Sohnes nicht schont. Und neben ihm die hohe Frau, die Semiramis von Mitternacht, die stärkste der Fürstinnen des Erdenrunds, aller westlichen Feinheit Schlürferin, aller Sinne und Sinnlichkeiten Geniesserin, milde lenkend, aber nicht um Haaresbreite die Zügel lockernd, die dem geknechteten Volke angelegt sind, Herr und Selbstherrscher auch sie, nicht Führer zu lichteren Höhen. Und dann wieder einer, der, Güte in den Augen, den Leibeigenen des Volkes — sind es vier oder gar fünf unter zehn Männern, die den Boden bauen? — die Freiheit schenkt. Und noch einer, der milde Frieden bringen will und leichtfertig blutigen Krieg erregt, der auch mit seinem Volke Frieden machen will und doch nur zitternd schenkt, was ihm die Furcht abnötigt, der mit gütiger Gebärde vor sein Volk tritt und dessen Vögte doch Hunderte in den Kerkern zu Tode peitschen, Tausende auf den Strassen ermorden lassen: Selbstherrscher sie alle, Zuchtmeister zur Freiheit keiner. Und die Willkür, die sie üben, immer wenn es ihnen gefällt, kehrt sich oft wider sie, wenn es ihnen nicht gefällt, und Mord und Gift wird den Herrschern verderblich wie zu Alboins und Rosamundes Zeiten und Gatten und Brüder und Vettern werden auch jetzt die Mörder und Raub und Diebstahl schändet auch die Söhne der Kaiser nicht, so wenig wie die der Grosskönige Asiens. Aber eines Tages, es ist erst unser Heute, erwacht das Volk und reibt sich, ungewiss seiner selbst, den tausendjährigen Schlaf aus den Augen und reckt sich mit ungeschlachten heftigen Gebärden wie ein junger Riese. Hüte dich, Zar, dass

du ihn nicht in Wut und Zorn bringst: in haltlose Wut und selbstzerstörenden Zorn. Er möchte sich und dich verderben.

Und so drängt die Heersäule der hundert Völker von Ruriks Stamm, breiter als je, aus dem hintersten in den vordersten Grund. Hundert mal hundert Tausend wollen im raschen Laufe die Völker des Westens einholen, wollen in einem Jahr die Wegstrecke durcheilen, für die jene ein Jahrtausend brauchten, wollen für alle erlangen, was jene Jahrhunderte lang nur für Führer und Adel erreichten und dann wieder für alle verloren und auch heute noch nicht alle besitzen. Ja noch mehr, sie wollen sie überholen: denn Land, Land, so gellt es von tausend Stimmen und die Rathalter rufen, der heilige Boden der russischen Erde müsse aufgeteilt werden und jedem ein Loos des nährenden Ackers und seine Heimstatt zufallen; und Freiheit soll diesem Volke nicht eine Stunde früher werden, als die Entbürdung von aller Not, unter der die reifen Völker sich winden, ohne dass sie die Last abwerfen können.

Werden sie Recht behalten, die Neuerer? Dann wird der letzte der Herrenkönige, der Europäern das Gesetz seiner Willkür auferlegte, von dem steilen Stuhl seiner Herrschermacht steigen. Dann wird man wissen, dass eine Stunde kommen wird, da auch über Mongolen, über Afrikanern keiner seines gleichen mehr Macht und Stab hält. Dann wird eine Schar von Erwählten des Volkes an die Spitze des Volkes treten neben und vor den weissen Zaren. Dann werden Knechte Freie werden, dann wird ein starker Mann — oder nur ein schwacher in der Maske eines starken, aber mit der Gewalt eines Mächtigen, eines fast Allmächtigen — nieder gerungen werden, ein Volk aber wird Sieger werden. Dann wird Einer geringer, dann werden alle Anderen grösser geworden sein.

EINLEITUNG

ZIELE DER FORSCHUNG, ANFÄNGE DER MENSCHHEIT

ERSTES BUCH

STOFF UND ORDNUNG DER WELTGESCHICHTE[1]

Erster Abschnitt

Wesen und Umfang weltgeschichtlicher Forschung

Eines der ersten Ergebnisse des Versuchs einer Geschichte der Menschheit, der hier vorgelegt werden soll, wird sein, dass bei den jungen Völkern alle Kunst der Rede aus Wissen hervorgegangen ist, dass alle erzählende Dichtung als Bericht von Wirklichkeiten entstanden ist, also aus einem Drang nach Forschung, den diese Kindheit unserer Geschlechter offenbar früher verspürte als den Trieb zu freiem, fessellossem Schaffen der Vorstellungskraft. So mag auch jene erzählende Dichtung der frühen Zeiten, die von Krieg und Heldentat der Väter sagt und die wir als reines Kunstwerk zu betrachten gewohnt sind, ursprünglich eine Schilderung des in Wahrheit Geschehenen gewesen sein. Aber so froh und locker diese Menschheitskinder auch sonst sich von jeder fesselnden Rücksicht auf peinliche und genaue Einhaltung des Wahren zu befreien pflegten, so wenig dachte ihre Forscherdichtung, besser Dichterforschung an beengende Regeln solcher Art. Und so eifrig später die dieser ihrer Künstlerjugend entwachsende Wissenschaft vom gelebten Leben der Völker sich auf sich selbst besann, ganz und gar hat sie jene ein wenig leichtfertigen Erinnerungen nie abstreifen können. Ein köstliches Erbe trug sie von dieser ihrer Frühzeit zu Lehen, das alle anderen Wissenschaften ihr zu neiden Ursache haben: den Drang nach wohltuender Dar-

[1] Das zweite Buch der Einleitung (Ursprünge der Menschheit) ist aus äusseren und inneren Gründen einem spätern Bande vorbehalten.

stellung ihres Ergebnisses. Aber nicht minder haftet ihr seit damals ein Mangel an, ohne dessen Bekämpfung und endliche Ablegung sie ihre letzten Ziele niemals wird erreichen können: ihre Sorglosigkeit gegen die Schärfe und Abgrenzung des Gedankens.

Ein seltsames Schauspiel in der Geschichte des menschlichen Geistes: die Wissenschaft, so kindlich leichtfertig sie auch sich noch gebärden mag, gibt der Kunst erst das Leben und wird doch von ihrem Kinde abhängig oder besser, von dem Abschnitt ihrer eigenen Entwicklung, in dem sie Forschung und Dichtung noch beide in sich umfasste. Schon eine der einfachsten Schönheitsregeln, die sich für die ungebundene Rede herausgebildet haben, lässt sich als dem letzten Zweck der Wissenschaft nicht nur nicht angepasst, sondern schlechthin feindselig nachweisen. Auch sorglose Federn vermeiden die Wiederholung eines Wortes in allzu rascher Folge: für alle Wissenschaft ein Quell von Tausenden kleiner und von Hunderten grosser Irrtümer! Was würde ein Mathematiker sagen, wollte man von ihm fordern, dass er im Laufe einer Rechnung die Zahlenausdrücke wechsele, da allzu häufige Wiederholung lästig sei? Selbst der ebenmässige Lauf unserer Druckschrift ist falsch; er stellt eine glatte Decke dar, die viele Unebenheiten oder bedeutsame Schroffen verhüllt, die gar nicht sichtbar genug zu Tage treten können. Tafeln, gleichungs-, rechnungsartige Anordnung wären sicherlich oft viel mehr geboten. Es ist selbst die Frage, ob auch nur das Gewand stets satzmässig abgerundeter Rede unserer Forschung fruchtet, ob nicht die Aneinanderreihung von Stichworten, kurzen Beweisen, hervorgehobenen Behauptungen viel zweckdienlicher wäre. Der Kampf mit dem Worte stiehlt den Gelehrten viel von ihrer besten Zeit, und ohne Wunden kehrt nicht allein der Forscher, nein auch die Forschung aus keinem dieser Gefechte heim.

Der schlimmste von all' diesen Nachteilen, die völlig auszumerzen vermutlich erst zukünftige Gelehrtengeschlechter den Mut haben werden, ist aber der der Unbegrifflichkeit. Wenn ein letzter höchster Massstab, angelegt von erlauchter Hand, von Kant selbst, nur die Forschungszweige als volle Wissenschaft anerkennen wollte, die ihre Erkenntnisse zahlenmässig auszudrücken vermögen, so mag noch lange Zeit vergehen, ehe die Geschichtsforschung dies Ziel erreicht — dem nachzustreben sie dennoch nie wird müde werden dürfen. Aber eine vorletzte Forderung wird sie schon heute erfüllen können: die nach festen, stetigen Grundbegriffen. Ihr haben sich benachbarte

Geisteswissenschaften längst unterworfen, die auch ihrerseits von Mass und Zahl freilich noch weit genug entfernt sind: so die Begriffslehre und Erkenntniswissenschaft selbst, so die Seelenkunde, die Kunst-, die Sprach-, die Rechtswissenschaft, die Wirtschaftslehre und die Erdkunde. Andere, die so weit noch nicht gediehen sind, wie die Völkerkunde, die Gesellschafts-Wissenschaft, die Staatskunde, die Glaubenslehre — im Sinne einer allgemeinen und vergleichenden Betrachtung der Glaubensformen aller Völker und Zeiten — sind lebendige Beweise für die Notwendigkeit dieser Forderung. Noch andere, die in den letzten Jahrzehnten in einer Art von allzu geschichtlicher Knochenerweichung die Schärfe ihrer Begriffsabgrenzungen vernachlässigt oder gar für überflüssig erklärt haben, desgleichen: so namentlich gewisse Zweige der Rechtskunde. Keine dieser Einzelwissenschaften hat sich zur Begrifflichkeit erhoben ohne Nutzen, keine sich ihrer entschlagen ohne Schaden.

Der Geschichtsforschung aber ist schon bei Beantwortung der ersten Vorfragen eine begriffliche Grundlegung von nöten; so bereits für die roheste von allen, für die nach dem Umfang ihres Bereiches, nach der Abgrenzung ihres Stoffes. Über sie sind die verschiedensten Meinungen laut geworden und fast ebenso viele zur Losung für ausgeführte Werke gemacht worden. Der Forscher, dessen Name das neunzehnte Jahrhundert überschattet, hat dem Werk seines Alters, das er Weltgeschichte nannte, Grenzen gezogen, die bedeutende Teile der Geschichte der Menschheit von ihm ausschliessen. Einmal wünscht er nur die Geschichte seiner Darstellung einzuverleiben, von der eine schriftliche Überlieferung besteht. Er erklärt, die Ursprünge menschlicher Bildung seien nicht zu entziffern. Damit schliesst Ranke die Völker und Völkerteile aus, die heute noch fast die Hälfte des Erdballs bewohnen: alle die im Stande der Urzeit verharrt sind und viele selbst noch, die schon zu höherer Stufe, zur Bildung grösserer Staaten und mächtiger Königsherrschaft gedrungen sind.[1] Und dies geschieht, ohne dass ein anderer Grund angegeben wäre, als der, dass der Geschichts-

[1] Ich setze alle wesentlichen Stellen hierher: „die Völker . . . besassen Anfänge der Kultur lange bevor die Schrift erfunden war: und auf diese allein ist doch die Geschichte angewiesen. Nur das kann sie unternehmen, was sie mit ihren Mitteln zu erreichen vermag.“ „Die Geschichte beginnt erst, wo die Monumente verständlich werden und glaubwürdige schriftliche Aufzeichnungen vorliegen.“ „Die Ursprünge der Kultur gehören einer Epoche an, deren Geheimnis wir nicht zu entziffern vermögen.“ (Ranke, Weltgeschichte I 1 [^{3}1883] S. V, VI, VII.)

forschung nur die Aufgaben zugemutet werden dürften, die sie mit ihren Mitteln erreichen könne — eine Voraussetzung des zu Beweisenden, die als solche nicht zu überzeugen vermag. Zum Zweiten aber zieht Ranke die Grenzen des weltgeschichtlichen Stoffes noch enger, indem er selbst von den höher entwickelten Völkern alle die aus seiner Betrachtung ausschliesst, die nicht in den Zusammenhang vorderorientalischer, alt- und neueuropäischer Geschichte einzureihen sind, von dem der Gesittungsbesitz der Gegenwart am greifbarsten abhängig erscheint und den er deshalb als eigentlichen Gegenstand der Weltgeschichte ansieht. Nicht China, nicht Japan, nicht die altamerikanischen oder hinterindischen Reiche, ja nicht einmal Vorderindien erscheinen der Aufnahme in diesen bevorzugten Kreis der Völker würdig.[1]

Die Gründe zu diesem Verfahren sind leicht erkennbar, es ist die Vorstellung von dem, was heute als die hohe Staatskunst Europas gilt, die hier den Begriff der Geschichte abgibt. So weit sich das federnde Spiel vordringender oder zurückweichender Staatsmacht verfolgen lässt, das ein Nebeneinander, am besten aber einen zusammenhängenden Kreis mehrerer ausgebildeter Staaten voraussetzt, so weit ist Geschichte — darüber hinaus nicht. Und ferner schwebt der Gedanke einer Ununterbrochenheit des Ganges der Ereignisse vor: von Ramses II. bis auf Napoleon eine Reihe von Herrschern, von der Gesetzgebung auf dem Sinai bis zur Erklärung der Menschenrechte eine Kette von Ereignissen: das ist der haltende Faden an dem sich die Teile der Weltgeschichte aufreihen lassen. Alles andere ist gleichgiltig.

Es ist unmöglich dem grossen Meister auf diesen Wegen zu folgen. So wenig man eine Tierkunde nur für Säugetiere oder für Säugetiere und Amphibien wissenschaftlich rechtfertigen dürfte, so wenig eine solche Teilgeschichte der Menschheit. Gleichviel ob man nur Europa, oder Europa, das alte Nordost-Afrika und das alte Vorderasien, oder dazu noch die jüngere islamische Geschichte Vorderasiens oder noch Indien, oder noch Afrika behandelt hat — alle diese Abgrenzungen sind von Ge-

[1] „Zuweilen sind wohl die von uralter Zeit vererbten Zustände eines oder des anderen orientalischen Volkes als Grundlage von allem betrachtet worden. Unmöglich aber kann man von den Völkern eines ewigen Stillstandes ausgehen, um die innere Bewegung der Weltgeschichte zu begreifen. Die Nationen können in keinem anderen Zusammenhang in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nach einander erscheinen und mit einander eine lebendige Gesamtheit ausmachen." (Ranke, Weltgeschichte I 1 S. VII f.)

lehrten hohen Ranges aufgestellt und eingehalten worden — die Beschränkung ist grundfalsch. Längst durchbrochen ist auch die Begründung, die Ranke seiner Grenze gab: die Geschichte beginne erst mit schriftlichen Denkmalen. Was sollte sie noch, da man längst in Europa selbst aus Flurteilungen und Burgwällen, aus Waffen und Spangen die Vergangenheit viel deutlicher als aus den Urkunden abzulesen gelernt hatte. Draussen aber, ausser Europa, haben nicht die Geschichtsschreibung, wohl aber die vergleichende Gesellschafts-, Rechts-, Sprachwissenschaft diese papiernen Schranken längst lachend umgerannt. Die Völkerkunde ging vollends selbständig vor; sie hat die unentwickeltsten Glieder der Menschheit am liebevollsten beachtet; die vorgeschichtliche Forschung hat der Erde die Kunde von längst verschollenen Völkern entrissen. Aber auch die Geschichtsschreibung wird sich die von ihnen eroberten Gebiete nicht nehmen lassen dürfen.[1] Wie sollten auch wir Heutigen den Standpunkt der europäischen Kabinette von 1830 festhalten, den Ranke im Grunde auch noch als Achtzigjähriger einnahm. Die den Erdball umspannende Staatskunst der heutigen Reiche könnte als ein äusserer, die wachsende Verschmelzung der Menschheit zu einer Gesittungseinheit könnte als ein nachdrücklicherer innerer Anstoss für ein Streben nach viel weiter hinaus gerückten Zielen gelten. Aber so gewiss in dieser Wandlung der Zeiten die Ursache für die notwendige Wandlung der Geschichte und der Meinung des Geschichtsforschers zu sehen ist, so wenig zureichend dürfte eine solche Begründung vor dem Richterstuhl reiner Wissenschaft erscheinen. Allerdings, es liesse sich eine vermittelnde Auffassung, eine Fortbildung der Rankeschen Auffassung denken, die dem heutigen Bedürfnis allenfalls gerecht würde. Man könnte erklären: heute da in dem ununterbrochenen Zuge seiner — vorderorientalisch-europäischen — Weltgeschichte fast der ganze Erdkreis von dem Getriebe der Staatskunst und der Gesittung der Völker ergriffen worden ist, die als Träger

[1] Der bedeutendste unter den Völkerkundigen Deutschlands, Ratzel, hat dicht vor seinem Ende die völlige Einheit von Völkerkunde und Geschichte, die Notwendigkeit einer Einbeziehung der Völkerkunde in die Geschichte behauptet. Es geschah in einem Aufsatz, auf den ich mich um so lieber berufe, als er in vielen Stücken mit den Meinungen übereinstimmt, die ich früher in dieser Sache geäussert habe. (Ratzel, Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive, Hist. Ztschr. LVII [1904] 6, 18ff.; wozu man vergleiche Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 [1901] 21ff.; Formen der Weltgeschichtsschreibung: Die Zukunft, hrsg. von Maximilian Harden XLV [12. Dez. 1903] 404ff., jetzt in der Schrift Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte [1905] 5ff.)

dieser Weltgeschichte gelten, müssen ihr alle diese Länder einverleibt werden. Der Grundsatz der reinen Zeitfolge aber müsste so aufrecht erhalten werden, dass die Geschichte dieser neu aufzunehmenden Glieder der Völkergesellschaft in nachträglichen Rückblicken zu dem Zeitpunkt eingetragen würde, indem sie in den Bereich dieser Weltgeschichte eintreten: so wie Ranke selbst in dem grossen Werke seines Alters es zuweilen angeordnet hat.

Allein abgesehen von den Unzuträglichkeiten der Form und den augenfälligen Ungleichmässigkeiten der Berücksichtigung, würde ein solches Verfahren von vornherein dem Vorwurf ausgesetzt sein, dass es ebenso abhängig von äusseren Umständen sei, wie die Anschauungsweise, die es zu verdrängen vorhabe. Es wird für die neuen Aufstellungen eine festere und dauerhaftere Grundlage geschaffen werden müssen, als sie die augenblickliche, in sich vergängliche Weltlage darbietet, nämlich eine begriffliche.

Es sei diese: die Geschichte ist ein Teil der Wissenschaft vom Menschen, die in unserem Zeitalter äusserster Arbeitsteilung nur unter einem Sammelnamen, dem der Geisteswissenschaften bekannt ist. Als solcher kann sie nur von der Menschheit schlechthin, von der Menschheit als Ganzem, nicht aber von einzelnen, wenn auch noch so bevorzugten ihrer Gruppen handeln. Ihr Amt ist, das Werden aller Formen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens der Menschheit zu verfolgen. Daraus folgt, dass sie keinerlei Grenze ziehen darf, weder des Raumes noch der Entwicklung: im Gegenteil, erst wenn sie den Erdball umspannt, wird sie eine Sättigung ihrer Begierde nach Wissen um das Geschehen der Menschheit finden. Und so erweist eine oberste und einfachste Forderung begriffswissenschaftlicher Art ihren Segen an ihr: die der Vollständigkeit. So wenig ein Gedankenbau etwa der Kunst- oder Gesellschaftslehre denkbar wäre, der eine Gruppe von Vorstellungs- oder Handlungsweisen grundsätzlich ausschlösse, so wenig kann eine denkende Geschichtsforschung an irgendeiner Grenze, sei sie zeitlich oder räumlich, Halt machen.

Am wenigsten aus dem Grunde, weil etwa die ausgeschlossenen Teile der Menschheit nicht wertvoll genug erschienen. Denn es gibt für eine so menschheitliche Auffassung keine wertlosen Teile des Erlebens der Völker: schlechthin keine. Vielmehr werden ihr gerade die von Ranke und noch heut überhaupt am entschiedensten ausgeschlossenen Völkerfamilien, die auch jetzt noch unentwickelt sind, der höchsten Teilnahme

würdig erscheinen. Denn sie geben nicht allein Aufschluss über einen Zustand, in dem ein grosser Teil der Menschheit verharrt, nein sie legen auch für die höheren Völker Zeugnis ab, insofern sie deren eigene fast immer verhüllte Jugend entschleiern und — was mehr, was weit wichtigeres bedeutet — insofern sie die Triebe, Empfindungen, Meinungen unmittelbarer und unverhüllter zum Ausdruck bringen, als jene selbst, gleichwie das Kind die Seele des Erwachsenen beleuchtet durch die Unumwundenheit seines Handelns und Redens, da es doch von den gleichen Beweggründen wie er bestimmt wird.[1]

Und weiter: die grossen Staats- und Gesittungskreise Hinterasiens und Altamerikas werden um ihrer Fremdartigkeit willen nicht nur nicht zurückgesetzt, sondern mit besonderer Teilnahme und Wertschätzung betrachtet werden müssen. Der Forscher hat an sich nicht die Empfindung des Zeitungslesers, der am liebsten von der nächsten Vergangenheit, von den bekanntesten Dingen Bericht erstattet haben will. Er wird vielmehr jede sehr starke Eigenwüchsigkeit mit vorurteilsvoller Liebe aufsuchen, da er von ihr am ehesten eine Bereicherung des Gesamtbildes der Menschheit erwarten kann. Und er wird in der wirklich unabhängigen Entwicklung aussereuropäischer Völker die willkommensten Seitenstücke und Massstäbe für die Europäergeschichte sehen. Und wenn die Jahrtausende chinesischer Vergangenheit — die Ranke, nur einem herkömmlichen Irrtum nachgebend, für starr und geschichtlos halten konnte — oder Japan oder Indien oder Altperu sich einer Einverleibung in das erste Gesetz seiner europäischen Weltgeschichte, in die Regel der Zeitfolge widersetzen, — was bei grundsätzlich gleicher Teilnahme und Wertschätzung nicht ausbleiben kann — so ist daraus nicht zu folgern, dass man sie ausschliessen oder mit spärlichen Nebenübersichten abfinden solle, sondern weit eher, dass jenes Ordnungsgesetz anfechtbar ist. —

Wenn so die begriffliche Forderung der Vollständigkeit des Stoffes massgebend wird für die äussere, die räumliche Begrenzung der Weltgeschichte, so noch mehr für die Festsetzung

---

[1] Ich darf anmerken, dass diese grundsätzlich weltgeschichtliche Auffassung bereits vertreten wurde in der Kulturgeschichte der Neuzeit (II 1 [1901] 19 ff.). Der unzureichende Umfang dieses rein europäischen Buches war mir so sehr bewusst, dass ich das Vorwort (I [1900] S. XXIV) von dem Tag datierte, an dem ich den Plan einer Weltgeschichte in den rohen Linien eines ersten Umrisses entwarf. Man vergleicht vielleicht die Auseinandersetzung in dem Aufsatze Geschichtliche Gesetzmässigkeiten (Hardens Zukunft XXXVIII [18. Januar 1902] 107 ff.).

der innerhalb dieses Bereichs an sie zu stellenden Forderungen. Die nach aussen schweifende Wissbegierde kann erst Halt machen bei den Grenzen des Erdkreises; so auch kann die Forschung nach dem Inhalt der Geschichte sich nur dann ersättigen, wenn sie das Ganze des Erlebens der Völker, der Menschen umfasst. Durch Jahrtausende ist es das Schicksal der Geschichtsschreibung gewesen, an das handelnde Leben gebunden zu sein, denn das bot das leidenschaftlichere, farbigere Bild und innerhalb dieses weiten Bereiches hat sie sich mit der gleichen Einseitigkeit an einen sehr begrenzten Ausschnitt, an das äussere Leben des Staates, an seine auswärtige Staats- und Kriegskunst und an die sichtbarsten Wechselfälle der Verfassung gehalten: wiederum aus demselben Grunde, aus der jugendlichen Freude an der bewegtesten, der buntesten Form des Handelns. Die Geschichtsschreibung hat ihren Ursprung aus einer Vermischung von Sage, Wissenschaft und Dichtung nie vergessen können und so liess sie alles geistige Trachten, ja selbst noch die stilleren Ströme der gesellschaftlichen Entwicklung, liess sie Rechts- und Wirtschafts-, Familien- und Klassengeschichte an sich vorüber fluten, ohne ihnen auch nur einen Gedanken zu schenken. Sie wusste immer nur von Königen, Schlachten und Verträgen, allenfalls einmal von einer Staatsumwälzung zu erzählen. Die noch unmerklicheren Veränderungen, die in Glauben und Bilden und Wissen oder gar in der Seele und in der Form der Persönlichkeit vor sich gehen, blieben gänzlich unbeachtet.

Während die Griechen nicht über einige bemerkenswerte, aber zuletzt nicht entscheidende Anläufe hinauskamen, hat die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrem begrifflichen Geist hierin zum ersten Male durchgreifenden Wandel geschaffen: die Göttinger Schule hat, wie sie wirkliche Weltgeschichte unternahm, auch der Bevorzugung der Staats- und Kriegsgeschichte ein Ende gesetzt, nachdem Voltaire und Winckelmann und Justus Möser vorangegangen waren. Herders Geist alle Fernen mit dem Weitblick seines Auges, alle Tiefen mit der Hingabe seines Herzens umfassend, empfing einen Plan der Weltgeschichte, der beide Formen der Ausdehnung vereint.[1]

Aber der Gegenstoss der historischen Schule und ihres Zeit- und Geistesgenossen Ranke lenkte wieder vom Begriff und

---

[1] Näher begründet in den Aufsätzen: Die Historiker der Aufklärung, Deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter Herders. (Hardens Zukunft XV [17. Mai 1896] 295 ff., XXIII [16. April 1898] 103 ff.)

vom Denken zum Stoff und zu seiner schärfsten Erkenntnis zurück und es war nur begreiflich, dass man die grossen Erfolge der neuen Forschungsweise dem ältesten und noch eben als einzig angesehenen Arbeitsgebiet der Geschichte zuwandte. Die benachbarten Felder geschichtlicher Forschung blieben nicht unbestellt: aber sie wurden von einer Anzahl neu entstehender Einzelwissenschaften unter den Pflug genommen, die in lockerem oder überhaupt keinem Zusammenhang mit der Geschichtsschreibung standen. Und Ranke nahm noch in das Werk seines hohen Alters wohl hier und da einige Bruchstücke der Glaubens- und Dichtungsgeschichte auf, aber alles übrige geistige Leben blieb ebenso bei Seite wie fast alle Rechts- und Wirtschafts-, Familien- und Klassengeschichte: selbst die innere Geschichte der Staaten ist nie ebenbürtig neben die durchaus bevorzugte Geschichte der auswärtigen, sei es friedlichen, sei es kriegerischen Berührungen der Staaten gestellt.[1]

Jacob Burckhardt und Karl Wilhelm Nitzsch haben, der eine das geistig-seelische, der andere das gesellschaftliche Leben der Völker mit aller Kraft in vielen seiner einzelnen Zweige zusammengeschlossen; Guizot und Buckle haben gleiche Einungen angestrebt; Rudolf Gneist und Gustav Schmoller haben Verfassung und Verwaltung nicht als Einzelforscher, sondern als Geschichtsschreiber dem Ganzen der Entwicklung einverleibt; die mittelalterliche Rechts- und Wirtschaftsgeschichte ist in gleichem Sinne für die Geschichte erobert worden. Lamprechts Ruhm ist es, zum ersten Mal die Gesamtdarstellung einer Volksgeschichte gewagt zu haben, die fast alle Zweige des handelnden und des geistigen Lebens in sich vereinigt und die alte Bevorzugung des Staates zum grösseren Teil überwindet.

Aber noch ist man nicht im mindesten geneigt, aus allen diesen Vorgängen die grundsätzliche Folgerung zu ziehen, dass es eine einheitliche und umfassende Gesamtgeschichte geben

---

[1] Etwas weitherziger klingt die Losung, die Ranke seinem Werk gegeben hat: „Aber ihre (d. h. der Kultur) Entwicklung bildet die durchgreifendste Erscheinung der Zeiten, von welchen eine glaubwürdige Überlieferung vorhanden ist. Nur unvollkommen wird ihr Wesen durch ein einzelnes Wort ausgedrückt. Es umfasst zugleich das religiöse und das politische Leben, die Grundlagen des Rechts und der menschlichen Gesellschaft“ (Ranke, Weltgeschichte I 1 S. VII). Aber ein Blick auf die Ausführung des Plans, die z. B. die bildende Kunst fast nie, die redende mit allem Nachdruck nur für die neuere Zeit der Griechen hervortreten lässt, belehrt, wie wenig geneigt Ranke war, sich den Gedanken gleichmässiger Betrachtung aller Bezirke des Lebens zur bindenden Regel zu machen.

muss und dass der Geist der Zeiten und der Völker nur dann zu gewinnen ist, wenn man aus allen Gebilden der Geschichte den Saft zu pressen sucht.[1] Immer wird die gründende Einzelforschung ihre Arbeit teilen müssen und der nächstliegende — wenn auch gewiss nicht einzige — Grundsatz dieser Teilung ist der der Anpassung an die Bezirke menschlicher Tätigkeit. Staat und Wirtschaft und so fort auf der einen, Glauben und Sprache und Kunst und so weiter auf der anderen Seite. Aber einmal verlangt das eine und unteilbare Leben eine Gesamtdarstellung und sodann ist für das Gedeihen der Einzelforschungen selbst das Bestehen einer solchen Gesamtgeschichte eine Lebensfrage: denn sie bedürfen der Vermittlung, der Vergleichung, der Verbindung ihrer Forschungsergebnisse und ihrer Forschungsweisen auf das dringendste: die neuen Fragstellungen die sich nur so allgemeiner Forschung ergeben, werden sie immer von neuem beleben und es gibt selbst genug einzelne Aufgaben, die zu ihrer Lösung einer Durchbrechung der Schranken zwischen den Einzelgeschichten bedürfen. Vor allem freilich ist eine Gesamtgeschichte um ihrer selbst willen notwendig, damit ein höherer Gesichtspunkt aufgesucht werde, von dem aus alle diese weit auseinander strebenden Einzelentwicklungen als Einheit gesehen werden können.[2]

Dass keine der Einzelgeschichten selbst den Massstab dazu darbieten kann, ist durch die verfehlten Versuche hinlänglich erwiesen. Den Staat zu solchem Mass aller Dinge zu machen, ist einer zweitausendjährigen Übung nicht gelungen und so wird man sich auch heut darum vergeblich mühen. Der Staat ist eine der möglichen Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens, nicht die einzige: er hat nicht immer bestanden, noch wird er immer bestehen. So hiesse es der Gesamtgeschichte von vornherein ein zeitlich-vergängliches Gepräge aufdrücken, wollte man sie unter das Joch des Staatsgedankens beugen. Ja, es ist möglich, fast wahrscheinlich, dass ein zukünftiges Geschlecht durchaus nicht das Übergewicht des handelnden Lebens, also des weiteren Bezirks der ausser dem Staat auch Klasse und Familie, Recht und Wirtschaft in sich begreift, anerkennen wird, das heute den Geschichtsschreibern meist unbewusst als oberster Grundsatz für

---

[1] Zuerst begründet in der Abhandlung Über Entwicklungsgeschichte I: Das Objekt (Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswiss. I [1896] Monatsbl. 162ff.). Kulturgesch. I 8ff. 20ff. 25ff., Ein Versuch begriffsmässiger Geschichtsschreibung (Schmollers Jahrbuch XXI [1901] 721ff.) — [2] Näher begründet in dem Aufsatz Allgemeine und Einzelforschung (Hardens Zukunft L [11. März 1903] 409ff.).

die Verteilung ihrer Teilnahme und ihrer Arbeit vorschwebt. Aber auch der zweite engere Versuch: der alle Geschichte als wirtschaftlich bedingt anzusehen, den die materialistische, richtiger gesagt ökonomistische Geschichtsforschung unternommen hat, muss als gescheitert angesehen werden.[1] So viel Nutzen er der besonderen wirtschaftsgeschichtlichen und aller geschichtlichen Forschung gebracht hat: sein Ziel, den Beweis der Abhängigkeit alles Dichtens und Trachtens der Menschen von Ernährung und Wirtschaft hat er gewiss nicht erreicht.

Soll aber ein höherer Massstab gefunden werden: ein Massstab, der dem handelnden und dem schauenden Leben gleich gerecht wird, so kann er nur dem innersten Kern des Menschen, der Seele, abgewonnen werden. Das Verhalten des Einzelnen, des Ich zu seiner Umwelt, ein Handeln selbst, beherrscht doch gleichermassen alles Ahnen, Bilden, Forschen, wie alles Tun der Menschen. Und wer Geschichte als Kulturgeschichte, d. h. als Geschichte der Ichbildung erkennt, wird eine seltsam feine Stufenleiter der Einzelgeschichten aus ihrer näheren oder ferneren Lagerung um den Kern unseres Ich ablesen können. Alle unmittelbaren Einwirkungen des Fühlens sind ihm am nächsten, so unzergliedert, unverstandesmässig sie sein mögen: so Liebe, Freundschaft, Geselligkeit in jedem höheren Sinne im Bezirk des handelnden, so Glaube, Ton- und Bau- und Zierkunst im Bereich des schauenden Lebens. Als immer weitere, aber auch immer fernere Ringe legen sich Stände- und Klassen-, Rechts- und Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte dort, Bildnerei-, Malerei-, Dichtungsgeschichte hier um den Kern des Kreises. Den Kreisrand aber hält die Forschung als die verstandeskühlste, die auswärtige Staats- und die Kriegskunst als die härteste Form der Lebensbetätigung: Auswirkungen der Seele sind sie doch alle und wer Sachgeschichte und Persönlichkeitsgeschichte gleichermassen in allen diesen Ringen beobachtet, wird finden, dass die lebendigen Menschen als die alle Kreisgürtel quer durchschiessenden Strahlen vom Mittelpunkt fort und auf ihn hin leiten: zu dem untersten innersten Grunde unseres Seins, in dem jedes Schauen, jede Tat in Ahnung empfangen und gezeugt wird, da wo Geist und Seele mit einander Brautnacht feiern. Tausend Ausdrucksformen hat dies innerste Leben, das doch der letzte und in

[1] Vergl. die Erörterung bei Gelegenheit von *Seligman: Economic Interpretation of History* (Schmollers Jahrbuch XXVII [1903] 1122ff.) und in dem Versuch Vergleichende Geschichtsforschung (Hardens Zukunft LIV [27. Jan. 1906] 142). — [2] Ausgeführt in dem Aufsatz Kulturgeschichte (Das literarische Echo, hrsg. von Ettlinger VII [1905] 1671 ff.).

Wahrheit einzige Gegenstand aller Geschichtsforschung ist, aber eine Zwiespältigkeit, eine Gegensätzlichkeit ist in allen ihren Äusserungen am deutlichsten zu erkennen: es ist das Schwanken zwischen den beiden Ausschlagspunkten völliger Hingabe des handelnden Ichs an die Welt als Menschheit, als Gemeinschaft, des schauenden Ichs an die Welt als Bild und ebenso völliger Selbstbehauptung des Ichs der Welt, der Gemeinschaft gegenüber. Dieses Verhalten der Seele soll auf den folgenden Blättern als weitestes Band der Einung um alle Bezeugungen des Lebens der Menschheit geschlungen werden.

Zweiter Abschnitt

Grundbegriffe

Erstes Stück

Der Entwicklungsgedanke

Die überwiegende Mehrzahl der Begriffe, mittelst derer die Geschichtsforschung ihren Stoff zu ordnen hat, sind in Wahrheit aussergeschichtliche. Was Staat und Königtum, was Sonderfamilie oder Gruppenehe, was anhängende oder beugende Sprache, was Adel oder Leibeigenschaft, was Stoff- oder Formenkunst sei, das alles sind Denkgebilde, die die Geschichtsforschung nicht entbehren, die sie aus Not oder in kraftvollem Übergriff über ihre eigentlichen Grenzen selbst formen kann, die ihr aber, bei völlig gesundem Verhältnis der Forschungszweige untereinander als fertige Werkzeuge von der Staats- und Glaubenslehre, von der Sprach-, Gesellschafts- und Kunst-Wissenschaft dargeboten werden müssten. Es sind die Gedankennetze, die im Grunde von den Begriffswissenschaften geflochten, von der geschichtlichen Forschung nur gehandhabt werden müssten, um sie über die an sich unsäglich verworrene und scheinbar endlose Masse des von ihr zu bearbeitenden Stoffes zu werfen. Sehr bald pflegt sich bei Abgrenzung und Festlegung dieser Denkformen zu zeigen, dass dem begrifflichen Nebeneinander, das die hier in Wahrheit oder der Annahme nach hilfreichen Begriffswissenschaften allein kennen, oft ein Nach-, ein Auseinander zugrunde liegt. Zum Beispiel: eine Staatskunde, die eine

vollständige Formenlehre der Verfassung zu geben für ihre Pflicht hält, wird sehr bald erkennen, dass die zahlreichen und sehr abweichenden Gattungen der Königsherrschaft, die sie wird unterscheiden müssen, in einem Ordnungsverhältnis zu einander stehen, das nicht schlechthin begrifflicher, sondern werdensmässiger, gewachsener, entstandener, mit anderem Wort geschichtlicher Art ist. Und so werden Begriffe entstehen, die immer noch die an sich aussergeschichtliche Aufgabe der begrifflichen Denkform haben, deren Gestaltung aber schon von den besonderen Bedürfnissen der Geschichtsforschung beeinflusst ist.

Auch einige grosse Regeln ihres Verhaltens kann die Geschichtsforschung den Begriffswissenschaften entlehnen; so die der vollkommenen Sachlichkeit und Unvoreingenommenheit im Hinblick auf Volkstum oder Glauben oder was sonst sterbliche Menschen zur Parteilichkeit bewegen mag. Man würde zu einer Kunst- oder Rechtslehre kein Vertrauen haben, die im voraus für eine in Glauben oder Staatsgesinnung gefärbte Kunstpartei oder eine ständisch voreingenommene Rechtsauffassung einträte. Und wie völlig dem Sinn der Wissenschaft alle solche Voreingenommenheit widerspricht, wird man inne, sobald man erwägt, es könne eine Sternkunde für unser Sonnensystem oder eine Erdkunde für den eignen Erdteil, eine Tierlehre für die Arten des eignen Landes Partei nehmen, ihre Eigenschaften absichtlich aufhöhen und auf Kosten der anderen rühmen. Seinem Volk wird niemand durch halbbewusste Färbung der Wahrheit dienen, der Ehre des deutschen Namens aber wird sich ein Forscher dann am ehesten würdig erweisen, wenn sein Werk in Wesen und Form ganz deutsch, nicht aber wenn sein Urteil befangen ist, wenn er grundsätzlich deutsches Volkstum höher schätzt als jedes andere, oder die arische Rasse im voraus für stärker erklärt, als alle anderen.

Auch fürchte man nicht, dass diese Sachlichkeit allzu viel Blässe des Urteils herbeiführen werde. Jeder von uns führt so viel unbewussten Besitz von Zeit- und Volksfarbe mit sich, dass seiner Meinung auch dann noch genug Besonderheit anhaftet, wenn er sich der bewussten Vorurteile zu entschlagen trachtet. Und keineswegs wird die Forderung der Sachlichkeit das Gebot der Enthaltung von allem Werturteil in sich schliessen dürfen. Es gibt eine Stufenleiter der Werte, die von Volk und Glauben gleich unabhängig ist, auf die die Menschheit selbst nie wird verzichten dürfen: die der Stärke, Grösse, Schönheit der einzelnen Tat, des einzelnen Volkes oder des einzelnen

Menschen, der sie vollbringt. Auch diese Wertung ist abhängig von Zeit und Volkstum und der Persönlichkeit dessen, der sie ausspricht. Aber auf sie Verzicht zu leisten, würde das Amt des Geschichtsschreibers grau und trostlos machen, würde es zu einer knechtisch unterwürfigen Berichterstattung herabwürdigen und würde ihm die hohe Aufgabe entziehen, die zu erfüllen Stolz und Zauber seiner Arbeit ist: die, einzuwirken auf die Grösse der Menschheit, des Menschen der Zukunft durch die Erinnerung an die Grösse der Vergangenheit. Auch diese Aufgabe liegt nicht im Bereich der Geschichtsforschung selbst, ihr wird nicht erlaubt sein, selbst um ihretwillen auch nur um eines Haaresbreite abzuweichen von der Wahrheit. Aber diese Erzieherwürde leiht der Geschichte eine Wucht und Leidenschaft der Wirkung, die sie mit keiner anderen Wissenschaft teilt und die auszuüben all ihre anderen Ämter nicht schädigt, sondern erhöht.

Nur eine Pflicht der Selbstentäusserung wird der Geschichtsschreiber auch in diesem seinem freiesten und schönsten Tun auf sich nehmen müssen; er soll die Massstäbe dieser Wertung nicht allein nach dem Urteil seines Jahrhunderts und seines Volkstums richten. Er soll vielmehr trachten, seiner Wertung die Wertungen ganz ferner Zeiten, ganz fremder Rassen einzuverleiben. Und wird die Stufenleiter seiner Werte so eine gleitende, veränderliche, so soll man ihn deshalb nicht der Gesinnungslosigkeit zeihen. Denn sein Amt ist, den Reichtum der ganzen Menschheit und aller ihrer Lebensalter zu umfassen, und wer darf sagen, ob nicht manche versunkene Schönheit, manche vergangene Form des Lebens bestimmt ist, wieder einer Zukunft Ziel und Vorbild des eigenen Strebens zu werden.

Unsere Zeit ist vielleicht in keinem peinlicheren Irrtum befangen, als in dem Gedanken ihrer vollkommenen Überlegenheit über alle früheren Stufen menschlicher Entwicklung. Und die Geschichtsschreibung des abgelaufenen Jahrhunderts wirkt dann am kleinlichsten, wenn sie auf die Parteilichkeiten der grossen Ichmässigen unter den Geschichtsforschern schilt und selbst garnicht bemerkt von wie vielen kleinen und grossen Befangenheiten der Zeit, des Standes, des Volkes ihre eigene angeblich unbedingte Voraussetzungslosigkeit eingeengt ist.

Alle diese Forderungen begrifflicher Wissenschaft teilt die Geschichtsforschung mit ihren Schwestern oder entlehnt sie ihnen gar. Darüber hinaus aber wird sie sich der Aufgabe nicht entziehen können, sich Begriffe zu schaffen, die ihr allein angehören, die in Wahrheit und ausschliesslich geschicht-

licher Art sind, das heisst, die das Geschehen, das Werden selbst angehen. Denn keine noch so peinliche Befolgung jener von auswärts entliehenen Denkvorschriften würde ihr eigenstes Bedürfnis nach ordnender Durchdringung, nach begrifflicher Teilung und Zusammenfassung ihres ungeheuren Stoffes befriedigen. Eine Aneinanderreihung der zahllosen Urvölkerschaften, die noch heute einen grossen Teil der Erde besitzen, würde auch dann, wenn sie auf der schärfsten Handhabung aller Rechts- und Staats- und Kunstgedanken, aller dieser Hilfsbegriffe überhaupt beruhte, niemals ein geschichtliches Bild der Urzeitstufe darstellen: sie würde die wohl beschriebene Schilderung eines Nebeneinander, niemals aber ein Nacheinander der Zustände darbieten.

Alle Geschichte ist Werden und so ist das geschichtlichste Amt der Geschichtsforschung, die Verkettung der seienden, der gewesenen Dinge, der Handlungen der Menschen aufzudecken, so ist der vornehmste ihrer Grundbegriffe der, der diese Verkettung wenn nicht zu erklären, doch zu kennzeichnen unternimmt. Der Entwicklungsgedanke — und nur um ihn kann es sich handeln — hat im Laufe der letzten Jahrzehnte so viel Macht über die Geister gewonnen, dass das Vorurteil aufgekommen ist, als sei er völlig begriffen, ja wohl schon so häufig und so lange angewandt, dass es nicht mehr Not tue, sich um ihn zu bemühen oder dass gar die Zeit gekommen sei, eine neue Losung für die wissenschaftliche Arbeit auszurufen. In Wahrheit ist das Gegenteil richtig. Der Gedanke entwickelnder Geschichtsforschung hat in manchen Teilen des weiten Gebietes geschichtlicher Arbeit den Sieg errungen, in manchen aber wissen die Forscher von ihm noch kaum und in der Gesamtheit sind seine Forderungen noch weit entfernt von grundsätzlicher Geltung, von durchgebildeter Festsetzung neuer Forschungsweisen. Über sie wird von den Geschichtskundigen noch viel gedacht, nach ihnen wird noch viel mehr gehandelt werden müssen, ehe von ihrer vollkommenen Herrschaft die Rede sein kann.

Entwickelnd ist die Geschichtsauffassung, die soweit das Vermögen menschlicher Einsicht reicht die Verknüpfung der Ereignisse und der Menschen unter sich in die Ferne und in die Tiefe zu erkennen sucht. Man wird einwenden, es sei keine geschichtliche Auffassung möglich ohne das, und dennoch hat die Geschichtsschreibung, um zu dieser Aufgabenstellung durchzudringen, ebenso langer Jahrtausende bedurft, wie zu der Zielsetzung einer wahrhaft weltgeschichtlichen und einer wahr-

haft gesamtgeschichtlichen Auffassung. Allerdings dem Begriff der Verknüpfung muss dabei alle Wucht, aller Nachdruck gegeben werden, der ihm überhaupt innewohnen mag: er reicht gleichermassen in die Weite wie in die Tiefe: er will die längsten Ereignissreihen als Einheit sehen und die innersten Ursachenzusammenhänge zwischen den nahe benachbarten Tatsachen aufdecken; kurz er will jede Tat, jeden Mann immer nur als Glied einer Kette sehen, will mit dem geschichtlichsten aller Geschichtsgedanken mit der Vorstellung des Werdens den denkbar tiefsten Ernst machen.

Der Ursprung aller Geschichtsschilderung ist sicherlich der einer rein beschreibenden Darstellung der einzelnen Tatsachen, der einzelnen Menschen um ihrer selbst willen. Und man kann noch heute nicht sagen, dass die geschichtliche Arbeit zum grösseren Teil diesen Grundzug verloren hätte.[1] Die Bevorzugung der äusseren Staatsgeschichte, wie sie aus derselben seelischen Quelle hervorgegangen ist, aus der Freude am Farbigen, Erregenden, so hat sie auch den Blick der Geschichtliebenden am wirksamsten abgezogen von den verborgenen und von den weit reichenden Verkettungen. Wohl ging sie, indem sie auf ihrem Wege fortschritt, allmählich dazu über, den Ursachen der einzelnen Handlungen nachzuspüren, aber sie fand ihr Bedürfnis in diesem Betracht gestillt mit einer Art kurzatmiger Ursachenverbindung der Tatsachen, die ihr bis auf den heutigen Tag als Gewohnheit anhaftet. Wie die Entschlüsse der Könige, der Feldherren von Tag zu Tag oder von Jahr zu Jahr verursacht sind, wie eine Schlacht sich an die andere, ein Vertrag sich an den andern reiht, das darzulegen ist ihr von des Herodotos und Thukydides Zeiten her eine geliebte und auf ihren Gipfeln mit grosser Feinheit und Sorgfalt gepflegte Kunst geworden. Aber sie ist niemals auf den Gedanken gekommen, aus den einzelnen Handlungen eines Zeitalters auf seine Handlungsweise zu schliessen, daraus grosse Zustandsbilder zu entwerfen und nun aus einer Reihe solcher Zustandsbilder die Geschichte des auswärtigen Verhaltens der Völker in einer Folge von Jahrhunderten herzustellen: was einer entwicklungsgeschichtlichen Erforschung dieser Bezirke des handelnden Lebens als das letzte, ja als das einzige Ziel ihres Mühens gelten müsste. Denn erst dann

[1] Zuerst sind diese Gedanken, wenngleich in noch nicht völlig sicheren Umrissen dargelegt in der Abhandlung: Über Entwicklungsgeschichte II: die Methode (D. Ztschr. f. Geschichtswiss. I [1896] Monatsbl. 193—211), später in der Selbstanzeige: Ein Versuch begriffsmässiger Geschichtsschreibung (Schmollers Jahrb. XXV [1901] 725ff.).

wäre Wert und Eigentümlichkeit jeder einzelnen Handlung, jedes einzelnen Trägers auswärtiger Staatskunst festzustellen und andererseits aus tausend Einzelheiten das entscheidende Gesamtbild zu gewinnen. Ja selbst Fortschritte in anderer Richtung haben durch Verluste in diesem Stück bezahlt werden müssen. Als eine scharfsinnige Forschungsweise zur Herausstellung auch der einfachsten und äusserlichsten Tatsachen herausgebildet worden war, vergass man der grösseren Zusammenhänge vollends. Man hielt die Mühsal, die man für die Erlangung des Nachrichtenstoffes aufgewendet hatte, für hinlänglich und entschlug sich, wenn man sie überstanden, um so eher jeder ferneren Überbauung dieser festen Grundlage mit weiteren Zusammenhängen.

Der Wandel kam auch hier von den benachbarten Begriffswissenschaften. Ihnen kam es ihrer ungeschichtlichen Natur nach auf die Zusammendrängung der Tatsachen in eine Fläche — die ihres rein begrifflichen Grundnetzes — unter Hintansetzung jedes Zeitunterschiedes an. Und so haben etwa seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Rechts-, Kunst- und Wirtschaftslehre gewetteifert für die Geschichtsreihen, die sie beherrschen, eine Entwicklungsgeschichte zuerst anzubahnen, dann zu schaffen. Denn das ist eine Seltsamkeit und Schönheit zugleich in der Geschichte unserer Wissenschaft, es war leichter von der begrifflichen und an sich ungeschichtlichen, unperspektivischen Zusammendrängung auf eine Fläche — ein Niveau — zu einer Austiefung dieser Fläche nach rückwärts in die Zeiten hinein zu gelangen und so zwar geschichtlich, aber doch auch einheitlich, in Zusammenfassung weiter Zeitstrecken zu einem Ganzen zu sehen, als von dem trockenen und gar nicht oder nur oberflächlich zusammenhängenden Nacheinander der damaligen eigentlichen Geschichtsschreibung zu einem wirklichen Auseinander entwickelnder Darstellung. Aus dem gleichen Grunde aber wurden alle die Gebiete geschichtlichen Neulands, die erst zur selben Zeit sich dem Bezirk der eigentlichen, d. h. der äusseren Staatsgeschichte angliederten, früher von Entwicklungsgedanken berührt und teilweise bezwungen, als dieser selbst.

Dazu kommt noch eine andere rein begriffliche Eigentümlichkeit der meisten dieser neuen Geschichtsgebiete, die ihnen vor dem alten der Staatsgeschichte einen Vorzug verlieh. Rechts- und Wirtschaftsgeschichte erzählen ihrer Natur nach von Massenvorgängen, die kaum anders als zusammenfassend, entwickelnd darzustellen sind; die Geschichte der Staaten und der Könige aber war von jeher durch die verhältnismässig ge-

ringe Zahl der sie wirklich oder scheinbar allein Bestimmenden in die Lage versetzt, die Ereignisse, die Menschen allesamt jedes und jeden für sich um ihrer selbst willen abzuschildern und dieser Sachverhalt hat bis auf den heutigen Tag vielleicht mehr als alles andere dazu beigetragen, sie auf dem Standpunkt wesentlich beschreibender Darstellung verharren zu lassen. Man gelangt viel eher dazu, hunderttausend Kaufverträge zu einer Form zusammenzuschliessen, als hundert Staatsverträge, obwohl Staatsverträge vielleicht ebenso einheitlich in der rechtlichen Form sind, in Wesen und Haltung ihres Inhalts, wie die Kaufverträge und diese nicht minder mannigfaltig im nebensächlichen Inhalt, wie jene.[1]

Jede der hier vorgenommenen Trennungen ist willkürlich. Alle Reihen der Gesamtgeschichte setzen sich aus Einzelhandlungen zusammen. Dass man sie dort, wo sie wie in Rechts- und Wirtschafts-Entwicklung zu Tausenden und Millionen Einzelfällen anwachsen, zu Gesamtbildern zusammenzieht, dass man dann Handlungsweisen, nicht Einzelhandlungen schildert, begründet keinen Wesensunterschied dieser Bezirke der Geschichte von den andern, in denen man — heute — Einzelhandlungen zu schildern pflegt, weil sie an Zahl viel geringer sind, wie in der Geschichte der auswärtigen Staats- und Kriegskunst. Der Gegensatz ist lediglich durch diese zahlenmässige Verschiedenheit entstanden. Die Schwäche aber liegt nicht auf Seiten der Zustands- und Kultur-, sondern bei der eigentlichen und Handlungsgeschichte, die ihrerseits noch nicht die Kraft gefunden hat, Bilder der Staatskunst eines Zeitalters zu entwerfen, irregeleitet durch die Übersehbarkeit der einzelnen Handlungen, aus denen sie gebildet ist, deren grössere Wichtigkeit aber nicht durch ihre geringere Zahl erwiesen werden kann.

So ist nur begreiflich, dass dieselben grossen Forscher, die jene glücklichen Eroberzüge in das Land der Rechts- und Wirtschafts-, der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte antraten, auch dem Entwicklungsgedanken die meisten und fruchtbarsten Siege errangen. Einen der stärksten Antriebe hat die Wirtschaftsgeschichte und zwar früher noch die sozialistische begriffliche, als die gemässigt-bürgerliche erfahrungsmässig verfahrende gegeben. Und es ist bezeichnend, dass Mommsen die Gesamtgeschichte der Römer, in der der äusseren Staatskunst

---

[1] Näher begründet in der Abhandlung Einzigkeit und Wiederholung geschichtlicher Tatsachen (Schmollers Jahrbuch f. Gesetzgebung XXVIII [1904] 9 ff.).

ein grosses Übergewicht eingeräumt ist, wesentlich beschreibend abfasste, da er doch in seinem Römischen Staatsrecht eines der Meisterwerke entwickelnder Geschichte früherer Stufe schuf. Ranke aber blieb der grosse Schilderer: seine Geschichtsbilder ziehen weite Linien, aber sie umspannen die Zeiträume nur gelegentlich zu inneren Einheiten. Vergleicht man seine Beiträge zur Verfassungsgeschichte der spanischen Reiche mit der englischen Verfassungsgeschichte Gneists, so wird man inne, wie bei Ranke eine Fülle von Einzelheiten an einander gereiht, wie bei Gneist die grossen Verkettungen mit sicherer Kraft über den Wirrwarr der besonderen Tatsachen als haltendes Netz gebreitet sind: ein artvertretender Fall des Gegensatzes beschreibender und entwickelnder Geschichtsdarstellung, so gewiss auch die Forschungsweise Gneists in ihrer eigenen Richtung vielfacher Steigerung und Verdichtung fähig war. Fast alle Zweige der Gesellschaftsgeschichte, die neuen der Familien- und Klassengeschichte, so gut wie die älteren der Rechts- und Wirtschafts- und Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, sind heute in höherem oder geringerem Masse dem Entwicklungsgedanken unterworfen; nur die Geschichte des auswärtigen Verhaltens der Völker widersteht noch. Selbst bei dem neuesten der Geschichtsschreiber grossen Zuges, bei Lamprecht, der seine Gesamtgeschichte des deutschen Volkes sonst durchaus als Entwicklung aufgefasst hat, bildet sie noch eine starre Schlacke in dem sonst wohl durchgeglühten Eisenfluss. Man hat in diesem Bezirk der Geschichte noch kaum versucht die einzelnen Reihen zusammenzuordnen — etwa das Verhalten eines Volkes zu einem bestimmten anderen in einer Anzahl von Jahrhunderten, geschweige denn dass man zur Auflösung der unübersehbaren Massen von Einzelhandlungen in eine Folge von Bildern der Handlungsweise gelangt wäre, die doch überall sonst das Ergebnis des entwicklungsgeschichtlichen Verfahrens gewesen ist.[1] Der alte Irrtum Heinrich von Treitschkes, der dem grossen Farben- und Bildnismaler der deutschen Geschichtsschreibung doch so wohl anstand, hat noch immer Geltung:

[1] Um ganz deutlich zu zeigen, worauf die obige Forderung abzielt, sei verstattet auf die Versuche werktätiger Ausführung dieses Gedankens zu verweisen (Kulturgeschichte der Neuzeit II 2 [1901] 725—751, 835—885 mit den Fortsetzungen: Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus, Steinhausens Zeitschr. f. Kulturgesch. VI (1899) 411 ff., VII (1899) 81 ff. und Das erste Vierteljahrhundert europäischer Politik im Zeitalter der Renaissance; Allgem. Zeit., Beil., hersgg. von Bulle 17, 18, 19. Jan. 1900).

Kulturgeschichte ist Zustandsgeschichte, die eigentliche Geschichte aber hat es mit Taten zu tun. Die Wahrheit aber ist, dass alle Geschichte fliessende Zustandsgeschichte sein muss.

In seltsamer Verschiedenheit haben sich die Teilwissenschaften der Geistesgeschichte dem Entwicklungsgedanken gegenüber verhalten. Winckelmanns wegeweisendes Vordringen hat die Geschichte der bildenden Künste fast von Anbeginn zu einer Geschichte der Stile und Schulen, also der Kunstweisen, nicht der Künstler und der Kunstwerke werden lassen. Hier war mithin von vornherein die Handlungsweise der einzelnen Handlung übergeordnet und Jacob Burckhardt hat in seiner Baukunst der Renaissance diese Forschungsweise vielleicht bis zur Vollkommenheit geführt. Glaubens- und wenn nicht alle Wissenschafts- so doch Philosophiegeschichte sind von Strauss und Baur, von Holtzmann und Wellhausen, von Harnack und Dilthey die gleichen Bahnen vorwärts geführt, alle Sprachgeschichte ist von Jacob Grimm an im selben Sinn geleitet worden. Überall hat man die tief gegründete Einzelforschung mit weiten Sichten, grossen Rahmenfassungen zu verbinden gewusst, immer feinere Werkzeuge ausgebildet um den letzten und im Grunde einzigen Zweck entwicklungsgeschichtlicher Arbeit zu erreichen: die einzelnen Schichten des Geschehens von einander zu sondern. Andere Bezirke der Geistesgeschichte, viele einzelne Gebiete der Wissenschafts-, vor allem aber die Dichtungs-, die Schrifttumsgeschichte haben sich ganz oder zu einem grossen Teil dem Eindringen des Entwicklungsgedankens entzogen. Die etwas handfestere Stofflichkeit der redenden Kunst, die Fülle der hier stärker in den Vordergrund dringenden Lebensbeschreibungen der Künstler mag dies bewirkt haben; auch Wilhelm Scherer, als Sprachgeschichtsforscher durchaus vom Entwicklungsgedanken beherrscht, wie beschreibend ist er doch in seiner Geschichte der deutschen Dichtung verfahren, wie weit bleibt er bei aller Farbigkeit der Einzelschilderung doch entfernt von einer Verfolgung der Kunstweisen, der Kunstformen, der Schulen, der Einflussverkettungen.

Aber wären auch alle Tatsachenreihen des handelnden wie des schauenden Lebens in Entwicklungen aufgelöst, so würde noch immer eine grosse Gruppe geschichtlicher Stoffe unberührt bleiben, auf die doch ausserordentlich viel ankommt und die man dem Entwicklungsgedanken zu unterwerfen bis auf den heutigen Tag nie auch nur geplant hat; es ist die Geschichte der Menschen, der Handelnden, der Schauenden, insonderheit der Grossen, Starken, Führenden. Diese Geschichte des Lebens

der Einzelnen ist nicht nur von jeher selbst rein beschreibend aufgefasst worden, nein, sie ist auch in allen Bezirken der Geschichte die festeste Stütze für die Aufrechterhaltung der beschreibenden Darstellungsweise geworden. Und dennoch ist begrifflich ebenso notwendig, wie durch die Tat ausführbar, dass die Persönlichkeitsgeschichte im selben Sinne in Entwicklungsreihen umgesetzt werde, wie alle Sachgeschichte.

Der gründende Gedanke für eine solche Auffassung ist der, dass auch die Form der Persönlichkeit sich überliefert, sich vererbt; dass Blut- und Wahlverwandtschaft auf allen Höhen des Lebens die Reihen der grossen Führenden wie Herrschergeschlechter sich folgen lassen, die wie die wirklichen der Throne Familientypen aufweisen. Die Kurven, die sich in der Geschichte des starken Einzelnen ziehen lassen, haben Senkungen und jähe Hebungen, wie die jeder Sachgeschichte, notwendig ist nur diese langen Linien zu ziehen und so allein lassen sich Eigentümlichkeit und Abhängigkeit, Neuerung und Nachahmung an den Persönlichkeiten in demselben Sinn scheiden, wie in der Geschichte der grossen Tatsachenzusammenhänge.[1] So erst wird möglich sein, an die Stelle einer Anzahl von locker und stets unterbrochen aneinander gefügten Lebensbeschreibungen lange eng geschlossene Ketten von Persönlichkeitsformen zu setzen, und nicht die Geschichte der Könige, der Dichter, sondern des Königs, des Dichters einer Zeit zu schreiben.

Als die Regel einer solchen Persönlichkeitsgeschichte wird zu gelten haben, dass sie nicht aus Grundsatz, sondern um der Wichtigkeit willen nur die starken Einzelmenschen in Rücksicht zieht[2]: nach den Niederungen der Massen hin wird sie natur-

---

[1] Eine nähere Begründung findet man in der Untersuchung Einzigkeit und Wiederholung geschichtlicher Tatsachen (Schmollers Jahrbuch f. Gesetzgeb. XXVIII [1904] 24–36). Von werktätigen Ausführungen findet sich eine erste Andeutung, jedoch nur in leisen Umrisslinien bei Gelegenheit der Schilderung der römischen Staatsführer von Tiberius Gracchus bis auf Caesar (Kulturgeschichte II 1 [1901] 416ff., 418 f.) Eingehendere Darstellungen solcher Reihen von Persönlichkeiten habe ich bisher nur in Vorlesungen geben können. Das einzige Beispiel das der hier begonnene Teil enthält (im fünften Buch: Nordostamerikaner, Abschnitt Persönlichkeit) konnte dem Wesen auch hoch entwickelter Urzeitvölker und der beschränkten Überlieferung nach nur erst bruchstückhaft ausfallen. — [2] Die Frage nach dem Anteil von Mann und Masse, d. h. der Wenigen, Starken und der Vielen, Schwächeren an der Geschichte, die damit berührt ist, über die hier aber noch kein Wort gesagt werden soll, findet man vorläufig erörtert in dem Versuch: Die erste Renaissance des germanischen Kunstgeistes II: Mann und Zeit (Neue deutsche Rundschau herausg. von Bie XIII [1902] 1025 ff.) und in der Abhandlung: Einzig-

gemäss in Sitten-, Familien-, Klassengeschichte übergehen. Sodann wird sie immer die gleichen Fragen zu fragen haben, um Gemeinsamkeit und Verschiedenheit der zu vergleichenden, zu verbindenden Persönlichkeiten herauszustellen. Ferner wird sie niemals bei einer Geschichte des Königs, des Feldherrn, des Künstlers, des Forschers in einem bestimmten Zeitalter in dem Sinne stehen bleiben dürfen, dass sie von den Menschen nur als Trägern ihrer Taten redet, sondern sie wird im Gegenteil ihre Werke nur als die Urkunden ihrer Persönlichkeit auffassen dürfen und den Menschen Dante, den Menschen Michelangelo schildern und die Geschilderten in Beziehung, in Reihen bringen müssen. Endlich wird sie auch den Kern der Lebensgeschichten der Einzelnen, der selbst wieder eine Entwicklung bildet, umfassen müssen; sie wird auch den Stufengang des starken Ichs innerhalb seines Einzellebens ihren Kettenvergleichungen einverleiben müssen.

Von den grossen Rahmenvorstellungen, zu der jede Gesamtgeschichte drängt, wird man fordern müssen, dass ihr Sinn nicht allein allen Sachgeschichten, nein auch dieser Persönlichkeitsgeschichte übergeordnet ist und sie zu umspannen vermag. Die Gesamtanschauung der Geschichte, die Zeitalter und Strömungen vorwiegenden Persönlichkeitsdranges und vorwiegenden Gemeinschaftstriebes, vorwiegender Ichbehauptung und vorwiegender Ichhingabe unterscheidet und nach ihnen die Räume der Zeiten, der Geschichte teilt, wird dieser Forderung in besonders hohem Masse gerecht,[1] denn sie ist selbst unmittelbar auf die Persönlichkeitsgeschichte, aber erst mittelbar auf alle Sachgeschichte anzuwenden. Die Kurven der Persönlichkeitsgeschichte werden den sichersten Anhalt gewähren für die weiteren Linien, die diese gesellschaftsseelische Wertung aller Geschichte, des handelnden wie des schauenden Lebens zu ziehen trachtet.

Wie aber verhält sich der Begriff der Entwicklung zu diesem weitverzweigten Netze gedanklicher Forderungen an die werktätige Geschichtsschreibung und welcher Forschungsmittel muss er sich bedienen, um sie zu verwirklichen? Der Begriff der Entwicklung ist auf drei Urbestandteile zurückzuführen: er enthält erstlich die Vorstellung der Veränderung, des Anders-

---

keit und Wiederholung geschichtlicher Tatsachen, III: Mann und Zeit (Schmollers Jahrbuch XXVIII [1904] 37ff.). — [1] Vergl. o. S. 41f. und u. Einl. III 3 Stück 2, Kulturgeschichte (I [1900] 248—285) und die Abwehr einiger dagegen von Lamprecht (Litt. Centralblatt, herausg. von Ed. Zarncke 14. Dez. 1901) erhobenen Einwendungen in der Untersuchung Massstäbe der Geschichtswissenschaft (Hardens Zukunft XL [5. Juli 1902] 22ff.).

werdens, er behauptet zweitens eine Verursachtheit des neuen Zustandes durch den alten, d. h. also eine Selbständigkeit, eine Selbstgenügsamkeit, eine Unabhängigkeit dieser Tatsachenreihe von jeder anderen, ja drittens, ein pflanzenmässiges Wachstum, so dass teilweise der neue Zustand gleich dem alten ist, wie der Stoff der Blüte teilweise gleich dem der Knospe ist.[1]

Hier ist nicht der Ort nachzuweisen, inwiefern jede denkbare Form der Sach- oder Persönlichkeitsgeschichte, der Geschichte des handelnden oder schauenden Lebens diese drei Merkmale aufweist, aufweisen muss. Nur darauf sei verwiesen, dass der zweite Teilbegriff, der der Verursachtheit und Selbstgenügsamkeit recht nur unter gewissen Voraussetzungen zu verstehen ist. Die Verursachtheit der aufeinander folgenden Ereignisse ist für die allgemeine Erkenntnislehre nur eine Voraussetzung, eine Unterstellung unseres Verstandes, der immer nur ein Nacheinander, nie ein Wegeneinander der Dinge sehen und also auch beweisen kann. Und so wird in Wahrheit sich die Geschichtsforschung nur mit der Zusammenordnung der Ereignisse nach ihrer wahrscheinlichen Verursachtheit, d. h. im wesentlichen nach ihrer gedanklichen Zusammengehörigkeit begnügen müssen. Der Entwicklungsgedanke ist weit mehr ein Grundsatz der Ordnung als der erweisbaren oder gar erwiesenen Ursachenverkettung. Da aber nicht allein all unser Erkennen, nein jede auch die kleinste Handlung unseres äusseren Lebens von der Richtigkeit dieser Annahme, von der Gewissheit der ursächlichen Verkettung der Dinge abhängt — so dass die Klinke uns auch wirklich die Tür öffnet, wenn wir sie drücken und an uns ziehen — so kann die Geschichtsforschung sich bei diesem Sachverhalt beruhigen.

Und noch ein Zweites: die Eigenwüchsigkeit, die Selbstgenügsamkeit jeder Entwicklungsreihe ist nicht unbedingt zu verstehen. Kein einziger der Zweige, in die heute das tätige Leben und mit ihm die Geschichtsforschung, das Dichten und Trachten der Menschen zerteilt hat, ist in dem Sinne unabhängig und vereinzelt zu denken, dass er wirklich für sich ohne die

[1] Man vergleicht hierzu vielleicht die in manchen Stücken ähnliche in anderen abweichende Darlegung bei Bernheim (Lehrbuch der historischen Methode [4 1903] 26ff.). Dass der erste ernsthafte Versuch, der gemacht worden ist, die Wege und die Ziele der Geschichtsforschung zu bestimmen, grundsätzlich für die Überlegenheit der entwickelnden über die beschreibende eintritt, wenngleich er noch nicht einmal alle Folgerungen aus dieser allgemeinen Stellungnahme gezogen hat, das sollte zu denken geben. Freilich lässt er die höhere beschreibende Art, etwa Rankes, als entwickelnd gelten.

tausend Fasern bestehen könnte, die ihn mit dem Stamm des einen und unteilbaren Lebens und allen seinen anderen Ästen verbinden und ihm täglich und stündlich neue Säfte zuführen. Darüber hinaus aber besteht gewiss das Wesen einer rechten Entwicklungsreihe darin, dass sie in der Hauptsache aus sich selbst zureichend zu erklären ist. Jede Verfassungs- oder jede Malereigeschichte eines starken Volkes etwa wird so ein Leben für sich führen und das Gesetz seines Wachstums aus sich selbst empfangen, nur dass freilich Beeinflussungen, Kreuzungen, Störungen, ja selbst tödliche Vernichtung durch andere Entwicklungsreihen, durch den Begriff der Entwicklung so wenig ausgeschlossen sind, wie durch das Leben selbst, das tausend Beispiele solcher Einwirkung von aussen darbietet. So ist es denn ein allzu billiger Einwand gegen den Entwicklungsgedanken überhaupt, wenn man darauf hinweist, jede äussere Staatsgeschichte etwa sei durch die innere bedingt und so fort. Der Vergleich mit der Pflanze und ihrem Wachstum, zu dem schon das schöne und tiefe Wort in unserer Sprache hinführt, ist ein Gleichnis und darf nicht gepresst werden. Aber selbst er sollte daran erinnern, dass man edle auf wilde Rosen, ja Birnen auf Dornbüsche aufpfropfen kann, und dass es nicht gegen die Wahrscheinlichkeit des Wachstums eines Bäumleins spricht, wenn es schon als schwaches Reis gebrochen wurde.

Allen drei Urbestandteilen des Grundbegriffs der Entwicklung ist gemeinsam, dass sie mit gleicher Kraft auf das eine vornehmste Werkzeug hinweisen, das sich entwickelnder Geschichtsforschung zuerst und zuletzt und immer wieder anbietet. Weder die Veränderung, noch die Ursachenverkettung, noch die Teilgleichheit — die partielle Identität — einer Reihe von Tatsachen lässt sich erkennen ohne das unermüdlich und in immer wieder neuen Formen angewandte Mittel des Vergleichs. Entwickelnde Geschichtsforschung ist vergleichende Forschung. Denn da alle Beobachtung geschichtlichen Werdens auf dem Gegensatz von Neuerung und Nachahmung, von Einzigkeit und Wiederholtheit der Tatsachen und der Persönlichkeiten zurückführt, so können gar nicht genug Arten und Unterarten des Vergleichs ausfindig gemacht werden: ein Nebeneinander — etwa der einzelnen Volksgeschichten, um die Beeinflussungsmöglichkeiten sicher zu stellen — ein Nacheinander, nicht nur rückwärts in die Vergangenheit, nein auch vorwärts gegen die Gegenwart hin, um die Bedeutung einer Neuerung allen späteren Zeiten gegenüber festzustellen und so fort. Und da der Vergleich den beiden letzten Forschungszielen aller Geschichts-

schreibung ganz gleichermassen entgegenführt: der Feststellung der weitesten Gemeinsamkeiten, etwa weltgeschichtlicher Gesetze, und ebenso der Erkenntnis der zartesten und feinsten Besonderheit, etwa einer Künstlerpersönlichkeit, oder der seelischsten Eigentümlichkeit einer Rasse eines Volkstums, so beruht alle Kraft, alle Zukunft der Geschichtsschreibung auf ihm.

Eine so gewaltige Gewachsenheit wie die Entwicklung der Menschheit wird nie durch verstandesmässige Zergliederung, durch begriffliche Abgezogenheiten, wird voll nur im Bilde angeschaut werden. So verfährt die Sprache, die noch keinen abgezogenen Gedanken anders als durch ein greifbares, buntes, gewachsenes — konkretes — Wort ausdrückte, d. h. durch ein Gleichnis, ein Bild. Das Wort Entwicklung gibt unserem Schauen selbst ein wertvolles Bild, aber es ist ein wenig dünn: es ist zart wie sein Klang, und schmal wie ein Lilienstengel, aus dessen Stamm wir die Blätter, aus dessen Knospe wir die Blüte hervorbrechen sehen. Der Hergang aber, der durch dies allzu schmächtige Wortbild widergespiegelt werden soll, ist breit und mächtig, breiter und mächtiger als irgendeiner in den Grenzen der Menschheit: weit und tief wie das Meer; oft unmerkbar hinfliessend wie ein starker Strom, der sich verweilt und für eine Strecke seines Laufes sich in einen See zu verwandeln scheint, dann wieder brausend und die Luft auf Meilen mit seinem Donner anfüllend, wie jene königlichste der Stromschnellen die die Wasser des einen Sees in das Becken des anderen fallen lässt; oft sanft, aber stet und unendlich verteilt wie das Spriessen in den tausend Blättern eines Eichenastes an einem Baume der tausend Äste, in einem Wald der tausend mal tausend Bäume zählt, und dann wieder reissend stark, mit undenklicher Kraft und undenklicher Schnelligkeit über ein Weltmeer und doch in einem dünnen Drahte hinschiessend, wie der elektrische Funke, der das Länder verbindende Kabel durchsprüht; oft einfach wie der Knoten, den die Hand eines Kindes schnürt und dann wieder zusammengesetzt, wie der Fabriksaal, in dem tausend Menschen tausend der feinsten Werkzeugmaschinen bedienen, oder — verwickelter — wie das millionenteilige Triebwerk der Nerven-, der Blut-, der Säftebahnen unseres eigenen Leibes, oft einfach und durchsichtig wie die Gedanken eines unschuldigen Knaben, dann wieder geheimnisvoll und nie durchdringlich wie die Botschaft eines mystischen Glaubens. Das alles ist Entwicklung.

Die Stärken des Entwicklungsgedankens sollen seine Schranken nicht vergessen lassen. Eben die rücksichtslose Ver-

folgung aller Entwicklungsreihen der frühen Menschheit in immer weiter rückwärts liegende Vergangenheiten führt in die undurchdringlichen Dämmerungen im Beginn aller Geschichte, die folgerichtige Aufsuchung der nächsten Ursachenverknüpfung in das fast noch dunklere Land der Seele: jedesmal also leitet dieser schöpferische Gedanke zu den Grenzmarken zwischen Wissen und Nichtwissen, immer weist er in Fernen und in Tiefen, von denen die stärksten Wirkungen auf die erkennbare Geschichte unseres Geschlechts ausströmen und von denen wir doch nie wissen werden. Aber soll man den Entwicklungsgedanken darob schelten, soll man ihn nicht eher darum rühmen? Es sind nicht enge Vorfechter des Glaubens, die gegen die Forschung eifern, weil sie nach allen Seiten zu unübersteiglichen Schranken führe. Aber sie sollten erwägen, dass Glauben und Wissen im Tiefsten so weit wesensverwandt sind, dass sie nur Bruchstücke des Seins erhellen.

Und vielleicht ist aller zarteste Reiz der Forschung daran gebunden, dass sie rings von Rätsel und Dunkel umgeben ist. Es gibt nicht allein eine Halbbildung, es gibt auch eine Halbwissenschaft, die das leugnen will; die von allen Fäden des Seins das kurze und das lange mit Händen zu greifen glaubt. Alle wahre Forschung wird freilich unermüdlich den Kampf gegen das Dunkel der ungewussten Dinge führen; aber dies ist ein Streit, in dem Sieg und Niederlage gleich schön sind, und die Schauer des Unwissbaren, die uns durchrieseln, sind eines der köstlichsten Güter nicht nur des Lebens, nein, auch des Forschens. Die lockendste der Naturwissenschaften — in Wahrheit auch eine Naturgeschichte — die Sternkunde hat dies erforscht: dass das Leben der Menschheit auf diesem Stern an den Zeiträumen gemessen, die für ihn und seinesgleichen gelten, ein kurzer Augenblick zwischen einem ersten und einem zweiten Aufflammen ist, und dass jede dieser beiden Entflammungen für den Himmelskörper selbst wohl strahlendes Leben, für alle Wesen auf ihm aber Nacht und Tod bedeuten. Diese Erkenntnis ist Sinnbild und Zeichen alles unseres Forschens, wie unseres Lebens: vor uns, hinter uns, ringsum Nacht und Dunkel: in nächster Nähe doch das leuchtende Aufblitzen eines Meers von Licht und Tag und Sonne: von Leben und von Wissen um das Leben.

Zweites Stück

Die Stufenfolge der Zeiten

Die Bilder alles Strömens, Fliessens, Wachsens, der Gedanke der Entwicklung selbst, sie entsprechen der Wirklichkeit aller Geschichte bei weitem am meisten. Und wäre unser Auge so stark, unsere geistige Netzhaut so weit, um den Hergang der Weltgeschichte oder auch nur beträchtlicher Teile von ihr mit einem Blick zu umfassen, so würde in uns das wahrste Spiegelbild entstehen. Aber von solcher Kraft sind wir ach, wie weit entfernt und es ist nötig den Stoff, um nur seiner Meister zu werden, zu teilen und zu zertrennen und zu zerschneiden. Ja diese Aufgabe bauender, ordnender Wissenschaft würde dem Forscher auch dann noch auferlegt bleiben, wenn er jenes Spiegelbild der getreuesten Beschreibung wirklich darbieten könnte: denn wir würden zahllose Wiederholtheiten massenhafter Vorgänge, unendlich viele leise Abweichungen und Unähnlichkeiten nicht zu kennen, sondern durch Vereinfachung und Zusammenfassung ersetzt wünschen, auch wenn wir sie erkennen könnten.[1] So wie das Nebeneinander der Bezirke, in die wir das Leben und seine Geschichte teilen, ein Ergebnis begrifflicher Gruppenbildung ist, so ist auch unumgänglich das Nacheinander der Entwicklungen in Strecken zu zerlegen. Notbehelfe sind sie beide, und mit mehr als einer Vergewaltigung der Wirklichkeiten verknüpft. Aber es ist nicht abzusehen, wie wir ohne diese Kunstgriffe des Verstandes je den Wirrwarr beherrschen sollten, der uns ohne sie in tausend mal tausende von einzelnen Bruchstücken zerfallen würde.

Von jeher hat sich den Geschichtsschreibern ein Ordnungsmittel dargeboten, das von den Anfängen bis in die letzte Ausgipfelung geschichtlicher Forschung als ausreichend angesehen worden ist: die Zeitfolge. Aber so gewiss sie das A und das O aller Denk- und Ordnungstätigkeit der Geschichtsschreibung als der Wissenschaft vom Nacheinander der menschlichen Dinge sein muss, so gewiss ist die äusserliche und allzu einfache Anwendung dieses Werkzeuges, zu der seine überaus bequeme Bereitschaft verführt hat, ein Missbrauch. Die Zeitfolge der Ereignisse konnte mit vollem Recht und Nutzen angewandt werden, so lange man nur die einzelnen Tatsachen buchen, sie in keinerlei

[1] Vgl. Aufgaben und Massstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung (Kulturgeschichte I) 217—223.

inneren Zusammenhang mit einander bringen wollte. So haben die ältesten Jahrbuchschreiber aller Völker ehrlich und bescheiden getan und es ist sehr zu bedauern, dass das Jahrbuch in höherer Form nicht auch heute noch gepflegt wird. Nur dadurch ist die höchst wichtige Nebeneinanderstellung wirklich gleichzeitiger Ereignisse möglich, aus der der Geschichtsforscher allein die so ganz feine und kaum greifbare geistige oder gesellschaftliche Gesamtstimmung eines einzelnen Zeitpunktes sich wieder erstehen lassen kann, wenn auch immer noch blutlos und fragwürdig genug. Es müsste freilich die Gesamtsumme der Tätigkeit zum mindesten eines ganzen Volkes in allen ihren Teilen von einem Jahre sorgfältig zu Papier gebracht werden.

Aber diese Form geschichtlicher Darstellung wird überwunden, sobald auch nur der erste Schritt zu tieferer Behandlung, zu weiteren Zielen getan wird. In dem Augenblick, in dem ein Jahrbuchschreiber eine Verkettung der Dinge darstellen will, wird er gezwungen entweder nur eine Reihe von Tatsachen zu schildern, oder mehrere solcher Ketten ganz oder teilweise hintereinander abzuschildern. Das heisst, er wird vor die Entscheidung gestellt, einseitig zu werden oder seinem bisherigen Ordnungsgedanken untreu zu werden. Die heut seltsam erscheinende, im Grunde aber sehr natürliche Vorliebe der Schreibenden wie der Lesenden für bestimmte Ereignisse, die weil sie laut, bunt, auffällig waren, sich in den Vordergrund des Blickfeldes drängten, hat diesen Zwist fast ausnahmslos zugunsten einer Aufrechterhaltung der Zeitfolge auf Kosten der Mannigfaltigkeit des Berichts ausgehen lassen. Die grundsätzliche Bevorzugung aller äusseren, namentlich aller Kriegsgeschichte durch die Forschung bis auf den heutigen Tag ist die Folge gewesen.

Aber ganz rein ist die Entscheidung nie gefallen. Einige ähnlich auffällige Ereignisse der inneren, namentlich der Verfassungsgeschichte nahm man immer auf, und so wenig man sich auch — etwa bei den Griechen oder im neueren Europa bis in das achtzehnte Jahrhundert — um alle anderen Reihen der Geschichte kümmerte, so unausgeführt man Rechts- und Verwaltungs-, Klassen- und Familien-, Sitten- und Wirtschaftsgeschichte liess, man hat sich einige Abweichungen von der grossen Regel immer nachgesehen. Zumeist geschah es mit künstlerischer Willkür — ein schöner Fehler, der aber von neuem über die Unzulänglichkeit der reinen Zeitfolge hinwegtäuschte. Zuletzt half man sich und hilft man sich noch heute mit einem Auskunftsmittel von kindlicher Unfolgerichtigkeit: man spann die bevorzugte Ereignisskette in der Hauptsache in

reiner Zeitfolge aus, zumeist die der äusseren Staatsgeschichte, seltener die der inneren, und brachte in seltsam unordentlichen Nachträgen aus allen anderen Gebieten kurze Übersichten an. Man fühlte sich selbst unsicher, nannte, um sich zu rechtfertigen, die bevorzugte Ereignisreihe der äusseren, später der äusseren und Verfassungsgeschichte die eigentliche Geschichte, alle anderen aber Kulturgeschichte und machte den ganz unmöglichen Unterschied von Handlungs- und Zustandsgeschichte, der angeblich mit dem anderen der eigentlichen und der Kulturgeschichte zusammenfällt.

Aber gerade diese Unterscheidung ist irrig. Fliessende Zustandsgeschichte muss das Ziel der Geschichtsschreibung überall sein. Sie braucht darüber weder die in Wahrheit einzigen Handlungen zu vernachlässigen, so wenig sie die wirklich einzigen Persönlichkeiten beiseite zu setzen braucht, wenn sie sich in der Hauptsache vornimmt, nicht einzelne Persönlichkeiten, sondern Persönlichkeitsformen zu schildern. Wie viel die Ausbreitung und Vereinheitlichung der Geschichtsforschung durch die so entstandene Scheidung behindert worden ist, lässt sich gleichwohl kaum ermessen. Ganze Zweige mussten den benachbarten Begriffswissenschaften überlassen werden, die sie ihrerseits zu neuen Forschungszweigen ausbildeten. Kunst- und Sprach-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte sind so entstanden. Dass für sie besondere Forschungswege eingeschlagen wurden, war ihnen nur nützlich, aber sie wie die Rumpfgeschichte werden durch die völlige Absonderung, die so eintrat, sehr geschädigt.

So kam man unter vielen Einbussen mit dem Grundsatz der reinen Zeitordnung aus, wenigstens so oft es sich um die Geschichte eines Volkes handelte. Die Schwierigkeiten vervielfachten sich, sobald mehrere Volksgeschichten vereinigt werden sollten. Dann nämlich musste sich eine Grundeigenschaft aller Menschheitsgeschichte als sehr übles Hindernis geltend machen: die sehr verschiedene Entwicklungsgeschwindigkeit der einzelnen Völker und Völkergruppen.[1] Die zahlreichen Gemeinsamkeiten der gesellschaftlichen Ordnung wie des geistigen Schaffens der Völker, auf die man stiess, hat man schon im achtzehnten Jahrhundert ganz recht als Erzeugnisse

[1] Zuerst dargelegt in Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 19—26, Das neunzehnte Jahrhundert in der Stufenfolge der Zeiten (Bies Neue deutsche Rundschau XII [1901] 5ff.; dazu die Auseinandersetzung in dem Aufsatze Geschichtliche Gesetzmässigkeiten (Hardens Zukunft XXXVIII [18. Jan. 1902] 109ff.; zuletzt Stufenbau der Weltgeschichte (ebenda XLVI [30. Jan. 1904], jetzt Stufenbau und Gesetze [1905] 9ff., dazu 104ff.).

gemeinsamer Anlagen und gemeinsamer Entwicklungsrichtung gedeutet. Auf die überaus starken Verschiedenheiten des Zeitmasses, das die einzelnen Völker für die gleichen Strecken derselben oder nicht allzuviel von einander abweichender Wege gebraucht haben, hatte man dagegen niemals acht. In dem Bezirk der Weltgeschichte, den man zunächst und sehr lange noch allein der Beachtung für wert hielt, hat sich dieser Irrtum besonders stark geltend gemacht: die europäische Geschichte zeigt in der griechisch-römischen, der germanisch-romanischen Gruppe — die slavische einmal beiseite gesetzt — zwar ein völliges Auseinanderklaffen der Entwicklungsgeschwindigkeiten — die germanische Geschichte setzt ungefähr zwei Jahrtausende später mit dem Beginn höherer staatlicher Entwicklung ein, als die griechische —, aber so auffällig der Gegensatz zwischen der Kindheit der Germanengeschichte und dem todesnahen Greisenalter der griechisch-römischen etwa um das Jahr 400 den Geschichtsschreibern hätte sein sollen, sie glitten über ihn fort. Einmal schon weil unsere Vorfahren selbst den Gegensatz nicht nur nicht erkannten, sondern sich sogar durch feierliche Formen ihres gesellschaftlichen wie ihres geistigen Lebens geflissentlich über ihn fortgetäuscht hatten; aber weder das angeblich römische Kaisertum deutscher Nation, noch die römische Kirche der germanischen Völker hätten dieses Übersehen bewirken können. Es war vielmehr eine grosse geschichtliche Tatsache selbst, die entscheidend dazu half: das fast völlige Nacheinander der beiden an sich so lang gestreckten Entwicklungen der europäischen Geschichte: dass die griechisch-römische Geschichte fast bis zu Ende lief, ehe die germanische anhob. Sie hat es möglich gemacht, dass man die Weltgeschichte, als welche man die europäische ansah, an einem langen Faden aufreihen konnte. Man hängte an die in der Hauptsache vorangehende griechische die römische und an sie die germanisch-romanische. Auch diese war in reiner Zeitordnung zu bewältigen, da man im wesentlichen die auswärtigen Staatsberührungen im Auge hatte.

Erst die Einbeziehung der vorderorientalischen Völker in den Kreis der beachtenswürdigen Geschichten machte grundsätzliche Schwierigkeiten. Es geschah zuerst im Sinne loser Aneinanderreihung; dann galt es als ein Sieg, als man auch hier die Einheit der Zeitfolge herstellte: wiederum durch Vorkehrung der äusseren Staatsgeschichte, um derentwillen man die innere Entwicklung zwar nicht vergass, aber zurückstellte. Wo eine orientalische Geschichte nicht wohl zu übersehen war, aber zu ungefüge sich in das europäische Bild drängte,

spaltete man die Darstellung: wie Ranke tat um der Araber willen.

Völlig unhaltbar wird das Gesetz der reinen Zeitfolge aber, sobald man nicht bei Westasien, Nordafrika stehen bleibt, sondern die Blicke über ganz Afrika, ganz Asien und zuletzt über die neue Welt schweifen lässt. Denn das Vorrecht Europas, oder des vorderorientalisch-europäischen Länderkreises auf geschichtliche Behandlung ist, wie soeben nachgewiesen wurde, in keiner Weise aufrecht zu erhalten.

Hat die Geschichtsschreibung aber diese kaum übersehbare Fülle von Einzelgeschichten zu bewältigen, so tritt der Missstand der reinen Zeitfolge, gegen den man sich bis dahin, wenn auch nur gewaltsam die Augen verschliessen konnte, deutlich zutage. An eine einheitliche Darstellung nach diesem Ordnungsgrundsatz ist gar nicht mehr zu denken, sie würde das wirrste Durcheinander schaffen. Die chinesische Geschichte würde als die langlebigste mit der ägyptisch-babylonischen, der griechischen, römischen und noch der germanischen eine wunderliche Mischung eingehen müssen, die japanische, polynesische, alt-amerikanische würde zwischen die des germanischen Mittelalters, die der afrikanischen und amerikanischen Stämme, aus deren Vergangenheit nur ein, zwei, drei Jahrhunderte bekannt sind, in die der neueren Zeit unserer Völker geschoben werden müssen. Der Wirrwarr der entstehen würde, ist nicht auszudenken; vorläufige Versuche, die man jüngst in dieser Richtung angestellt hat, haben die wunderlichsten Ergebnisse einer derartigen Einteilung der Weltgeschichte ergeben. Höchst bezeichnenderweise knüpfen auch sie, um überhaupt die Möglichkeit zu haben, etwa das chinesische und das römische Kaiserreich in einen Zeitraum zu zwingen, an die äussere Staatsgeschichte an.[1]

Zwei Bedrängnisse sind dem Gedanken der reinen Zeitfolge also im Laufe der Zeit erwachsen: die Mannigfaltigkeit der einzelnen Geschichtsreihen innerhalb jeder einzelnen reiferen Volksgeschichte, die Unmöglichkeit, auch nur wenige, geschweige denn alle Zweige der gesellschaftlichen und geistigen Entwicklung eines Volkes nach ihm zu ordnen und zum zweiten die ganz

[1] Wirths (Volkstum und Weltmacht [1901] 47ff.), Versuch, der trotz seines, wie mir scheint, unhaltbaren Grundgedankens von nicht geringem Wert ist. Denn auf Grund nicht sehr eingehender, aber sehr weit gedehnter geschichtlicher Kenntnisse und gestützt auf eine den Erdball umspannende Anschauung der Länder und Völker hat er mit kühnem Mut Hand an Dutzende von Fragen gelegt, von denen die Geschichtsforschung noch nie sich hatte etwas träumen lassen. — Vgl. die nähere Ausführung Stufenbau 2 ff.

ähnliche Schwierigkeit, die Fülle der Geschichtsreihen der Völker und Volksgruppen auf der neu aufgetanen weiteren Bühne der wirklichen Weltgeschichte zu bewältigen.

Die Notwendigkeit eine andere Richtschnur für den Bauplan der Weltgeschichte zu finden ist erwiesen. Und schon hat man ein anderes Mittel nicht allein vorgeschlagen, sondern sogleich anzuwenden versucht: man hat an die Stelle der zeitlichen, die räumliche Ordnung gesetzt. Ein weittragender Gedanke, doch wie sich sogleich herausstellt, von Bedeutung nur für die Bewältigung des einen äusseren, nicht des anderen inneren Hindernisses. Die Frage der Verknüpfung der einzelnen Reihen der gesellschaftlichen und geistigen Entwicklung innerhalb der einzelnen Volksgeschichte liess man denn auch bei diesem Unternehmen fast gänzlich beiseite, insofern man auch jetzt wieder die äussere Staatsgeschichte vor allen anderen Entwicklungszweigen bevorzugte, oder sich doch um die Verflechtung aller der Einzelfäden wenig Sorge machte. Den Knäuel der weltgeschichtlichen Mannigfaltigkeit aber, den völlig aufzurollen man sich nicht scheute, gedachte man nun mit einem Schlage zu entwirren. Es ist doch nicht gelungen: der Grundsatz der Ländergeschichte, im Gegensatz zu dem der Völkergeschichte hat zu neuen und kaum geringeren Übelständen geführt. Es kam zu ganz unmöglichen Übereinanderschichtungen: in Amerika und Australien wurde die Geschichte gar nicht oder nur halb reifer eingeborener Völker mit der der eingedrungenen Europäer in eine Einheit zusammengezwängt, die schlechthin jeder Daseinsberechtigung entbehrt. Und dabei stellen diese Erdteile keine Ausnahmefälle dar: an ihnen wird nur sehr plump und augenfällig deutlich, was überall als Bedenken gegen diese Ordnungsweise aufstehen würde, und zwar von ihrem innersten Kerngedanken her. Kein Volk, von dem wir wissen, ist unzweifelhaft ureingesessen in dem Land, das es heute bewohnt, bei den meisten sind vielmehr untrügliche Überlieferungen von alter Wanderschaft vorhanden. Ist man nun von der Überzeugung erfüllt, dass der Boden den Menschen mache: welches Land soll dann als bestimmend gelten, das neu besiedelte oder das Ursprungsland oder gar wie in einer neuen, bestechend vorgetragenen, wenngleich keineswegs bewiesenen Annahme das durchwanderte Land?[1] Entscheidet man sich, wie nicht anders möglich, auch nur teilweise für die zweite und dritte Einflussmöglichkeit — dass alle drei zusammenwirken ist schliesslich

[1] So *Demolins* (*Comment la route crée le type social* [o. J.] VII ff).

das wahrscheinlichste — so würde der Grundsatz der räumlichen Teilung der Weltgeschichte, gerade an dem Punkt, auf den er letzten Endes abzielt, in die Irre führen. Überall anderwärts aber ist das alte Nebeneinander der Zeitfolge noch nicht überwunden, weil man doch wieder immer neue Reihen von einzelnen Volksgeschichten nebeneinander hat aufstellen müssen, die durch keinerlei inneres Band miteinander in Beziehung gesetzt sind, selbst nicht das äusserliche der Zeitfolge und der äusseren Berührung. Am bedenklichsten ist vielleicht, dass nicht einmal der höchste und an sich sehr rühmliche, ohne weiteres — wenngleich vielleicht in gewissen Schranken — anzuerkennende Zielgedanke dieser Auffassungsweise verwirklicht wurde, nämlich die Herausstellung des überwiegenden Einflusses von Boden und Himmel auf die Geschichte eines Landes. Für sie hätte die Geschichte gerade der Schauplätze, auf denen der häufigste Szenen- und Spieler-Wechsel eingetreten ist, den dankbarsten Boden darbieten müssen. Aber von der Klarlegung solcher Ursachenzusammenhänge ist bisher kaum eine Spur vorhanden. Das Verdienst dieser Neuerung, an sich gross genug, beschränkt sich auf die Durchbrechung der herkömmlichen Schranken der europäisch-vorderorientalischen so genannten Weltgeschichte, die hier seit den Tagen der Göttinger zum erstenmal wieder von der Geschichtsschreibung gewagt wurde.[1]

---

[1] Die von Helmolt geplante und geleitete Sammlung einer Anzahl von Volksgeschichten einzelner Verfasser (Weltgeschichte, unter Mitarbeit von zweiunddreissig Gelehrten herausgeg. von Helmolt, 1899ff.) leidet an dem gewöhnlichen Mangel aller Sammelunternehmen, grosser Ungleichheit der Einzelbeiträge nicht allein in Hinsicht auf die Bedeutung, sondern auch die Arbeitsrichtung der Mitarbeiter. Die Geschichte der aussereuropäischen Erdteile, auf die es in diesem Zusammenhang fast allein ankommt, weist neben überaus wichtigen Gesamtbetrachtungen von Kohler, Ratzel, Joh. Ranke, sehr verdienstvollen Einzeldarstellungen Häblers (Alt-Amerika), Wincklers (Babylonien) ganz unzureichende Darstellungen auf, wie die Australien und Polynesien betreffende, die sich auf eine kümmerliche Übersicht der englischen Besiedlungsgeschichte beschränkt und die über alles wichtige Urbevölkerung des Erdteils mit wenigen Blättern abtut, die ebenso gut auch hätten fehlen können. Der heut vorgelegte Band des auf diesen Blättern begonnenen Werkes entspricht einem Abschnitt von 44 Seiten in dem Sammelwerk Helmolts (Weltgeschichte I [1899] 181—225), der nie zugrunde gelegt wurde. Dennoch fühle ich mich dem Buche zu grossem Danke verbunden, den ich auch hier nicht unabgestattet lassen möchte: es hat mir zu dem heut begonnenen Unternehmen nicht die Anregung, wohl aber den Mut gegeben, dazu die Möglichkeit ersten Überblickes. Diese ist gar nicht gering anzuschlagen: die Unabsehbarkeiten einer wirklichen Weltgeschichte sind hier zum erstenmal zu einem Bild zusammengezogen.

Die Möglichkeit eines zweiten Ausweges, der in Wahrheit noch nicht eingeschlagen worden ist, an den zu denken heute aber nahe liegt, sei wenigstens erwähnt. Man hätte wie unter dem Einfluss der Erdkunde auf eine räumliche, so unter der Einwirkung der Kunde vom körperlichen Menschen auf eine Bluts- und Rassenteilung der Menschheitsgeschichte geraten können. Grosse Einheiten würden sich hier darbieten: die bescheidene Rasse der niederen Neger Afrikas, der Nigritier Südasiens und einiger indischer Inseln, der Australneger des Festlandes und der Schwarzen Inseln könnte zusammengefasst werden; die rote Rasse wäre in ihrer Entwicklung von den Patagoniern des äussersten Südens bis zu den Reichen der Maya, Nahua und Aymara zu verfolgen, die höheren Neger der Bantu-Stämme leicht zu überblicken, die Malaien von der Osterinsel bis nach Japan und Madagaskar aufzuspüren, die weit verästelte Völkerfamilie der Mongolen von Hunnen und Turkvölkern bis zu Türken und Chinesen, Japanern und Siamesen zu einem Bilde zu vereinigen, der dreigespaltene Völkerstamm der Kaukasier würde mit den Hamiten, den Semiten, den asiatischen und den alt- und neueuropäischen Ariern den Beschluss machen. Kein Zweifel, so viel besondere Vorteile, wie die zeitliche und räumliche würde auch die Rassenteilung darbieten.

Ein solcher Versuch weltgeschichtlicher Darstellung ist noch nicht gemacht worden.[1] Aber gesetzt auch, es geschähe und ge-

[1] Vgl. Stufenbau 7f., 89ff. Man hat mich darauf hingewiesen (Woltmann, Polit. anthropol. Revue IV [1905] 476) Gobineaus Werk widerlege diese Behauptung. Das ist durchaus nicht zuzugeben. Das Werk Gobineaus (*Essai sur l'inégalité des races humaines* I, II [1853], III, IV [1855]) will, wie seiner Aufschrift nach, so auch seinem ganzen Gepräge, nach Gesellschaftslehre geben, einen Teil von ihr die Lehre von den Rassen, allerdings mit den Mitteln der Völker-, Sprachkunde und Geschichte bewältigen; eine Weltgeschichte auf rassengeschichtlicher Grundlage würde hier nur den ersten Ausgangspunkt finden. — Wie wunderliche Blüten die — leider noch ganz verwahrloste Rassenlehre und Rassengeschichte — treibt, zeigt das Buch von Driesmans (Das Keltentum in der europäischen Blutmischung 1899). Der Verfasser führt die Niederlage der plastischen Kraft in Kunst und Wissenschaft und die Zerstörungen des Demokratismus, die beide er im heutigen Europa beobachtet, auf die Kelten zurück. Unwissenschaftlicher kann man nicht verfahren, mit luftigerem Stoff nicht eine luftigere Behauptung verfechten, als hier geschieht, ganz davon abgesehen, dass ein edler und unglücklicher Völkerstamm, von dem mehr zu wissen, eine der vornehmsten Bemühungen der Rassengeschichte sein sollte, damit grundlos verunglimpft wird. Und dies alles geschieht im Namen Nietzsches, der freilich in dem ersten Jahrzehnt nach seinem Tode Schlimmeres durch Missverständnis erleiden zu sollen scheint, als in dem letzten seines gesunden Lebens durch Nichtachtung.

länge auf das beste, so wäre der Grundsatz nicht empfehlenswert. Denn einmal würde er innerhalb der Rassen nur die alte Aneinanderreihung von Volksgeschichten aufweisen oder allein durch die äusserliche Verknüpfung der auswärtigen staatlichen Berührungen zur Einheit zusammengebunden werden können. Sodann würde er an sich weder eine Zerspaltung der Volksgeschichten in die einzelnen Reihen der gesellschaftlichen und geistigen Entwicklung überwinden, noch für irgend welche höhere Zusammenordnung der verschiedenen Rassengeschichten Gewähr bieten. Endlich würden alle Rassen mit Ausnahme der niedersten ein Gemisch von sehr verschieden hoch entwickelten Volks- und Stammgeschichten darbieten.

Die Mängel aller drei Ordnungsmittel zu vermeiden, jeden einzelnen ihrer Übelstände mit einem Schlage abzustellen und nur wenige, sehr viel geringere Unebenheiten einzutauschen, erlaubt ein letzter Grund- und Leitgedanke. Es ist der, der diesem Werk den Plan vorschreiben soll: der Gedanke der Stufenfolge. Er beruht zuerst auf der vorläufig nur als Annahme zu unterstellenden Behauptung, dass die Entwicklungsbahnen aller Völker und Völkergruppen der Erde in gleicher oder wenig abweichender Richtung verlaufen, und dass ein sehr grosser Teil der Verschiedenheiten, die das Bild der Menschheit heut wie zu fast allen Zeiten aufweist, nur durch die Verschiedenheit der Entwicklungsgeschwindigkeiten zu erklären ist, mit der die einzelnen Teile der Menschheit diese ihre Wege zurückgelegt haben. Zum zweiten zieht er aus der Voraussetzung, dass alle Bezirke des Lebens der Völker, des geistigen wie des gesellschaftlichen der geschichtlichen Betrachtung zu unterwerfen sind, die Folgerung, dass auch jede dieser einzelnen Entwicklungsreihen Stufen aufweist, die sich wiederum durch alle Volksgeschichten hindurch unter einander zu gedanklichen Einheiten für die ganze Menschheit zusammen ordnen lassen.

Damit ist ein ganzes Netz von teilenden und einigenden Linien über die Geschichte der Menschheit gespannt und in mehreren Lagen wiederholt. Die letzte Forderung geht so weit, dass die so entstehenden Würfelsteine des Gesamtbaues sich ebenso in den Längswänden der einzelnen Sachgeschichten, wie in den Querschichten der einzelnen Stufengeschichten, wie drittens den in die Breite aufsteigenden Wänden der Volksgeschichten einfügen lassen. Mit anderen Worten das Ziel ist: die Bildeinheit des Rechtszustandes des mittelalterlichen Japan muss sich als Würfel erstens der Längswand von Würfeln der Gesamtrechtsgeschichte der Menschheit, zweitens der Querschicht von

Würfeln einer Darstellung aller Mittelalter der Weltgeschichte und drittens der Breitenwand der japanischen Gesamtgeschichte gleichmässig einfügen lassen.

Die Geschichten der Wirtschaft, der Leibes- und seelischen Sitten, der Familie, der Verfassung und Verwaltung, der Klassen und des Rechts, der auswärtigen Staats-, der Kriegskunst, der Persönlichkeit des handelnden Menschen würden im Bezirk der Gesellschaftsgeschichte, die Geschichten des Glaubens, der bildenden Kunst, der Sprache, der Dicht-, Ton- und Tanzkunst, der Wissenschaft, der schauenden Persönlichkeit würden im Bereich der Geistesgeschichte die weit in die Tiefe zurückreichenden Längswände für den Würfelbau der Weltgeschichte abgeben. Die in die Breite gehenden, doch ebenfalls aufsteigenden Wände aber würden durch die Gesamtgeschichten aller Völkergruppen, Völker und Stämme der Menschheit hergestellt werden. Die Stufenalter der Menschheit endlich, die Urzeit, Altertum, Mittelalter, neuere und neueste Zeit genannt sein mögen, würden die Querschichten des Würfelbaues darbieten. Immer von neuem würde auf jeder Stufe das gleiche Netz von Gevierten über die Nachrichtenmasse der Weltgeschichte gebreitet, um die Masse der von der Überlieferung dargebotenen Nachrichten zu übersichtlicher Ordnung zu schlichten. Nach drei Richtungen hin müsste sich jede dieser so aufgehäuften Geschichtseinheiten verwenden lassen: Stufen-, Volks-, Sach-Geschichte wären im Geiste des Lesers leicht zusammenzustellen, wenn auch die gebundenere Ordnung des festen Buches einen wirklichen Stellungswechsel nicht zulassen würde. Die vierte und letzte Möglichkeit, die Säule einer einzelnen Sachgeschichte innerhalb eines einzelnen Volkes aufzurichten, in dem soeben benutzten Beispielsfalle die Säule der japanischen Rechtsgeschichte, ist noch nebenher vorhanden.

Vielleicht wird man dieser Forderung den Vorwurf machen, sie sei zu mechanisch. Allein das kann nur, wer das Recht begrifflicher Durchdringung der Geschichte an sich angreift; wird dies einmal zugegeben, so würde man eher noch einen Schritt weiter gehen und wünschen dürfen, dass selbst die ganze Fülle der Einzelfragen, die sich innerhalb der Einheit jedes dieser Geschichtsbilder erhebt, unter die eisernen Regeln einer immer wiederkehrenden Fragestellung gebracht und so von neuem in eine Anzahl kleinerer, stets wiederkehrender Einheiten zerlegt würde. Die künstlerische Willkür, auf die man als ein Recht des Geschichtsforschers wohl hingewiesen hat, wird dort wo sie der Wissenschaft irgendwie den geradesten

und sichersten Weg verlegen will, immer nur schaden, wie sie ihr schon oft unsäglich geschadet hat. Was die Ordnung ihres Stoffes angeht, wird die Geschichtsforschung der Kunst schwerlich einen andern Reiz als den entgegengesetzten der höchsten Gleichmässigkeit und Regelhaftigkeit entleihen können.

Die Vorteile, die die Stufenanordnung vor allen drei anderen eingeschlagenen oder möglichen Leitgedanken hat, sind leicht zu ermessen. Sie setzt zuerst an die Stelle der äusseren Ordnungsgrundsätze der Zeit, des Raums und des Blutes einen inneren: den der stufengeteilten Entwicklung, den sie aus dem obersten und eigentümlichsten Gesetz aller Geschichtsforschung — dass alle Geschichte Werden sei — ableitet. Sie stellt ferner was keinem von jenen nachzurühmen ist, eine Verknüpfung und Überwindung der Zerspaltenheit der Sach-, wie der Volksgeschichte dar, und zwar von einem einheitlichen Standpunkt aus. Sie setzt endlich an die Stelle des inneren Wirrwarrs und der sehr oft im Stich lassenden äusseren Berührungen der Zeitfolge einen festen Bau stufengleicher, innerlich durchaus zusammengehöriger Einzelbilder: einen Vorzug, den sie in dieser Abwandlung auch gegen die räumlich-erdkundliche und die rassenmässig-menschenkundliche Teilung behauptet.

Ihre Nachteile sind die folgenden: der Teilung nach der reinen Zeitfolge gegenüber geht wenigstens dem Begriff nach die Möglichkeit verloren die gesamte Menschheit gleichzeitig zu übersehen. Das Auge, das an wenigstens ungefähre Gleichzeitigkeit gewöhnt ist, stösst sich auf den ersten Blick auch an den sehr weiten Zeiträumen, die zugunsten der Zusammenordnung stufengleicher Gruppen übersprungen werden müssen. Diese Zeitspannungen, schon zwischen der alt- und neueuropäischen Geschichte zwei Jahrtausende, innerhalb der beiden Reihen höchstens ein halbes betragend, wachsen auch sonst hoch an: an gewissen Punkten des Weges umfasst der Abstand zwischen Persern und Germanen 1200, zwischen Babyloniern und Germanen ungefähr 3500, zwischen Ägyptern und Germanen ungefähr 3700, zwischen Chinesen und Germanen vielleicht gar 6700 Jahre, immer zu Ungunsten der späteren Germanen. Diese dagegen haben Vorsprünge von 500 Jahren gegen die Araber, von etwa 750 gegen die Alt-Mexikaner, von 850 gegen die Alt-Peruaner. Die äusserste Spannweite die überhaupt aufzufinden ist, die zwischen den Chinesen und den ihnen nächstbenachbarten Nordasiaten, beträgt, immer die chinesische Überlieferung halbwegs festgehalten, fast acht ein halb Jahrtausende, d. h. die längste Zeitstrecke von der unsere Geschichtsüberlieferung überhaupt weiss.

Aber man wird an diesen Zeitabständen dann nicht Anstoss nehmen, wenn man die Voraussetzung der Stufenfolge, die Verschiedenheit der Wachstums-, der Lebensgeschwindigkeiten überhaupt anerkennt. Der Verlust der reinen Gleichzeitigkeit an sich aber ist um so niedriger zu bewerten, als die Schwierigkeit der Erfüllung dieser begrifflichen Forderung durch die ausführende Geschichtsschreibung auch unter dem Zeichen reiner Zeitfolge-Ordnung offenbar ist. Dem Schaden ist überdies abzuhelfen durch ergänzende Übersichten, die etwa für eine Anzahl geeigneter Grenzzeiten die Macht- und Wachstumsverteilung der Völker auf der Erde überblicken lassen. Ein Gesamtüberblick wird auch einmal die strenge Zeitfolge der gesamtmenschlichen Entwicklung, der ganzen Erdgeschichte vor Augen führen müssen, da auch sie nicht zu missen ist. Für die grossen Gruppen, insbesondere die der vorderorientalisch-alteuropäischen und der neueuropäischen Geschichte bleibt ohnehin die Zeitfolge aufrecht erhalten, da hier Zeit- und Stufenfolge grossenteils zusammenfallen oder doch leicht in Beziehung zu einander gesetzt werden können. In zukünftigen Jahrhunderten — unsere Gegenwart bereitet darauf vor — werden vollends die reine Zeitfolge und die der Entwicklung zusammenfallen, da dann alle Rassen und Völker zu einer Gesittungseinheit verschmolzen sein werden.

Noch leichter ist die Einbusse zu verschmerzen, die die Stufenfolge der räumlich oder nach Rassen scheidenden Geschichtsteilung gegenüber daran zu setzen hat: die Einwirkungen des Landes auf seine Bewohner können auch dann, wenn Völker verschiedener Stufen auf dem gleichen Schauplatz erschienen sind, mithin die gleichen Einflüsse erfahren haben müssten, in Betracht gezogen werden; auf die Blutsverwandtschaft der einzelnen Völker kann innerhalb der Stufen durch Zusammenordnung ebenso Rücksicht genommen werden, wie auf die räumlich zusammengehörigen Völkergruppen. Aber auch da, wo Stufenungleichheit die Verwandten trennen würde, ist es möglich diese Bande über die Grenze hinaus zu knüpfen.

Zuletzt kommt es darauf an: bei welchem Ordnungsgedanken die grössten Massen innerlich und sachlich zusammengehöriger Nachrichtenstoffe beieinander gelagert, die wenigsten Zusammengehörigkeiten durch Trennung unterbrochen werden. Es scheint, die Stufenfolge bietet nach beiden Richtungen hin die überwältigend grosse Mehrzahl der Vorzüge.

Einige Zugeständnisse, einige Abweichungen wird der reine Grundsatz der Stufenfolge ohnehin erleiden müssen: alle Ge-

schichtseinheiten der einzelnen Stufen wird man nicht vereinigen können, jeder Stufe vielmehr nur die Entwicklungen zuweisen dürfen, die auf ihr enden. Denn es geht um gewisser nicht zu vernachlässigender Ursachenverkettungen willen nicht an, etwa das germanische Mittelalter vor der neuesten Zeit der griechisch-römischen Völkergruppe zu behandeln, da es von ihr seinen höchsten Gesittungsbesitz, das Christentum, überkommen hat. Auch wird innerhalb der Stufen nicht die Ordnung der einzelnen Volksentwicklungen eingehalten werden können, die grundsätzlich die beste wäre: die der Höhe des erreichten Wachstums. Erwägungen der räumlichen und der Blutszusammengehörigkeit werden hier zu an sich geringfügigen Abweichungen nötigen.

Einen Einwand gibt es gegen den Stufengedanken, der, von so bedeutenden Forschern er auch vertreten sein mag, gänzlich hinfällig ist. Man hat mit den stärksten Ausdrücken erklärt, es sei völlig verkehrt,[1] von einem Stufenbau der Menschheitsentwicklung zu sprechen, da ja gewisse Völkergruppen schon auf den unteren Stufen mit Einseitigkeit Einrichtungen ausbildeten, die bei den Völkern höherer Gesittung gar nicht vorkämen. Damit ist in Wahrheit nichts anderes erwiesen, als dass der Begriff der Stufe nicht so klein und eng angenommen werden darf, dass in ihm nicht Spielraum bleibt für so wuchernde Gebilde, wie etwa die Heiratsklassen der Australier, auf die man wohl hingedeutet hat. Und dabei muss bemerkt werden, dass selbst in diesem Fall keine Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, dass der Kern der Einrichtung allgemein menschlich gewesen ist und dass nur die weitere Ausgestaltung eigentümlich australisch war. Dann liegt zugleich ein grober Stufenirrtum vor, so wie in der abfälligen Beurteilung, die die grosse Vermutung Bachofens über Mutterrecht und Mischverkehr am Anfang der Entwicklung der Familie durch die Erforscher indogermanischer Sprachverwandtschaft erfuhr. Sie erklärten, da alle vorhandenen Spuren nur auf Vaterrecht deuteten, so sei jene Behauptung für diese Völkergruppe völlig in Frage gestellt. Damit wäre denn freilich dem Gedanken der Stufengleichheit ein schwerer Schlag versetzt. Allein in Wahrheit liegt hier ein übler Fehlschluss vor: selbst wenn wirklich — wovon unzweifelhaft das Gegenteil richtig ist — in der Überlieferung der arischen Völker von Mutterrecht und Mischverkehr keinerlei Spuren aufzufinden wären, so würde damit nichts anderes er-

[1] So in einer merkwürdig in die Irre gehenden Darlegung Ratzel (Anzeige von Schurtz' Männerbünden, Die Zeit; Jan. 1903).

wiesen, als dass diese Völkergruppe selbst in den ersten Anfängen ihrer durch Überlieferung beleuchteten Geschichte die Unterstufe des Muttergeschlechts schon lange unter sich zurückgelassen hatte, schon lange zu der — in der Tat bei Indern und Germanen in der frühesten Zeit herrschenden — Einrichtung des Vatergeschlechts übergegangen war. Die Angreifer verfuhren bei diesem Vorwurf ebenso richtig, wie Jemand, der die Stileinheit eines Palastes angreifen wollte, weil er im ersten Stockwerk nicht die gleiche Ordnung der Fenstersimse findet, die das Erdgeschoss schmückt.

Vom Stufenbau der Weltgeschichte zu reden, ist ein Gleichnis, das wie jedes andere gewisse Mängel im Hüftgelenk hat. In manchem Betracht muss es durch ein anderes ergänzt werden. Die Entwicklung der Menschheit ist einem Baum — in Wahrheit einem Stammbaum zu vergleichen, der von der grossen durchgehenden Hauptlinie streckenweise Äste entsendet, die nicht Kernholz genug haben, um so hoch aufwärts zu schiessen wie der mittlere, der höchste Spross, der Stamm selbst. Sie bleiben an Höhe weit hinter diesem zurück, aber sie treiben doch geile Schösslinge, die an ihm fehlen. Dadurch aber wird die Tatsache, dass Stamm und Zweige allesamt in der gleichen Richtung aufwärts schiessen, nicht in Frage gestellt. Nur dass freilich noch viel fehlt, ehe dieser Stammbaum der Formen des geistigen und des gesellschaftlichen Lebens der Menschheit in solcher Folgerichtigkeit aufgestellt ist, wie jener andere, den Darwins Ruhm und Name deckt.

Versuche, die Weltgeschichte im Sinne des Stufengedankens darzustellen, sind noch nie gemacht worden. Wohl aber ist der Gedanke als Grundsatz schon aufgestellt worden. Es mehrt Morgans Ruhm, aber es entspricht nur der Kraft seines Forschergeistes, dass er es gewesen ist, der diesen Plan zuerst aufgestellt und verfochten hat. Dass er ihm zufiel, ist nur verständlich: wie hätte er in den Schranken der Weltgeschichtsauffassung Rankes entstehen können, die immer am Hindukusch Halt machte und die sich dem Entwicklungsgedanken fremd und verständnislos verschloss, oder bei seinen Folgern, die noch viel kleinere Bezirke zu umfassen, noch viel tiefer in ihre Beschreibung sich zu versenken liebten. Morgan ging aus von den Völkern der Urzeit, er wurde nicht eingeschläfert durch das alte Wiegenlied der Zeitfolge, sondern musste einen neuen Ordnungsgedanken finden. Allerdings, es war möglich auch aus der Betrachtung der europäischen Geschichte, aus dem Vergleich der beiden Weltalter in die sie zerfällt, der griechisch-römischen und

der romanisch-germanischen zu diesem Ziel zu gelangen;[1] allein Morgan kam doch viel schneller zu diesem Entwurf, als die bis vor kurzem nur allzu europäischen Geschichtsforscher Europas. Doch freilich nach der Gebrechlichkeit menschlicher Kraft musste Morgans Entwurf diese seine Herkunft nach anderer Richtung büssen: sein vielfaches Stufengefüge, das sieben Staffeln aufweist, widmet sechs davon der Urzeit — selbst die höchste von ihnen, die Oberstufe der Barbarei, führt erst bis zur Verwendung des Eisens für das Werkzeug — und behält nur die einzige, die der bürgerlichen Gesittung, für alle höheren Alter der Menschheit.[2] So stellt sich denn sein Plan in Wahrheit als ein Stufenbau der Urzeit, nicht der Weltgeschichte heraus,[3] und er wird auch als solcher ganz gewiss nicht in

---

[1] Diesen Weg schlug mein Versuch ein. Ich darf anmerken, dass ich ihn ohne jede Kenntnis von Morgans Stufen unternahm (1892) und lange (bis 1902) verfolgte. Man vergleicht vielleicht die Abhandlung: Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas in der neueren und neuesten Zeit (Schmollers Jahrbuch XX [1896] 1122 f.), Kulturgeschichte II 1 (1901) 21; Der Imperialismus unserer und alter Zeiten (Der Lotse, hersg. von Mönckeberg und Heckscher I [6., 13. Okt. 1900] 12 ff., 43 ff.), dazu die oben S. 59 Anm. 1 berufenen Stellen. Die Anregung dazu fand ich in den ganz flüchtigen Hinweisen von K. W. Nitzsch (Geschichte des deutschen Volkes I [1883] 126, III [1885] 444), für die ich gegen Nitzsch dankbar fühle, die man aber aufhören sollte, mir als das Vorbild und den Vorgänger meiner Darstellung vorzuhalten. Sie sind es so wenig wie Ed. Meyers (Geschichte des Altertums I [1893] 249, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums [1895] 5 ff., Die Sklaverei im Altertum [1898] 6 ff. — letzteres beides zu Widerlegung der völlig in die Irre gehenden Darlegungen Büchers: Die Entstehung der Volkswirtschaft [1893] 14 ff., 23 ff.), glückliche aber ganz gelegentliche Vorstösse in dieser Richtung hin, die ich erst später kennen lernte. Zwei flüchtige Bemerkungen, eine Abschnittüberschrift und einige leise Andeutungen können doch wohl nicht dem ausgeführten Gebäude einer begrifflich völlig ausgebildeten und im Einzelnen zum Teil völlig ausgeführten Geschichtsdarstellung gleich gesetzt werden. — Von wichtigen Äusserungen zur Sache der Stufenteilung — jedoch immer in der Beschränkung auf Europa — vergleiche man Pöhlmann (Vorrede zu Roschers System der Volkswirtschaft I: Grundlagen [^{22}1897] S. XI, ferner: Griechische Geschichte im neunzehnten Jahrhundert [1902] 34 f.), Bethe, Der Gang der antiken Kultur, (Der Lotse I [5., 26. Jan. 1901] 441 ff., 551 ff.), U. v. Wilamowitz-Möllendorf (Weltperioden, Festrede [1897] 5 ff.), welche alle sich für eine Parallelordnung der alt- und neu-europäischen Geschichte ausgesprochen haben, Wilamowitz (S. 12) zugleich unter Stellungnahme gegen die Nichts-als-Staatsgeschichtsschreibung und für eine gesamtgeschichtliche Auffassung, Bethe an einem Punkt zu werktätiger und sehr wirksamer Vergleichung griechischen und germanischen Mittelalters übergehend. — [2] Morgan, *Ancient Society 3ff., 12ff.*, Urgesellschaft 3 ff., 10 ff. — [3] Mit noch viel mehr Grund ist die Stufenteilung, die Vierkandt

vielen, vielleicht in keinem seiner Teile aufrecht zu erhalten sein.[1] Die Auffassung, das Wie der Forschung, bleibt doch; wie denn Morgan auch den Grundsatz der auf Entwicklungs- und Stufenbau gegründeten Zeitfolge[2] gegenüber dem der reinen Zeitfolge schon mit aller Sicherheit in kurzen Worten festgelegt hat.[3]

Allerdings den umfassendsten und eingreifendsten der Vorwürfe, der einer solchen und allen anderen ihr verwandten Ordnungsarten gemacht werden kann, den, dass sie an sich dem Wesen ihres Stoffes widerspreche oder gar dass jeder Begriffsbau der Wissenschaft schädlich sei, wird sie nur durch die Tat widerlegen können. Nietzsche, der in dieser Richtung das Äusserste gesagt hat, wird freilich nicht als ein unanfechtbarer Anwalt der Unbegrifflichkeit anerkannt werden können. Seine völlig ordnungslose Schaffensweise, die ihm ein schweres Schicksal auferlegt hat und die er sich nach seiner grossen, glückdurstigen Weise aus einer Not in eine Tugend umdachte, wird nicht ohne weiteres als Vorbild gelten dürfen. Die Ordnungslosigkeit und die Abneigung gegen jedes Gedankengebäude, die er der Wissenschaft vorschrieb, forderte in ihm der Künstler, nicht der Forscher.

(Naturvölker und Kulturvölker [1896] 7 ff.) vorgenommen und mit vielfach anregenden, vielfach sehr anfechtbaren Einzelausführungen gestützt hat, nicht eigentlich als geschichtliche anzusehen. An sich sind beide Stufen viel zu weit gespannt. Auch unter den Naturvölkern ist hier ein unmögliches Gemisch verstanden: selbst Römer, Inder, Juden sind ihnen als Halbkulturvölker angegliedert. Aber auch wenn man, was zuletzt möglich wäre, die „alten Griechen" (auch die homerischen?) und die westeuropäischen Völker der Neuzeit als Einheit zusammenfassen und ihnen alle übrigen Völker gegenüberstellen wollte, so wäre damit eher eine Aufgabe der Gesellschafts-Seelenkunde, als der Entwicklungsgeschichte gelöst. Aber dafür fehlt es heute noch an den genügenden erfahrungswissenschaftlichen Grundlagen. Mit Hilfe einer nicht allzu grossen Anzahl zusammenfassender und Einzelforschungen ist ein solcher Bau nicht aufzuführen. — [1] Dadurch erledigt sich der freilich an sich ohne alle Gründe vorgetragene Einwand Woltmanns (Polit. anthr. Rev. IV [1905] 476) gegen meine Stufenlehre. — [2] *It does not affect the main result that different tribes and nations on the same continent, and even of the same linguistic family, are in different conditions at the same time, since for our purpose the condition of each is the material fact, the time being immaterial. (Morgan, Anc. Soc. 13.)* — [3] Auch Boas, einer der ausgezeichnetsten Einzelforscher der amerikanischen Völkerkunde, hat, wie ich jüngst fand, für die vorgeschichtliche und damit auch die geschichtliche Zeit, den Entwicklungsgedanken über die Zeitfolge gestellt. Er fragt, wieviel verschlage es, ob ein Volk nach 20000 oder 25000 Jahren zur Höhe komme *(Boas, Human faculty as determined by race: Proc. Am. Assoc. for the advances of science XIII [1894] 5f.).*

Drittes Stück

Die Längs- und Querschnitte der Weltgeschichte

Die bisher gefundenen Grundbegriffe sind die folgenden. Unter Weltgeschichte wurde die Summe und der Inbegriff der Geschichten aller Völker, Völkergruppen und selbständigen Volksteile der Menschheit verstanden. Der Begriff Gesamtgeschichte wurde als die Summe und der Inbegriff der Geschichte aller einzelnen Lebensäusserungen eines Volksteils, eines Volkes oder einer Völkergruppe gedeutet. Als Entwicklungsgeschichte ist diejenige Geschichtsauffassung erkannt worden, die jede einzelne Tatsache, jeden einzelnen Menschen als Glied einer Kette sieht und die diese Verknüpfung in die Weite und in die Tiefe der Dinge, so sehr ihr nur möglich, verfolgt, im Gegensatz zu beschreibender Geschichtsauffassung, die sich an der möglichst genauen Schilderung der einzelnen Tatsache und des einzelnen Menschen und deren mehr oder minder lockerer Verbindung genügen lässt.

Aber damit sind erst die weitesten Umgrenzungen bezeichnet. Sucht man nach Einzelbegriffen, die die Geschichtsforschung aus eigenem Vermögen zu dem Schatz von Denkformen beisteuern könnte, der ihr die allzu verworrene Masse von Einzeltatsachen zu klären und zu schlichten helfen soll, so wird man von der Zerlegung der Geschichte in Längs- und Querschnitte, insbesondere von dem leitenden Ordnungsgedanken der Stufenfolge auszugehen haben.

Als die gegebene Form des Längsschnittes der Geschichte ist die Entwicklungsreihe anzusehen, das heist eine Abfolge von Handlungen und Handlungsweisen oder von Persönlichkeiten und Persönlichkeitsformen innerhalb der Geschichte eines Volksteils, eines Volks oder einer Völkergruppe, die im wesentlichen aus sich zu erklären ist.

Als die häufigsten und augenfälligsten Beispiele von Entwicklungsreihen werden die Geschichten ganzer Bezirke des handelnden oder schauenden Lebens anzugeben sein: die Geschichte des Rechts oder der Dichtung eines Volkes und so fort. Es sind jedoch Entwicklungsreihen auch ganz anderen Umfangs denkbar: kleinere, denn auch die Geschichte des deutschen Trauerspiels oder die Geschichte der Schauspieltechnik oder die Geschichte des Motivs vom verstossenen Sohn im deutschen Schauspiel sind Entwicklungsreihen, aber auch grösserer Ausdehnung: die Geschichte der gotischen Bauweise in Europa oder

die der Wiederaufnahme des römischen Rechts bei den germanisch-romanischen Völkern. Ja es gibt Gruppierungen weitesten Masstabes die immer noch Entwicklungsreihen darstellen: so die gesamte Geistes- oder Gesellschaftsgeschichte eines Volkes oder einer Völkergruppe. Schon aus dieser Mannigfaltigkeit ergibt sich, dass der Hilfsbegriff der Selbsterklärbarkeit ein gleitender und an sich bedingter ist. Er will besagen, dass seine Tatsachenzusammenhänge im Lauf der Zeiten in Hinsicht auf die Verkettung von Ursachen und Wirkungen sich selbst genügen, aber er will nicht behaupten, dass sie den Einwirkungen von aussen her gänzlich entzogen gedacht werden können. Dass er vielmehr fort und fort solche wirkenden Ursachen ausserhalb seines eigenen Bezirks voraussetzt, ergiebt sich aus der Verschiebbarkeit seiner Grenzen. Die einzige sich selbst genügende Entwicklungsgeschichte ist die Geschichte der Menschheit und auch sie nur, wenn die aussermenschlichen Einwirkungen, von Stern- und Erdgeschichte, von Himmel und Boden ausser acht gesetzt bleiben.

Die Stufe selbst wird als eine Entwicklungsschicht in der Geschichte der Menschheit, wie in der ihrer einzelnen Teile, der Völker und Völkergruppen anzusehen sein, die in massgebenden Einzelreihen deutliche und hinreichend umfassende Unterscheidungsmerkmale im Vergleich zu den voraufgehenden und folgenden Strecken darbietet, und es so ermöglicht, die alle Einzelreihen umfassende Gesamtgeschichte in Querschnitte zu zerlegen.

Nicht zu fordern ist unter den Eigenschaften einer weltgeschichtlichen Stufe die scharfe Abgrenzbarkeit. Im Gegenteil, man muss von vornherein darauf gefasst sein, breite und unsicher nach beiden Seiten verschwimmende Übergangsstreifen anzutreffen. Wie könnte es anders sein. Jede Teilung alles Seienden, alles Lebendigen ist eine Gewalttat unseres Verstandes, unternommen, um uns zu retten vor dem betäubenden Wirbel der Einzeltatsachen. Mag man die Geschichte mit einem Strom vergleichen, in dem die Flussschnellen die Grenze zwischen den verschiedenen Strecken seines Laufs sind, oder mit dem Leben des Einzelmenschen, in dem Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter aufeinander folgen, immer sind nicht feste Punkte zu setzen, um die einzelnen Teile des Ganzen voneinander zu scheiden. Der zweite Vergleich, der vielleicht — doch auch nur vielleicht — etwas mehr als ein Gleichnis ist, führt dazu am überzeugendsten hin. Tausend leise, langsame Veränderungen, selten tief einschneidende Wechselfälle machen den Jüngling zum Mann, den Mann zum Greis.

Massgebend werden weit eher die Mitten, als die Grenzbezirke der weltgeschichtlichen Stufen sein. Dort pflegt die Stelle gelagert zu sein, wo ein Lebensalter der Menschheit seine Eigenschaften am ungebrochensten zeigt, nicht mehr beeinflusst von seinem Vorgänger, noch nicht bestimmt durch die auf den Nachfolger hinzielenden Umwandlungen. Trotzdem kann eine an sich zu scharfe Abgrenzung nicht vermieden werden: grosse Ereignisse, die Zeitmarken der benachbarten Entwicklungen oder endlich das ungefähre Mittel der Übergangsstrecke werden sich von selbst darbieten.

Der Wechsel der gesellschaftsseelischen Grundstimmung der Zeiten, der an sich die umfassendste Beobachtung erlaubt, muss als zu weich umrissen fürs erste beiseite bleiben, eine der bedeutendsten Sachreihen als merkmal- und grenzgebend vortreten. Denn durchaus nicht immer, wenngleich sehr oft, fallen die Einzelstrecken auch nur der geistigen und der gesellschaftlichen Entwicklung zusammen, geschweige denn ihre einzelnen Teilreihen. Die Geschichte des menschlichen Handelns wird dabei den Vorzug vor der des Schauens erhalten müssen. Denn sie ist ihrem innersten Wesen nach die stetigere, sie wechselt minder rasch als die geistige[1]; die harten Wirklichkeiten des Staats- und Klassenlebens sind zu stark, die Eigensucht aller Herrschenden und Besitzenden zu zäh, als dass Umwälzungen sehr häufig sein könnten. Und so stark auch geistige Überlieferungen, die des Glaubens noch mehr als des Bildens und Forschens, sein können, sie sind aus leichterem Stoff gewoben als Verfassungen und Klassenordnungen. Unter den Einzelreihen der gesellschaftlichen Entwicklung aber empfehlen sich die Staatsformen und, an zweiter Stelle, auch die Ständeverhältnisse als die dauerhaftesten. So wenig alle übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse als dem Staat gegenüber minderwertig angesehen werden dürfen, so wenig zu vergessen ist, dass der Staat nicht einmal immer bestanden hat, noch auch in Zukunft ewig zu bestehen braucht, so gewiss werden Verfassungs- und Klassengeschichte doch im Gerippe der Weltgeschichte am ehesten das feste Rückgrat darstellen können. Innerhalb der einzelnen Reihen der Geistesgeschichte kommt der Glaubensentwicklung eine ähnliche, wenngleich für das Ganze minder wichtige Vorzugsstellung zu.

---

[1] Zahlenmässige Belege für diese Behauptung findet man in der Abhandlung: Einzigkeit und Wiederholung geschichtlicher Tatsachen-Reihen (Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XXVIII [1904] 61 ff.)

Die Entwicklungsgeschwindigkeit ist zu verstehen als die Schnelligkeit mit der bestimmte, entwicklungsmässig als ungefähr gleich lang gedachte Strecken der gleichen oder ähnlich gerichteten Bahnen von den einzelnen Völkern, Volksteilen und Völkergruppen durchmessen werden.

Tausendmal wird auf diesen Blättern das Gleichnis der schiefen Schlachtordnung wiederkehren, in der die Völker vorrücken: nach der gleichen Seite, aber in Jahrtausende weiten Abständen. Zu dem gedanklichen Raummass des Werdeganges der menschlichen Einrichtungen und Vorstellungen, der von den Völkern zurückgelegten Entwicklungsstrecke, gesellt sich das zu seiner Bewältigung verbrauchte Zeitmass: aus ihrem Verhältnis lässt sich die Entwicklungsgeschwindigkeit ablesen. Die hier zugrunde liegende Vorstellung von den Abschnitten der Entwicklung als Weglängen ist ein Gleichnis, das gedanklich grössere Schwierigkeiten macht, als der an sich bildhaft farbige Ausdruck vermuten lässt. Sie ist aber nicht zu ersetzen. Schon das andere naheliegende Gleichnis des Entwicklungsalters, das man ohne Betonung sehr wohl benutzen darf, führt in die Irre: es würde dazu zwingen, zu erklären, dieses oder jenes Lebensalter sei von dem einen Volke in zweihundert, von dem andern in zweitausend Jahren durchlebt worden.

Von den einzelnen Entwicklungsstufen der Menschheit scharf abgegrenzte Begriffe zu geben kann diese Einleitung noch nicht unternehmen. Sie zu formen ist eines der letzten Ziele der heut erst begonnenen Darstellung selbst. Nur die rohesten Umrisse sollen die folgenden Merkmalgruppen darbieten.

Urzeitstufe ist dasjenige Entwicklungsalter genannt, das zunächst die unseren Augen zum grossen Teil entzogenen Anfänge der Menschheit umfasst und das gipfelt in dem Zustand einer ursprünglichen Volksherrschaft, die durch die leise aufspriessenden, fast immer vorhandenen Keime der Einzelherrschaft erst wenig beschränkt wird. Eine weite Verbreitung der Gemeinwirtschaft, die nur selten von der Sonderwirtschaft der Einzelnen eingeschränkt wird, das Überwiegen von Jagd und Fischerei, die durch Hack- und leichten Ackerbau erst langsam verdrängt werden, bei fortschreitender Entwicklung das Bestehen weiterer über die Sonderfamilie hinausreichender Blutsverbände, ein einfacher Seelendienst, die Verehrung sehr mannigfaltiger Tier- und Menschengeister- und aufsteigender Göttergestalten, zeichnen dies Alter aus. Diese Stufe ist im übrigen an Unterstufen reich.

Die Altertumsstufe ist gekennzeichnet durch die auf-

steigende Einzelherrschaft, durch innere und äussere Ausdehnung der Staatsgewalt, in Form der Gründung immer grösserer, immer unumschränkterer Königreiche, durch eine oft, nicht immer viel reichere Entfaltung der Volkswirtschaft, insonderheit zu städtischem Handel und Gewerbe, durch die Entstehung von Hoch- und Dienstadel, im Glauben durch die Ausbildung von immer höher wachsenden Göttergestalten, die zur Vereinheitlichung streben oder sie erreichen, in der Kunst durch die Ausbildung der Heldensänge, die Aufführung grosser und gewaltiger, doch nicht allzu fein gegliederter Bauten.

Die Mittelalter sind im staatlichen Leben durch einen Rückgang der Königsmacht, durch eine Schwächung und Zersplitterung der Staatsgewalt, in der Klassenentwicklung durch ein Aufsteigen des Adels und das freilich viel weniger machtvolle Emporkommen eines nach Selbständigkeit und staatlicher Gewalt drängenden Bürgertums bezeichnet. Das geistige Leben dieser Stufe ist in der Geschichte des Glaubens entscheidend bestimmt durch eine ahnend-mystische Vertiefung der Vorstellungen von Gott und Dasein, die dem Altertum fremd ist, in der Kunst durch die Schöpfung der zartesten und feinsten Bauweisen, die Fortbildung des Heldengesangs und die Entstehung der höheren Liedkunst.

Die neueren Zeiten führen nach der Schwächung des Staats durch Adel und Adelsmacht im Mittelalter eine ausserordentliche Verstärkung der Staatsgewalt und des Staatssinnes im Innern und nach aussen herbei, oft in den Formen einer neuen unumschränkten Königsherrschaft, doch auch in denen halber oder ganzer, nunmehr aber staatlich zusammengefasster Adelsherrschaft, immer begleitet durch eine auffällige Vermehrung der Staatskriege und Eroberungen. Sie werden dort, wo es daran noch fehlt, Zeugen einer wesentlichen Ausbildung von Handel und Gewerbe. Sie sind gekennzeichnet durch einen auffälligen Mangel an Klassenkämpfen und Klassenumwälzungen. Die Inbrunst des Glaubenslebens erleidet merkliche verstandesmässige Einschränkungen und Einbussen, während die Wissenschaft im eigentlichen Sinne entsteht, das kunstmässige Schauspiel wird geschaffen, Malerei, Bildnerei und Baukunst erleben neue Blüte.

Die neueste Zeit ist im Staatlichen beherrscht von dem Gegensatz vordringender Volks- und gesteigerter oder gar erst wieder neu geschaffener Einzelherrschaft. Weltreiche dehnen sich aus, entfalten eine bis dahin unerhörte Macht und den neuen Prunk des Kaisertums; die Volksherrschaft ihrerseits so

stark wie nie seit Urzeittagen wirkt ihnen entgegen, gestützt auf eine ebenfalls nie zuvor erlebte Steigerung der Volkswirtschaft in Handel und Gewerbe, auf die Macht des ausserordentlich bereicherten hohen, die Unzufriedenheit des verarmten und durch die Einwirkungen des wachsenden Grossbetriebs gedrückten niederen Bürgertums. Eine stärkere oder geringere Neubelebung des Glaubens kämpft mit der sich weiter ausbreitenden Ungläubigkeit und eine unverkennbare Form der erfahrenden und beschreibenden Einzelforschung und der wirklichkeitsnahen Kunst beherrschen nicht völlig, aber bezeichnen die Entwicklung der Einbildungskraft.

Die Liste dieser Begriffsabgrenzungen ist von äusserster Derbheit; sie hat die Gröblichkeit eines ganz vorläufigen Einteilungsversuches. Sie bleibt an der Oberfläche der Erscheinungen haften und dringt nirgends in die tieferen Veränderungen der Seele, als deren Auswirkungen jene erst recht verstanden werden können.[1] Aber die von ihr aufgestellten Merkmale haben

---

[1] Ich habe in diese gröbliche, vorläufige und — wie ich auf das stärkste betonen möchte — gänzlich unverbindliche Zusammenfassung der Stufenmerkmale mit voller Absicht weder die persönlichkeits- noch die seelengeschichtlichen Umrisse aufgenommen, die mir für die endgiltige Gestaltung des Bildes der einzelnen Stufen bei weitem am meisten am Herzen liegen und von denen die seelengeschichtlichen den letzten weitesten Rahmen um diese Bilder schaffen sollen. Es geschah aus dem gleichen Grund, wie in der vorläufigen Planskizze, die ich dem heute begonnenen Werke voraufgeschickt, und in der ich diese Dinge nur bei einer letzten Ergebnisübersicht berührt habe (Stufenbau [1905] 118f.): ich wollte gegenüber den mannigfachen Einwendungen, die man gerade gegen diese oberste Krönung meines geschichtlichen Gedankengebäudes erhoben hat, deutlich machen, dass die Stufenordnung, die ich vorschlage, durchaus unabhängig von ihr ist. Niemals habe ich die Absicht gehabt, aus dem Wechsel der gesellschafts-seelischen Grundstimmung, den ich für die einzelnen Stufen vorläufig der alt- und der neu-europäischen Geschichte als tiefste Unterscheidungsmerkmale gefunden zu haben glaube, alle übrigen Unterschiede „herauszuentwickeln", gleich als ob jene die Hauptsache, diese nur die unbedeutenden Folgen seien, wie auch geistvolle Beurteiler mir zugeschoben haben — so namentlich Hellpach (Sozialist. Monatshefte, hersg. von Bloch VI [1902] 829ff.), auf dessen Meinung ich sehr viel Gewicht lege, da er einer der seltenen Gelehrten in Deutschland ist, die aus dem einen Lager der Forschung in das andere mit wirklichem Sachverständnis zu blicken vermögen, was weder in Natur- noch Geisteswissenschaften oft zu finden ist. Immer war vielmehr meine Absicht, dort — in den seelischen Wandlungen — die dunklen, dumpfen Wurzeln, hier bei aller oberen und einzelnen Entwicklung den herrlich entfalteten Wipfel am Stamm der Geschichte zu sehen. Die Wurzel aber ist niemals ein vollgiltiger Ersatz des Baumes, niemals ist aus ihr auch ein zureichender Schluss auf Äste und Zweige, Blätter und Blüten, Knospen

eben darum den Vorzug unzweideutiger Erkennbarkeit, uneingeschränkter Giltigkeit. Je nach Abschluss jedes Menschheitsalters soll im Lauf der hier erst vorbereiteten Darstellung eine ausgebildete Formenbestimmung des gesellschaftlichen und geistigen Lebens der Stufe alle diese Lücken auzufüllen suchen.

Doch der Weg bis zu diesem Gipfelpunkt ist weit, sehr gross ist die Zahl der Völker, deren Schicksale diesen Stufenbau getürmt haben. Und wenn er gleich nach Art einer Pyramide sich verjüngt: wenn ein sehr grosser Teil der Völker auf der niedersten Breite zurückgeblieben ist, viele nur bis zur Altertums-, wenige zur Mittelalterstufe emporgestiegen sind, ganz vereinzelte die Höhe der neueren und neuesten Zeit erklommen haben, Amt und Aufgabe dessen, der diesen Bau zu schildern unternimmt, werden deshalb im Fortschritt des Werkes nicht leichter. Denn was die niederen Grade an äusserer Ausbreitung und Mannigfaltigkeit voraushaben, das ersetzen die höheren an innerer Unterschiedenheit und Zerspaltenheit.

Gross und herrlich aber ist dieser Bau in allen seinen Teilen — nicht am wenigsten in der breiten Schicht am Boden der Pyramide, die abzuschildern die erste Pflicht dieser Blätter ist: auf der untersten, der Urzeitstufe. Sie, die alle andern hebt und trägt, birgt nicht allein Aufschluss und Lösung vieler Rätsel der höheren Vesten, sondern sie schliesst dem, der ihr geduldig-liebende Betrachtung darbringt, Schönheiten, Reize, herbe und süsse auf, deren sich kein anderes Lebensalter der Menschheit rühmen darf. Wie sollte es auch anders sein: da doch von Menschenkindheit, Kindervölkern gesprochen werden soll.[1]

Dritter Abschnitt

Letzte Ziele

Man hat Buckle einst viel gescholten, als er der Geschichtsforschung vorwarf, sie sei im höchsten Sinne noch nicht zur

---

und Früchte zu ziehen. Diese Ansicht habe ich von Anfang an vertreten (vergl. Kulturgeschichte I 286ff., 291), und finde sie bisher auch durch keine der lautgewordenen Einwendungen erschüttert. — [1] Die Umgrenzungen für die wichtigsten Begriffe in den Gebieten von Familie, Rasse, Staat, Klasse, Wirtschaft, Recht, sowie Glauben, Sprache, Kunst, Wissenschaft, endlich in den Grundlagen der gesellschaftsseelischen und der persönlichkeitsgeschichtlichen Entwicklung sind, als nicht eigentlich geschichtliche, sondern den benachbarten Begriffswissenschaften angehörige, unter der Bezeichnung Hilfsbegriffe in den Anhang dieses Bandes verwiesen worden.

Wissenschaft erwachsen. Die Gegner Buckles hatten mit ihrer Abwehr recht, insofern sie nachwiesen, dass die Geschichte als eine Erfahrungswissenschaft Grosses geleistet habe, indem sie die Forschungswege gangbar machte, die zur Erkenntnis der Tatsachen der Vergangenheit führen. Aber sie hatten unrecht, insofern sie verkannten, dass die Geschichtsforschung noch nicht zum Bewusstsein aller der Aufgaben gekommen sei, die sie mit ihren freieren Schwestern, den Begriffswissenschaften, teilt.

In Wahrheit nämlich ist der Unterschied zwischen den beiden Hauptgruppen wissenschaftlicher Tätigkeit nicht so gross, wie man sich gewöhnt hat anzunehmen: die Geschichtsforschung, und die ihr an Erfahrungsmässigkeit, ja an Geschichtlichkeit verwandten Zweige der Naturwissenschaft, wie die Lebenslehre der Tiere und Pflanzen — die Biologie — die Erdgeschichte, die Sternkunde, haben die Aufgabe, das Bild eines vielgegliederten Stoffes wiederzugeben, d. h. ihn zu beschreiben und in seinem Wesen zu erkennen. Aber zuletzt ist die Aufgabe der Volkswirtschafts- oder der Kunstlehre, der Rechts- oder Gesellschaftswissenschaft oder selbst der Seelen- und der Denklehre, keine andere. Auch sie haben zuerst einen ausgebreiteten Erfahrungsstoff zu bewältigen, dann ihm allgemeine Grundzüge, Regeln abzugewinnen: ob dieser Erfahrungsstoff in der Gegenwart oder in der Vergangenheit liegt, ist an sich gleichgiltig. Wenn bei einigen von ihnen, etwa der Gesellschafts- oder der Kunstlehre, dieser begriffliche Oberbau weit bedeutender ist, als die erfahrungsmässige Unterlage, so ist dies ein Unterschied des Grades, nicht des Grundsatzes. Denn erfahrungslos ist keine, auch die begrifflichste der Begriffswissenschaften nicht: noch die Lehre vom Denken geht aus von den beobachteten Vorgängen unseres Verstandes und selbst die Daseinswissenschaft der wirklichkeit-fernsten Metaphysiker hat nie eine andere Absicht gehabt, als ein Bild der Welt zu geben.

Wohl haben viele von den Begriffswissenschaften sich das hohe Amt des Befehlens beigelegt und haben dem Leben selbst Vorschriften machen wollen, aber im Grunde verlässt der Forscher, wenn er so verfährt, den Boden der Wissenschaft selbst, er wird aus einem Gelehrten zum Herrscher, zum Erzieher, aus einem Schauenden ein Handelnder. Und wenngleich die Geschichtsforschung schon durch ihren Namen an die Betrachtung, an das Vergangene gebunden und von der Beeinflussung des Zukünftigen abgehalten wird, so haben die Geschichtsforscher selbst sich von solchem Tun so wenig abhalten lassen, wie die Kunst- oder Gesellschaftslehrer. Und

wenn es überhaupt einen Weg gibt, der zu einer Erkenntnis der Zukunft des Menschengeschlechts führt, so kann es nur der aus seiner Vergangenheit erschlossene sein.

Ja, man kann noch mehr sagen: vielleicht ist der Unterschied zwischen Begriffs- und Erfahrungswissenschaften — systematischen und empirischen, wie man heute noch sagt — mehr noch durch den Verlauf der Entwicklung der Forschung selbst, als durch den Unterschied ihres Gegenstandes bedingt. Auch der Geschichtsforschung muss einmal die Zeit kommen, da sie ihren Stoff so sehr beherrscht, dass sie ihre Gedankenbauten aus ihr mit der gleichen Herrenmässigkeit errichtet, wie die Kunst- oder Gesellschaftslehre. Noch wird es Jahrhunderte dauern, bis man die Tatsachen selbst, d. h. den Rohstoff, so weit und so gründlich kennt, dass man diese Kenntnis für endgiltig und unabänderlich hält. Dann aber wird neben und über die heutige Geschichtsforschung eine Geschichtslehre treten, die im selben Sinne auf gedanklicher Arbeit ruht, wie die heute ausschliesslich sogenannten Begriffswissenschaften.

Hätte man in dem heutigen Zeitalter der Arbeitsteilung nur etwas mehr Augen für die Vorgänge in den nächst benachbarten Bezirken der Wissenschaft, so müsste man im Lager der Geschichtsforscher sehen, wie schon in unseren Tagen die Erdkunde uns diesen Weg voranschreitet. Hier ist jetzt bereits die Scheidung zwischen einer noch nach Erdteilen und kleineren Räumen geordneten Länderkunde, will sagen einer Erdbeschreibung, und einer gänzlich begrifflich geordneten, reinen und allgemeinen Erdkunde durchgeführt. Selbst die grossen Zusammenfassungen der Lehrbücher folgen schon ausschliesslich der zweiten höheren, d. h. gedankenmässigeren, begrifflicheren Forschungs- und Einteilungsweise.

Und wie hier die Teilung nach Räumen, so wird in dieser zukünftigen Geschichtswissenschaft die Teilung nach Zeiträumen völlig aufgegeben werden und es wird eine Lehre von den Formen und Wegen der geschichtlichen Entwicklung, eine Mechanik des geschichtlichen Prozesses an die Stelle der Zeiten- und Völkerkunde der heutigen Geschichtsforschung — um das Seitenstück der Länderkunde auch im Namen festzuhalten — treten. Man wird dann noch viel mehr klagen und Wehe rufen über den Verlust von Buntheit und Farbe, als heute schon bei den ersten Anfängen der Vorwärtsbewegung auf dieses Ziel hin geschieht. Aber starkem Empfinden und malerischem Können wird auch dann noch möglich sein, das feste Rahmenwerk dieses gedanklichen Gefüges mit allem Reichtum gelebten Lebens und erschauter Wirklichkeit anzufüllen.

Von diesem Ziel trennt uns Heutige noch eine lange Strecke zukünftiger Entwicklung unserer Wissenschaft. Aber so wenig es nötig ist, die Vollendung der geschichtlichen Einzelarbeit, die vielleicht noch Jahrhunderte in Anspruch nehmen wird, abzuwarten, um eine Zusammenfassung des weltgeschichtlichen Stoffes, wie sie in diesem Werke geplant ist, vorzunehmen, so wenig wird man darauf verzichten dürfen, schon jetzt das letzte Ziel der Umbildung der heutigen Geschichtsschreibung in eine Geschichtswissenschaft ins Auge zu fassen — nicht um es zu erreichen, sondern um die Richtung nach ihm zu nehmen.

Drei Merkmale unterscheiden heute die Begriffswissenschaften von der Geschichtsforschung.[1] Zum ersten teilen und fassen sie ihren Stoff nach festen Masstäben, nach Einzelbegriffen, die sich gleich bleiben. Dieser ersten und einfachsten Anforderung an die Gedankenmässigkeit und innere Geschlossenheit einer Wissenschaft wollen die Hilfsbegriffe entsprechen, die hier aufgestellt werden.[2] An ihrer Anwendung soll die Darstellung immer festhalten oder falls ihre nachträgliche Abwandlung unvermeidlich ist, soll ihre Umgrenzung ergänzt oder verändert werden.

Zum zweiten trachten die Begriffswissenschaften ihrem Stoff fort und fort durch unermüdlich wiederholte Vergleichung und umfassende Beobachtung allgemeinere Merkmale abzugewinnen, durch die es möglich wird, die Einzeltatsachen unter Hintansetzung ihrer Besonderheiten und unter Betonung ihrer Gemeinsamkeiten zu Gruppen zu ordnen. Die Stufeneinteilung, die hier soeben angedeutet wurde, und die noch vielfacher Teilung und Zergliederung fähig ist, wird eine Gesamtübersicht über die Geschichte der Menschheit ermöglichen, die imstande ist, mit einiger Sicherheit die Gemeinsamkeiten der Stufen, der Entwicklungsalter der Menschheit herauszustellen. Der Gefahr solcher Vergleichung — der Übertreibung der Gemeinsamkeiten, der Unterdrückung der Besonderheiten — kann dabei unausgesetzt entgegengewirkt und jede wiederholte Einzeltatsache freilich ihrer Gruppe überwiesen, jede im betonten Sinne des Wortes einzige Einzeltatsache aber als solche anerkannt und als eine Auszackung der Umrisslinie in das Gesamtbild eingetragen werden. Vor allem soll den einzigsten Einzigkeiten unter den Atomen der Mechanik der Weltgeschichte, den starken Persönlichkeiten, das Recht gewahrt bleiben, dass ihr Anteil am Geschehen, da

---

[1] Man vergleicht vielleicht die allgemeinen Darlegungen Kulturgeschichte I 217—233. — [2] Anhang: Erste Folge, am Schluss dieses Bandes.

wo er sich in Wahrheit über den der Menge und, was mehr sagen will, über das Vorbild ihrer Vorgänger erhebt, ohne Abzug anerkannt werde.

Der dritte, letzte und wichtigste Unterschied zwischen Begriffs- und Erfahrungswissenschaften ist die Fähigkeit der Begriffswissenschaften, ihren Stoff in keiner erfahrungsmässig — etwa örtlich oder zeitlich — bestimmten, sondern nur in begrifflicher Ordnung darzubieten. Ein Kunstlehrer entwirft sich zuerst und zuletzt selbst den Riss des Baues, zu dem alle Tatsachen des Kunstschaffens nur die einzelnen Quadern bilden. Es erscheint nach jenem Seitenstück der Erdkunde nicht unmöglich, dass eine zukünftige Geschichtswissenschaft ebenso verfahren kann und wird. Das hier und heut begonnene Werk darf nicht wagen, diesen Zielzustand etwa schon vorwegzunehmen: es wird vielmehr seiner Aufgabe gemäss in breiter und letzten Sinnes beschreibender Darstellung den Strom der Geschichte der Menschheit wiederzuspiegeln versuchen. Aber einmal wird es schon bei währender Schilderung allen den Forderungen grösserer Begrifflichkeit nachzukommen trachten, die hier aufgestellt wurden — nämlich einer entwickelnden d. h. stets das Vorher und Nachher vergleichenden Darstellung, einer Trennung der Stufen, der Volksgeschichten und der einzelnen Entwicklungsreihen des handelnden und schauenden Lebens und endlich einer einheitlichen und folgerichtigen Anwendung aller notwendigen Hilfsbegriffe — immer zu dem Zweck einer völlig übersichtlichen Anordnung des Gesamtgeschehens, der Menschheitsentwicklung, einer möglichst unbedingten Vergleichbarkeit jedes mit jedem ihrer einzelnen Teile und gleichsam einer Lockerung des Zeit- ja selbst des Entwicklungs-Zusammenhangs zugunsten eines völlig frei schaltenden, den einen Stein hierhin, den anderen dorthin versetzenden höchsten Überblickens und Ordnens. Zum zweiten wünscht dieses darstellende Werk einer wirklich freien Geschichtslehre den Boden zu bereiten. Sie würde lediglich die Erkenntnis des geschichtlichen Werdens der Menschheit und seiner Gesetze[1] anstreben, würde von dem

[1] Fast jeder der gestrengen Richter, die über meinen ersten Versuch einer Aufstellung von Gesetzen (Stufenbau und Gesetze der Weltgeschichte [1905] 107ff.) ihr Missfallen oder — weit seltener — ihr Wohlgefallen ausgesprochen haben, hat die Denkform des Gesetzes, unter die ich die Entwicklungsvorgänge stellte, angefochten. Man gibt mir dabei in der Regel verblümt zu verstehen, meine philosophische Schulung sei wohl zu mangelhaft, um meinen Fehler einzusehen. Inzwischen ist ein Band von Wundts Völkerpsychologie nach dem andern erschienen und jeder

erfahrungsmässigen Zusammenhang beschreibender und selbst entwickelnder Weltgeschichte, von der Zeit-, von der Entwicklungsfolge der Geschichte sich in Übergängen loslösen und nur das Wirkungs- und Ursachengefüge des geschichtlichen Verlaufs, die Mechanik der Entwicklung, das Wesen, das Wie, das Warum des geschichtlichen Verlaufs zu ergründen trachten.

Aber durch alle eiserne Festigkeit dieses Gerippe- und Rahmengefüges soll die strahlende, farbige, funkelnde Mannigfaltigkeit des Einzelnen nicht verschattet und in graues Einerlei verwandelt werden. Denn unsere Lust an der Geschichte dürstet ebensosehr nach der Fülle der Gesichte als nach Ordnung und Folgerichtigkeit der Forschung. Allein in Wahrheit ist hier kein Gegensatz zu überbrücken: keine noch so bunte Einzelschilderung wird durch gute Ordnung gehindert oder ausgeschlossen. Alle die Verschiedenheiten, die Besonderheiten, die Einzigkeiten, deren sich Rassen, Völkerstämme, Stämme, Familien, Persönlichkeiten mit Recht und in Wahrheit werden berühmen können, wird auch eine so begrifflich verfahrende Geschichtsforschung nicht nur nicht vernachlässigen, sondern sie und sie allein wird imstande sein, sie abzugrenzen und herauszustellen. Denn erst wo die Gemeinsamkeiten, die

---

trägt die Aufschrift: eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Auch nehmen, die also urteilen, vielleicht gelegentlich davon Kenntnis, dass Dilthey (Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1894 [II] 1392) für die Geschichte der Seele — eines Einzelnen im Verlauf seines Lebens — zu der Forderung von Entwicklungsgesetzen kommt und auch kein Hehl daraus macht, dass die Seele die Züge der Entwicklung mit der „organischen Welt" und dem „geschichtlichen Prozess" gemeinsam hat (S. 1393). Warum nun, wenn es wirklich sich um die Sache und nur um die Sache handelt, bekämpft man den Gedanken des Entwicklungsgesetzes nicht bei den anerkannten Denkern Dilthey und Wundt, statt bei mir, dem unzureichenden und zweifelhaften? Hätte ich mich auf sie berufen, wäre man vielleicht vorsichtiger gewesen. Dazu aber hatte ich nicht den mindesten Anlass, da ich Beider Darlegungen nicht kannte, als ich — nach mancherlei mühseligen Umwegen, von denen die Abhandlungen über Einzigkeit und Wiederholung geschichtlicher Tatsachen und geschichtlicher Tatsachenreihen einige erkennen lassen — zu meinen Gesetzen kam. Aber was bei billiger Beurteilung als Vorzug erscheinen müsste, die Selbständigkeit einer wissenschaftlichen Entdeckung, ist in den Augen der Meisten im heutigen Deutschland nur ein Beweis von Mangel an „Schule". — Ich bitte um Nachsicht, wenn ich in diesen einleitenden Bemerkungen so oft auf frühere Darlegungen zurückgekommen bin; aber es war unvermeidlich, wenn ich die jetzige Darstellung nicht mit der — an sich unnützen — Wiederholung der Ergebnisse dieser älteren Untersuchungen belasten wollte.

Wiederholtheiten aufhören, da beginnen die Verschiedenheiten, die Einzigkeiten; erst wenn jene sicher ausgeschieden sind, wird man diese erkennen können. Rasse, Volkstum, Persönlichkeit, diese feinsten Blüten am Baum der Menschheit, wird nur diese Forschungsweise finden, brechen, auskosten können.

Denkende Geschichtsforschung wird freilich um dieses Unterschiedes zwischen Gemeinsamkeiten und Besonderheiten, Wiederholtheiten und Einzigkeiten, nicht zu dem Endurteil gelangen, dass nur jene dem Gesetz des Geschehens unterworfen, diese ihm aber entzogen seien. Sie wird sich vielmehr dabei bescheiden, dass nur die Häufigkeit der Massenvorgänge unserer begrenzten Einsicht erlaubt, Regeln aufzustellen, während die Seltenheit der unbedingt oder gradweise einzigen Tatsachen und Persönlichkeiten ihr versagt, derartig allgemein giltige Schlussfolgerungen zu ziehen. Aber sie wird eben darum die Genugtuung begrifflicher Ordnung und das Glück farbenfroher Schilderung miteinander vereinigen können.

Noch für lange Zeit wird sich eine Geschichtsauffassung dieses Sinnes als allzu abgezogen, allzu blass und leer schelten und schmälen lassen müssen. In Wahrheit aber gibt in ihr die Wissenschaft nur einem Grundzug aller uns umgebenden Welt und Wirklichkeit nach. Jede, nicht nur die wissenschaftliche, nein auch die künstlerische Anschauung von Erde und Menschheit führt zu der Erkenntnis, dass alles Sein ringsum uns überfällt mit Tausenden, mit Millionen, oft mit noch häufigeren, mit wirklich unendlichen Wiederholungen. Mit Wiederholungen nicht in dem mathematischen Sinne völliger und restloser Gleichheit, wohl aber mit Wiederholungen für unseren stets und immerdar auf das Wesen und den Kern der Dinge dringenden Geist. Und dass das Bedürfnis unseres erfahrenden und bauenden Verstandes und das unserer bildenden und bauenden Vorstellungskraft in diesem Betracht die gleiche Erfahrung machen, mag dem Forscher doch als eine Bekräftigung und Gewähr dafür gelten, dass dieser sein Weg der rechte ist. Wieviel tausend Landschaften oder Baumgruppen oder Wiesengründe oder Leibes- oder Kopfformen der Wirklichkeit bieten sich dem suchenden Auge nicht als gänzlich untauglich dar für die Zwecke einer wählenden Kunst, die nicht in dem gefügigen Nachbilden der Umwelt, sondern in dem Zwang gewollter Schönheit ihr Ziel sieht. In diesem Stück kommt bauende Kunst zum selben Ergebnis wie bauende Forschung: die Ursache aber kann letzten Endes nur in einem Herrenverhältnis unseres Geistes zur Welt gefunden werden: er ist

allerdings abhängig von den Gegebenheiten der Wirklichkeit, aber er dringt zugleich über sie hinaus. Er formt sich schauend, sei es erkennend, sei es bildend, einen Masstab der Welt, an dem gemessen sie in tausend Stücken endlich und unzulänglich erscheint. Selbst die für uns unzugänglichen, ja unvorstellbaren, undenkbaren Eigenschaften des Seins, wie etwa die Unendlichkeit von Raum und Zeit erdrücken uns im Grunde nur durch Mass und Menge, durch ein Wieviel, nicht durch ein Wie-stark, ein Wie-erhaben.

So erweist sich als ein höchstes Herrenrecht des schauenden Ichs, was immer wieder als Schwäche oder Blässe oder Blutleere des Erkennens gescholten wird: als eine Überlegenheit unserer Vorstellungskraft über das vorgestellte Sein. Und die bauende Forschung macht nur von ihm Gebrauch: in demselben Willen zur Entfernung von den kleinen und gleichgiltigen Wirklichkeiten und zur Bemeisterung aller Weiten und Grössen ihres Stoffes, wie die bauende Kunst. Nur dass freilich an einem Punkt beider Wege sich trennen: die Kunst, die sich nicht zur Magd der Umwelt erniedert, kann so vornehm verfahren, dass sie von allen Gleichgiltigkeiten, von allen Alltäglichkeiten, allen Wiederholtheiten, von allen Massen- und Mengenerscheinungen gänzlich absieht und das ganz willkürliche Bild der Welt, das ihr allein zu schaffen nottut, nur formt aus allem Eigenen, Einzigen, Starken, Bewegten und in hohem Sinne Schönen, das sie findet, finden will. So herrenmässig kann die Forschung allerdings nicht verfahren. Sie wird alle Massen, alle Mengen, alle Tausendfachheiten des Seins nicht beiseiteschieben dürfen, sondern vielmehr aus ihnen den dunklen Grund ihres genaueren Gemäldes schöpfen. Allein dies Recht muss ihr bleiben, den Schwall von Einzelheiten, die im genauesten Sinne zwar auch alle Besonderheiten sind, unter umfassende Gesamtlinien zu bringen, ihnen den ärmlichen Rest von Einzigkeit zu nehmen, den sie in Wahrheit besitzen mögen, und sie um der überwiegenden Mehrheit von Gemeinsamkeiten willen als Wiederholtheiten zu behandeln und sei es abgezogene Begriffe, sei es — farbiger und also besser — artvertretende Einzelfälle an ihre Stelle zu setzen. So wird sie die wirklichen, im höchsten Sinne allein wahren Einzigkeiten, mit um so zackigeren Einzellinien, mit um so eindrucksvolleren Umrissen in den lichten Vordergrund ihres Weltbildes stellen können.

Gewiss sind beide Fälle nur die äussersten, letzten: die tiefen Sichten, die eine Geschichte der Menschheit in den

Raum der Zeiten wird eröffnen sollen, muss hundert mittlere Staffeln zwischen den heldischen Gestalten des vordersten Grundes und den unübersehbaren Heeren der hintersten, der massenhaftesten Vorgänge unterscheiden. Dennoch sei dies das oberste Gebot: Niederzwingung aller Grade von Wiederholtheit unter die weiten Regeln grosser Gemeinsamkeitsbilder und Höhung und helles Licht für jede starke, jede echte Einzigkeit: sei es der Rasse, sei es des Volkstums, sei es des Schaffens, sei es der Persönlichkeit. Solche Losung muss jede Forschung, die weite Wissenslande zu beherrschen trachtet, zu ihrem Ziele, ihrem Siege führen.

ERSTER HAUPTTEIL

DIE VÖLKER EWIGER URZEIT

ERSTER TEIL

DIE ROTE RASSE

Erster Hauptteil: Die Völker ewiger Urzeit

Einleitung

Das Recht der Urzeit auf Geschichte

Keine der höheren Entwicklungsstufen bedarf einer besonderen Beweisführung, dass sie ein Recht auf Geschichte habe. Der Urzeit verlangt man sie heute noch seltsamerweise ab, oder wenigstens denjenigen Völkern, die nie über diese Stufe hinausgedrungen sind. Mit der schönen Sicherheit, die der gänzlichen Unkenntnis eigentümlich ist, schiebt man Negervölker und dergleichen verächtlich beiseite und lebt des Glaubens, die Muse der Geschichte werde ihr Haupt in Scham verhüllen müssen, wollte man ihr zumuten, sich mit Polynesiern zu befassen. Die Gründe, die man dafür angibt oder als selbstverständlich voraussetzt, sind alle gleich unhaltbar. Dass Weltgeschichte im Grunde Europäer-Geschichte mit einigen Anhängseln sei, dass die Völker, die ausserhalb des europäisch-vorder orientalischen Kreises stehen, nur dann in Betracht zu ziehen seien, wenn sie mit jenem in Berührung kämen, ist ein Gedanke, der in dem eng-europäischen Gesichtskreis älterer Forscher-Geschlechter begreiflich war, den aber schon das achtzehnte Jahrhundert, in Deutschland die Göttinger Schule rühmlichen Andenkens, als unhaltbar aufgab. Wenn die für kurze Zeit vielleicht notwendige Einseitigkeit der späteren Schulen diese Errungenschaft wieder fahren liess, so ist nicht einzusehen, warum die Geschichtsforschung heute, da die werktätige Staatskunst der grossen Völker längst nicht Europa nur, sondern die Welt als Schauplatz ihres Wirkens anerkennt, an diesem wunderlichen Lokalpatriotismus der Europäer festhalten soll.

Aber was man von China, Japan und Alt-Peru vielleicht nach jahrzehntelangem Kampf wird zugeben müssen, wird man den Völkern der Urzeitstufe, den Naturvölkern, wie der an sich irre führende Schulausdruck lautet, oder den Wilden, wie man sie noch dünkelhafter auf gut europäisch bezeichnet, vermutlich erst im Jahre 2000 zubilligen. Denn erstlich, so hört man, sind sie der Segnung der Berührung mit den Europäern zwar

auch teilhaftig geworden, haben aber nicht auf sie „eingewirkt", sodann sind sie überhaupt geschichtslos.

Den ersten Einwand kann man auf sich beruhen lassen: er erledigt sich durch die Stufenauffassung der Weltgeschichte von selbst. Er wäre letzten Endes auch vom Standpunkt engeuropäischer Geschichte nicht aufrecht zu erhalten. Das Schicksal gibt uns in den leicht zu erfassenden Verhältnissen heute junger Völker die Möglichkeit, Zustände kennen zu lernen, die der Jugend unserer eigenen Völkergruppe zugestandenermassen sehr ähnlich sind. Welch unverantwortliche Torheit wäre es, diese Gelegenheit nicht wahrzunehmen! Ja, selbst der scheinbar an sich unumstössliche Einwand, dass diese Völker ohne Einfluss auf die herrschende Gesittung des Europäerkreises seien — wird auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sein. Man kann schon heute weissagen, dass unsere Kunst von der der Urzeitvölker beeinflusst werden wird: ja vielleicht erfährt noch einmal unser Glaubens- und Gesellschaftszustand von ihnen tiefe Rückwirkung.

Der Vorwurf der Geschichtslosigkeit wird, was seine Folgerichtigkeit anlangt, schon dadurch in ein seltsames Licht gesetzt, dass man sich den eigenen Völkern gegenüber durchaus nicht so abweisend verhält. Die Urzeit der Germanen, die durch den guten Zufall Tacitus in den hellen Kreis geschichtlicher Überlieferung gerückt worden ist, weist man nicht von den Pforten des Tempels. Doch allerdings hier findet eine Einwirkung auf ein irrig als allein wahrhaft geschichtlich angesehenes Zeitalter der europäischen Geschichte statt. Geht man den Gedankengängen nach, die zu diesem Punkte führen, so ergibt sich, dass man mehr noch an der inneren Beschaffenheit der Geschichte der Kindervölker, als an ihrer äusseren Zusammenhangs- und Wirkungslosigkeit Anstoss nimmt. Die Form, in der die Nachrichten von ihnen zu uns gelangen, erlaubt sehr oft nur Zustandsbilder zu entwerfen, aber nicht mehr. Zustände aber sind, nach jener altbefestigten Meinung, höchstens der Gegenstand der eben deswegen minder geschätzten Kulturgeschichte, nicht aber der eigentlichen Geschichte, die es nur mit Handlungen zu tun hat.

Behauptet man dagegen schon im allgemeinen, dass die Herstellung fliessender Zustandsbilder überhaupt Amt und Aufgabe der Geschichtsschreibung ist, so kann man im besonderen auch von den Völkern der Urzeit nachweisen, dass sie in keinem Sinne ungeschichtlicher sind, als die der anderen Stufen. Den, der gröblich urteilen wollte, könnte man darauf verweisen,

dass nicht einmal der Hauptvorwurf berechtigt ist: die Zahl der starken Urzeitvölker, die eine wechsel- und tatsachenreiche äussere Geschichte haben, ist gar nicht ganz gering. Jeder dieser Fälle hat um so mehr Gewicht, als es eben die kraft- und geistvollsten Stämme sind, um die es sich handelt. Andere zwar weit über die Urzeitstufe hinausgestiegene, bisher aber zu den verachteten Naturvölkern gezählte, haben eine fast tausendjährige Herrschergeschichte; noch anderen lässt sich eine sehr bewegte äussere Vergangenheit wenigstens bruchstückweise nachweisen, so weit die europäische Überlieferung reicht. In sehr vielen Fällen aber lässt sich, zum mindesten für das neunzehnte Jahrhundert, eine Fülle äusserer wie innerer Wandlungen aufzeigen.

Weit wichtiger als dies, ist gleichwohl der innere Kern der Frage. Jeder einmal festgelegte und beschriebene Zustand — und ohne solche Beschreibung kann kein Volk Gegenstand geschichtlicher Betrachtung werden — stellt als solcher den Niederschlag einer meist mehrere Jahrhunderte währenden Entwicklung dar, auf die er in der Regel sehr weit reichende Rückschlüsse zu machen erlaubt. Weder gesellschaftliche Einrichtungen, noch die feineren Gespinnste des Glaubens, des Dichtens, noch auch die Fähigkeiten des Bilden- und Wissen-Könnens, sind Erzeugnisse von gestern. Jeder Zustand ist gefrorene Geschichte und das Feuer einer vorsichtigen Deutung kann dies Eis in das fliessende Wasser der einst lebendig sprudelnden Vergangenheit zurückverwandeln.

Gewiss ist es unmöglich, aus einem Verfassungszustand die Taten der Herrscher abzuleiten, die ihn herbeiführen halfen. Eine Geschichtsanschauung aber, der es letzten Endes auf die Feststellung von Handlungsweisen, Handlungsgewohnheiten mehr ankommt, als auf die einzelnen Tatsachen, wird daran keinerlei Anstoss nehmen. Ist doch bei Betrachtung der Entwicklungsreihen auf viel höheren Stufen sehr oft ihr Amt, gerade umgekehrt lange Folgen und breite Mengen überlieferter, für sie aber an sich sehr gleichgiltiger Tatsachen in dergleichen Zustandsbilder zu verwandeln.

Die Formen des Handelns — auch etwa die der auswärtigen Staatskunst — wird eine wahrhaft geschichtliche Auffassung der Urzeit aus dem für einen beliebigen Zeitpunkt genau beschriebenen Zustand erschliessen können. Von einer der niederst entwickelten Gruppen der amerikanischen Urzeitvölker, von den Bewohnern Mittel-Brasiliens, versichert ihr bester Kenner: so hat sich im Kleinen und Bescheidenen immer und

alle Zeit das abgespielt, was wir Geschichte nennen[1] — wobei unter Geschichte ganz im herkömmlichen Sinne eben Staats-, in Sonderheit auswärtige Staatsgeschichte verstanden ist. Und auch der Buntheit der Einzelzüge, zur Ausmalung der Bilder, wird sie nicht zu entbehren brauchen. Ja selbst die einzige schlechthin unersetzliche — will sagen aus Zustandsniederschlägen nicht rückwärts zu erschliessende — Form unter den geschichtlichen Gebilden, die starke Persönlichkeit, wird bei höher entwickelten Urzeitvölkern noch vertreten sein, bei den höchstentwickelten sogar schon in Reihen, die es möglich machen, den Werdegang des starken Einzelmenschen durch Geschlechter zu verfolgen. Wo aber diese Spuren verlöschen, wo das Gedächtnis selbst der stärksten Führer in Geist und Leben verschwunden ist, da kann die weltgeschichtliche Forschung einen Mangel beklagen, den noch die Volksgeschichte mancher höheren Stufe aufweist, aber auch der eifrigste Vertreter der Persönlichkeit wird diese Lücke der Überlieferung nicht zum Anlass nehmen dürfen, auf die geschichtliche Betrachtung dieser Frühzeiten überhaupt zu verzichten.

Ja die Mängel des Nachrichtenbestandes werden der Erforschung der Urzeit einen Vorzug in der Ausbildung ihrer Arbeitsweisen verschaffen, der sie den Stoffverlust verschmerzen lassen kann. Dem Starken wachsen im Kampf die Kräfte: die Nötigung aus Zuständen auf ihre Entstehung, aus dem Gewordenen auf das Werden zu schliessen, bringt die Urzeitgeschichte in eine Lage, die der der Tier- und Pflanzenlehre vor Darwin oder der der Erdgeschichte um 1750 ähnlich ist. In allen diesen Fällen sollte ein Nebeneinander von Erscheinungen in ein Nacheinander aufgelöst werden und da die Zustände der Urzeitvölker gar nicht selten Bräuche, Einrichtungen, Glaubensmeinungen der verschiedensten Herkunft, absterbende Überlebsel eines früheren, blühende Gebilde des augenblicklich währenden, aufspriessende eines zukünftigen Entwicklungsalters wirr durcheinander wachsend darbieten, so ergibt sich als die wesentlichste Aufgabe der Urzeitforschung, statt völkerkundlich-beschreibender ihrerseits geschichtlich-entwickelnde Bilder zu schaffen und den einzelnen Unterstufen dieses sehr reichen und langen Lebensalters der Menschheit die auf sie zurückgehenden Besitztümer der geistigen und gesellschaftlichen Gesittung zuzuweisen. Diese Aufgabe bietet sehr grosse Schwierig-

[1] K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens (1894) 213.

keiten, aber sie ist auch ein hohes Vorrecht der Erforschung der Anfänge der Geschichte; diese muss des bequemen Krückstocks der Zeitrechnung entbehren, der sich allen ihren Schwestern und Nebenbuhlerinnen beim Durchschreiten der späteren Strecken des Fortganges der Menschheit als festeste Stütze anbietet. Und wenn wirklich alle Geschichte ein Werden ist, so gibt es kein geschichtlicheres Amt der Geschichtsforschung als das der Auflösung eines Neben- in ein Nacheinander.

Ja, wie jede Schwierigkeit des Stoffes zuletzt der Wissenschaft einen Nutzen höheren Sinnes zu bringen pflegt, der Mangel an zeitlicher Ordnung ihrer Nachrichten muss die Urzeitforschung vor dem Jammer der rein beschreibenden, jahrbuchhaften Darstellung von vornherein bewahren. Es ist, wie schon erörtert wurde,[1] kein Zufall, dass der erste Versuch einer Ordnung, wenn nicht der Geschichte der Menschheit, so doch ihrer Anfänge, der unter herrischer Verachtung der Zeitfolge nur im Sinne des Entwicklungsgedankens unternommen wurde, von ihr ausging. Doch freilich zu einer geschichtlichen Auffassung ihres Gegenstandes ist die Wissenschaft, in deren Händen die Betrachtung der meisten, der lebenden Urzeitvölker bisher ausschliesslich lag, die Völkerkunde, erst in den seltensten Fällen vorgedrungen, ohne dass man im Grunde irgendein Recht hätte, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Denn sie zielt ihrem Wesen nach auf Feststellung des heutigen Zustandes dieser zeitigen Völker ab und so ist im Grunde ihr Amt erfüllt, wenn sie immer nur bei der Schilderung eines Nebeneinander stehen bleibt, ohne den Versuch zu machen, es in ein Nacheinander aufzulösen und umzuwandeln. Alle Bearbeiter von Gesamtbildern der Völkerkunde sind von Waitz bis auf Schurtz[2] ent-

[1] Vergl. oben S. 70ff., 72 Anm. 2. — [2] Auf das Werk, das für die deutsche Völkerkunde den Grund gelegt hat, die fest und breit angelegte Gesamtdarstellung von Waitz (Anthropologie der Naturvölker I: Über die Einheit des Menschengeschlechts [1858, ²1877 herausgegeben von Gerland]; II: Die Negervölker und ihre Verwandten [1860]; III, IV: Die Amerikaner 1 [1862], 2 [1864]; V 1: Die Malaien [1865], V2: Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier [1870], beide herausgegeben von Gerland; VI, verfasst von Gerland: Die Polynesier, Melanesier, Australier und Tarmanicen [1872]) trifft diese Bemerkung doch auch mit einer nur leisen Einschränkung zu. In dem ersten Band ist Waitz freilich, in einem ganz entwicklungsgeschichtlichen Sinne, ein Jahr vor dem Erscheinen der Entstehung der Arten, für die Bluteinheit des Menschengeschlechts eingetreten. Selbst die Vermutung, dass der Mensch vom Affen oder verwandten Arten abstamme, lehnt er nicht aus Abneigung gegen den Entwicklungsgedanken ab, den er vielmehr an dieser Stelle (²I 233) grundsätzlich verteidigt, sondern nur aus Mangel an er-

weder gar nicht zu geschichtlicher, entwickelnder Bemeisterung des Stoffes der Völkerkunde vorgeschritten, oder sie sind auf dem halben Wege zu diesem Ziele stehen geblieben, insofern sie die Urzeit als eine grosse, in ihren Teilen gar nicht oder wenig unterschiedene Masse behandelten, und weder die Gruppen

---

fahrungsmässigen Beweisen. Wichtiger noch ist, dass in einem zweiten Teil dieses Bandes die gleiche Frage der Arteinheit des Menschengeschlechts vom Standpunkt der Geistes- und Gesellschafts-, ja zuweilen selbst der Seelen-Geschichte einer umfassenden Betrachtung unterzogen worden ist. Der Grundgedanke muss hier, ohne dass Waitz darüber zu klarer Erkenntnis käme, zu der Folgerung einer Einheit auch der Entwicklung führen. Ja, in Vorwegnahme einer viel höheren Aufgabe der Wissenschaft, gelangt Waitz sogar in einem Schlussabschnitt (Über die verschiedenen Kulturzustände des Menschen und die Hauptbedingungen ihrer Entwicklung ^{2}I 392—471) zu Erörterungen, die, wenngleich nur an wenigen Stellen und tastend und unsicher genug, doch in den Bezirk einer völlig begriffsmässigen Geschichtswissenschaft eindringen, wie er auf diesen Blättern (o. S. 81 ff.) umschrieben worden ist. Allein die eigentliche Darstellung, so trefflich sie geordnet und aufgebaut ist, entfernt sich nur in den seltensten Fällen von einer Einheitlichkeit der Zusammenfassung, deren Wert für die Völkerkunde hier nicht erörtert werden soll, die aber einer Erkenntnis des Werdens, der Geschichte der Urzeitvölker denkbar ungünstig ist. Wohl ist die Fülle der Nachrichten ausserordentlich, die unendliche Sorgfalt hier zusammengetragen hat — Waitz hat dieser Arbeit und seinem verzehrenden Fleiss sein Leben im Buchstabensinn des Wortes geopfert —, wohl ist sie eingeordnet in eine wohl überlegte Reihe von Fächern, aber weder ist Waitz im besonderen auf die Eröffnung von geschichtlichen Sichten bedacht, noch geht sein Streben auf die Herstellung von Unterstufen, auf die Untersuchung der verschiedenen Beteiligung der Stämmefamilien an den einzelnen Entwicklungsreihen. Nur die ganz gröblich aus der Urzeit herausragenden Völkergruppen, die der altamerikanischen Altertumsreiche, sind aus dem Gesamtbild ausgesondert. Dies ist der einzige und, wie man sieht, noch recht elementare Versuch geschichtlicher Bezwingung des Stoffes. Waitz darüber zu tadeln, wäre mehr als unbillig: als Philosoph, d. h. als ein von vornherein begrifflicher Ordnung und Anschauung Zugewandter, ist er der Schöpfer dieser neuen Wissenschaft vom Menschen geworden. Und man wird nicht verkennen dürfen, dass alle Geschichtsforschung zu diesem Standpunkt einheitlich-begrifflicher Anschauung alles Völkerwerdens und Menschenseins zuletzt wird zurückkehren müssen — freilich erst nach Zurücklegung eines langen Weges erfahrungswissenschaftlicher Forschung von dem Waitz erst kaum die Anfänge durchwandert hat.

Die englische Schule, deren Hauptwerke zeitlich Waitz' Tätigkeit abgelöst haben, ist insofern über Waitz hinaus fortgeschritten, als sie den Stoff mit geschichtlicherem Sinne begriff als er. Die Arbeiten Tylors (*Early history of mankind and of civilization 1865*, deutsch 1870, später *Researches into the early history of mankind and the development of civilization 1878*, *Primitive culture: researches into the development of mythology, philosophy, religion, art, and custom, I, II: 1871, ^{3}1891*, deutsch 1873) tragen ihre geschichtliche Absicht schon in den Aufschriften

der Völker oder Stämmefamilien in Hinsicht auf ihre Entwicklungsgeschwindigkeit auseinander hielten, noch ihre sehr verschiedenen Anteile an den einzelnen Entwicklungsreihen — des Glaubens, der Sprache, der Familie, des Staates und so fort — aneinander massen und miteinander verglichen, noch endlich auch den Versuch wagten, innerhalb der einzelnen Sachzusammenhänge oder gar in der Gesamtheit der Urzeitgeschichte einzelne Unterstufen herzustellen.

Aber wenn es selbst gelingen sollte, alle diese Versäumnisse nachzuholen, so erhebt man immer noch einen weiteren Einwand gegen alle Urzeitforschung: die Brüchigkeit, ja völlige Un-

---

zur Schau. Einer seiner Grundgedanken, die Vergleichung des Gesittungsbesitzes der jungen Völker mit denjenigen Bräuchen der Völker höherer Stufe, die er als Überlebsel ihrer früheren Zeiten erkannte, ist ein im höchsten Sinne entwicklungsgeschichtlicher. Tylor hat durch seine Anwendung insonderheit die Urgeschichte des Glaubens, namentlich die des Seelenglaubens und Seelendienstes aufgehellt, aber auch die des Werkzeugs, der Sprache und Gebärdensprache gefördert. Die Einseitigkeiten, in die er namentlich in Hinsicht auf die Ausdeutung aller Gottesgestalten auf Naturkräfte verfallen ist, tun diesem Verdienste wenig Eintrag. Wesentlicher ist, dass auch Tylor einer Nachwirkung der allzu begrifflichen Anfänge der Urzeitforschung unterlag: ging er auf eine Umwandlung des Nebeneinanders der Gegebenheiten in ein geschichtliches Nacheinander aus, so behielt er doch die allzu einheitliche Anschauungsweise der älteren Forscher insofern bei, als er von der Menschheit durchweg als von einem Ganzen zu sprechen liebte. Damit ging er in dieser Richtung sogar noch über Waitz hinaus, der doch die Rassen voneinander geschieden hatte. Und so gewiss es das Ziel der Urzeit- wie aller Geschichtsforschung sein muss, die grossen Gemeinsamkeiten der Menschheit und ihrer geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung heraus zu stellen, so gewiss ist die Erreichung dieses Zieles nur möglich, wenn zuvor alle Besonderheiten und Verschiedenheiten der Rassen, der Völker, der Stämmefamilien erkannt sind.

Die Werke Lubbocks (*Prehistoric times, as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages 1865,* ^{5}*1890,* deutsch 1874; *The origin of civilization and the primitive condition of man 1870,* ^{5}*1890,* deutsch 1875) zeichnen sich vor Tylors Werken aus durch ihre umfassendere, fast alle Gebiete des Lebens gleichmässig berücksichtigende Anlage; sonst gehen sie von der gleichen geschichtlichen Grundanschauung aus; schon die erste Arbeit betätigt sie durch den Versuch die Zustände der vorgeschichtlichen Menschen aufzuklären durch die Heranziehung der mindestentwickelten unter den lebenden Urzeitvölkern. Aber sie leiden auch unter dem gleichen Schaden allzu einheitlicher Zusammenfassung aller Urzeitvölker. Man wird nicht irregehen, wenn man mit dieser allzu begrifflich obenhin verfahrenden Art gewisse Mängel an Einfühlung in die Art und Seele der Kindervölker bei beiden Engländern in Verbindung bringt. Tylor wie Lubbock reden von den Glaubensgestalten der „Wilden“ — schon das abscheuliche Wort Fetischismus ist kennzeichnend — wie von unbegreiflichen und gänzlich

zuverlässigkeit der Berichte, auf die sie sich stützen könnte. Die Erforscher alter, mittelalterlicher und neuerer europäischer Geschichte, die dieses Bedenken geltend zu machen pflegen, sind offenbar schlecht unterrichtet von dem Fortschritt nicht allein des Wieviel, sondern auch des Wie völkerkundlicher Forschungen. Die alten, in der Tat oft wenig Vertrauen erweckenden Berichte der Reisenden oder gar Missionare, sind heute glücklicherweise in sehr zahlreichen Fällen verdrängt durch die Arbeiten geschulter Völkerkundiger: die Grundlagen die ihre Berichte überliefern, sind fester als die der alten Geschichte, fester auch als die meisten der mittelalterlichen Quellberichte. Die Verfeinerung und Verschärfung der Forschungswerkzeuge insonderheit bei den nordamerikanischen Völkerkundigen ist in den letzten Jahrzehnten eine so erstaunliche gewesen, dass man in diesem Betracht sich beruhigen möge. Insbesondere eine Gesamtdarstellung, die das Recht hat, einzelne artvertretende Fälle herauszuheben und vieles Nächstbenachbarte zu vernachlässigen, weil es dunkel und unsicher ist, darf wieder mit grosser Sicherheit auftreten.

Wichtiger als alles aber sind die grossen Fragen der geschichtlichen Bemeisterung des Stoffes. Und für sie bleibt entscheidend der Stufengedanke. Die gleiche Urzeit, die den Anfang der Geschichte der höchsten Völker ausmacht, lässt sich

---

törichten Dingen: die sie sehr sorgfältig, aber mit der gleichen Verstandeskühle beschreiben wie die Farbenmuster an Schmetterlingen, die sie auf ihre Nadeln gespiesst haben. Wie weit waren sie doch von Herders tiefster Weisheit, dass man nur liebend zu verstehen vermag, entfernt. Der Amerikaner und der Deutsche, die gleichzeitig einen Teil der Urzeitgeschichte erforscht haben: Morgan wie Bachofen waren ihnen darin wie an Tiefe der Forschung sicher überlegen. (Über sie vergl. Anhang I 1.)

Peschels Völkerkunde (1874; Ausgabe letzter Hand: [2]1875) bedeutet den beiden Engländern gegenüber einen offenbaren Rückschritt und es ist ein Werk, das noch weit weniger als das viel umfassendere von Waitz entwicklungsgeschichtliche Zwecke verfolgt. Es macht zwar hier und da einige Anläufe zu solchen Zielen — etwa in Rücksicht auf die Sprache ([2]103ff., 117ff.), oder die Wirtschaft ([2]185ff., 217ff.), ja in einem Bezirk, in dem des Glaubens gedeihen sie fast bis zu einer geschichtlichen Übersicht ([2]255—324) — aber sieht man auch von allen Befangenheiten und allem Mangel an Durcharbeitung ab, ein Blick in den Abschnitt über die Keime der bürgerlichen Gesellschaft ([2]247—255) lehrt, dass dermassen brüchig und dermassen oberflächlich auch 1874 ein Buch nicht auszufallen brauchte, wie dieses in seinen der Gesellschaft und der Zeit der Urzeitvölker geordneten Teilen. Sie hätten selbst bei alleiniger Bearbeitung und Benutzung von Waitz' grossem Werk wesentlich besser geraten müssen. Es handelt sich in ihnen fast durchgängig um willkürliche und schnellzusammengeraffte Sammlung weniger Nachrichten. Das Hauptgewicht

bei den lebenden Urzeitvölkern, den jung gebliebenen Völkern beobachten: nur dass sich hier viel tiefere Sichten rückwärts in den Raum der Zeiten eröffnen. Auch die Germanen des Tacitus haben lange Wege, auf denen wir die heute noch lebenden Australier und Amerikaner begleiten können, weit hinter sich gelassen. Die Kindheit des Menschengeschlechts, die die Völker höherer Stufen längst vergessen haben, sie ist hier noch in blühendem Leben zu beobachten. Freilich ewig würde dieser Zustand auch bei den kindlichsten der Völker nicht geblieben sein: nur insofern die grausame Unterbrechung durch Völkertod oder Europäisierung diese Fortentwicklung für alle Zukunft unterbunden hat, dürfen diese Glieder unseres Geschlechts genannt werden: Völker ewiger Urzeit.

ERSTER TEIL: DIE ROTE RASSE

EINLEITUNG

DIE AMERIKANER IN DER GESCHICHTLICHEN RANGORDNUNG DER URZEITVÖLKER

Lässt man das Auge schweifen über die bewohnten Landstrecken des Erdballs, so kann sich mancherlei Zweifel darüber erheben, wo eine Betrachtung der untersten, der Urzeitschicht ihrer Bewohnerschaft einzusetzen hat. Australien empfiehlt sich in mehr als einem Betracht: als der einzige Erdteil, der — von seinem Festlande ist allein die Rede — eine ungebrochene, un-

---

legt die Darstellung selbst auf die Zusammenstellung der Leibesverschiedenheiten der einzelnen Rassen und Rassenteile.

Ratzels Völkerkunde (1885, [2]I: 1894, [2]II: 1895) ist dem Werke Peschels weit überlegen. Es hat auch über Waitz hinaus in grosser Fülle die Ergebnisse neuer Einzelforschung insonderheit in Beziehung auf Gerät und Waffen, die beiden bevorzugten Lieblinge der neuesten Völkerkunde, herangezogen. Aber die geistige und gesellschaftliche Gesittung der Urzeitvölker, an sich mit viel geringerem Eifer berücksichtigt — oft unter erstaunlicher Vernachlässigung auch der wichtigsten Vorarbeiten: man vergleiche z. B. den an sich kümmerlichen Abschnitt über die Nordostamerikaner [[2]I 470—489, neunzehn Seiten!], in dem kein Wort von den staatlichen Ordnungen etwa der Irokesen gesagt ist — steht der Waitz'schen Behandlung vielfach nach. Von Versuchen entwicklungsgeschichtlicher Bemeisterung der Stoffe ist vollends nichts zu verspüren.

Viel höher dringt Schurtz' Urgeschichte der Kultur (1900), sie ist beherrscht von geschichtlicher, von entwickelnder Auffassung und widmet der Tracht, den Waffen und Werkzeugen nicht zwei, sondern ein Drittel

zerteilte Masse von Urzeitvölkern aufweist, ohne jede Beimischung von solchen höherer Stufe, mehr noch als das Museum jüngster, kindhaftester, mindestentwickelter und doch zuweilen absonderlich ausgezackter Formen geistiger und gesellschaftlicher Menschheitsbildung, das es in so eigentümlicher Übereinstimmung mit seiner Tier- und Pflanzenwelt darstellt. Ja vielleicht haben die Recht, die die kühne Vermutung ausgesprochen haben, dass Australien die Wiege der Menschengeschlechter, oder doch einer ihrer frühesten Sitze gewesen sei. Für Amerika spricht eine andere Erwägung, eine Erwägung, die den Bezirken der Erdkunde und der Urgeschichte der Menschheit, der Besiedlungsgeschichte unseres Sterns zu gleichen Teilen angehört. Amerika, so hat die neuere Völkerkunde[1] gefunden, ist der Orient, die letzte östliche Kante der bewohnten Welt. Das ungeheure Stille Meer, das grösste Wasserbecken der Erde, hat minder trennend gewirkt, als die so viel kleinere Atlantische See. Von Australien, ja selbst noch von Afrika her, noch über die zweite, ungeheure Fläche des Indischen Meeres fort, leiten nach Amerika deutliche Spuren gemeinsamen Blutes und gemeinsamer Gesittungsgüter, während der Zeiger an der Uhr der Weltgeschichte sehr weit vorrücken musste, bis die weisse Rasse, längst schon zu höheren Stufen der Entwicklung aufgestiegen, den Weg über das Atlantische Meer fand. Die See, die Europa von Amerika scheidet, hat völkertrennend, die viel mächtigeren Wassermassen des Stillen und Indischen Weltmeers haben völkerverbindend gewirkt. Soll die geschichtliche Betrachtung von Aufgang nach Niedergang schreiten, so muss sie von Amerika ausgehen, um nach Australien, und von da zu dem grossen Landblock der drei Erdteile der anderen Halbkugel zu gelangen. Sie schlägt

---

der Darstellung. Sie lässt dem gesellschaftlichen und dem geistigen Leben der Urzeitvölker fast volle Gerechtigkeit widerfahren. Aber wieder ist das verfrühte Streben, ein rundes einheitliches Bild aller Urzeitvölker auf einmal zu entwerfen, der Erreichung des Zieles verderblich geworden. Schurtz unternahm diese Gesamtdarstellung seines Faches nicht am Ende, sondern am Anfang einer Forscherlaufbahn. Und so sind denn Dutzende von Aufgaben, insonderheit der Unterscheidung der Unterstufen und des Anteils der einzelnen Völker und Stämmefamilien von ihm nicht allein nicht gelöst, sondern nicht einmal gestellt worden. Die Summe seiner Leistungen für die Urzeitgeschichte — die zum Teil erst in dem Buch über Altersklassen und Männerbünde (1902) niedergelegt sind (vgl. Anhang I 1) — ist dennoch so gross, vielleicht nächst Morgan die grösste im neunzehnten Jahrhundert, dass alle diese Einschränkungen verzeichnet werden können, ohne dass dem Andenken dieses viel zu früh seinem Werk entrissenen Forschers Abbruch geschähe. — [1] Ratzel, Völkerkunde I ([2]1894) 5f.

dabei den gleichen Weg von beginnender zu vollendender Kultur ein, der schon die auf Westasien und Europa beschränkte Weltgeschichte in der gleichen Richtung von Osten nach Westen geleitet hat.[1]

[1] Die einzige Gesamtdarstellung der Urzeitvölker roter Rasse, die mir bekannt ist, die von Waitz (Die Amerikaner. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt I [1862] = Anthropologie der Naturvölker III, mit dem Zusatzwerk: Die Indianer Nordamericas [1865] — das eine erneute Teilbearbeitung darstellt) trägt das schon umschriebene Gepräge des Gesamtwerks. Sie unterscheidet sich rühmlich von der später in der Völkerkunde eingeschlagenen Richtung einseitiger Bevorzugung der äusseren Gesittungsgüter — der Kleider, Waffen, Werkzeuge —, sie berücksichtigt etwa die gesellschaftlichen Ordnungen und den Glauben mit voller Aufmerksamkeit. Sie trägt in diesen Abschnitten eine erstaunliche Menge der in dem älteren Schrifttum aufgehäuften Nachrichten zusammen, aber sie ist auch hier bestimmt von dem Grundzug einer stoffhungrigen, aber den Stoff nirgends meisternden Beschreibungslust, die sehr selten das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden vermag. So ist die Bedeutung der damals schon vorliegenden Forschungen von Morgan (1852) durchaus noch nicht erkannt. Dazu kommt, dass die Quellenbearbeitung im einzelnen noch ganz unsicher ist, so dass diese Sammlung von Nachrichten immer nur mit Vorsicht und unter Beurteilung ihrer Gewährsmänner benutzt werden darf. Andererseits habe ich die Wiedergabe der Berichte, die ich oft mit den Vorlagen verglich, immer genau und zuverlässig gefunden. Dies ist um so erfreulicher, als die Ergebnisse von Waitz und der ihm voraufgehenden Forschung zwar an tausend Stellen durch die sehr fleissige und vor allem fort und fort ihre Forschungsweise verbessernde Völkerkunde der Amerikaner überholt, aber nach der eigentümlichen Art der hier obwaltenden Forschungsverhältnisse nur selten ganz entbehrlich geworden sind. Am erstaunlichsten ist vielleicht die innere Fremdheit, mit der Waitz doch den jungen Völkern gegenübersteht. So sagt er einmal von den — der Genesis schlechthin ebenbürtigen — Schöpfungssagen der Indianer: „fast nirgends zeigen sie die Spur tieferen Nachdenkens, sondern meist Geschichten, wie sie ein müssiger Kopf zur Unterhaltung und Belustigung ersinnt“ (III 185). Gewiss eine unwillkürliche Wahrheit von versteckter Heiterkeit, aber welch ein Missverständnis! Auf eine verbessernde Auseinandersetzung mit Waitz kann hier so wenig wie an den Stellen einzelner Benutzung eingegangen werden. Man wird Waitz' grosse und erfolgreiche Einzelarbeit auch heute noch nur mit Dank benutzen, sie aber nirgends schelten dürfen. Über *Baldwin (Ancient America [1872]), Winsor (Narrative and Critical History of America I: Aboriginal America [1889]), Thomas, The Indians of North America (= The History of North America II [1903])*, die alle Teilbearbeitungen gegeben haben, vgl. Bd. II Buch V: Einleitung.

Das Buch von *De Roo (History of America before Columbus I, II [1900])* wird man nicht ganz ernst nehmen können. Den Verfasser hat der Eifer für seinen Glauben — er ist offensichtlich Katholik — auf ganz phantastische Irrwege geleitet. Er will das Auftreten einer christlichen Mission vor Columbus in Amerika, eingeleitet durch den Apostel Thomas, beweisen.

Betrachtet man unsern Stern und sein Leben im Ganzen, so mag man seine Bewohnerschaft als das letzte und vornehmste der Erzeugnisse seines Bodens betrachten. Aber im einzelnen so zu verfahren ist unmöglich, denn so gewiss die Menschheit eine Hervorbringung der Erde ist, so ungewiss ist dies Herkunftsverhältnis zwischen den Teilen von Menschheit und Erde. Nichts ist verlockender als der Gedanke, die Bevölkerung jedes Landes, ihre leiblichen und seelischen Eigenschaften und zuletzt wohl gar ihre Geschichte aus dem Boden, in dem sie Wurzel geschlagen hat, zu erklären. Aber wenn der erste Satz unzweifelhaft richtig ist, dass eine solche Erklärung an sich berechtigt sein würde, dann ist es der zweite nicht minder, dass ein Volk ebensoviele, wenn nicht mehr Spuren des Landes tragen kann, aus dem es vielleicht kam, oder auch derer, die es durchwanderte, wie dessen, in dem es heute wohnt.

Die Fragen aber, an die hiermit gerührt wird, sind allesamt ungelöst, vielleicht bis an das Ende der Tage unlösbar. Schon die erste, gröbste, ob die Menschheit eines Stammes ist oder vielgespaltener Herkunft, kann nur durch Vermutungen beantwortet, bejaht werden. Selbst entwickelnder Geschichtsschreibung ist es nicht zuzumuten, die einzelnen Teile der Menschheit in der Ordnung zu betrachten, die sie ihrem Grundsatz nach befolgen sollte: nach dem mutmasslichen Stammbaum des gesamten Menschengeschlechts. Vielleicht, dass die niederen Neger von Südafrika, Hottentotten und Buschmänner und die ihnen verwandten Zwergvölker, die unentwickeltsten Zweige an diesem Baume darstellen und also als die dem Stamm nächsten in die erste Reihe gestellt werden müssten; vielleicht sind es auch die Nigritier, die Bewohner der südlichsten Ausläufer Asiens, die Wedda von Ceylon, die Siedler der Andamanen und so fort, vielleicht aber sind es die Australier des Festlandes und der Schwarzen Inseln. Hier führt kein andrer Ausweg aus dem Irrsal, als entschlossen bei einer der grossen Gruppen der Menschheit zu beginnen, die zum grössten Teil der Urzeitschicht angehörig geblieben sind. Es sei die umfassendste, die volk- und länderreichste, die in ihren Teilen am stärksten gegliederte und verästelte unter allen: die rote Rasse.

ERSTES BUCH
DIE KOLUMBIANER

EINLEITUNG
LAND UND LEUTE

Kein längeres Gestade wird vom Stillen Meer bespült, als die Küste, die ihm der Erdteil Amerika zuneigt. Aber nur an einer Stelle öffnet sie sich dem grossen Wasser ganz: im Nordwesten. Dort ist das Land von tausend Föhrden zerschnitten, viel hundert Inseln lagern vor. In immer neuen Wasserarmen vermählen, vereinigen sich Land und See untrennbar.

Dort ist die Heimat der Kolumbianer, eines Bruchteils der roten Rasse, der in vielen Stücken aufgeht in deren grosser Gesamtheit, den aber mehr als ein Gemeinbesitz menschlicher Gesittung zu einem engeren Stämmeverbande eint. Ihr Land reicht an der Küste von der Mündung des Kolumbiaflusses, der ihnen im Munde der Weissen den Namen geliehen hat, bis zum Eliasberg. Vom festen Land umfasst es von Süden her auf der Strecke bis zu den Charlotten-Inseln die ganze Breite zwischen dem Stillen Meer und dem Felsengebirge, von da ab nordwärts nur einen immer schmaler werdenden Streifen. Man kann dies Gebiet mit ganz ungefähren Massen, da die heutigen Staatsgrenzen nur selten mit den alten der Stämmefamilien zusammenfallen, auf nahezu anderthalb Millionen Geviertkilometer abschätzen, nicht allzuviel weniger als das Dreifache des Umfanges von Deutschland.

Gleich als hätte die Natur die Bewohner dieser Gegenden auf das Meer verweisen wollen, hat sie sie gegen das östliche Flachland, den Hauptkörper des Erdteils, durch eine schwer übersteigliche Schranke abgegrenzt. Das Felsengebirge, der nördliche Abschnitt des ungeheuren Bergzuges, der, auf dem Erdball ohne Gleichen, Amerika vom Kap Horn bis zur Halbinsel Alaska durchzieht, ist zwar nicht hoch genug, um ewigen Schnee zu halten, aber für junge Völker gänzlich unwirtlich.

Seine Osthänge sind ein baumloses, sonnenverbranntes Hügelland. Die heissen Quellen und Geiser des Gebietes, das heute Yellowstone-Park genannt ist, sind eine erstaunliche vulkanische Unterbrechung von märchenhafter Seltsamkeit, aber sie vermögen die Ungastlichkeit des Landes kaum zu mildern. Selbst Talwiesen sind selten; Feldbau ist auch heute nur in weiteren Tälern und mit künstlicher Bewässerung möglich. Wohl birgt die Erde in ihrem Schosse reiche Schätze: die ergiebigsten Silber- und Kupferlager der Erde, Gold-, Blei- und Erzmassen von höchster Mächtigkeit. Aber sie waren Urzeitvölkern gänzlich verschlossen: mit Ausnahme des Kupfers, dessen man sich hier und da zu bemächtigen gewusst hat.

Meerwärts lehnt sich an das Felsengebirge das Tafelland des Kolumbia. Ein lebendiges oder vielmehr zu Tode erstarrtes Zeugnis uralter vulkanischer Umwälzungen der Erdoberfläche, ist es eines der Wunder der Welt: die ausgedehnteste Fläche erstarrter Lava, die es auf unserem Stern gibt, vierhundertfünfzigtausend Geviert-Kilometer im Umfang, vier Fünftel der Grösse Deutschlands. Aber diese Seltsamkeit muss der Besitzer dieses Landes teuer genug bezahlen. Es ist eine Einöde von bleigrauen Gräsern bewachsen und von wenigen Vögeln bewohnt, die zum Schutz auch die freudlose Farbe ihrer Umgebung angenommen haben. Als einzige Unterbrechung starren je zuweilen Schollen schwarzgrauer Basaltlava aus der Ebene. Rinnen haben sich nur die Flüsse gegraben. Es sind die oben offenen Stollen, die der Spanier *cañons* nennt. Der des Kolumbia ist von rauher und seltsamer Schönheit: steile Wände springen zu beiden Seiten auf, zuweilen dreihundert Meter hoch. Unten wühlt der Fluss sein Bett. Aber die Unfruchtbarkeit des Bodens steigern die Stollen noch: nur an den Rändern bietet dieses Tafelland Ackerboden, auch hier doch nur künstlicher Bewässerung zugänglich, nicht aber den einfachen Mitteln unerfahrener Völker.

In starkem, grossem Zuge streicht nahe der Küste fast immer in gleicher Richtung mit dem Felsengebirge eine zweite Kette durch diese, wie durch die südlicheren Lande: das Kaskadengebirge. Vom Kolumbiaflusse ab besteht es aus einer Reihe locker aneinander geketteter hoher Berge von königlicher Einsamkeit. Sicher geschnittene Kegel, zuweilen wie der Berg Head — Haupt — von der vollkommenen Regelmässigkeit einer Pyramide, sind sie allesamt Zeugen alter vulkanischer Ausbrüche. Der Kolumbia bricht sich durch dies Gebirge ein Tal von wunderwerter Schönheit. Riesen-

fichten, Riesenzedern schauen herab. Unwirtlich aber ist auch dies Bergland.

Weiter gegen Mitternacht, in dem heut englischen Kolumbia, schreiten beide Ketten unaufhaltsam weiter: das Felsengebirge erhebt sich in ganzen Zügen zu Mont-Blanc-Höhe, die Kaskaden treten nunmehr nahe an das Meer, und Berg und See, in immer neuem Wechsel ineinander greifend, schaffen Inseln und Föhrden ohne Zahl, wirken Märchen der Schönheit. Kaum Norwegen mag dies Gestade verdunkeln. Oft ist es so steil, dass es auch bescheidener Schiffahrt die Landung erschwert. Aber die Inseln gleichen den Schaden aus. Ganz weit im Norden steigt die Kette zu ihrer letzten, höchsten Erhebung: die Hochburg der Elias-Alpen ist mit einer Höhe von fünftausend fünfhundert, zuletzt fast sechstausend Metern die höchste Spitze des halben Erdteils. Zwischen den Gebirgen, die zuletzt sich vereinigen, auch hier eine Hochebene, auch hier eine Basalt-Lavaplatte, auch hier eine Öde von Unfruchtbarkeit, tausend Meter hoch, das Fraser-Tafelland.

Der Boden dieses Landes ist menschlicher Behaglichkeit, ja selbst menschlichen Daseinsmöglichkeiten oft unhold. Nicht ganz so hart ist der Himmel. Während Nordamerika als ein Ganzes geringere Wärme, geringere Jahresdurchschnitte hat als Europa, steht Sitka, eine der nördlichsten Siedlungen kolumbianischer Völkerschaften nur um einen Grad hinter einem schwedischen Ort gleicher Breite zurück. Der Erdteil Nordamerika hat im Januar, dem kältesten Monat des Jahres, zwar höhere Durchschnitte als Asien, aber tiefere als Europa: trotzdem stehen Sitka und das gleich nördliche Kalmar auf derselben Stufe. Die Julidurchschnitte des nördlichen Nordamerikas weisen geringere Wärmen als die gleichen Breiten Asiens und Europas auf. Kolumbia ist auch darin günstiger bedacht: noch in der äussersten Nordspitze des Landes steigt der Juli bis zu zehn Graden durchschnittliche Wärme, in Sitka bis zu zwölfeinhalb, an der ganzen Nordwestküste — in schöner, vom Meer geschenkter Ausgeglichenheit — zu sechszehn Graden. Das Binnenland hat härtere Winterkälten, wenngleich nicht so harte wie die Tafelländer am Ostrand des Felsengebirges.

Die jähen Wärmewechsel, die ganz Nordamerika plagen, sind hier minder häufig. Immerhin schädigen jähe Sommerfröste, namentlich im Binnenland, die reifende Frucht. Der Frühling fällt mit grosser Hitze ein, der Sommer verschiebt sich leicht in den Herbst, während der Winter einzutreten zaudert.

Mit Niederschlägen ist die Heimat der Kolumbianer ungleich bedacht: das Binnenland teilt die Regenarmut des gesamten kordillerischen Nordamerika, die Küste ist regenreich.

Die Flüsse können diesen Segen der Küste wenig nützen und die ungünstige Bodenbeschaffenheit mindert ihre Schiffbarkeit noch mehr. Der Kolumbia ist ein stolzer Strom mit einem Gebiet, grösser als Deutschland, und einer gewaltigen Wassermenge. Aber zuerst lässt ihn das Felsengebirge nicht zu Schiffbarkeit gelangen, zwingt ihn, nach schon langem Lauf in jähen Fällen der Ebene zuzustürzen. Später macht ihn die Lava unwegsam und er seinerseits trägt wenig genug zu ihrer Bewässerung bei. Der Snake-River, sein grösster Nebenfluss, ist ähnlich geartet und beide verlieren auf ihrem Wüstenlauf durch die Verdunstung viel von ihrer Wassermenge. Dies schlimme Tafelland entlässt die vereinigten Ströme noch mit einer schwierigen Schnellenreihe. Erst in dem schönen Tal, das der Kolumbia sich durch das Kaskadengebirge bahnt, findet er allmählich Ruhe und auf seinem ebenen, breiten Unterlaufe hat man ihn den amerikanischen Rhein genannt. Skeena, Stikine und — der bedeutendste — Fraser haben stattliche Uferwälder, als Verkehrsadern sind sie nicht wertvoller.

Die Pflanzendecke, mit der diese Witterung und Bewässerung den unguten Boden überzogen hat, ist der europäischen nahe verwandt. Zehn Kiefernformen, die Silberfichte und von den Laubbäumen Weide, Pappel und der Bergmahagoni bevölkern die Wälder. Die Prärie ist an den Rändern bewaldet; sonst halten sie Gräser besetzt: im Osten und an den Flüssen üppige, überall sonst dürre, dürftige, die nur im Frühjahr mit ihren Blüten einen bunten Teppich über die unabsehbare Fläche breiten.

Von dem Tierbestand des Landes bilden die Büffel den wertvollsten Besitz im nordwestlichen Binnenland, dazu das Bergschaf, die Bergziege, der schwarzschwänzige Hirsch. Von den Raubtieren sind Wühlfuchs, Präriehund, Bergluchs, Präriewolf allenfalls zu ertragen, die kleinen Skunksarten ihrer Pelze wegen sogar wertvoll, der hier heimische graue Bär aber ist ein furchtbarer Feind der Menschen: er führt seinen Beinamen der Schreckliche mit gutem Rechte. Von Vögeln und Kriechtieren sind eine Anzahl Hühnerarten nützlich, die Klapperschlangen um so bedrohlicher. Dem Küstenland schenkt das Meer in seinen ungeheuer zahlreichen Scharen von Lachsen und manchen anderen guten Seefischen, die hier Sommer für

Sommer Einkehr halten, die beste Gabe. Mit ihr hat die Natur fast alle ihre sonstige Kargheit ausgeglichen.[1]

In der Bevölkerung, die diesen weiten Raum besiedelt hat, fasst man, ohne dazu durch staatliche Gliederung berechtigt zu sein, eine Anzahl von Stammesgruppen zusammen. Es sind an der Küste von Süden nach Norden gerechnet, die Tschinuk, die Sund-Indianer, die Nutka, die Kwakiutl, die Hëiltsuk, die Tsimschian, die Haida, die Tlinkit, die früher — von den Russen — Koloschen genannt wurden, im Innern in gleicher Richtung die Sahaptin — unter ihnen Walla-Walla und Jakama —, Selisch und Schöschwap,[2] wobei namentlich im Binnenland eine Anzahl minder bedeutender oder minder bekannter Gruppen übergangen ist.

[1] Diese Landesbeschreibung ist, wie alle folgenden, auf die entscheidenden Grundzüge eingeschränkt und gründet sich im wesentlichen auf Sievers-Deckert, Amerika (1894) 392 ff., 408 ff., 425 ff., 431 ff., 476 ff. (vgl. dazu die neue Auflage in völlig veränderter, in sehr kleine Gebiete zerspaltener Anordnung: Deckert, Nord-Amerika [²1904] 347 ff., 405 ff., 443 ff., 470 ff., 497 ff., ferner auf die Schilderung von *Boas, First General Report on the Indians of British Columbia (British Association for the Advancement of Science: Fourth Report of the Committee appointed for the purpose of investigating and publishing reports on the physical characters, languages and industrial and social condition of the North-Western Tribes of the Dominion of Canada [1889] 6 ff.).* — [2] Vergl. Gerland, Atlas der Völkerkunde (1892) Bl. XII, nach dem die Tlinkit den Kolumbianern zugerechnet sind. Im übrigen folgte ich zunächst der von *Hubert Howe Bancroft (The native races of the Pacific States I [1875] 150 ff.)* gegebenen und begründeten Einteilung. Sie entbehrt nicht aller Willkür, empfiehlt sich aber durch die Bedeutung des Werkes, das, mit ungeheurem Fleiss zusammengebracht, ein vermutlich fast vollständiges Sammelbecken aller vor 1875 veröffentlichten Forschungen über diese Gegenden darstellt. Es lässt es gewiss an Prüfung und schätzender Unterscheidung der Quellen ermangeln; den hier, wie überall sonst, fast unerträglichen Mangel der bei weitem meisten älteren und sehr vieler neuer Reiseschriften an Schulung und Zuverlässigkeit, hat es nicht ausfüllen können, da der Verfasser, wie es scheint, keinerlei eigene Einzelforschungen zu Hilfe genommen hat. Er hat den ausserordentlich weitläufigen Stoff auch durchweg nur beschreibend dargestellt. Er hat insbesondere die wirtschaftlichen und eigentlich gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mit dem nötigen Mass begrifflicher Vorkenntnis und Durchdringung behandelt. Gewisse Vorbehalte gelten also auch für die obige Darstellung, soweit sie sich auf Bancroft stützt. Immerhin ist Vorsicht möglich gewesen, da Bancroft seine Belegstellen in grossem Umfang wörtlich mitteilt, ein Umstand, der auch Anlass gegeben hat, ihn so oft zu benutzen. Sein Verdienst ist trotz allem gross: es gibt kaum eine andere Gruppe von Urzeitvölkern, die so fleissig und so allseitig beleuchtet wäre, wie diese. Vervollständigt wurde diese Liste nach der Übersicht von *Boas (The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians, Report of the U. S. National Museum for 1895 [1897] 320 f.)*, eines Einzelforschers, der ganz im umgekehrten Sinne die Nord-West-Küste zum Gegenstand einer jahrelangen Arbeit gemacht und sie in einer Reihe von ungewöhnlich sorgfältigen, ausserordentlich verdienst-

Die Kopfzahl der Kolumbianer ist nach europäischen Begriffen gering, an den Bevölkerungen des amerikanischen Nordens und Nordostens gemessen, fast hoch.

Die Tlinkit sind 1880 nach europäischer Weise, also sehr genau, gezählt worden und haben damals 6763 Köpfe gehabt, wobei ein Teil der Wandernden vermutlich unergriffen blieb. Man schätzte sie auf 8000 bis 10000 Seelen, die freilich über einen Küstenstrich verteilt sind, der an Länge der deutschen Ostseeküste zwischen Kiel und Memel nur wenig nachgibt.[1] Die südlicheren Gruppen mögen im Verhältnis zahlreicher, das Binnenland mag dünner besetzt sein. Die Schätzung von 1903 in Britisch-Kolumbien, das doch das Land der Kolumbianer nicht ganz umfasst, nahm 25500 Indianer an[2] — eine Zahl, die der der voreuropäischen Urbevölkerung entsprechen mag, da diese Völkerschaften unter der Herrschaft der Weissen gegenwärtig ein geringes Wachstum der Kopfzahl aufweisen, andererseits an Mischlingen verloren haben werden. Sie entspricht für das ganze Gebiet einem Durchschnitt von etwas weniger als einem Viertel Kopf auf den Geviertkilometer — eine Dichtigkeit, die nicht ganz gering ist im Vergleich zu australischen und selbst noch nordostamerikanischen, ja afrikanischen Schätzungen, und deren Bedeutung noch höher wächst, erwägt man, dass das Küstenland an ihr sicher sehr viel grösseren Anteil hat als das zum Teil ganz öde Binnenland.[3]

Das Grundbild des äusseren Menschen der amerikanischen Rasse ist dieses: dunkle Kupferfarbe, glattes, gerades Haar,

---

vollen Untersuchungen geschildert hat. Allerdings beschränken sie sich fast grundsätzlich auf die Beschreibung des jetzigen Zustandes, so dass sie weiterer Verwertung ihres Stoffes vor allem in Richtung auf entwicklungsgeschichtliche Ausgestaltung weiten Raum lassen. Die Genauigkeit der Beschreibung aber ist so weit gesteigert, dass man den Eindruck hat, hier sei die Forschungsweise nicht allein im Bereiche der kolumbianischen oder nordamerikanischen, sondern der Völkerkunde überhaupt aufs wirksamste gefördert. — [1] Aurel (und Arthur) Krause, Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise, ausgeführt 1880—81 (1885) 95, — eine Arbeit, die auf ihrem begrenzten Gebiet fast alle Mängel und Lücken des Bancroftschen Werkes ausgleicht. Auf längerer eigener Beobachtung beruhend, ist es eine der ganz seltenen völkerkundlichen Untersuchungen, die mit Teilnahme und Sachkenntnis den Aufbau der Gesellschaft, insbesondere der Blutsverbände, erforscht haben. Wäre Recht, Verfassung und Wirtschaft ebenso hell beleuchtet, so läge hier eine für ihre Entstehungszeit schlechthin vollkommene Einzelbeschreibung vor. Die ausserordentliche Genauigkeit der Boasschen Forschungsweise ist freilich noch bei weitem nicht erreicht. — [2] Globus LXXXIV (1903) 84. — [3] Man vergleiche die überaus belehrende Zusammenstellung Schmollers (Grundriss der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre [1—3 1900] 183).

wenig Bartwuchs, ein stämmiger Bau, geschlitzte, lange Augen, vorstehende Backenknochen, schwellende Lippen, ein weicher Zug um den Mund, ein ernster Blick des Auges.

Von diesen Gesamtzügen,[1] denen eine gemeinsame Schädelform nicht entspricht,[2] weicht die Erscheinung der Kolumbianer nicht ab: sie gliedert sich dem allgemeinen Bild durchaus ein. Ja, zuweilen steigert sie sich bis zu der höchsten Stufe, die der roten Rasse überhaupt erreichbar ist. Das Antlitz Jelchkuchus, eines Häuptlings der Tlinkit, von dem man ein Lichtbild über das Meer gebracht hat, ist frei und offen. Die Nase ist ein wenig gedrückt, doch nicht stärker, als auch bei Europäern häufig ist. Die Stirn tritt entschlossen über der Nasenwurzel vor, die Augen sehen bestimmt ins Weite. Donewak ein älterer Häuptling der Tlinkit, trägt vollends einen edlen, schönen Kopf: die Nase fast römisch, der Mund fein geschnitten und das Gesicht nur von den Runen entstellt, die Leid und Leben ritzen. Mochten diese beiden den Durchschnitt weit übertreffen, so wird doch von der Völkerschaft, der sie angehören, gerühmt, dass ihre Männer in stolzer Haltung, mit biegsamen Schritten einhergehen. Ein Mann der Kajuse — Nachbarn der Walla Walla —, von dem ein Lichtbild aus neuester Zeit vorliegt, zeigt ein in keinem Sinne uneuropäisch geschnittenes Gesicht von gefasster Klugheit.[3] Zwei Bruststandbilder[4] von Kolumbianern lassen den einen, einen Haida, als einen Mann von gut zurückgehaltener Entschlossenheit und abwartender Umsicht, aber auch den andern noch, einen Kwakiutl, der einen Kopf von engeren, fast gequält engen Zügen trägt, als Mann von wohlgeformtem Schnitt des Kopfes und Antlitzes erkennen, ebenbürtig noch einem niederdeutschen Durchschnittsbauern. Der Tschinuk Keltee, der in der zwölften Stunde, dicht vor dem Untergang, den Bau und die besten Erzeugnisse der Sprache seines Stammes an den deutsch-amerikanischen Forscher überlieferte,[5] trägt einen Kopf, dessen Stirn zwar allzu rasch, doch auch nach unseren Begriffen nicht ungewöhnlich nach rückwärts flieht, die Nase aber ist von edler Biegung und aus den Falten um den Mund, aus den Tiefen des Auges spricht eine Seele, die erfahren hat.

[1] Waitz, Anthropologie der Naturvölker III (1862) S. 45ff., Ratzel, Völkerkunde I (²1894) 454f., Ehrenreich, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens (1897) 40ff. — [2] Man vergleiche die nach Photographien angefertigten Holzschnitte bei Krause, Tlinkit 138, 135, 134. — [3] *Thomas, The Indians of North America in historic times* (*The History of North America II [1903] 400*). — [4] Museum für Völkerkunde zu Berlin IV A 7412, 7411. — [5] Bildnisse in mechanisch getreuer Wiedergabe nach Photographien bei *Boas* (*Chinook Texts [1894] 6*).

ERSTE HÄLFTE
DIE ORDNUNG DER GESELLSCHAFT

ERSTER ABSCHNITT
WIRTSCHAFT, LEIBES- UND SEELENSITTEN

Alle Wirtschaftszustände sind zuerst und zuletzt Ernährungsfragen im gröbsten Magen- und Gaumensinne des Wortes. Die beste Nahrung, die Kolumbien seinen Bewohnern bietet, die Seefische, sind vor allem Lachse, doch verschmäht man auch Schellfische, Heringe und verschiedene Arten der Seemuschel nicht:[1] auch Seehunde werden eifrig gejagt. Zu den Zeiten des Fischfangs ist alle Welt beschäftigt, Fische auszunehmen, zu trocknen und zu räuchern. Aus dem Lachs- und Heringrogen bereitet man sich eine Art von Kaviar. Das Fett der Fische pressen die Weiber zwischen Armen und Brüsten zu Öl. Den Walfisch schonen die Tlinkit, die Nutka stellten ihm mit Leidenschaft nach. Die Jagd auf das Wild des Landes ist bei den Tlinkit kaum Brauch; von den Kwakiutl wird sie, wie selbstverständlich, von den Inland-Kolumbianern, eifrig gepflegt. Bei diesen allein ist es auch zur Ausbildung einer blühenden Viehzucht gekommen, indessen erst in neuerer Zeit. Ihr eigentlicher Reichtum besteht aus ungeheuren Massen von Pferden, die, wenngleich europäischen Ursprungs, nicht etwa erst bei Entdeckung ihres eigenen Landes durch Europäer, sondern auf Umwegen von Mexiko durch fremde Indianerstämme zu ihnen gekommen sein müssen.

Landbau war ursprünglich nicht bekannt: nur im Sommer sammelten die Kolumbianer einige Wurzeln, Gräser, Beeren.[2] Die Anfänge des Bergbaus regen sich, wenn auch schüchtern genug: hoch im Norden, im heutigen Alaska, vielleicht auch

---

[1] *Clam, cockle (Bancroft, Pacific States I 163).* — [2] *Bancroft, Pacific States I 163, 261, 272;* Krause, Tlinkit 175ff.; Ratzel, Völkerkunde [2]I 521; *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 318.*

am Nassfluss, wurde Kupfer in den früheren Zeiten gewonnen, jetzt ist es durch eingeführtes fremdes Kupfer verdrängt.[1]

Der Zustand entspricht durchaus nicht mehr der rohesten Wirtschaftsstufe der Urzeitvölker, der der niederen Jäger und Fischer oder gar der lediglich angenommenen reinen Sammler-Wirtschaft. Die Erlangung von Nahrung ist schon an die Ausübung von verwickelten Tätigkeiten geknüpft. Der Fischfang dieser Küsten wird mit Booten, Netzen und Waffen betrieben, die das Erzeugnis einer entwickelten Werkzeugkunde sind. Man lebt ferner nicht mehr aus der Hand in den Mund: man speichert reichliche Vorräte auf und weiss sich schon so weit zu bezähmen, dass man sie nicht vor Einbruch des Winters angreift. Freilich ist man noch nicht so weit vorgedrungen in der sittlichen Kunst des Wirtschaftens, dass man während des Winters das Aufzehren dieser Vorräte hinlänglich zu regeln versteht. Oft wüstet man in ihnen, und da ein Kolumbianer bei einer Mahlzeit zehn Pfund zu sich zu nehmen vermag, so ist es bei den Haida schon vorgekommen, dass ganze Siedlungen gegen den Frühling Not an Nahrungsmitteln litten.

Trotzdem bezeugt sich ein Fortschritt der Volkswirtschaft in dem Übergang zur Sesshaftigkeit. Die winterlichen Wohnsitze der Kolumbianer tragen das Gepräge vollkommener Stetigkeit, ihre Häuser sind fest, das Eigentum am Boden ist weit ausgebildet. Nur im Sommer führen sie ein Wanderleben, um der Fischerei und der Jagd nachzugehen. Die jagenden Binnen-Kolumbianer sind wesentlich unsteter.[2]

Über Erwerb und Verzehr hinaus regen sich Anfänge einer neue Werte schaffenden Umbildung und Fortbewegung der Güter. Keime von Handel und Gewerbe spriessen auf. Bei den Tlinkit gibt es in jedem Orte bestimmte Personen, die sich mit Holzschnitzerei und Schmiedearbeit befassen: eine Arbeitsteilung, die die erste Stufe zur Ausbildung berufsmässigen Gewerbes bedeutet. Decken aus Hundehaar oder der Wolle der Bergschafe werden von den Sund-Indianern in grossen Mengen und für den Verkauf angefertigt. Von den Inland-Kolumbianern, den Nutka, den Tlinkit, weiss man, dass sie gute Handelsleute sind, und dass sie eine beträchtliche Schlauheit aufwenden, um hierin Erfolge zu haben. Oft verfährt man dabei unter Anwendung von gelinder Gewalt: bei den Nutka kommt es nicht selten vor, dass Siedlerschaften, die von den zahlreichen Engen und Meeres-

---

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 344.* — [2] *Bancroft, Pacific States I 163, 259ff.*; Krause, Tlinkit 123ff.

strassen dieses Insellandes einen besonders günstigen Pass innehaben, den Vorbeifahrenden ihre guten Dienste als Zwischenhändler anbieten und, wenn nötig, aufdrängen, unter nicht geringem Preisaufschlag. Ein denkwürdiger Fall aufkeimenden Stapelrechts. Die wesentliche Voraussetzung lebendigen Handels höherer Stufe, die Herstellung eines Einheitswertes, eines geldartigen Tauschmittels, ist ebenfalls vorhanden: die Wolldecke, das Hauptkleidungsstück der Kolumbianer, gilt als solche. Man schätzt das Vermögen reicher Leute nach ihrem mutmasslichen Besitz an Wolldecken. Gegenstand des Handels sind z. B. bei den Nutka alle ihre Erzeugnisse, also auch Fische, Tran und so fort. Die grossen Fischgründe mögen zur rechten Jahreszeit die natürlichen Märkte für diesen Verkehr abgeben.[1] Die Schiffahrt, das Mittel und Werkzeug für dies Getriebe, erlangt doch nicht mehr als örtliche Bedeutung: ein Noch-Nicht, das um so bemerkenswerter — etwa im Vergleich mit den Polynesiern oder den Maya von Yukatan — ist, als der Bootsbau schon zu so grosser Vollkommenheit gediehen ist.

Eine wunderliche Steigerung des Wirtschaftslebens ist neuerdings, insbesondere bei den Kwakiutl, beobachtet worden, die eine Annäherung an die Formen höherer Stufen aufweist. Es herrscht dort ein fortwährender Umsatz von Wolldecken, d. h. Zahlungseinheiten, und Kupferplatten, d. h. grösseren Werten, der auf das absonderlichste die prahlerische Verschwendungssucht, das eifersüchtige Überbietenwollen des Indianers und eine fast wucherische Ausbildung der Geldwirtschaft, des Zins-Nehmens und -Gebens vermischt. Fürs erste ist ein sehr hoher Zinsfuss ausgebildet: schon nach fünf Monaten müssen sechs Wolldecken für fünf, nach sechs Monaten sieben zurückerstattet werden, was schon einer Verzinsung von achtzig vom Hundert für das Jahr entspricht. Dem gegenüber erscheint der Brauch, dass nach zwölf Monaten der doppelte Betrag gegeben werden muss, also hundert vom Hundert, kaum mehr erstaunlich. Noch seltsamer aber ist die Vermengung dieser Geldgeschäfte mit den Festen, die die Kolumbianer mit so viel Leidenschaft ausgebildet haben. Früher, so heisst es unter ihnen selbst, kämpften Nebenbuhler noch, heute aber ficht man nur noch durch Besitz miteinander. Das heisst, die Feste werden weit eher veranstaltet, um Nachbarn und Gegner durch den grösseren Aufwand zu beschämen und zu ärgern, als um Freude zu be-

[1] *Bancroft, Pacific States I 163, 273, 192, 191, 167;* Krause, Tlinkit 159.

reiten. Aber während freilich Speise und Trank verschwendet wird, nutzt man zugleich mit drolliger Pfiffigkeit die Gelegenheit aus, um ein vorteilhaftes Geldgeschäft zu beginnen. Die Wolldecken nämlich, die bei diesen festlichen Gelegenheiten in grossen Mengen verteilt werden, dürfen von den Empfängern nicht zurückgewiesen werden, denn sie stellen ein zinstragendes Leihgut dar, das in gewisser Zeit mit hundert vom Hundert zurückerstattet werden muss. Ja, man kann auch dem Nebenbuhler, dem man seine wirtschaftliche Überlegenheit überwältigend vor Augen führen will, einen viel grösseren Schuldbetrag mit einem Schlag aufnötigen. Man lädt ihn samt seinem Geschlecht zu Gast und schichtet ihm einen Haufen von Wolldecken auf. Dann muss die Gegenpartei, wie um zuerst ihre Zahlungsfähigkeit zu beweisen, die gleiche Zahl von Decken herbeibringen und sie auf die anderen häufen. Schliesslich erhält sie das Ganze zum angeblichen Geschenk, d. h. sie wird Schuldner für das Darlehen des Gebers, mit der Verpflichtung, es mit hundert vom Hundert zu verzinsen. Eine letzte Form beschwerlichen Handels ist bei allen Kolumbianern der Verkauf von Kupferplatten. Auch er ist weit mehr eine Kraftprobe des Vermögens, die man sich gegenseitig auferlegt, als ein wirtschaftlich nützliches Rechtsgeschäft. Diese Platten haben köstlich prahlende Namen: alle anderen Kupfer schämen sich, mich zu sehen! oder ich fülle das Haus mit Wolldecken! Aber sie steigen auch bis zu dem Wert von 5000 und 7500 Decken. Will man einen Nebenbuhler in Verlegenheit setzen, so bietet man ihm eine kostbare Kupferplatte zum Kauf an. Wird angenommen, so findet eine Feier zur Übergabe statt, die sich aus sehr vielen Förmlichkeiten zusammensetzt. Erfolgt eine Ablehnung, so sinkt das Ansehen eines so unvermöglichen Mannes und Geschlechtes.[1]

Ein seltsam lustiges Bild, das in seiner ganzen kindlichen Ruchlosigkeit und naiven Schlauheit auszumalen fast Gottfried Kellerischer Humor nötig sein würde. Man ist zunächst versucht, diesen Rattenkönig von Geldgier und Grossprecherei als eine Einschleppung europäischen Geistes anzusehen. Indessen zeugt vieles für älteren Ursprung, so die Kupferplatten, denen in den alten Zeiten wirklich ein sehr hoher Wert zukam, so die ganz urzeitmässige Art der feierlichen Sänge und Formeln, die man bei derlei wirtschaftlichen Herausforderungen und Kämpfen

[1] *Boas, The secret societies and the social organization of the Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 341, 343ff.*

anwandte. Und zuletzt warnt auch der eigentliche Grundtrieb dieser Wettbewerbe in Verschwendung und Überlistung davor, ihre Entstehung einer höheren Stufe zuzuschreiben. Denn in Wahrheit ist es eigentlich nicht der Besitz selbst, der diesen Kolumbianern am Herzen liegt, sondern weit mehr das Streben nach gesellschaftlichem Prunk und Ansehen: eine echt indianische — oder vielleicht eine allgemein urzeitmässige — Denkweise.

Wirtschaftsgeschichte ist an sich wichtig: ihre letzte Bedeutung erlangt sie dort, wo sie sich als einen Teil der Gesellschaftsgeschichte darstellt. Gemeinwirtschaft, d. h. genossenschaftlicher Besitz und genossenschaftlicher Betrieb, ist die Grundform der kolumbianischen Volkswirtschaft. Die Siedlerschaften scheinen die eigentlichen Eigentümer von Land, und — was an der Küste mehr gilt — Fischgründen. Bei den Nutka kennt und beachtet man die Grenzen zu Lande und zur See auf das schärfste, aber Einzelne beanspruchen selten diesen trockenen oder nassen Grundbesitz. Von den Haida heisst es, dass ihr sehr entwickeltes Erb- und Eigentumsrecht ihre Inseln unter die Familien, oder vielleicht auch nur ihre Geschlechter, verteilt habe. Selbst die Häuser, die meist für eine Anzahl von Sonderfamilien gebaut werden, gelten als Gesamtbesitz derjenigen, die sich zu ihrem Bau zusammengetan haben. Noch darüber hinaus ist der Genossenschaftssinn wach und wird in werktätiger Hilfe bezeugt: einem Seher der Tlinkit, der ein neues Haus bauen wollte, halfen alle Bewohner der Siedlung das Holz hauen und das Gebäude unter Dach bringen. Wohl musste er sich durch Feste und Geschenke erkenntlich zeigen, aber man arbeitete einen Winter und einen Sommer lang für ihn.

Dennoch verhält sich der Erwerbstrieb des Einzelnen durchaus nicht stillschweigend. Das Sondereigentum der Nutka erstreckt sich auf Boote, Waffen, Hausgeräte, Leibeigene, Decken, Nahrungsmittel. Und wenngleich man einander hilft und Feste zu geben eine Ehrenpflicht der Wohlhabenden ist, so liebt es der Reiche doch auch zuweilen, in prachtvoll-herrischer, sinnloser Verschwendung Boote und Decken aus freier Hand zu vernichten, nur um seinen Reichtum zu zeigen. Bei den Tlinkit ist der Eigentumsbegriff des Einzelnen am beweglichen und unbeweglichen Gut sehr ausgebildet.[1]

Wer will sagen, ob der Entwicklungsstufe der Gemeinwirtschaft nicht eine andere des Einzelbesitzes voranging.

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 191;* Krause (Tlinkit 167f.) drückt sich leider in sehr dehnbaren Worten aus.

Wer zu dem eigentlich Technischen in der Wirtschaft eines Volkes die Wirkungen, die sie auf seine gesellschaftliche Ordnung ausübt, fügt, hat doch den innersten Kern, der diesem Tun der Menschen innewohnt, noch nicht erreicht. Zuletzt ist auch alles Wirtschaften wie jedes Dichten und Trachten unseres Geschlechts eine Bezeugung unserer Seele: ihre Triebe sind die Federn auch in diesem gröblichen Uhrwerk; die Ordnungen, die es in den Gemeinschaften der Klassen, Familien, der Wirtschafts-Genossenschaften selbst wirkt, sind nur Gespinste dieser selben seelischen Fäden, in die der Einschlag rein gesellschaftlicher Kräfte fährt. Aber es gibt noch ein Drittes, in dem sich in diesen Bezirken des Lebens unser Innerstes ausdrücken kann, ein Drittes, von dem am seltensten und um seiner selbst willen vielleicht nie noch die Rede war: das ist die Form, das Schrittmass, die Färbung des wirtschaftlichen Treibens: die Art, in der man Geschäfte abschliesst, die Gebärde des Handels, der Tonfall des Feilschens, die Formel des Verkehrs.

In Hinsicht auf sie würde unser gewohnheitsmässiges Vorurteil von den Urzeitvölkern annehmen, dass sie sie, wie überhaupt, besonders roh und ungeschlacht behandeln. Wie erstaunlich ist da, dass an bestimmten, besonders deutlich zutage liegenden Stellen, ganz im Gegenteil eine strenge, ja künstlerische, kunstvolle Form sichtbar wird, die auch diese gröbsten Stofflichkeiten des Daseins mit einem reichen Rankenwerk von Sprüchen, Rufen, Schauzügen ausziert und alle ihre eckige Härten in weiche Linien auflöst. Bei den Kwakiutl ist beobachtet worden, wie der Handel mit Kupferplatten, ihren höchsten Wertgegenständen freilich, völlig zu Tanz und Fest wird. Allerdings mischen sich in diese Kaufgeschäfte jene Antriebe der gesellschaftlichen Eifersucht und der wirtschaftlichen Nebenbuhlerschaft; aber immerhin sind dies doch nur Nebengedanken; in Wahrheit will der Käufer doch wirklich ein bestimmtes Stück erwerben, der Verkäufer es veräussern.

Lange bevor der Verkauf der Kupferplatte der Form nach stattfinden soll, wird er der Tat nach beredet. Ist der Käufer mit dem Preis einverstanden, so zahlt er ein Sechstel im voraus in Decken. Das heisst man dem Kupfer einen Pfühl bereiten. Am folgenden Tage versammeln sich die Siedlerschaften, denen beide Parteien angehören, und nun vollzieht sich die eigentliche Kaufhandlung in folgenden Formen. Der Käufer nennt zuerst die niedrigsten Preise, zu denen ehemals das Kupfer verkauft worden ist und deren man sich peinlich genau erinnert. Der Eigentümer erklärt sich mit diesem Angebot einverstanden, aber

Freunde von ihm bieten immer höhere und höhere Preise, immer entsprechend den bei ehemaligen Besitzwechseln erzielten Summen, und so wird der Käufer immer mehr gesteigert. Schliesslich zeigt sich der Verkäufer befriedigt, wenn der — längst festgesetzte — endgiltige Preis erreicht ist, und verlangt nun nur noch nach Kisten, um die inzwischen aufgehäuften Decken fortzubringen. Auch die Kisten werden bewilligt, d. h. ihr Wert wird in neuen Decken erlegt. Ist dies geschehen, so ruft der Verkäufer seinen Freunden zu, dass sie nun aufbrechen sollen, dann aber fordert er noch einen Gürtel, einen Riemen für die Decken. Auch er wird in Decken umgerechnet: er wird mehreren Hundert Decken gleich gesetzt. Während auch diese noch vom Käufer herbeigebracht werden, eilen der Verkäufer und seine Genossen in ihre Häuser, um sich dort das Gesicht frisch zu bemalen und neue Decken anzulegen. Sind sie bereit, so werden die Trommeln in dem Hause gerührt, alle rufen laut: Hi, alle gehen wieder hinaus, an ihrer Spitze der Sprecher und Anwalt des Verkäufers. Sobald dieser selbst das Haus verlassen hat, kehrt er um und ruft seinen Häuptling dort heraus: der kommt denn auch, gefolgt von der ganzen Siedlerschaft. Alle stellen sich in einer Reihe auf, der Käufer legt die Decken, die als Gürtel gefordert wurden, nieder, um damit, wie er sagt, den Eigentümer des Kupfers zu schmücken. Nun schliesst die Handlung, die man das Kupfer unter den Namen des Käufers legen heisst.

Am folgenden Tag pflegt der Verkäufer alle die Decken, die er gelöst hat, unter die Genossen seiner Siedlerschaft zu verteilen. Doch ist dies durchaus keine Handlung der Freigebigkeit, denn er bezahlt bei dieser Gelegenheit zunächst alle seine alten Schulden[1] und auch mit den neuen Geschenken, zu denen er den Rest verwendet, verpflichtet er die Empfänger, wie wir wissen, zu hochverzinster Rückzahlung.

Aus allen diesen Beiwerken, die in den Augen unserer nüchternen Zeit kraus und seltsam genug erscheinen, geht doch das eine mit grosser Klarheit hervor: dieser Vorgang, der an sich ganz wirtschaftlicher Art ist, wird aufgelöst in eine Kette formvoller, fast schauspielartiger Handlungen und das Leben selbst wird Spiel und Schaustück.

Das aber mag gerade die tiefste Absicht dieser Urzeitmenschen sein; ihnen wird alles zu Form, Lust und Kunst, was uns nichts als nüchternste Wirklichkeit ist. Und wie wenig

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 345.*

der Erwerb selbst eigentlich ihnen am Herzen liegt, zeigt sich darin, dass sie es im Grunde nicht auf Decken, noch Kupferplatten, noch selbst auf alle die guten Dinge abgesehen haben, die man mit Kupfer, mit Decken kaufen kann, sondern auf den Prunk, das Rang-, das Machtgefühl, das ihnen die verschwenderischen Feste geben, die sie mit allen diesen Schätzen herzurichten pflegen. —

Die äussere Gesittung, das ist Kleidung, Wohnung, Bewaffnung und Werkzeug der Menschen, bedeutet nichts anderes als die Art und Weise, wie sich ein Volk mit der es umgebenden Natur abfindet. Diese Sitten und Bräuche des Leibes sind immer in irgendwelchem Sinne der Widerhall, den Boden und Himmel am äusseren Menschen wecken. Neben ihnen entstehen die feineren Sitten und Bräuche der Seele, die freilich in kaum minderer Abhängigkeit von den Naturgewalten stehen: es sind die Feste und Feiern, es sind die Formen, in die man Freude und Leid, Reife und Tod, Heirat und Krankheit der Menschen kleidet, um ihnen höhere Bedeutung, um ihnen Weihe zu verleihen. Kein Zweifel, in diesem Zierrat des Lebens ist mehr Eigenwerk des Menschen zu sehen, als in jenem äusseren Beiwerk. Denn dort handelt es sich eher um Abwehr und Anpassung, wenngleich es an ausschmückenden Beigaben nicht fehlt, in denen sich auch hier die nach Lust und Lustbezeigung ringende Seele Ausdruck schafft. Wohnung und Kleid, Waffe und Werkzeug werden fast immer auch Träger solches Schmuckes. Aber die Feste, selbst die des Todes, sind nur Schmuck, nur Zierrat. In ihnen erhebt sich der Mensch der niedersten Stufen am weitesten über das Tier: Bienen haben einen Staat geschaffen, aber von Feiern der Tiere wissen wir nichts. Und sind all jene Bollwerke von Haus und Kleid, die wir um uns errichten, schon an sich Erzeugnisse eines schlechthin eigentümlichen Sinnens und Trachtens der Menschen, zu höherem Schwung erstarkt dies Herrengeschlecht der Erde erst da, wo es seine Seele in Freude spielen lässt. Freude und Spiel sind die Anfänge höheren Menschentums in den Urzeiten, wie sie noch heute den um Speise und Trank Hastenden erst zum Menschen stempeln.

Den Kolumbianern erlaubt der mildere Himmel ihrer Küste ein lockeres Kleid: beide Geschlechter tragen Kittel und Mäntel aus den Fasern der Zederrinde, dazu Überwürfe ehemals aus Tierhaut, später aus Wolldecken. Ihr Festgewand ist etwas reicher: Decken aus Ziegenhaar, in die Gestalten aus der heiligen Sage gewoben sind, Wolfs- und Bärenfelle verbrämt mit feinerem

Pelzwerk oder mit Wollzeug eigener Anfertigung. Auch das Haar tragen sie wohl in Zöpfe verteilt oder im Nacken zusammengebunden, mit Adlerfedern geschmückt. Man geht barbein, die Männer tragen heut ein Hemd, die Frauen einen Unterrock unter ihrer Decke.

Aber seltsam: die schmückende Sorgfalt, die diese jungen Völker erst in sehr geringem Masse ihrer Kleidung gönnen, wenden sie mit allem Eifer dem eigenen Leibe zu. Die Stilisierung des Lebens beginnen sie in kindlich ursprünglicher Art am Körper des Menschen selbst: sie zwängen den Kopf der Kinder so lange zwischen Brettchen, bis er in flacherer, platter oder Kegel- oder gar Zuckerhutform wächst. Den Tschinuk, die diese Sitte am strengsten innehalten, schwebt als höchstes Ziel vor, dass eine gerade Linie von der Nasenwurzel bis zur Krone des Hauptes führt. Sie halten diese Umbiegung der Umrisslinien ihres äusseren Menschen für einen so wertvollen Vorzug, dass sie ihn ihren Sklaven nicht gönnen: die gelten als gebrandmarkt durch ihre natürliche Kopfform. Dieselben Tschinuk durchbohren ihre Ohren mehr als einmal und tragen mancherlei Knochen, Bleche, Federn darin.

Fast ebenso befremdlich für unsere Augen ist der Lippenpflock, mit dem die kolumbischen Völkerschaften sich das Kinn auszieren. Sie bohren ein Loch unterhalb der Unterlippe und zwängen einen — ehemals dicken, löffelartigen, hölzernen — heut zuweilen nur noch dünnen, silbernen — Pflock hinein. Die Frauen sind beiden Sitten strenger unterworfen als die Männer. Beiden Geschlechtern ist Bemalung der Haut gemeinsam; sie ergreift bei den Tschinuk ganze Teile des Leibes. Man kann sich vorstellen, wie wenig Reinlichkeit auf diese Weise der Haut gegönnt wird; was die Kolumbianer dafür eintauschen ist von fragwürdiger Schönheit. Einige Völkerschaften reiben sich den ganzen Leib mit einer Ockerfarbe ein, im Gesicht aber malen sie sich einzelne Striche, zuweilen blutrot, so dass sie den Eindruck frischer Wunden machen. Dabei verwenden sie für die obere und untere Hälfte des Antlitzes verschiedene Farben oder sie schwärzen es oder sie überziehen es gar mit gefärbtem Talg und ritzen in den regelmässige Umrisse. Am übelsten mag aussehen, wenn einige Kolumbianer sich weiss färben.[1]

Viele unter diesen kindlichen Versuchen einer Aufhöhung

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 226f.;* Ratzel, Völkerkunde [2]I 527, 544, 526 f.; *Boas, First Gen. Rep. (V. Rep. North.-West. Tribes) 20f.*

der Leibesgestalt sind so abschreckend hässlich, dass man vermutet, sie haben ihren Ursprung in dem Wunsche der Krieger, Furcht zu erregen. So möchte hier nur die kunstmässige Ausbildung einer überlieferten Zweckmässigkeit vorliegen.

Der Zweck überwiegt jedenfalls in der Form der zweiten Lebensnutzbarkeit, der Wohnung. Im Vergleich zu den elenden Zufluchtsstätten der benachbarten Nordländer sind an der Nordwestküste die Behausungen viel stattlicher: viereckige Häuser aus Holz, oft lang genug, um vier oder sechs Familien Unterkunft zu bieten. Holzhütten sind auch sie noch nach unseren Begriffen. Die Absonderungen für die einzelnen Familien bestehen aus Planken, sie gleichen den Hürden des Viehs auf unseren Feldern und nehmen sich eher wie Grenzbezeichnungen, als wie Scheidewände aus.[1]

Die Boote der Kolumbianer sind einfach, aber von höchster Zweckmässigkeit. Sie werden in einzelnen Formen als für Europäer vorbildlich gerühmt, ihre Ruderer schlagen die Meisterbootsmannschaften der amerikanischen Kriegsflotte. Aber bis zum Segeln ist man nicht vorgedrungen.

Die Waffen der Nordwest-Amerikaner vor Ankunft der Europäer — Bogen, Schleudern, Spiesse, Keulen und Schlachtbeile — waren sorgfältig, oft künstlerisch bearbeitet.

Netz- und Korbflechterei ist in allen diesen Gebieten verbreitet, bei den Haida spinnen und weben die Frauen den Bast der Zeder und wilden Flachs. An gewissen Grenzen machen Geschicklichkeit und Nachdenken doch Halt: die Kolumbianer waren vor Ankunft der Europäer noch nicht auf den Gedanken des Kochens gekommen: sie erhitzten ihre Speisen wohl durch Dämpfen und Brühen, aber sogar den Tran liessen sie nur so aus, dass sie heisse Steine in das Wasser warfen, in dem er schwamm.[2] Nur muss man freilich eingedenk sein, dass auch dies eine Form höher entwickelter Speisenbereitung ist, denn von allem Kochen ist anzunehmen, dass es lange nach dem Braten erfunden ist. —

Wie oft sprach man uns schon von der Abhängigkeit des Wirtschafts-, des Gesellschafts-, des Staatslebens der Völker von ihrer äusseren Umgebung. Zuweilen vervollständigte man wohl auch die Kette dieser Zusammenhänge bis in den Bezirk des geistigen, des sittlichen Lebens. Nie aber redete man noch

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 212;* Krause, Tlinkit 123; Ratzel, Völkerkunde ²I 528f. — [2] *Bancroft, Pacific States I 163, 166f. Anm. 30;* Ratzel, Völkerkunde ²I 528, 532.

von der viel unmittelbareren Berührung, die zwischen Land und Seele eines Volkes fort und fort stattfindet. Stimmung, Sinnesart, Schrittmass des Lebens, die Färbung, die das Bild der Welt in unserem Hirn durch unser Herz gewinnt, sie sind sicherlich unter dem Einfluss von Boden und Himmel des Landes, das wir oder das unsere Väter bewohnten, entstanden. Der Mittler ist auch hier der Leib, und seine Ernährung mag zuweilen der Weg sein, den diese Einwirkung einschlägt. Aber alle jene anderen weiten Umwege über Wirtschafts-, Klassen- und Staatsordnung sind hier vermieden. Die Seele selbst und der mit ihr unlöslich verbundene Leib sind mit soviel Werkzeugen der Empfängnis und der Aufsaugung ausgestattet, dass sie nicht aus dritter oder zehnter Hand zu erhalten brauchen, was sie aus erster empfangen. Sonnenlicht und Nebel, sausender Nordwind oder früher Sommer hinterlassen ihnen nachhaltigeren und tieferen Eindruck, als vieles Geschehen des Völkerlebens oder als die sehr starken, aber auch sehr plumpen Vorbedingungen der wirtschaftlichen Ordnung.

Nur verfährt Natur nicht plump und roh. Ihre Einwirkungen sind so mannigfaltig, dass die Folgen in nächster Nachbarschaft ungemein verschiedene sein können. Während die Binnenland-Stämme des Nordens wirklich leiden unter dem Druck ihres harten, kargen Daseins, sind die Kolumbianer, die ihnen so nahe benachbart sind, freilich den Vorzug der Meeresküste haben, viel frohere Leute. Gerade die nördlichsten von ihnen, die Tlinkit, scheinen besonders begünstigt. Die Natur verweichlicht sie noch nicht im mindesten, drückt sie aber auch nicht gar zu tief nieder: sie sind tapfer wie Eskimo; schon aber melden sich auch die Eigenschaften der Wald- und Feldindianer des östlichen Nordamerika: sie sind schlau und grausam wie diese. Sie skalpieren und verstümmeln ihre Gefangenen aus unvermischter Lust am Leidensehen. Unzweifelhaft regt sich auch in so trüben Quellen ein stärkeres Lebensgefühl: fast alle Urzeitvölker der niederen Stufen sind grausam. Die besseren wirtschaftlichen Vorbedingungen des Lebens fördern bei den südlicheren Stämmen das Wachstum reiferer Gesittung: die Handelsschlauheit der Tschinuk ist bekannt geworden. Begreiflicherweise nimmt die entgegengesetzte Reihe seelischer Fähigkeiten ab: sie gelten als friedlich und harmlos.[1]

Die Binnenkolumbianer, die das Hinterland dieser Küstenvölker einnehmen und die durch Fischfang und Meer weder

[1] *Bancroft, Pacific States I 113f., 203, 249.*

wirtschaftlich bereichert, noch seelisch beeinflusst werden, sind stolze Jäger und Krieger und haben das beste Lob. Ihnen mangelt die milde Witterung der Küstenländer, Sommer und Winter sind hier schroffer einander entgegengesetzt; aber die weiten Ebenen zwischen Kaskaden- und Felsengebirge, die sie innehaben, bieten Raum zu kühnem Schweifen und manch kriegerischem Abenteuer. Man rühmt sie als ehrenhaft und gerecht, tapfer im Kampf und doch anhänglich an Heim und Haus. Wie sie überhaupt den nordamerikanischen Indianern an Lebenshaltung und Sitten nahestehen, so haben sie deren Laster und Tugenden: sie sind grausam gegen den gefangenen Feind und von zäher Standhaftigkeit im Ertragen der Qualen. Kenner meinen, dass das verklärte Bild des roten Mannes, wie es von der sanft schmeichelnden, ein wenig schönfärberischen Romantik Coopers entworfen wurde, hier verwirklicht zu finden ist, soweit das Menschen von Fleisch und Blut überhaupt gegeben ist.[1]

Die Feste der Urzeitvölker behaupten als Mittel zur Erkenntnis ihrer Seele um so höheren Rang, als sie bei ihnen noch nicht zu jener Arbeitsteilung zweifelhaften Wertes — schon in der Anwendung dieses Wortes liegt die Ironie des Vorgangs — gediehen sind, die sich auf allen höheren Stufen vollzogen hat: zu der Abspaltung gewollter, berufsmässig betriebener Festlichkeit in den Künsten von den freien, in Wahrheit liebhabermässigen Feiern des Lebens. Wie viel Grosses auch so durch berufsmässige Schauspiel-, berufsmässige Tanz-, berufsmässige Tonkunst erst möglich geworden ist, runder und voller war die Weise der Kindheitsvölker und Kindheitsalter der Menschheit. Nicht freilich in dem Sinne, als habe man damals die Feste wild ins Gelag hinein, ohne Form und Regel gefeiert, als seien die Naturvölker dabei recht naturalistisch verfahren. Mit nichten: so wenig man etwa ihre Werkzeuge untechnisch, ihre Schnitzereien unkünstlerisch schelten dürfte, weil sie jedermann, nicht aber ein berufsmässig Geschulter angefertigt habe, so wenig verfuhr man in der wildwachsenen Schauspielkunst des Lebens willkürlich und formlos. Im Gegenteil, es hat sich hier eine solche Reife künstlerischer Gesittung herausgebildet, dass von den Tänzen, Sängen und Gedichten der kolumbianischen Feiern nur im Zusammenhang mit ihrer Kunstgesinnung die Rede sein darf.

Es ist seltsam, dass in der bunten Schar festlicher Sitten,

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 153, 290 f.*

die sich dem Auge entgegendrängt, die dem Tod und der Ehre der Toten geweihten am augenfälligsten sind. Man könnte meinen, darin drücke sich ein Hang zu Trauer und Düsterkeit aus und doch ist dem schwerlich so. Eher ein Sieg verschönernder und deshalb am letzten Ende doch erdfroher Neigungen wird hier gefeiert: der tiefsten Trauer würde jede Äusserlichkeit gleichgiltig sein. Keinen Zustand des Menschen aber hat man mit so viel Schmuck umgeben, als den des Todes. Der Wunsch, den Verstorbenen Ehre und Liebe zu erweisen, mischt sich mit dem anderen, die Trauer aufzuhöhen, sie stattlich darzustellen und weiter mit dem im Grund ganz freudigen Bestreben, die Toten in Erinnerung und Denkmal länger noch teilnehmen zu lassen an dem Treiben der Sterblichen.

Bei den Kolumbianern nehmen alle diese Zurüstungen des Todes grosse Masse an: die Tlinkit, die den Leichnam verbrennen, stimmen schon zuvor vier Nächte lang Trauergesänge an, die mit feierlichem Tanzschritt begleitet werden. Die eigentliche Totenfeier ist mit einer Bewirtung der Gäste verbunden, die oft das ganze Vermögen des Verstorbenen aufzehrt: bei Häuptlingen steigert sie sich zu einer Folge von drei Festen. Ihren Gipfel ersteigt sie mit der Erinnerungsfeier: man singt den Ruhm des Toten und seiner Ahnen, seine Verwandten lassen die in dem Geschlecht überlieferten Lieder hören, der Gastgeber trägt das Fell des Tieres, das seinem Geschlecht heilig ist und auf den Schrei dieses Tiers fällt ein Sklave oder fallen mehrere dem Schlachtmesser zum Opfer.[1]

Unsere Sitten stellen dem Ende des Lebens seinen Anfang gegenüber und begehen ihn unter dem Glaubensgewand der Taufe feierlich. Nicht so die Urzeitvölker, sie betonen den Beginn des reifen Lebens: die Feste, die den Eintritt der Mannbarkeit bei Jünglingen und Mädchen feiern, haben bei ihnen eine ungemeine Verbreitung. Es entspricht der Nähe an allem tierischen Leben, der Aufmerksamkeit, mit der der natürliche Mensch alle leicht erkennbaren Vorgänge am Leibe verfolgt, dass dieser Wechsel am stärksten beachtet worden ist. Massnahmen einer ganz irre gehenden Gesundheitspflege, hervorgerufen vielleicht nur durch den herrischen Abscheu der Männer vor den äusseren Folgeerscheinungen weiblicher Geschlechtsreife, leiten die Zeit der Mannbarkeit der Mädchen ein. Die Tlinkit bringen für längere Zeit, einst für ein Jahr, später für ein Vierteljahr, in der jüngsten Vergangenheit für einen kürzeren

[1] Krause, Tlinkit 223, 226, 236 ff.

Zeitraum, die reifenden Jungfrauen in Laubhütten unter, die sie nur zur Nacht, dicht verhüllt verlassen dürfen. Ihren Kopf muss ein umfänglicher Hut bedecken, da schon ihr Blick den Himmel verunreinigen könne. Ein Fest aber schliesst diese Zeit trübseliger Vorbereitung. Der Regel nach müsste ihm eine noch feierlichere Begehung des Eintritts der Geschlechtsreife bei den Knaben entsprechen, doch scheint sie den Reisenden nicht in die Augen gefallen zu sein.[1] Die Weihefeste, die bei den Kwakiutl den Eintritt des Jünglings in die geheimen Bünde mit so viel Aufwand von Tänzen und Spielen, Bräuchen und Sängen feiern und von denen noch wiederholt die Rede sein wird,[2] mögen hier wie bei anderen Stammgruppen der Kolumbianer eine weitere Begehung des Eintritts der Mannbarkeit nicht haben aufkommen lassen.

Nicht so allgemein ist die festliche Aufhöhung der Hochzeit. Bei den Tlinkit laden nur die Vermögenden zu einer Feier.

Der Winter ist die Zeit der Feste. Das glückliche Ende guten Fischfanges wird zuerst feierlich begangen. Unendliche Schmauserei und der Tanz der jungen Männer, zuweilen mit dem der Mädchen vereint, von Gesang begleitet und vor allem in ruhigem Schreiten und Neigen bestehend, bilden den Mittelpunkt. Groteske Masken, Tierfelle, Tiernachahmungen bieten allerlei Mummenschanz. Allen Kolumbianern gemein ist das Glücksspiel, mit kleinen runden Stäben ausgeführt und mit massloser Leidenschaft betrieben. Von den Sundindianern wird berichtet, dass sie all ihr Eigentum, ihre Sklaven, ihre Kinder und zuletzt selbst die eigene Freiheit zu verspielen vermögen.[3]

Der schöne Rausch des Leibes, der aus der Bewegung der Glieder, der Erregung künstlerischen Ehrgeizes entsteht, ist allen diesen Völkern eigen. Nicht alle aber haben, solange sie von den Segnungen europäischer Bildung unberührt blieben, den so viel plumperen Rausch, den geistige Getränke herbeiführen, gekannt. Die Haida, die Nutka der Nordwestküste bereiteten sie nicht. Einen anderen künstlichen, freilich schlimmeren Rausch vermochte man damals an der Nordwestküste nicht zu entbehren, den der Blutleckerei. Man schlachtete gewohnheitsmässig zu grossen Festen Sklaven und man empfand doch so viel Freude dabei, dass die Häuptlinge, die viel Menschenblut vergiessen liessen, den Ruhm grossherziger Gastfreundschaft erwarben. Doch ist dieser Zustand schon überwunden: die

---

[1] Krause, Tlinkit 217. — [2] Vgl. u. die Abschnitte Klassen, Dichtung. — [3] Krause, Tlinkit 220, 237; *Bancroft, Pacific States I 170, 219.*

Sundindianer wiesen des Entdeckers Vancouver Einladung zu einer Mahlzeit ab, da sie befürchteten, dass ihnen Menschenfleisch vorgesetzt werden könne. Aus dieser Sorge spricht die letzte Erinnerung an einstige Menschenfresserei, von der denn auch bei den Nutka, bei den Kwakiutl noch Spuren ehemaliger Übung vorhanden sind.[1]

Ruhigere Sinnesart verrät ein anderer Brauch ihrer Feste. Die Sitte verpflichtet den Wirt der Feier, seine Gäste zu beschenken. Es ist dabei am letzten Ende auf einen Tausch zwischen Ebenbürtigen und bei Häuptlingen auf die Erwerbung von Volkstümlichkeit abgesehen. Aber eine gütige Absicht liegt zugrunde und viele gehen darin so weit, dass sie den Bestand ihres Vermögens schädigen.

ZWEITER ABSCHNITT

DIE FAMILIE

Man könnte im Zweifel sein, ob die Wirtschaft eines Urzeitvolkes mehr auf seine Familienzustände oder die Familie eher auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Einfluss habe. Immerhin sind die Formen seiner Wirtschaft das unmittelbarere Ergebnis der Natur, in die es gestellt ist. Auch sie mögen zuweilen bestimmt sein durch die Erinnerung an alte Sitze und die Festhaltung von deren Einwirkungen, viel leichter aber lassen sich Familieneinrichtungen etwa eines wandernden Hirtenvolkes in seinen sesshaften Zustand übertragen. Und es wäre sehr kurzsichtig, sie ohne weiteres als Erzeugnis der nunmehrigen Ackerbauverhältnisse anzusehen, wobei noch dahingestellt bleibt, wieviel überhaupt von aller Familienbildung ganz selbständigen und nichtwirtschaftlichen Ursprungs ist.

Bei den Kolumbianern ist die Sonderfamilie die ausnahmslos herrschende Form des Zusammenlebens von Mann und Frau. Fast ebenso ausnahmslos herrscht die Vielweiberei, fast nirgends ist die engere und wenn man will höhere Art der Sonderfamilie, die Einehe zur Regel gemacht. Sie kommt zwar überall oft vor, aber nicht irgendeiner Sitte oder Übereinkunft zuliebe, son-

[1] *Bancroft, Pacific States I 169, 218;* Krause, Tlinkit 236.

dern aus äusserem Unvermögen. Der Mann heiratet so viel Frauen, als er zu ernähren vermag.[1]

Der Geschlechtsverkehr ist nicht so zügellos, wie der mancher anderen, insbesondere der nördlichsten unter den nordamerikanischen Urzeitvölkern. Freilich auf Mädchen-Keuschheit geben auch die Haida, die Tschinuk und Tlinkit nichts. Aber einmal weichen die Binnen-Kolumbianer in diesem Stück wesentlich von den Genossen ihrer Stämmefamilie an der Küste ab: die Zurückgezogenheit ihrer Mädchen ist bekannt und die feile Hingabe von verheirateten Frauen, die am Meere vielleicht erst von den Weissen eingebürgert worden ist, dort aber unter Zustimmung der Männer neuerdings stark im Schwange geht, ist bei ihnen selten und wird hart bestraft. Man wird nicht irre gehen, wenn man diese auffällige Verschiedenheit auf die bessere wirtschaftliche Lage der Binnen-Kolumbianer zurückführt. Vielleicht ist sie erst neueren Ursprungs und mit ihrem Pferdereichtum entstanden. Die Arbeitskraft einer tüchtigen Frau fällt mehr in die Augen. Dennoch ist von den stärksten Ausschweifungen der Nordländer überhaupt nicht die Rede. Hin und wieder finden sich Gebräuche, die sogar von auffallender Selbstzucht zeugen: so die Sitte der Tlinkit, die Neuvermählte nötigt, vier Wochen zwar miteinander, doch nicht wie Mann und Frau zu leben. Von den Ehen der Haida wie der Tlinkit wird berichtet, dass ihnen die Eifersucht nicht unbekannt sei. Die Weiber der Nutka gelten als sittsam und mit der Lohnliebe der Tschinuk-Ehefrauen geht die Auffassung Hand in Hand, dass zwar ihre Treue ein Gut sei, über das ihr Mann auch zugunsten Dritter und für Entgelt verzichten könne, dass sie an sich aber keusch sein sollen.[2]

Die Machtverteilung innerhalb der Ehe begünstigt ebenfalls den Mann fast ausschliesslich. Eine scheinbare Abweichung: die seltsame gesetzliche Ehefreundschaft — das Cicisbeat — der Tlinkit, begründet in Wahrheit kaum eine Ausnahme von der Regel. Denn indem es den Verführer einer Ehefrau berechtigt ihr Nebenmann zu werden, macht es diese Beziehung doch abhängig von der Erlaubnis des wirklichen Mannes und verpflichtet den Nebenmann zum Unterhalt der Frau beizutragen. Es mag eine Massregel sein, die aus Mangel an Weibern nicht den Frauen, sondern den sonst zu kurz kommenden ehelosen Männern zu dienen bestimmt ist.[3] Als eine Vielmännerei im

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 66.* — [2] Krause, Tlinkit 220; *Bancroft, Pacific States I 168, 242; 168, 207.* — [3] Krause, Tlinkit 221.

Sinne der Vielweiberei ist dieser Brauch sicherlich nicht zu deuten.

Selbst die Zeit der Werbung gewährt der Frau nicht allzuviel Stellungsvorteile. Der Übergang des Mädchens aus der Familie des Vaters in die des Bräutigams wird allzusehr als ein wirtschaftlicher Vorgang aufgefasst: als die Überlassung eines wertvollen Arbeitsgehilfen von einem an den anderen Besitzer. Bei den Tlinkit bedarf der Bräutigam allerdings der Einwilligung der Braut, aber die Geschenke, von denen er soviel gibt, als er nur irgend aufzubringen vermag, fallen ihrem Vater zu. Bei den Kolumbianern des Binnenlandes, am Sund und bei den Tschinuk ist der Brautkauf ohne Umschweif die Regel.[1] Er ist aus allen Voraussetzungen des Lebens urzeitlicher Völker aufs beste zu verstehen: jede Menschenkraft ist im Kampf um das wirtschaftliche Dasein Gewinn, und so muss der Familie als Wirtschaftsgemeinschaft jedes brauchbare Kind willkommen sein. Mithin erscheint es nur natürlich, wenn der Vater, der seine Tochter hingibt, vom Bräutigam eine Entschädigung verlangt. Bei den Kwakiutl wendet sich freilich dies Verhältnis auf sehr absonderliche Weise: der Brautkauf besteht zwar auch bei ihnen, aber nur als Scheingeschäft. Der Preis nämlich, den der Bräutigam seinem Schwiegervater bei der Hochzeit zahlt, wird ihm nach einigen Jahren im doppelten bis vierfachen Betrage wieder zurückerstattet, je nach der Zahl der inzwischen geborenen Kinder.[2] Immerhin bleibt der Grundgedanke auch hier bestehen: nach solcher Rückzahlung gilt die Ehe dem Rechte nach als gelöst und es ist nur guter Wille der Ehefrau, wenn sie bleibt, und zuweilen macht ihr Mann neue Zahlungen.

Der wirtschaftliche Zustand scheint auf die Behandlung der Frau auch hier grossen Einfluss auszuüben. Denn in den Landen gegen Mittag bessern sich die Verhältnisse zusehends: die sorgsamere Form der Jagd- und Fischerei-Ausnutzung macht sich geltend. Schon bei den Tlinkit fällt den Frauen zwar alles häusliche Gewerbe zu, aber sie sind nicht leibeigene Wesen, ihre Rechte sind durch den Brauch wohl abgegrenzt, ihre Einwirkung auf den Mann ist nicht gering. Die Weiber der Nutka sind wohl etwas überarbeitet: sie übernehmen auch die Bereitung der Fische für den Winter; aber die reicheren unter den Ehemännern übertragen diese Geschäfte Sklaven, und überhaupt ist die Stellung der Ehefrauen gut, fast ebenbürtig.

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 218, 241, 276*; Krause, Tlinkit 219. — [2] *Boas, The Kwakiutl (Nat. Mus. Rep. 1895) 359, 421.*

Die Sund-Indianer lassen zwar ihre Frauen alle Arbeit ausser dem Jagen und Fischen tun, während sie selbst faulenzen oder spielen, aber sie behandeln sie nicht übel und gewähren ihnen selbst im Handel und in den öffentlichen Geschäften Einfluss. Die Kolumbianer des Inlandes stehen auch in diesem Stück in dem Ruf guter Sitte.[1]

Fast noch stärkeren Einfluss als die wirtschaftliche Lage scheint die Verfassung der weiteren Familienverbände, von denen noch die Rede sein soll, auf die Stellung der Frau und zwar zu ihren Gunsten ausgeübt zu haben. Sehr irrtümlich hat man uns zwar jahrzehntelang gelehrt, dass Mutterfolge und Muttererbrecht, wie sie auch bei den meisten dieser Stammesgruppen nachgewiesen worden ist, auf eine Rechtslage der Frau schliessen lasse, die der des Mannes ebenbürtig, wenn nicht überlegen sei. Das war mit Nichten der Fall: denn das Mutterrecht war ja im Grunde ein Oheims-, ein Mutterbruder- oder ein Neffen-, ein Mutter-Bruderssohn-Recht. Eine Erbfolge, die die männlichen Verwandten mütterlicher Seite, vor denen väterlicher Seite bevorzugte, verleiht den Frauen noch kein Vorrecht, wie man gewähnt hat. Dennoch bleibt ein Rest von Stellungsgewinn zurück, der nicht geleugnet werden darf: vermitteln die Mütter die Zugehörigkeit zu den wesentlichsten der grösseren Lebensgemeinschaften, geht das Erbe zwar nicht durch ihre Hand, wohl aber über ihren Kopf fort, so muss ihnen bei Gatten und Söhnen notwendig grösseres Ansehen zuwachsen.

Die Muttererbfolge ist für die Tlinkit sicher nachgewiesen, ebenso zum Teil bei den Kwakiutl. Von den Spokan, einer Völkerschaft der Binnenkolumbianer, ist überliefert, dass der Mann in das Geschlecht der Frau übergehe — mit der fragwürdigen Begründung, weil sie dort besser arbeiten könne — das Vorhandensein der Mutterfolge ist durch solche Nachricht fast sicher bezeugt.[2]

Einschneidender ist, dass von der einen oder anderen Gruppe, so von den Haida, berichtet wird, dass bei ihnen zuweilen Frauen die Häuptlingswürde bekleiden.[3] Aber auch solche Ausnahmen können an der Regel nicht irre machen, und sie lautet unverbrüchlich: völlige Unterordnung der Frau unter den Mann.

---

[1] Krause, Tlinkit 159, 161; *Bancroft, Pacific States I 195, 218, 276.* — [2] Krause, Tlinkit 122; *Boas, Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 334f.; Bancroft, Pacific States I 277.* Vgl. u. 164 ff. — [3] *Bancroft, Pacific States I 167.*

Der Zusammenhalt zwischen Eltern und Kindern, der ausser dem ehelichen die Festigkeit des Verbandes der Sonderfamilie bestimmt, wird noch viel offensichtlicher durch die Rücksicht auf den wirtschaftlichen Vorteil des jedesmal ausschlaggebenden Teils beeinflusst. Zwischen Eltern und Kindern wechseln im Schrittmass des Lebens die Rollen: zu Anfang sind die Eltern die Stärkeren; gegen Ende ihres Lebens aber stehen sie in Greisenschwachheit weit hinter den Nachkommen zurück, die inzwischen die Zügel der Herrschaft über das Leben der Familie ergriffen haben. Bei mehr als einer Gruppe dieser Stämmefamilie ist der Brauch nachgewiesen, dass über das Schicksal des Neugeborenen erst der Wille des Vaters entscheidet. Dabei schenken doch die Eltern den Kindern viel Zärtlichkeit, die Mütter nähren die jüngsten sehr lange; bei den Tlinkit ist die Freude des Vaters über einen ihm geborenen Sohn so gross, dass er sich nach ihm einen neuen Namen beilegt. Andererseits verkaufen Sund-Indianer auch ihre Kinder oder verspielen sie. Die wirtschaftliche Brauchbarkeit lehrt unterscheiden zwischen nützlichen und überflüssigen Neugeborenen, die wirtschaftliche Not treibt dazu, sich der schwachen Kinder zu entledigen. Ähnlich verhält man sich doch auch zu den alt gewordenen Eltern: selbst die so sehr gerühmten Inland-Kolumbianer, denen nachgesagt wird, dass sie den alten Leuten, wie den Kindern aufs beste begegnen, entledigen sich doch beider, wenn sie, etwa auf der Wanderung, in allzu grosser Not sind. Die Armen, die man nur als drückende Bürde empfindet, werden verlassen oder, sicher aus einer Regung von Menschlichkeit und um sie vor Härterem zu bewahren, getötet, verbrannt.[1]

Die Sonderfamilie erscheint bei diesen Stämmen nicht eben hoher Entwicklung als ein wohl ausgebautes, durch die Herrschaft des Mannes zusammengehaltenes Gebilde: die an Umfang kleinste, an Festigkeit vielleicht stärkste Einheit der Gesellschaft. Zugleich Lebens-, Geschlechts- und Wirtschafts-Gemeinschaft, die sie ist, schafft sie den drei seelischen Kräften, von denen sie beherrscht wird, die Möglichkeiten starker Betätigung: dem Macht-, dem Geschlechts- und dem Erwerbstrieb. Der einen, der Herrschbegier, darf freilich nur der Mann frönen, den bessere Verstandesübung, stärkere Leibes- und Willenskraft zum alleinigen Herren machen. Aber schon dem Geschlechtstrieb lässt sie bei Mann und Frau für die Zeit seiner heftigsten Ent-

[1] *Bancroft, Pacific States I 218, 279.*

flammung, in der Jugend, freien Raum, während sie freilich dem späteren Lebensalter der Frau versagt, was sie dem Mann noch als selbstverständliche Freiheit gewährt. Der Erwerbstrieb aber unterwirft die Frau da, wo sie nicht nutzbare Güter herbeischaffen kann, dem Herrenwillen des Mannes noch unbedingter: wo aber dies Verhältnis sich ändert, lässt er sie wirksamer aufrücken in Macht und Ansehen, als alle die noch unentwickelte Liebesfähigkeit dieses auch in solchem Betracht noch kindlichen Lebensalters der Seele vermag.

Ob bei den Völkern des amerikanischen Nordwestens etwa diese Zelle des gesellschaftlichen Lebens je ein im letzten Sinne selbständiges, will sagen staatähnliches Dasein geführt hat, sei vorläufig ganz dahingestellt. Eher könnte dies für die etwas weiteren Blutsverbände vermutet werden, die ihrem Bau nach doch noch immer familienhafte Gebilde sind, die mehrere Einzelfamilien umfassen und doch noch auf dem Gedanken gemeinsamer Abstammung und gleichen Blutes beruhen: für die Geschlechter, die Zellentrauben dieses formenreichen Gebildes.

Der Umstand, dass die Geschlechterverfassung der Tlinkit und die einer Anzahl anderer Stammgruppen wahrscheinlich auf die Mutterfolge gegründet war, macht für unsere Begriffe ihren Aufbau etwas schwer verständlich. Man muss sich vorstellen, dass die Frauen und sie allein fest an ihrem Blutsverband und ebenso an ihrem Wohnsitz haften, während die Männer den stets schwankenden und umherwogenden Bestandteil der Bevölkerung bilden. Die Gatten zählen mutmasslich in das Geschlecht ihrer Frauen, die Söhne sicher in das ihrer Mutter.

Diese, nach unseren Anschauungen auf den Kopf gestellten Verwandtschaftsverhältnisse sind für uns so schwierig zu durchschauen, dass man wenigstens für eine der bedeutendsten kolumbianischen Stammesgruppen, die Kwakiutl, schon zu der sicher irrigen Meinung gekommen ist, der ursprüngliche Zustand sei der der Vaterfolge gewesen. Man hat bei den Kwakiutl insbesondere daran Anstoss genommen, dass die Ehefrau Gut und Vorrechte ihres Verbandes auf ihren Gatten überträgt, der sie seinerseits nicht eigentlich für sich selbst, sondern als Nutzniesser an seines Sohnes statt innehat. Aber dies ist im Grunde noch mutterrechtlich gedacht, und wenn im Gegensatz dazu weder der Brauch zu finden ist, den man freilich erwarten sollte: dass der Gatte in die Dorf- oder Wohngemeinschaft der Frau übersiedelt, noch auch ein Erbrecht der Neffen an dem Gut ihrer Mutterbrüder nachzuweisen ist, so ist daraus allein zu folgern, dass der Übergang zur Vaterfolge sich stückweise anbahnt, nicht aber,

wie man behauptet hat,[1] dass hier eine ursprünglich nach Vaterrecht lebende Gruppe das Mutterrecht später angenommen habe. Dies würde allen sonstigen Beobachtungen widersprechen und ist, was allein entscheidet, nicht aus dem hier beobachteten Zustand mit Notwendigkeit zu folgern.

Dass wirklich Mutterrecht herrscht, dafür fehlt es nicht an den triftigsten Beweisen: Wappentier und Schutzgeist, ja selbst der Name eines Mannes vererben sich an seinen Schwiegersohn, sicher weil sie alle von dem Geschlecht seiner Frau hergeleitet sind. Und der Brauch ist so streng, dass wenn einem Hause die Tochter fehlt, dann ein Sohn einem Mann zum Schein vermählt wird, mit den gleichen Rechtsfolgen. Ja, wenn ein Mann völlig kinderlos ist, so vermag er seinen Namen zu übertragen, indem er einen Schwiegersohn mit einem Teil seines eigenen Leibes verheiratet: etwa mit seiner linken oder seiner rechten Seite, mit einem seiner Beine oder Arme.[2] Und man wende nicht ein, dass ja auf diese Weise nicht eigentlich Name, Wappen, Recht einer Frau von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werde. Denn tatsächlich wird der Stammbaum doch durch die weibliche Folge fortgeleitet; es ist auch fast selbstverständlich, dass nicht die Frauen, denen Rechte von so grosser öffentlicher Wichtigkeit überhaupt nicht zustehen, sie innehaben, sondern ihre Männer als ihre natürlichen Vertreter und Gebieter.

Vielleicht aber liegt hier durch einen glücklichen Zufall einmal am hellen Tage, was sonst in der Regel verborgen bleibt: der Übergang vom Mutter- zum Vatergeschlecht. Vielleicht war in einem früheren Entwicklungsalter bei den Kwakiutl die Mutterfolge auch in den äusseren Abzeichen unverhohlener zum Ausdruck gebracht worden, vielleicht war nunmehr die Vererbung der Geschlechterzeichen vom Schwiegervater auf den Schwiegersohn der erste Vorstoss einer Bewegung auf das Vaterrecht hin und vielleicht wäre in einem weiteren, späteren Gliede der Kette diese Bewegung dadurch zum Ziel geführt worden, dass die Übertragung des Totem und aller Rechte statt vom Schwiegervater auf den Schwiegersohn vom Vater auf den Sohn stattgefunden

---

[1] *It seems to my mind that this exceedingly intricate law ... can not be explained in any other way than as an adaptation of maternal laws by a tribe, which was on a paternal stage.* (So sicher irrig *Boas, The Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 334f.)* Früher hat er selbst die richtigere Auffassung gehabt, er sagte damals: *but the marriage ceremonies of the Kwākiutl seem to show that originally matriarchate prevailed also among them. (Boas, First Gen. Rep. [IV. Rep. North-Western Tribes 1889] 33.)* — [2] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 359.*

hätte. Und es entspricht der an sich reicheren Gliederung der Kwakiutl, dass gerade sie die Träger dieser Entwicklung sind; während die nördlicheren Stammgruppen der Tlinkit, Haida, Tsimschian und Heiltsuk bei dem reinen Mutterrecht verharren,[1] regt sich hier im Süden bei den Kwakiutl, vielleicht unter ein wenig günstigeren Lebensbedingungen der Fortschritt zum Vaterrecht früher. Die Selisch und Nutka endlich, die noch etwas südlicher wohnen, haben dem Bericht zufolge das reine Vaterrecht: hier erbt das Totem vom Vater auf den Sohn.[2] Durchaus abzuweisen ist jedenfalls die Annahme, ein Teil dieser Stammgruppen habe ursprünglich Vater-, ein anderer aber Mutterrecht gehabt, oder die noch unmöglichere Vermutung, die Einrichtungen der Kwakiutl, die auf Mutterfolge schliessen lassen, seien auf sie durch den Gesittungseinfluss ihrer nördlichen Nachbaren, der Tlinkit, Haida und Tsimschian, übertragen worden.[3] Denn wohl ist möglich, dass gewisse Teilentwicklungen des Aufbaus der Gesellschaft einer Gruppe durch die Nachbargruppen gefördert oder gehemmt werden, aber es ist unmöglich, dass die Entwicklung dabei krebsgängig wird und die Richtung einschlägt, die der ihrem Alter natürlichen schlechthin entgegengesetzt ist.

Schon an den gesellschaftlichen Gebilden älteren Ursprungs, an den Geheimbünden, von denen noch die Rede sein soll, ist ein mutterrechtlicher Grundzug zu bemerken: alle Mitgliedschaften in ihnen werden durch Heirat übertragen. Nur einige Ämter, wie das des Herrn der Feste, der die Einholung der Neugeweihten und ähnliche Feiern leitet und das des Sangmeisters erben im Mannesstamme fort[4] — eine seltene Ausnahme, die indessen den Anfang einer allgemeinen Neuerung darstellen mag.

Ja, trotz all solcher für unsere Begriffe verwickelten Absonderlichkeiten wird man sich den Zusammenhalt dieser auf Mutterfolge gegründeten Geschlechter keineswegs locker oder durch den steten Männerwechsel in Frage gestellt zu denken haben. Im Gegenteil, die Geschlechterverbände der Kolumbianer er-

---

[1] *Boas, The houses of the Kwakiutl Indians (Rep. Nat. Mus. 1888) 202.* — [2] *Boas, First Gen. Rep. (IV. Rep. North-Western Tribes) 33f.* — [3] Für gänzlich irrig halte ich demgemäss auch die Schlussfolgerungen, die man neuerdings an die Schilderung von Boas knüpft. Man meint, da die Nutka völliges, die Kwakiutl aber ein erst wenig beeinträchtigtes Vaterrecht hätten: *it is a simple and natural conclusion that the other division of the same stock were also formerly paternal but have been completely altered by contact with their northern neighbors (Swanton, The Development of the Clan System and of Secret Societies among the North-Western Tribes: Americ. Anthropologist, New Ser. VI [1904] 479).* — [4] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 431, 437.*

weisen sich durch Bande aller Art, des Glaubens, der Sage, selbst der Schauspiel-, Sing- und Tanzkunst eng zusammengeschlossen.

Bei den Kwakiutl, deren Blutsverbände wegen der vaterrechtlichen Spuren in ihrer mutterrechtlichen[1] Verfassung nicht als Beispiel gesamtkolumbianischer Einrichtungen werden abgelehnt werden dürfen, leitet jedes Geschlecht seine Abkunft von einem sagenhaften Ahnherrn ab. Er vererbt seinen Nachkommen einmal den besonderen Schutzgeist, und sodann das Geschlechtszeichen, das Totembild, das sie führen. Zuweilen wird dies Geschlechtszeichen auf ein sehr einfaches Erlebnis des Ahnen zurückgeführt, etwa dass er das Tier, dessen Abbild es zeigt, auf der Jagd getroffen hat. Zuweilen bringt er es auch aus dem geheimnisvollen Lande seines Ursprungs mit, sei es vom Himmel oder aus der Unterwelt oder vom Weltmeer her. Und wie die Sagen, so vererben sich bestimmte Sänge, Weisen, Reigen, Schreie:[2] jedes ein neues seelisches Band um die Gemeinschaft.

DRITTER ABSCHNITT
DIE VERFASSUNG

Die staatlichen Einungen der Kolumbianer führen in dem Zustande, in dem die Weissen diese Gruppen vorfanden, schon ein vollkommen selbständiges, von der Familie getrenntes Dasein, aber sie müssen ihren Ursprung doch auch hier irgendwie und irgendwann einmal in dem Blutsverband gehabt haben. Hätte, wofür zunächst mancherlei Vermutungen sprechen, die Familie, wenigstens in ihrer erweiterten Gestalt als Geschlecht, vielleicht gar zuvor schon als Grossfamilie, bereits ein Sonderdasein geführt, so hätte auch sie schon die Gestalt eines halbstaatlichen Gebildes angenommen. Denn die wesentlichsten Auswirkungsformen staatlichen Lebens: Zusammenschluss zu gemeinsam geregelter Lebensführung innen, zur Abwehr fremder Eingriffe nach aussen hätte auch sie schon übernehmen müssen, ganz zu geschweigen von der gemeinsam geregelten Wirtschaftstätigkeit, die die Familie von ihren ersten Anfängen an not-

---

[1] An dieser selbst kann kein Zweifel obwalten angesichts der Angabe: „*the descent through marriage*“ *(scil. of the crest and the tutelary genius)* bei *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat.-Mus. 1895) 336,* dazu vgl. *334 f., 337.* — [2] Über sie vgl. unten den Abschnitt Dicht-, Tanz- und Tonkunst.

wendig in den Bereich ihrer Lebensäusserungen hat ziehen müssen. Familie und Staat fliessen in diesen frühen Zeiten so ganz ineinander über, dass man sie weder nach ihrer Verfassung, noch nach ihrem äusseren oder ihrem wirtschaftlichen Verhalten recht zu unterscheiden vermag. Den Ausschlag darüber, ob eine Gemeinschaft der einen oder der anderen Form gesellschaftlicher Einung zuzuordnen ist, kann nur die Art des Bandes geben, das die Mitglieder der Einung umschliesst: so lange noch nähere Blutsgemeinschaft für alle vorausgesetzt wird, d. h. Abstammung von einem gemeinsamen Vorfahren, bei den Völkergruppen dieses Entwicklungsalters einer gemeinsamen Ahnfrau, ist die Gemeinschaft familienhafter Natur. Sieht man aber davon ab, schliessen sich blutfremde Gruppen aneinander an, so ist eine staatliche oder bei geringer Entwickeltheit staatähnliche Gemeinschaft gegeben. Auch jetzt noch handelt es sich auf den Unterstufen der Entwicklung nur um Gradunterschiede, denn auch die Mitglieder der neuen unfamilienhaften Gemeinschaften halten sich für stammverwandt, nur nicht mehr für geschlechtsverwandt.

Die Gruppen der Kolumbianer, die man am genauesten kennt, stehen nachweisbar auf diesem Anfangspunkt staatlicher Entwicklung: sie sind zwar durchsetzt von Geschlechterordnungen, aber sie beruhen auf dem Grundsatz eines nicht mehr familienhaften Zusammenschlusses, sind nicht mehr Bluts-, sondern Lebensgemeinschaften. Unter den Kolumbianern zerfallen die Tlinkit, deren Verfassung am besten untersucht ist, zunächst in Völkerschaftsgruppen, demnächst in Siedlerschaften, die in der grösseren Zahl der Fälle aus Angehörigen mehrerer Geschlechter zusammengesetzt sind. So gehören zu einer ihrer Völkerschaftsgruppen, zu der der Tschilkat, vier Siedlerschaften, die zugleich Ortschaften sind, und von ihnen wieder umfasste im Jahre 1882 die grösste, Klokwan, Angehörige von fünf oder sechs Geschlechtern, eine zweite wenigstens zwei Geschlechter, während zwei Siedlerschaften allerdings nur an je einem Geschlechte Anteil hatten.[1]

Ausgebildeter ist die Geschlechterverfassung der Tlinkit. Jede von den dreizehn Völkerschaftsgruppen, die man bei ihnen unterscheidet, zerfällt in eine Anzahl von Geschlechtern, die wieder in zwei Grossgeschlechter zusammengefasst sind. Die beiden Grossgeschlechter heissen nach den ihnen heiligen Tieren

[1] So nach der Orts- und Geschlechtertabelle bei Krause, Die Tlinkit-Indianer (1885) 116.

Raben- und Wolfsgruppe; die Wölfe zerfallen in die Unterabteilungen Wolf und Adler, Bär, Walfisch, Adler und Alk, Haifisch; die Raben in die Zweige Rabe, Frosch, Gans, Seelöwe, Lachs. Auch hier durchschneidet der Zusammenhang der Geschlechter den der Völkerschaftsgruppen und Siedlerschaften in Querrichtung. Der Geschlechterverband rückt bei aller räumlichen und staatlichen Trennung die Geschlechtsgenossen eng aneinander: sie nennen alle nicht zu ihrem Geschlecht gehörigen Nicht-hier, also Fremde, sie reden sich untereinander als Freunde und Landsleute, die Mitglieder fremder Geschlechter, entsprechend den mannigfachen Verwandtschaften mit ihnen, Oheime oder Schwäger an. Das Zeichen ihres Geschlechtstieres, ihres Totems, hebt auch äusserlich diese Zusammengehörigkeit aufs greifbarste hervor. Sie bringen es überall, an Häusern, Booten, Kleidern, Schildern und wo immer sonst sie Platz dafür finden, an. Wenngleich es hier an Zeugnissen dafür fehlt, so mag seiner Wahl doch auch hier, wie anderwärts, die Meinung zugrunde liegen, das eigene Geschlecht sei von diesem Tiere in Schutz genommen. Inzucht-, Heiratsverbot schliessen schon die Grossgeschlechter zu einer Einheit zusammen.

Der staatliche Aufbau der Tlinkit ist indessen, auch abgesehen von seinen Zusammenhängen mit der Familie, merkwürdig genug. Zunächst ist wichtig, dass ihre Gesamtheit keinerlei Verfassung oder Zusammenhalt hat: die Tlinkit bilden eine Stammesgruppe, keinen Stamm. Sie sprechen eine Sprache, haben alle Bildung des Geistes und des Lebens gemein, sie haben, was mehr sagen will, auch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, das sich in dem von ihnen selbst gebrauchten Namen, in ihren Götter- und Heldensagen ausspricht, sie haben endlich auch ein sichtbares Band, das sie alle umschliesst, in ihrer Geschlechterverfassung, aber sie haben keinerlei gemeinsame Einrichtungen staatlichen oder staatähnlichen Lebens. Im Gegenteil, Kriege zwischen den einzelnen Teilen der Gesamtheit sind an sich nichts weniger als ausgeschlossen, nur die Geschlechterverbände, die alle Gruppen durchqueren, machen sie seltener.[1]

Erstaunlicher noch als dieser Mangel einer Stammesverfassung ist die Beobachtung, dass auch die nächst niedrigere Einung, die Völkerschaftsgruppe, jeder straffen Zusammenfassung entbehrt. Die dreizehn Abteilungen, in die die Tlinkit

---

[1] *Bancroft, The native races of the Pacific States III (1875) 579, 581; I (1875) 108.*

zerfallen, sind doch auch wieder nur Völkerschaftsgruppen, nicht geordnete Völkerschaften. Ihre Mitglieder haben zwar auch das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit, denn jede Völkerschaft führt ihren Namen, und diesem ist, was noch deutlicher spricht, das Anhängsel *-kon* angehängt, was eben Völkerschaft bedeutet. Aber an Werkzeugen staatlichen Lebens fehlt es ihnen ganz. Ja das gleiche Schauspiel wiederholt sich fast noch auf der tiefsten Stufe, bei den Siedlerschaften. Auch ihnen noch ist das auszeichnende Merkmal engen Zusammenhalts, die feste Ordnung der gemeinsamen Geschäfte, sei es durch Einrichtung eines Häuptlingsamtes, sei es auf andere genossenschaftlichere Weise, nur halb zuzuerkennen. Das ist um so befremdlicher, als die Tlinkit um ihrer weit entwickelteren, gewerbsmässig betriebenen Fischerei willen, wie ein Ackerbauvolk, schon ganz sesshaft geworden und in Dörfern angesiedelt sind. So entspricht denn jeder Siedlerschaft eine Dorfschaft und dennoch hat sie keine wirklich ausgesprochene Verfassung, keinen eigentlichen Leiter: ganz wörtlich müsste sie Siedlerschaftsgruppe heissen. Denn allerdings gibt es einen Angesehensten in jedem Dorfe: aber er ist ein Erster unter Gleichen, er ist der hervorragendste unter den Teilgeschlechts-Häuptlingen des Dorfes.

Der eigentliche Träger der öffentlichen Gewalt ist also im Grunde allein der Leiter des innerhalb der einzelnen Siedler- und Dorfschaft vertretenen Bruchteils des Geschlechts. Das Geschlecht selbst entbehrt der Leitung ebensosehr, wie Stammes-, Völkerschafts- und Siedlerschaftsgruppe: sein einzelner Zweig im Verbande des Dorfes aber, und er allein von allen Einungen des Volkes, hat eine Verfassung, eine Leitung, und zwar in der Form der Einzelherrschaft. Der Zusammenhalt, den sie bewirkt, ist zwar sehr locker: die Macht des Häuptlings ist sehr beschränkt, in der Hauptsache kann jedes Familienoberhaupt tun und lassen, was in den Grenzen der bestehenden Bräuche ihm beliebt und keinen anderen schädigt. Aber immerhin ist die Würde erblich — in der Regel vom Oheim auf den Schwestersohn übergehend — und da sie die einzige überhaupt bestehende ist, von grosser Bedeutung. Die sehr verwickelten Rechtsanschauungen und Gesetze der Tlinkit setzen eine ebenso mannigfach ausgebildete richterliche Gewalt und Strafvollstreckung voraus. Hängt ihre Geltendmachung auch durchaus von der Persönlichkeit ab — auf welches noch so übermächtige Königtum träfe das nicht auch noch bis zu einem gewissen Grade zu. Und jedenfalls erlaubt ein solcher Zustand dem Starken, auch starke Folgerungen aus den Ansprüchen

seines Amtes zu ziehen. Die Würde als solche ist an grossen Reichtum gebunden, wobei dahingestellt bleibe, ob sie die Ursache oder die Wirkung dieser wirtschaftlichen Bevorzugtheit ist.[1]

Die Kopfzahlen der einzelnen Teile und Unterteile der Tlinkit sind verhältnismässig gering. Die Zählung von 1880 hat für die ganze Stammesgruppe 6763 Seelen festgestellt. Von den dreizehn Völkerschaftsgruppen, in die sich die Tlinkit teilen, ist die der Sitka eine besonders starke; sie zählte 1880 mehr als ein Siebentel der Gesamtheit, 902 Seelen. Eine andere, die der Tschilkat, die mächtigste von allen, zählt noch etwas mehr, 988 Seelen, und teilt sich in vier Siedlerschaften und also auch vier Dörfer. Der Hauptort Klokwan hat allein 500 bis 600 Einwohner, an ihm haben sogar sechs Geschlechter teil; das kleinste der Dörfer zählt nur etwa 120 Einwohner, die einem Geschlecht angehören. Die einzelnen Geschlechtsbruchteile, die dergestalt an einem Dorfe teilhaben, umfassen in diesem Fall also etwa 100 bis 120 Seelen und wohnen, der eigentümlichen Bauweise der Tlinkit gemäss, nur in ganz wenigen Häusern, in acht bis elf.[2]

Man sieht, die tatsächlich allein für die Dauer zusammengefasste Gemeinschaft, die Teilgeschlechts-Häuptlingschaft ist sehr zwerghaft. Sie zählt so wenig Waffenfähige, dass auch in diesen sonst so klein bemessenen Verhältnissen grössere Unternehmungen von ihr nicht gewagt werden können. Eine Schar von 200 Kriegern, wie sie einem der weissen Entdecker dieser Gegenden im Augenblick und ohne dass Vorbereitung möglich gewesen wäre, entgegentrat, ist von einer so kleinen Vereinigung

---

[1] Man vergleiche die Nachrichten bei Krause (Tlinkit 122), von denen man nur viel mehr Aufschlüsse wünscht. So verdienstvoll seine Einzelforschung ist — man entnimmt ihr in Hinsicht auf Staats- und Familienzustände bei weitem zahlreichere und schärfere Beobachtungen, als dem sonst so fleissigen und umfassenderen Werke Bancrofts — an ihr macht sich doch die Einseitigkeit — oder Zersplitterung — der heutigen Völkerkunde geltend, die dem Menschen als Gesellschafts- und Staatstier vielfach nur geringe Aufmerksamkeit zuwendet. Welche Befugnisse der Häuptling im einzelnen hat, wie sich die Geschlechterzweige zu den Geschlechtern oder Grossgeschlechtern verhalten, worin eigentlich Tätigkeit und Wesen der Dorfschaften, der Völkerschaftsgruppen besteht, und noch manche andere Frage, auf die man sich bei diesem sonst so gründlichen Buche um die Welt gern Rats erholen möchte, bleibt unbeantwortet. Am auffälligsten ist, dass die einmal (auf S. 122) in Aussicht gestellte Auskunft über die Heiratsverbote, die Ämtererbfolge und die Durcheinanderwürfelung der Geschlechter später ausser einer mageren Einzelbemerkung (auf S. 220) ganz unerteilt bleibt. — [2] So berechnet nach Krause, Tlinkit 108, 100, 116.

nicht aufzubringen. Die Völkerschaftsgruppe, deren dauernder Zusammenhalt im Grunde nur durch den von ihr getragenen Namen bezeichnet ist, scheint denn in der Tat auch die Trägerin auswärtigen und kriegerischen Vorgehens zu sein. Von den Tschilkat heisst es, dass sie einmal eine Art Oberhoheit über benachbarte Völkerschaftsgruppen ausgeübt haben, so namentlich über die Jakutat. Aus weit zurückliegenden Zeiten dringt ein dunkles Gerücht herüber von einem Häuptling Ilchak, dem — im Jahre 1788 — ein grosser Teil der Tlinkit gehorcht habe. Die Vermutung liegt nahe, dass ein Geschlechtshäuptling in solchen Fällen, wie im Dorf, so auch in der Völkerschaftsgruppe oder gar weiterhin eine an sich nur tatsächliche und persönliche Herrschaft ausgeübt habe.[1]

Der ganze Zustand erscheint auf den ersten Blick überaus verworren und rätselhaft. Und dennoch gibt es für ihn nur eine Erklärung, die zugleich tief in die Geschichte des Ursprungs von Urzeitstaaten hineinleuchtet. Die heutige Vielgespaltenheit der Gemeinschaftsformen beider Gattungen, der staatähnlichen wie der familienhaften, ist leicht als eine erst im Laufe der Geschichte dieser Stammesgruppe entstandene zu erkennen. Sie ist offenbar erst durch die Zunahme der Bevölkerung und die fortschreitende Besiedlung des ungeheuer weit gestreckten Landes verursacht. So mögen die Einzelgeschlechter aus den Grossgeschlechtern, die auf die verschiedenen Dörfer verteilten Teilgeschlechter aus den Einzelgeschlechtern hervorgegangen sein. Dass ursprünglich nur die Grossgeschlechter bestanden, ist dadurch zur Genüge erwiesen, dass das Heirats- und Inzuchtverbot auf sie und nicht, was später offenbar ausgereicht hätte, nur auf die Einzelgeschlechter ausgedehnt war. Ebenso aber mögen sämtliche Teile einer Völkerschaftsgruppe ursprünglich zusammengesiedelt haben, etwa an den heutigen Hauptorten wie Klokwan, Sitka und so fort, von denen die auffällig kleineren Nebenortschaften der Gruppen erst als neue Siedlungen ausgesandt worden sein mögen. Das Stammesbewusstsein erlaubt endlich anzunehmen, dass alle Tlinkit einmal in einer natürlich sehr viel kleineren Keimgemeinschaft vereinigt gewesen sind.

Alle diese Rückschlüsse in eine vielleicht um Jahrhunderte zurückliegende Vergangenheit wären müssig, wenn sich aus ihnen nicht unumstösslich eine weitere Folgerung ergäbe, die den Übergang von Familie zu Staat, von Bluts- zu Lebens-

[1] Krause, Tlinkit 98, 100, 40. Für letztere Auffassung spricht auch die wechselnde Bezeichnung des persönlich geschilderten Häuptlings Tschartitsch als Geschlechts- oder Völkerschaftshäuptling (bei Krause 113, 134).

gemeinschaft sehr deutlich erkennen lässt. Noch die letzten Ausläufer der Geschlechterspaltung zeigen eine Verfassung, ein Häuptlingtum, die beide den eigentlich staatlichen Gebilden, den Dörfern, den Völkerschaftsgruppen und der Stammesgruppe selbst abgehen. Daraus ist leicht zu entnehmen, dass in jenem Keimzustand der Tlinkit, da sie noch keine staatliche, aber schon zwei Geschlechtereinungen hatten, die letzteren auch bereits Häuptlinge gehabt haben mögen, während der Stamm als solcher sicher keinen gehabt hat. Daraus wieder ist zu schliessen, dass die beiden Urgeschlechter der Raben und Wölfe schon eine längere Entwicklung hinter sich gehabt hatten, als die neue staatliche und nicht-familienhafte Stammesgruppe der Gesamt-Tlinkit sich bildete: sie mögen sich schon lange zuvor eine feste geschlossene Ordnung geschaffen haben, die sie doch auf die neue Bildung nicht übertrugen — vielleicht in eifersüchtiger Wahrung ihrer Rechte, die sie bis auf den heutigen Tag auch nicht an die im übrigen fester zusammenhaltenden Gebilde der Völkerschafts- und Dorf-, Siedlerschaftsgruppen abgetreten haben.

Mit anderen Worten: das Geschlecht war als selbständige — und damals sowohl staats- als familienähnliche Bildung vorhanden, vor dem Staat. Der Staat, die Nicht-Bluts-Gemeinschaft ist später und aus dem Geschlecht entstanden. Und ferner zwei Blutsverbände sind zusammengeronnen, um in ihrer Vereinigung den ersten Keim eines staatähnlichen Gebildes darzustellen: wie das männliche und das weibliche Samenkörperchen sich vereinigen und befruchten, um den neuen Menschen zu bilden, so ist die Keimzelle des Staats aus der Verbindung zweier Einzelzellen entstanden.

Doch freilich, noch die Tlinkit von 1880 standen auf einem Punkt der Entwicklung, auf dem der keimende Staat sich zwar werktätig, namentlich im Krieg übermächtig regt, aber in den dauernden Ordnungen die ältere und festere Geschlechterverfassung noch keineswegs beiseite geschoben hat. Ja er hat ihr noch nicht einmal halbwegs ebenbürtige Einrichtungen entgegenzusetzen vermocht.

Den Berichten über den Rest der kolumbianischen Gruppen kann man nicht so gegliederte Vorstellungen über ihr staatliches Leben entnehmen, wie denen über die Tlinkit. Von den Haida erfährt man, dass ihre Häuptlinge wohl für die ganze Völkerschaftsgruppe zu verhandeln pflegen, dass sie aber für ihre Entschlüsse der Zustimmung der verschiedenen Familien bedürfen, „die für sich eine untergeordnete Selbstregierung zu besitzen scheinen“. Man wird durch diese ungenaue Nachricht

leicht ein ähnliches Überwiegen der Geschlechter über die Dörfer und Völkerschaftsgruppen durchleuchten sehen, wie bei den Tlinkit. Noch minder ausgestaltet ist das Bild, das man von den Nutka, den Tschinuk, den Sund- und den Binnen-Kolumbianern erhält: nur so viel ist sicher, dass keine von diesen Stammesgruppen auch nur so viel Einheitsbewusstsein, wie die Tlinkit hat — zu einem Teil sind diese Gruppennamen nur wissenschaftliche Grenzbezeichnungen — dass sie in ähnlich zwerghafte Gemeinschaften zerfallen, wie die Tlinkit, und dass die Dorfhäuptlinge, die überall mit der Bezeichnung Stammeshäupter gemeint sein mögen, im Frieden zumeist keine irgendwie straffe Regierung ausüben. Im Kriege ist ihre Gewalt stärker. Nur von den Nutka ist eine Ausnahme berichtet: gerade bei ihnen haben europäische Beobachter sich versucht gefühlt, ihre Häuptlinge Könige zu nennen. Von einer Inlandvölkerschaft ist gar überliefert, dass ihre Mitglieder an das Oberhaupt jährliche Abgaben abführen müssen, wie denn das Häuptlingsamt auch bei ihnen im Mannesstamm erblich ist. Überall sind Völkerschaftsgruppen mit Zusammengehörigkeitsbewusstsein zu unterscheiden — sie sind, wie es scheint, hier die kriegführenden Gebilde. Da die Geschlechterordnungen und -zeichen weithin verbreitet sind, liegt die Vermutung nahe, dass auch hier die Geschlechter noch durch die Ausbildung ihrer Verfassung die keimenden Staatsgebilde überragen, ja dass vielleicht auch hier die Würde der Dorfhäuptlinge nur tatsächlich in den Händen des Ersten der Teilgeschlechter liegt.[1]

Viel eingehender ist der Zustand der Kwakiutl durchforscht worden. Doch ist auch bei ihnen der staatlich-gesellschaftliche Aufbau durchaus nicht völlig durchsichtig. Nach den Mundarten zu schliessen, zerfällt die Gesamtgruppe der Kwakiutl in drei Teile, von denen der eine die Kwakiutl im engeren Sinne umfasst. Auch er wieder scheidet sich in drei Abteilungen, von denen eine sich die Kwakuakewak nennen: diese ihrerseits sind in etwa dreizehn Völkerschaften gespalten und zerteilen sich weiter in Geschlechter und Teilgeschlechter. Nur eine von ihnen sei hier ins Auge gefasst; auch sie trägt den Namen Kwakiutl, nunmehr im engsten Sinne. Sie ist in vier Grossgeschlechter zerspalten, von denen jedes in meist fünf Geschlechter zerfällt: wenn anders diese Einungen wirklich Blutsverbände sind.[2]

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 167, 193f.* — [2] *Boas (The Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 320ff.)* nennt die dreizehn Völkerschaften der Kwakuakewak *tribes,* deren Teile *septs,* die Unterteile aber *clans*

Dieser Voraussetzung ganz entsprechend finden sich Spuren eines Übergreifens der Teilverbände über die Grenzen der Völkerschaften fort. Das Geschlecht der Sisinlaë, das sich in einem der Grossgeschlechter der Kwakiutl zeigt, kommt noch in vier anderen Völkerschaften vor.[1] Die Vermutung liegt nahe, dass dies die Anfänge eines Netzes von staatlichen Längs- und familienhaften Querschichten sein möchten, dem ähnlich, das die Tlinkit in nunmehr vollendeter Klarheit aufweisen. Immerhin würden in dem Falle der Kwakiutl erst die Anfänge eines solchen Baues vorhanden sein.

Für die Erkenntnis der Entwicklungsrichtung ist wichtig, dass Geschlechter und Siedlerschaften hier in einem Punkt der Entwicklung zusammenzufallen scheinen. Bei den Nachbarn der Kwakiutl, so berichtet man, betrifft das geltende Verbot der Inzucht sehr häufig Dorfgemeinschaften. Da es aber undenkbar ist, dass diese — also staatliche, nicht Blutsverbände — zu solchem Verbote kommen, so muss geschlossen werden, dass die Dörfer hier ursprünglich mit den Geschlechtern oder Teilgeschlechtern zusammenfielen. Bei den Kwakiutl wird der gleiche Zustand wenigstens für die Vorzeit vermutet.[2] Vielleicht ist dieses Verhältnis ein Fingerzeig dafür, auf welche Weise die bunte Mischung von Blutsverbänden und Siedlerschaften entstanden ist, wie sie der Zustand der Tlinkit und auf höherer Stufe noch der der Irokesen aufweist. Die Geschlechter könnten ursprünglich zusammengesiedelt haben, später aber, vielleicht des fortgesetzten Durcheinanderheiratens[3] wegen, sich in die Dorfschaften zerstreut und verteilt haben.

Einen bemerkenswerten Unterschied zwischen den Kwakiutl und ihren nördlichen Nachbarn begründet die Abwandlung des Totem, die sich bei ihnen findet; sie haben häufig nicht einfache Tierzeichen wie jene, sondern Verbindungen von zwei, drei, ja oft noch mehr Zeichen, unter denen die Tiere überwiegen, unter denen aber auch Menschenhäupter, Sonnen- und Mondscheiben vorkommen. Diese Verbindungen zu Zeichen

(S. 330). Beide letztere Bezeichnungsformen sind hier, da sie unzweifelhaft Blutsverbände bedeuten, eigentlich durch Grossgeschlechter und Geschlechter übersetzt worden, ohne dass ich doch sicher bin, dass sie wirklich diesen Sinn haben oder dass sie genau den von Krause (Tlinkit 98ff.) beschriebenen Teilungen entsprechen. Man wäre dem verdienten Erforscher dieser Verhältnisse verpflichtet, wollte er die von ihm gewonnenen Ergebnisse mit denen Krauses in Verbindung setzen. Insonderheit bleibt dunkel, wie die Siedlerschaften die Schichten der Blutsverbände durchschneiden. — [1] *Boas, Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 333.* — [2] *Boas, The Kwakiutl 334.* — [3] Ein Nachbarbeispiel bei *Boas, Chinook Texts 251.*

erinnern in der Anlage durchaus an die vielgeteilten Wappen unserer Fürstenhäuser: es sind in der Regel Pfähle, die aus einer ganzen Anzahl von übereinandergestellten Bildwerken bestehen. Doch es wird behauptet, die einzelnen Zeichen würden von den Geschlechtern für verschiedene Zwecke benutzt.[1] Sonst läge die Vermutung nahe, auch ihre Entstehung sei der der vielfach zusammengesetzten Wappen ähnlich und auf die Vereinigung immer neuer Familien durch Heirat zurückzuführen.

Zuletzt gerät man auf die Frage, ob die Blutsverbände, die eine so grosse Macht auf das Leben dieser Stammgruppen ausüben, nicht auch ihre Gewalt über die Grenzen der Stammgruppen hin geltend machen und damit zugleich sich als Reste einer älteren noch grösseren Einheit, als der der Stammgruppe erweisen. In der Tat finden sich Spuren eines solchen Verhältnisses: das Ausheiratsgebot der Grossgeschlechter der Tlinkit erstreckt seine Wirksamkeit auch auf die Haida, Tsimschian und Hëiltsuk. Dem entspricht eine weitgehende Ähnlichkeit in dem Aufbau der Geschlechterordnung der vier Stammgruppen, die sich bis auf die Namen der Brüderschaften und eines Teiles der Geschlechter erstreckt. Sämtlichen vier Stammgruppen ist eine Raben- und eine Adler-Brüderschaft gemeinsam.[2]

Hieraus ist mit grösster Wahrscheinlichkeit der Schluss zu ziehen, dass Tlinkit, Haida, Tsimschian und Hëiltsuk zu einer — unbestimmt wie weit — rückwärts gelegenen Zeit einmal eine Gemeinschaft gebildet haben. Diese Urstammgruppe kann von nicht geringerer Festigkeit gewesen sein, als irgend eine der heutigen Völker-, ja Siedlerschaften und ist vermutlich zu allem Anfang auch nicht grösser gewesen als eine Siedlerschaft. Denn diese vier Gruppen können sich auf keine andere Weise auseinandergefaltet und gespalten haben als die dreizehn Völkerschaften der Tlinkit aus ihrer Urvölkerschaft. Die heutigen Sprachverschiedenheiten der Gruppen können dieser Vermutung gar nichts anhaben: einmal zeigen sie, wenigstens für das Tlinkit und das Haida, ein gewisses Mass von Verwandtschaft, sodann aber ist es, wie noch geschildert werden soll, eine der bestbelegten Tatsachen amerikanischer Sprachgeschichte, dass die Sprachen der kleinen Volkseinheiten sich in erstaunlich kurzer Zeit bis in den Kern ihres Wortbestandes zu ändern vermögen.

---

[1] Anders kann ich wenigstens die Angabe: *each gens uses certain caroings for certain purposes* (*Boas, First Gen. Rep. [IV. Rep. North.-W. Tribes] 32*) nicht verstehen. — [2] *Boas, First Gen. Rep.* (*V. Rep. North-Western Tribes*) *32.*

Man hat diese Gemeinsamkeiten nur auf ein ehemaliges Zusammenwohnen — an den Mündungen des Nass und des Skeena — und Ineinanderheiraten zurückführen wollen: aber diese zaghafte Vorsicht ist sicher unangebracht:[1] ein Ausheiratsgebot kann zulänglich auf keine andere Weise erklärt werden, als durch gemeinsame Abstammung. Denn auch hier ist wohl zu unterscheiden zwischen lebenswierigen und nebensächlichen Teilentwicklungen. So mag das Beispiel der Tlinkit ihre nordländischen Nachbarn im Binnenland, die Tahltan, eine Völkerschaft der Tinnee, bei einer Zweiteilung ihres Geschlechteraufbaues haben beharren lassen, während die Vielteilung der Geschlechterordnung der Tsimschian aus dem gleichen Grund der Nachbarschaft von den Carriers übernommen worden sein mag, die das Hinterland der Tsimschian einnehmen: aber man wird daraus noch nicht ohne weiteres folgern dürfen, die Tahltan hätten die Zweiteilung etwa erst von den Tlinkit zu lernen brauchen.[2] Denn es ist bei weitem wahrscheinlicher, dass sie zu diesem neuen Entwicklungsstand selbständig gelangt sind. Hier wo die Grenze einer ganz anderen Stämmefamilie und eines völlig neuen Gesittungskreises überschritten wird, wäre freilich nicht undenkbar, dass Völkerschaften, die an sich noch gar nicht so schnell auf ihrem Entwicklungswege vorgerückt wären, durch ein frühreifes Nachahmen der älteren Nachbarn diesen Schritt vorweggenommen hätten, innerhalb der gleichen Stämmefamilie aber ist die andre Wahrscheinlichkeit um vieles stärker, dass die verschiedenen Teilgruppen mit nicht allzu grossen Staffelentfernungen ihren an sich gleichen Weg verfolgen. Und ein Ausheiratsgebot stellt sich seiner besonderen Natur nach vollends als ein Erzeugnis der Blutsgemeinschaft, nicht aber der nachträglichen Übertragung und Nachahmung dar.

Bestimmte Abweichungen zwischen den vier Stammgruppen sind sogar nur als neue Anzeichen ehemaliger Einheit anzusehen. So die auffälligsten, dass die Tsimschian vier Bruderschaften haben statt zwei. Denn sie lässt nicht nur, wie man, wieder zu zaghaft, hat schliessen wollen,[3] annehmen, dass die Zweiteilung

---

[1] *The binary division indicated . . . suggests Tlingit prominence* heisst es in einer derartigen Erörterung, und ferner: *on the other hand I admit that my argument . . . to be entirely hypothetical* (*Swanton, Development of the Clan System: Am. Anthrop. N. S. VI 479, 484*). — [2] Wie Swanton, der diese an sich glückliche Beobachtung macht, anzunehmen scheint. (*Swanton, Clan System: Am. Anthr. N. S. VI 478.*) — [3] *Swanton, Clan System* (*Am. Anthrop. N. S. VI*) *479 ff;* der Tatbestand bei *Boas, First Gen. Rep.* (*IV. Rep. North-Western Tribes*) *23.*

früher war als die Vierteilung, sondern auf das sicherste vermuten, dass die Vierteilung auf dem natürlichen Wege der Spaltung und Tochterschaft aus der Zweiteilung hervorgegangen ist.

Immer wird in diesen Dingen die Annahme der Abstammung, vor der der Übertragung den Vorzug verdienen. Wie es denn sicher irrig ist, anzunehmen, die Geschlechter seien von den nördlichen Gruppen, die Geheimbünde, von denen noch die Rede sein wird, seien von den Kwakiutl, oder gar die Menschenfresserei sei von den Hëiltsuk aufgebracht und alle anderen Glieder der Stämmefamilie seien dann bei diesen Lehrmeistern in die Schule gegangen, hätten ihr Vorbild nachgeahmt.[2] Sehr wohl ist anzunehmen, dass, wenn eine Stämmefamilie wie die der Kolumbianer an einem bestimmten Punkt der Entwicklung hält, dann die eine oder andere ihrer Stammesgruppen aus der Schlachtordnung der Gesamtheit als Vorkämpferin vortritt, diese oder jene Neuerung zuerst wagt und später durch ihr Beispiel allmählich die Genossinnen mit sich vorwärts zieht, aber es ist undenkbar, dass ganze Strecken des Wegs von einzelnen Gliedern eines solchen Stammhauses allein zurückgelegt werden, während die anderen Teile nur durch die Kraft von deren Vorbild — wie durch die Luft vorwärts getragen — mit einem Male überspringen müssten. Einrichtungen, Ordnungen der Familie und des Staates, die bis in den tiefsten Kern des Lebens reichen, können in der Regel nicht wie Pfeil- oder Trommelformen von Völkerschaft zu Völkerschaft übertragen gedacht werden. Ausnahmen sind vorzubehalten, allein sie müssen als solche zu erkennen sein, wenn die nachgeahmte Einrichtung einen auffälligen Abstand von dem übrigen Zustand aufweist.

An Nachzüglern, an Kümmerformen zurückgebliebener Teile wird es nirgends fehlen: so gibt es unter den Kolumbianern eine Gruppe, die Kutenee — heute nur eine weit verstreute kleine Völkerschaft von etwa achthundert Köpfen: sie haben wohl in jeder Siedlerschaft einen guten Mann, d. h. einen Häuptling; aber es ist keine Spur von Geschlechtern bei ihnen aufgefunden worden.[1] Aber auch für sie wird man nicht annehmen dürfen, dass die Errungenschaften der anderen, schneller gereiften Gruppen sie durch irgend einen Zufall nicht erreicht hätten und sie deshalb zurück geblieben wären, sondern es sind lebensschwache Zweiglein eines sonst viel triebkräftigeren Stammes und deshalb dürre Reiser.

---

[1] Gegen *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 332, 336, 662f.*, danach *Swanton, Clan System (Am. Anthrop. N. S. VI) 484.* — [2] *Chamberlain, Report on the Kootenay (VIII. Rep. North-West. Tribes [1892] 12f., 6).*

Jene Tochterschafts- und Abstammungsverhältnisse aber, die sich aus den heutigen Ordnungen selbst erraten lassen, sind, so bruchstückhaft sie erscheinen mögen, doch wertvolle Bestätigungen für die Vorstellungen über die Entstehung so vielgegliederter Gebilde, wie der kolumbianischen Stämmefamilie, die man sich sonst zwar in schlüssiger und folgerichtiger Form, aber immer doch nur auf Grund eines Gebäudes von Voraussetzungen und Vermutungen machen kann. Nun wird wesentlich wahrscheinlicher, dass einmal auch sie eine Einheit gewesen ist. Denn was hindert dies anzunehmen, wenn sich vier Stammesgruppen auf eine Urgemeinschaft zurückführen lassen? Dann aber wird das Bild leibhafter, das sonst nur das ahnende Auge sich entwirft: von einer kleinen Siedlerschaft, die in dämmernden Urzeiten zuerst in ein weites Land kommt, sich gegen die feindlichen Naturgewalten tapfer und zähe verteidigt und sich dann, langsam oder schnell sich mehrend, über die einzelnen Küstenstriche und Flusstäler verbreitet und Glieder hierhin, Glieder dorthin entsendet, die bald einander entfremdet, ja verfeindet, andere Sitten, andere Mundarten, schliesslich andere Sprachen annehmend, zuletzt völlig alle Erinnerung daran verlieren, dass sie einem Körper angehören.

VIERTER ABSCHNITT

KLASSEN

ERSTES STÜCK

STÄNDE, ALTERSKLASSEN, GEHEIMBÜNDE

Die älteste, ursprüngliche Volksherrschaft und die ihr zugrunde liegende Gleichheit der Einzelnen ruht mehr als auf irgendwelchen staatlichen Einrichtungen auf der gesellschaftlichen Stufenlosigkeit dieser Völkerschaften. Eine Klassenbildung ist kaum in den ersten zartesten Keimen nachgewiesen, soweit wenigstens echte Klassen in Betracht kommen. Die von jeher älteste Abschichtung der Gesellschaft, die Absonderung eines Sklavenstandes, ist nämlich nur in bedingtem Sinn als ein klassengeschichtlicher Vorgang zu betrachten. Leibeigenschaft ist ein Herabsinken unter die Gesellschaft, nicht Teilung

der Gesellschaft. Sie bedeutet den Verlust der Zugehörigkeit zur Gesellschaft, nicht Entstehung eines neuen Gliedes am Körper der Gesellschaft. Nur weil ein Sklavenstand bei einigermassen wachsendem Umfang alle notwendigen Eigenschaften einer Klasse: annähernde Berufs- und Vermögensgleichheit ihrer Mitglieder und das besondere Merkmal des Standes die Geburtsabgeschlossenheit aufweist, wird man ihn als Klasse, als Stand anerkennen dürfen. Den anderen Gliedern ebenbürtig ist er auch im Sinne der gesellschaftlichen Formenlehre nicht, am wenigsten auf der Urzeitstufe, die alle andere Klassenbildung erst entstehen sieht. Es geht nicht an bei einem im übrigen gänzlich klassenlosen Zustand von einer Standesbildung deswegen zu sprechen, weil schon Sklaven vorhanden sind.

Bei den Kolumbianern war die Leibeigenschaft allgemein verbreitet. Sie ist bei den verschiedensten Stammesgruppen nachgewiesen: bei Tschinuk und Nutka, Tlinkit und Binnenkolumbianern. Nur heisst es einmal von einer Völkerschaft, wie von den binnenländischen Schöschwap, sie hätten keine Sklaven, von anderen Inlandkolumbianern, sie hätten nur wenige. Die Entstehung der Leibeigenschaft scheint im wesentlichen auf Kriegsgefangenschaft bei den Nutka auch auf Menschenraub — zu beruhen. Und sie ist da, wo man sich dieser ihrer Wurzel noch besonders lebhaft erinnert, nicht hart. Die Binnenkolumbianer töten zwar den grösseren Teil ihrer Kriegsgefangenen unter Martern, die übrigen aber, die mit dem Leben davonkommen, stellen sie so günstig, dass sie schon ihren in der Leibeigenschaft geborenen Kindern die Annahme zu Kindesstatt in einer freien Familie gewähren. Bei den Tlinkit haben in ihren starken Zeiten reiche Häuptlinge bis zu zwanzig, dreissig Sklaven besessen. Sie wurden mild gehalten, was freilich nicht ausschloss, dass die für grosse Feste notwendigen Menschenopfer aus ihren Reihen hervorgingen. Die Tschinuk erwerben ihre Sklaven ausser im Kriege auch durch Handel. Auch sie gewähren den Leibeigenen gute Behandlung. Die Arbeit, die man ihnen zumutet, ist nicht schwer, doch müssen die Kinder im Stande der Eltern verharren. Allen Sklaven ist insofern ein äusseres Merkmal aufgeprägt, als ihnen die Abplattung des Hauptes untersagt ist. Ihr runder Kopf ist ihr Standeszeichen, das ihnen selbst noch im Bereich ihrer Klasse zum Unsegen ausschlägt; denn ein Sprichwort geht: ein Langkopf, will sagen ein freigeborener Sklave, ist mehr wert als zwei Rundköpfe. Wenn in alten Zeiten Leibeigene etwa beim Tode grosser Häuptlinge getötet wurden, so bedeutete das deshalb

weniger, weil auch Frauen und selbst Freunden des Verstorbenen zuweilen das gleiche Schicksal bereitet wurde. Dass doch auch Angehörige der eigenen Völkerschaft durch ihre Spielwut in Leibeigenschaft gestürzt werden konnten, mag das Los der Sklaven überhaupt erleichtert haben.[1]

Unter den wirklichen Ständen ist der Adel derjenige der naturgemäss zuerst entsteht. Doch zeigen sich auch von ihm bei den Kolumbianern mit einigen nicht allzu stark ausgeprägten Ausnahmen keine wesentlichen Spuren. Bei den Tlinkit behaupten innerhalb eines Geschlechtes einzelne Familien höheres Ansehen. Da sie es aber weniger der Geburt, als ihrem Besitze verdanken, so ist hier noch kaum von Adel zu sprechen. Der hier überlieferte Zustand ist nur deshalb denkwürdig, weil er die ersten leise sprossenden Keime eines innerhalb des Geschlechterstaates keimenden Herrenstandes aufzeigt: denn immerhin Ehrenplätze, reichere Geschenke, höhere Sühne im Fall ihrer Tötung sind diesen Bevorzugten doch schon eingeräumt.

Von den Nutka, am sichersten von einer ihrer Völkerschaften, den Aht, ist überliefert, dass ein Viertel der Mitglieder einer Siedlerschaft sich durch erworbenen oder ererbten Rang vor den anderen auszeichne. Doch auch hier scheint es sich zum Teil um ererbten grossen Besitz zu handeln: wenigstens heisst es, dass man den höheren Rang durch grosse Freigebigkeit erlangen könne. Dennoch sind die Anzeigen wirklichen Adels etwas deutlicher ausgeprägt: denn auch Kriegstaten können ihn verschaffen und was mehr sagen will, die Harpuniere, die beim Fischfang und vermutlich auch im Seegefecht die erste und verantwortungsreichste Stelle einnehmen, haben einen erblichen Rang. Man schätzte die Zahl der Inhaber der verschiedenen bestehenden Grade der Vornehmheit auf ein volles Viertel der Gesamtbevölkerung der Siedlerschaft: fünfzig von zweihundert. Am denkwürdigsten ist, dass schon diese ersten Ansätze wirklichen Adels mit einer stärkeren Ausbildung der Einzelherrschaft verbunden auftreten.[2] Doch sei dahingestellt, ob hier nicht ein Irrtum des Berichterstatters untergelaufen ist und etwa nur ein

---

[1] Krause, Tlinkit 152, 161; *Bancroft, Pacific States I, 195, 276, 240.* — [2] Krause, Tlinkit 122; *Bancroft, Pacific States I 193 ff.* Die entscheidende Stelle (aus *Sproat's Scenes and Studies of Savage Life, 1868, 113*) lautet: *In an old tribe of two hundred men, perhaps fifty possess various degrees of acquired or inherited rank; there may be about as many slaves; the remainder are independent membres. (Bancroft I 194 Anm. 73).* Vgl. hierüber vorläufig Stufenbau (1905) 31 f., 109.

abgewandeltes Überlebsel jener älteren Schichtungsform vorliegt, von der sogleich die Rede sein soll: der Altersklasse.

Bei weitem am schärfsten ist das Bild, das sich von den Klassenverhältnissen der Kwakiutl gewinnen lässt. Hier wird klar, was vielleicht auch für die minder gut beschriebenen übrigen Gruppen Geltung hat, dass innerhalb der engeren Blutsverbände, aus denen sich ein Geschlecht zusammensetzt, sich Einzelne herausheben, denen in der Tat ein höherer Rang zuerkannt wird. Jedes Geschlecht zerfällt, der natürlichen Gliederung nach, in eine an sich unbegrenzte Anzahl von Sonderfamilien: von ihnen aber ist nur eine begrenzte Zahl anerkannt und nur bei ihnen erben sich die Sagen, die Zeichen und die Vorrechte des Geschlechtes fort. Die Oberhäupter dieser Familien, d. h. die jeweiligen Inhaber dieser Würden, bilden einen bevorzugten Kreis innerhalb des Geschlechts von festem Umfang. Sie haben vor allen anderen den Vorrang und auch unter sich eine bestimmte Ordnung. Sie heisst der Sitz, da es vor allem auf die Folge der Plätze bei den grossen Festen ankommt. Auch die Geschlechter als Einheiten haben innerhalb der Völkerschaft einen bestimmten Rang und wie von ihnen das vornehmste der Adler genannt wird, so heisst auch in seinen Reihen der vornehmste Mann der Adler. Der Ausdruck mag dem entsprechen, den ältere Schulbuben bei uns von dem Stärksten und Schlagfertigsten gebrauchen, wenn sie ihn den Hahn nennen.[1]

Dennoch wird man Bedenken tragen, hier von einem wirklichen Adel zu sprechen. Dazu ist vor allem die Zahl dieser Bevorzugten zu gross. Die Völkerschaft der Mamalequala hat ausser ihrem Adlergeschlecht, das kleiner ist, noch vier andere und in jedem beträgt die Zahl der ausgezeichneten Familien, wie Familienhäupter zwischen einundzwanzig und zweiundvierzig. Nun ist zwar nicht überliefert, wie viele Familien neben diesen bevorzugten stehen,[2] aber man wird schwerlich irren, wenn man diese Zahlen als sehr hohe ansieht und annimmt, dass daneben nur ein nicht grosser Bruchteil von Nichtbevorrechteten bestand. Dafür spricht auch, dass es heute zuweilen an Männern fehlt, um alle die durch die Überlieferung gegebenen Plätze auszufüllen. Doch auch abgesehen von der Zahl wird sich eine so keimhafte Bildung für die weder eine Grundlage des Berufs noch des Besitzes nachgewiesen ist, schwer-

[1] *Boas, The Kwakiutl 338 f.* — [2] Dies hat *Boas (The Kwakiutl 340)* verabsäumt und dadurch seine eigene Beweisführung freilich wieder in Frage gestellt.

lich als ein wirklicher Adel bezeichnen lassen: nur dass vielleicht hier eine Entwicklungsmöglichkeit zum Adel hin angedeutet ist.

Sie würde wichtig sein, einmal wegen ihres Zusammenhanges mit dem Geschlechterverband, mehr noch vielleicht wegen der wirtschaftlichen Ursachen. Denn Ansehen ohne Besitz ist für den Indianer dieser Gegenden kaum denkbar: die Feste, die allein zu Beliebtheit und Einfluss verhelfen, schliessen eine so verschwenderische Freigebigkeit in sich, dass sie ohne grosse Vorräte an Kupferplatten und Wolldecken nicht zu bestreiten sind. Vielleicht dass sich hier in den zartesten Anfängen zeigt, wie sehr die Vererbung eines Geburtsvorzugs auf die Zusammenhaltung eines Vermögens oder die Gewöhnung zu stetigem Erwerb Einfluss haben kann.

In jedem Fall sind diese Spuren einer Klassenbildung noch zu gering; denkwürdiger sind andere, die schon verwischt sind. Sie stellen nicht wie jene Keime einer Zukunft, sondern letzte schwache Reste einer Vergangenheit dar. Es sind die Altersklassen. Die Kwakiutl beobachten, wie die Kolumbianer überhaupt, die Stufenjahre des Lebens mit grosser Aufmerksamkeit. Sie bezeichnen die Grenzen der einzelnen Abschnitte durch eigene Namen; diese Sitte aber hat zugleich den Wert einer Verleihung gesellschaftlichen Ranges und wirtschaftlichen Besitzes. Das neugeborene Kind erhält einen Namen von dem Ort, an dem es das Licht des Tages erblickt hat. Nach Ablauf des ersten Lebensjahres, das als unwichtig, gleichsam für nichts gilt, erhält das Kind einen zweiten Namen: bei dieser Gelegenheit hat der Vater, die Mutter oder ein anderer Verwandter die Pflicht an jeden Angehörigen des Geschlechts ein kleines Geschenk, ein Ruder oder eine Matte, zu geben. Ist der Knabe zehn oder zwölf Jahre, dann wird ihm ein dritter Name verliehen und er muss seinerseits unter die Mitglieder des Geschlechts gewisse Geschenke verteilen, etwa je eine Wolldecke. Er borgt sich die nötige Zahl in der Regel und ein Jahr darauf zahlt er sie mit dem doppelten Betrag zurück — um auch die sehr hohen Zinsen zu vergüten — und an diesem Tag liegt ihm ob, ein grosses Fest zu geben. Er wird nunmehr in die Zahl der Männer seiner Völkerschaft aufgenommen, was in feierlicher Handlung geschieht. Sein Vater tritt ihm seinen Platz ab und geht in die Reihe der alten Männer über. Der dritte Name, den er erhält — er ist der endgiltige — gibt ihm dergestalt den Rang einer bestimmten Altersklasse.[1]

---

[1] *Boas, The Kwakiutl 341 f.*

Neben diesen leiseren Spuren einer Ordnung der Kwakiutl nach Lebensaltern besteht eine Einrichtung, die den gleichen Grundsatz in viel kräftigerer Durchführung aufweist: es sind die geheimen Gesellschaften des Winters. Der Winter ist für die Fischervölker dieser Küsten die Zeit der Ruhe und der Feste und in ihm überwiegt die Freude an den Feiern dieser sorgfältig abgeschlossenen Bünde so sehr, dass er die Zeit der Geheimnisse heisst. Der Sommer aber ist die Zeit der Ungeweihten. Die geheimen Gesellschaften des Winters sind nicht etwa Vereinigungen zum Zweck der Feste, sondern sie verdrängen mit ihrem Zusammenhalt die bestehende Gliederung der Kwakiutl nach Geschlechtern, die von jenen nach ihrer Zusammensetzung völlig abweicht.

Die Gliederung dieser Bünde ist kaum minder verzweigt und verwickelt, als die der Blutsverbände. Sie zerfallen zuerst in zwei grosse Gruppen, die völlig voneinander getrennt, aber in ganz ähnliche Unterabteilungen gespalten sind. Es sind die Seehunde und die Quekutsa. Diese zerfallen bei der Völkerschaft der Kwakiutl, also bei den Kwakiutl im engeren Sinne, in Knaben, in Fjordwale, d. h. junge Männer, in Klippen-Stockfische, d. h. junge Männer über fünfundzwanzig Jahre, in Seelöwen, d. h. ältere Männer, in Wale, d. h. Häuptlinge, in Koskimo, d. h. alte Männer, in Esser, d. h. alte Häuptlinge.

Die Namen und Teilungen sind nicht immer die gleichen, es zerfallen die Quekutsa bei den Lalasikoala, einer anderen Völkerschaft der Stammesgruppe — der Kwakiutl im weiteren Sinne — in kleine Knaben oder Tauchenten, Knaben oder Wildenten, Kranke und Lahme oder Seeanemonen, junge Häuptlinge oder Heilbuttenangeln, Häuptlinge dritten Ranges oder rote Stockfische, Männer über dreissig Jahre oder Seelöwen, alte Häuptlinge oder die Ankertaue der Völkerschaften.[1]

Die Hauptgruppe der Seehunde zerfällt bei der Völkerschaft der Kwakiutl ebenfalls in acht Gesellschaften.[2] Erkennbar ist indessen nur die Schichtung der Quekutsagruppe, die aber vermutlich als artvertretend angesehen werden darf. An ihr fällt auf, dass die Mehrzahl der Teilungen nach Lebensaltern voll-

---

[1] Um Missverständnisse zu vermeiden, sei bemerkt, dass die jungen Männer der Kwakiutl in der Urübersetzung *killer whales,* die vierte Klasse der Lalasikvala *halibut hooks* heissen. *(Boas, The Kwakiutl 418ff.)* —
[2] Sie müssen hier unbeschrieben bleiben, da über sie noch nicht bekannt gemacht ist, ob auch sie Altersklassen sind und was ihre Namen bedeuten. *(Boas, The Kwakiutl 419ff.)*

zogen ist. In dem Fall der Kwakiutlvölkerschaft sind von den sieben Geheimgesellschaften fünf reine Altersklassen [1] und noch die beiden Ausnahmen, die aus einem Grunde staatlicher Ordnung zugunsten der Häuptlinge gemacht sind, richten sich nach dieser Regel, insofern ein Geheimbund für jüngere und einer für ältere Häuptlinge vorgesehen ist. Wenn die Einteilung der Nachbarvölkerschaft noch eine Gesellschaft der Kranken und Lahmen aufweist und die Häuptlinge unter drei Bünde verteilt, so ist das eine Mal der Grund der Ausnahme ersichtlich, die drei Häuptlingsgesellschaften sind ebenfalls wieder nach dem Lebensalter geschieden. Denn auch der Bund der roten Stockfische, der Häuptlinge dritten Ranges, mag durch Altersschichtung abgegrenzt sein.

In keinem Geheimbunde kann ein neues Mitglied aufgenommen werden, ohne dass ein altes ausscheidet. Die Zahl ist also streng geschlossen. Die Mitgliedschaft wird auf verschiedene Weisen erworben: zumeist durch Heirat, d. h. durch Übertragung eines Sitzes, eines Namens und der Kenntnis des zugehörigen Tanzes vom Schwiegervater auf den Schwiegersohn. Dies geschieht in Gestalt eines Festes, das in viele einzelne feierliche Handlungen zerfällt und mit jener absonderlichen Rückgabe des Brautpreises an den Schwiegersohn verbunden wird. Zum zweiten wird die Mitgliedschaft erworben dadurch, dass jemand einen Angehörigen des Geheimbundes tot schlägt. Dieser Brauch mutet an wie Nachhall früherer roherer Zeiten, der er auch sicherlich ist. Aber es wird glaubwürdig erzählt, dass er noch in nicht allzuweit entlegener Vergangenheit geübt worden ist.[2]

Der vornehmste Zweck der geheimen Feste des Winters ist, dem Jüngling, der die Schwelle des männlichen Lebens überschreiten soll, Beistand zu leisten. Also auch die wichtigste Tätigkeit dieser Altersbünde gilt der feierlichen Begehung der Zurücklegung eines Lebensabschnittes. Es ist ein Fest der Mannbarwerdung, das man dem Jüngling zu Ehren veranstaltet. Der Gedanke, der zugrunde liegt, ist der, dass der Mannbargewordene, der sich eine Zeitlang im Wald aufhalten muss,

---

[1] Die Bedeutung und Verbreitung der Altersklassen nachgewiesen zu haben, ist das grosse Verdienst von Heinrich Schurtz, dessen grausam früher Tod der Erforschung der Urzeit-Völker und der Urzeit-Stufe bleibenden Schaden getan hat. Der hier vorliegende Fall bildet in seiner Darlegung nur ein Glied in einer sehr langen Kette. (Schurtz, Altersklassen und Männnerbünde [1902] 166ff.) — [2] *Boas, The Kwakiutl 421ff., 425—430.*

von dem Geist, den der Bund verehrt, besessen sei und deshalb aus der Ferne angelockt und dann wieder zu sich gebracht werden müsse. Um dies zu bewirken, vereinigen sich Mitglieder aller Gesellschaften, um Tänze aufzuführen. Zuletzt, so nimmt man an, kommt der so kräftig Beschworene durch die Luft fahrend herbei, in einem Zustand gänzlichen Aussersichseins und sobald er erscheint, mühen sich seine Freunde, ihn zu ergreifen. Ist dies geschehen, so beginnt der zweite Teil des Festes: die Austreibung des Geistes aus dem noch immer von ihm Besessenen, seine Zähmung, wie die Kwakiutl es selber nennen. Sie wird herbeigeführt durch Gesänge, die zu seinen Ehren gesungen werden, durch Reigentänze, die die Mädchen vor seinen Augen abschreiten und durch die Beschwörungen des Sehers. Ist auch dies vollendet, so ist dem Jüngling auferlegt, sich durch Kraft- und Schmerzproben als mannbar zu erweisen. Diese Proben sind zum Teil sehr harmlos: der Prüfling muss Wasser durch den Flügelknochen eines Adlers aus einer Schale trinken, ohne deren Rand zu berühren und ohne mehr als vier Züge zu tun. Er darf heisses Essen nicht anblasen, da er sonst seine Zähne verlieren würde. In früheren Zeiten mag ihm Härteres zugemutet worden sein. Indessen ist dem Geprüften auch heute noch eine nicht geringe Probe leiblicher Zucht und Schulung auferlegt. Er muss den unendlich verwickelten Reigen tanzen, der der geübten Kunst des Sehers leicht fallen mag, für jeden andern aber sehr schwierig ist. Und jeder Irrtum wird gerügt: ein Verfehlen des Schrittmasses, eine falsche Wendung gilt schon bei allen Teilnehmern als Fehler, der dadurch gebüsst werden muss, dass der ihn begeht, sogleich verschwinden muss, scheinbar vom Geist durch die Luft geholt. Sollte aber der Prüfling selbst stürzen, so treffen zwar nicht ihn, aber seinen Vater harte Folgen: das Fest wird abgebrochen und muss nach vier Tagen wiederholt, der sehr hohe Kostenaufwand also verdoppelt werden. Auch bei ihm wird Besessenheit als Grund vorgetäuscht, er muss für tot niederfallen und wird vom Geist wieder in den Wald entrückt. In früheren Zeiten wurde ein Verstoss gegen die Form des heiligen Tanzes viel härter gerochen: da wurde, so heisst es, der Prüfling auf dem Platze getötet, oft auf die Bitten seines eigenen Vaters. Der Versuch eines solchen Strafvollzuges ist noch in letzter Vergangenheit gemacht worden.

Es ist nicht immer eine Männerweihe, die die Geheimbünde versammelt. Aber zumeist werden die Tänze in Verbindung mit Festen aufgeführt, oft mit den grossen Eigentumsverteilungen,

die die verschwenderische Prunksucht der Kolumbianer liebt. Sie werden in einem eigens dazu erbauten Hause, einem Festhaus, abgehalten: es heisst das geleerte, d. h. das von allem Unheiligen befreite Haus. An den Feiern nehmen alle Gesellschaften zusammen teil: in einer streng vorgeschriebenen Sitzordnung, die völlig von der im Sommer eingehaltenen nach Geschlechtern abweicht. Man sieht, das Trennende zwischen den einzelnen Bünden ist nicht die Abgeschlossenheit ihrer Tagungen und Feste, sondern lediglich die Form ihrer Tänze, die Worte und Weisen ihrer Gesänge, die ein ausserordentlich hohes Mass von Verschiedenheiten im einzelnen aufweisen.[1]

Am meisten wird durch diesen für unsere Begriffe ausserordentlich verwickelten Aufbau von Festgemeinschaften dem Bedürfnis des Indianers nach Rang, Betätigung und Feierlichkeit genug getan. Nimmt man an, dass von den etwa dreiunddreissig Völkerschaften, in die die Stammesgruppe der Kwakiutl zerfällt, nur ein Teil die etwa fünfzehn Körperschaften enthält, die Seehunde und Quekutsa zusammen beanspruchen mögen, so ergibt sich ein Netz von Hunderten von Bünden.

ZWEITES STÜCK

RÜCKBLICK AUF DAS ZEITALTER DER HORDE

Dass nicht jede einzelne von diesen Festgenossenschaften als Klasse im Sinne des eigentlichen gesellschaftswissenschaftlichen Begriffs dieser Bezeichnung angesehen werden darf, leuchtet ein. Dazu sind sie nicht allein viel zu gering an Zahl, dazu ist auch ihr Zweck zu beschränkt. Es sind nicht wirtschaftlich und berufsmässig abgegrenzte Volksschichten, sondern Vereinigungen zur Abhaltung von Feiern. Ja, selbst als solche verlieren sie bei näherer Untersuchung noch an Gewicht und Zusammenschluss, mithin an gesellschaftlicher Bedeutung, da ihr angeblich geheimes Wesen und ihre Abgeschlossenheit durch die Gemeinsamkeit aller Feiern wesentlich gemindert erscheint. Trotzdem ist nicht zu verkennen, dass der Teilungsgrundsatz, der allen diesen Gebilden zu Entstehung und Trennung verholfen hat, ein durchaus klassenmässiger ist. Die Gliederung eines Gemeinwesens nach Lebensaltern müsste auf einer Stufe geringer Unterschiedenheit der

[1] *Boas, The Kwakiutl 435f., 437.*

Einzelnen, als ebenbürtig mit der nach Besitz oder Beruf bei höherer Entwicklung angesehen werden.

Immerhin würde dieser ganze Aufbau von Männerbünden und Festvereinigungen nur erst den Ansatz zu wirklicher Klassengliederung nach Lebensaltern bedeuten und wenig mehr Wert besitzen als eine völkerkundliche Sonderbarkeit, müsste man in ihm nicht den letzten Rest eines ehemals viel stärkeren Gebildes sehen. Das auffälligste Merkmal alles dieses Genossenschaftswesens ist sein Gegensatz gegen die Geschlechterordnung, die nebenher besteht und fast ebenso gliederreich und zusammengesetzt ist wie die der Geheimbünde. Mag man nun auch die Freude der Urzeitvölker an verwickelten Gesellschaftsgebilden noch so hoch veranschlagen, es ist nicht anzunehmen, dass die Kwakiutl nur zur Lustbarkeit neben dem so weit verzweigten Aufbau von Geschlechtern, Grossgeschlechtern, Völkerschaften und Siedlerschaften, den sie hatten, noch einen zweiten ebenso stufenreichen errichtet haben sollten. Die Widersinnigkeit des Nebeneinanderbestehens einer Gesellschaftsordnung für den Sommer und einer anderen für den Winter ist zu einleuchtend, als dass man es als ein Erzeugnis absichtlichen Schaffens ansehen sollte.

Aus diesem Wirrsal hilft auch nicht, wenn man, wie geschehen ist, Vermutungen darüber aufstellt, dass diese seltsamen Einrichtungen einen Wanderzug innerhalb der kolumbianischen Stammesgruppen hinter sich hätten: wenn sie bei den Kwakiutl am stärksten ausgebildet sind und wenn sich bei Haida, Tlinkit und Tsimschian im Norden, Nutka und Selisch im Süden grosse Ähnlichkeiten der Feste und der Vorschriften bei schwächerem Hervortreten finden, so folgt daraus noch nicht, wie man geschlossen hat, dass die Kwakiutl die eigentlichen Urheber oder doch Ausprägер der Geheimbünde in ihrer jetzigen Gestalt seien. Es ist mindestens ebenso wahrscheinlich, dass sich bei ihnen noch frisch und stark erhalten hat, was bei den anderen Stammesgruppen schon verblasst ist und selbst die gleichen Namen einiger Bünde können sowohl durch Abstammung, wie durch Übertragung übermittelt worden sein. Denn so heilige Dinge und Worte führten auch sonst ein besonders zähes Leben. Und wenn man sich für die Annahme solcher Bräuchewanderungen darauf beruft, dass die Menschenfresserei erst vor sechszig Jahren von den Kwakiutl angenommen worden sei, in Nachahmung des bösen Beispiels der He-iltsuk, so ist diese Stütze denkbar gebrechlich. Zwar die Kwakiutl sagen es selbst — die armen durch die schlimmen He-iltsuk verdorbenen Kwakiutl! — und auch die Tsimschian hätten das Menschenfressen erst von den He-iltsuk

gelernt, die also die Menschenfresserei gleichsam freihändig erfunden hätten! Man sieht auf den ersten Blick, dass diese ganze Folge von Schlüssen zu Unmöglichkeiten führt und dass sie jedem Entwicklungsgedanken vollkommen widersprechen. Haben die Urzeitvölker überhaupt einmal Menschen gefressen — und dafür sprechen vielfache fest gegründete Überlieferungen und ebenso häufige Fälle heutigen, noch bestehenden Brauches, dann haben es auf einer oder mehreren bestimmten Unterstufen der Urzeit alle getan, nicht die Indianer allein, nicht die Kolumbianer allein und noch weniger die bösen He-iltsuk allein.[1] Schliesslich wäre nicht ganz undenkbar, dass die Menschenfresserei bei den Kwakiutl vor längerer Zeit abgekommen und dass sie dann von den He-iltsuk, die sie beibehalten hätten, wieder eingeschleppt wäre. Allein, sehr wahrscheinlich ist auch dies nicht, angesichts der menschenfresserischen Bestandteile einzelner Geheimtänze. Auf die Reden der Kwakiutl aber ist um so weniger zu geben, als es eine häufig beobachtete Eigentümlichkeit der Urzeitvölker ist, die vor nicht gar langer Zeit die Menschenfresserei abgetan haben, sie auch für die Vergangenheit gänzlich abzuleugnen.

Vor allem jedoch wäre, selbst wenn alle diese Schlüsse richtig und erwiesen wären — wie sie es sicher nicht sind — von dem Rätsel dieser Dinge auch noch nicht der kleinste Bruchteil gelöst: denn dass Geheimbünde überhaupt auch vor ihrer Ausbildung bei den Kwakiutl bestanden, lässt sich angesichts der weiten Verbreitung solcher Bünde bei den benachbarten Nordostamerikanern schwer in Abrede stellen und wird denn auch von dieser Anschauungsweise selbst nicht geleugnet. Aber wenn sich sogar nachweisen liesse, dass die Kwakiutl der einzige Stamm der Welt wären, der diese Seltsamkeiten aufgeführt hätte, so wäre deren Ursprung noch im mindesten nicht erklärt.[2]

---

[1] S. o. S. 124. — [2] Dies gegen die Ausführungen von Boas (*The Kwakiutl: Rep. Nat. Mus. 1895 [1897] 661 ff., 664*), der sich für seine Lehre von dem steten Überwiegen der Übertragung nur auf Gabriel Tardes *Lois de l'imitation* stützt. Nachträglich aber finde ich, dass früher Boas (*Second General Report on the Indians of British Columbia: Sixth Report on the North-Western Tribes of Canada [1890] 64 Anm. 1*, nach ihm Schurtz, Altersklassen 167) das höhere Alter der Geheimbünde wohl erkannt hat, höchst berechtigterweise auch durch australische Seitenstücke bewogen, die Männerbünde für älter als die Geschlechter zu halten. Allerdings hat er auch damals keinerlei wichtige Schlüsse an diese Erkenntnis geknüpft, vor allem aber hat er sie in seiner zweiten ausführlichen Schilderung völlig fallen gelassen. Sie erweckt den Eindruck, als habe man es mit einem seltsamen Brauch des Geschlechterstaates zu tun.

Hier führt zu einem Ausweg nur die Vermutung, dass eines von diesen Gebilden das ältere, bereits im Weichen begriffene ist, das andere aber neu vordringt. Ist man aber zu solcher Wahl einmal entschlossen, so kann nur der Aufbau der Geheimbünde für den älteren, schwindenden angesehen werden. Denn die Ordnungen des Geschlechterstaats haben Nordamerika mit ihrem Wachstum erfüllt, die Männerbünde und Altersklassen sind auch überall sonst nur in Spuren nachweisbar. Dazu hat man sehr mit Recht geltend gemacht, dass alle heiligen und geheimen Bräuche ein zäheres Leben haben,[1] dass also deshalb die Geheimbünde, die mit dem Geisterglauben so eng verknüpft erscheinen, als die älteren Gebilde anzusehen sind. Dass hier Tänze und ernste beschwörende Spiele aufgeführt werden, wie sie in gleicher Kunstfertigkeit sonst nur den Sehern gelingen, erweckt die Vermutung, die Gesamtheit dieser Einrichtungen könne aus Zeiten stammen, in denen das Vorrecht der priesterlichen Seher noch nicht bestand.

Verhält es sich aber so, dann ist hier eine überaus verlockende Möglichkeit gegeben, Streiflichter auf den Abschnitt der gesellschaftlichen Entwicklung dieser Völker fallen zu lassen, der vor der Entstehung der Geschlechterordnung zurückzulegen war. Denn eben sie, die sonst als Urquell fast aller Formen des Familien- und des Staatslebens erscheint, stellt sich hier als etwas Gewordenes, Heraufgekommenes, Neues dar.

Was aber war vor dem Geschlecht? Es kann nur die Horde gewesen sein, d. h. eine Vereinigung von Einzelnen, von Männern und Frauen, die noch nicht von irgendwelchen Regeln und Banden des Geschlechtsverkehrs ihre Gliederung erhielt. Dass sie aber durchaus nicht als eine ordnungslose Zusammenballung von Menschen angenommen zu werden braucht, das wird hier offenbar. Im Gegenteil, man ist erstaunt, einen vielfach zusammengesetzten Bau von Einungen vor sich zu sehen, der zum mindesten in seinen Grundlagen auf eine innerhalb der Horde bestehende Teilung zurückgeführt werden muss.

Die Verfassung der Horde, die hier durchschimmert, kann sich zu dem entfalteten Netz der heutigen Bündegliederung nur verhalten wie der Keim zum Baum. Alle die Vielfachheit und Verzweigtheit, die durch das Nebeneinander von mehr als dreissig Völkerschaften in der Stammesgruppe der Kwakiutl gegegeben ist, muss an sich von diesem Keim einer einfachen

---

[1] Eben in der älteren, kürzeren Darstellung *Boas* (*Second Gen. Rep. [VI. Rep. North-Western Tribes] 64 Anm. 1*).

Horde fortgedacht werden. Diese durch das natürliche Wachstum der Kopfzahl herbeigeführten Spaltungen einer Urvölkerschaft in so viele einzelne Teile mögen sich erst später vollzogen haben. Vielleicht hat sich im Lauf der Entwicklung die Zahl der Alterklassen vermehrt, vielleicht unterschied man ursprünglich nur vier an der Stelle der späteren sieben Klassen: etwa Knaben, Jünglinge, Männer und Greise. Aber jedenfalls war dieser Zustand nicht ordnungslos, und wenn die Schichtung, nach der er sich teilte, die der Lebensalter, auch die nächstliegende und einfachste war, so wird sie dadurch nicht minder wahrscheinlich; für einen Zustand, in dem Besitz- oder gar Berufs-Unterschiede noch kaum möglich waren, ist überhaupt schwer eine andere zu denken.

Immerhin also eine Schichtung, beruhend auf dem natürlichsten Gemeinschaftsdrang, den es ausser dem Geschlechtstrieb gibt: dem Zusammengehörigkeitsgefühl Gleichaltriger. Auch wird man ihr den Ernst und die Bedeutung echter Gesellschaftsgebilde nicht deshalb absprechen dürfen, weil es offenbar vor allem die Bedürfnisse heiterer Geselligkeit sind, die heute zur Einung treiben. Denn dies mag wohl der Rest einer einstmals viel mannigfaltigeren Betätigung gewesen sein. Ohnehin hat vielleicht auch der Zweck gemeinsamer Geisterverehrung bestimmend mitgewirkt. In jedem Fall aber weisen diese Gebilde das Wesen von Klassen auf, so sehr ihr Umfang sich auch von dem der heute so genannten Gesellschaftskörper unterscheiden mag. Der Grössenunterschied ist nicht geringer als der zwischen den grösseren Einheiten selbst, als deren Unterabteilungen die heutigen Wirtschafts- und Berufsklassen, wie jene Altersklassen erscheinen: als der zwischen den Völkern. Eine Horde von fünfzig Männern, ein Volk von fünfzig Millionen müssen auch in ihren Teilen sehr verschieden bemessen sein. Querschichten sind beide Formen von Klassen; der vorstechendste Unterschied der Altersklassen von den anderen ist nur der, dass im natürlichen Verlauf der Dinge jeder einzelne alle diese Schichten durchläuft, während er sonst in der Regel sein Leben lang einer, höchstens zweien angehört.

Viel wichtiger als diese Urgeschichte der Klasse ist die Urgeschichte der stärksten Gesellschaftseinheit selbst, die später Geschlechterstaat, noch später Staat hiess, von der eben hier die wahrscheinlich älteste Form vorlugt: die Horde. Die Horde, deren Namen schon ein form- und gestaltloses Etwas vermuten lässt, gewinnt ein ganz anderes Ansehen, wenn man sie als innerlich gegliedertes Gebilde nachweist: sie verwandelt sich

aus einem Schutt- und Geröllhaufen von Steinen und Hölzern in ein zwar einfaches, aber schon durch festes Gebälk gestütztes, in Stockwerke geteiltes Haus. Zieht man in Betracht, dass die Tänze und Gesänge, die Beschwörungen, Geisterdienste und Heilbringersagen, die bei den heutigen Kwakiutl noch im Besitz der Männerbünde befindlich erscheinen, ebenfalls auf die Horde zurückgeführt werden müssen, so ergibt sich ein Bild durchaus nicht armer Gesittung der Geister wie der Gesellschaft für diese Frühzeit der Entwicklung oder wenigstens für die Ausgänge, das Ziel dieses dämmernden Jugendalters der Menschheit.

Auch einzelne Züge dieses Bildes haben Bedeutung genug, da sie teils eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit der nächst höheren Unterstufe der Urzeit, dem Entwicklungsalter des Geschlechterstaats aufweisen, teils in einem noch denkwürdigeren Gegensatz zu ihr stehen. Die auffälligste Verschiedenheit ist in dem Verhältnis des Mannes zur Frau begründet. Noch die heutigen Geheimgesellschaften der Kwakiutl sind Männerbünde. Zwar bestehen neben ihnen einige, in der Regel drei Frauengesellschaften, aber ihre Rolle ist offensichtlich viel geringfügiger als die der grossen Einungen der Männer. Nun irrt man wahrscheinlich, wenn man sie für Neubildungen erklärt[1]: dass die Namen zuweilen — so im Fall der Völkerschaft der Kwakiutl, bei der zwei Frauenbünde Hennen und Kühe heissen, — offensichtlich neuen, europäischen Ursprungs sind, erweist in dieser Hinsicht nicht alles; sie können auf Wechsel der Bezeichnung beruhen. Denn im übrigen ist die Gliederung durchaus altertümlich: sie folgt den Lebensaltern wie die der Männer, und man unterscheidet Mädchen, junge, alte Frauen. In der Völkerschaft der Lalasikoala entsprechen auch die Namen dem Seitenstück der Männer: da heissen die alten Frauen Albatrosse und die jüngeren sind nach einer Vogelart genannt. So sieht man nicht ab, warum nicht auch diese Alterseinungen alten Ursprungs sein könnten. Ja, es ist möglich, dass die Form der Teilung, wie sie bei den Frauenbünden besteht, die ältere ist: denn sie ist die einfachere.

Ein Nebeneinander von Männer- und Frauenbünden würde, auch für das Zeitalter der Horde angenommen, durchaus folgerichtig erscheinen. Nur dass auch dann noch ein völliges Überwiegen der Männereinungen ersichtlich wird. Der Gegensatz gegen das darauffolgende Zeitalter des Geschlechterstaats springt in die Augen: unter diesem erscheinen alle, aber auch alle

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 419.*

Formen gesellschaftlicher Bindung geschaffen durch die Beziehungen des geregelten Geschlechtsverkehrs zwischen Mann und Weib; auf der Stufe der Horde aber kommt es nur zu Einungen von Männern untereinander und daneben, — wenngleich in viel geringerer Bedeutung — zu Verbindungen von Frauen untereinander. Bei der grösseren Stärke des Mannes mag sein Übergewicht in der Horde noch sehr viel rücksichtsloser geltend gemacht worden sein, als im Geschlechterstaat. Jedenfalls ist offenbar, dass die rein männlichen Antriebe der Geselligkeit und eines nicht geschlechtlich gefärbten Zusammenhalts für die Horde und damit für die Anfänge menschlichen Gesellschaftslebens massgebend gewesen sind und dass es eine Umwälzung von der stärksten seelischen wie äusseren Tragweite war, wenn ein ganz neuer Bau von Gesellschaftsgebilden, von Gemeinschaften lediglich auf der Unterlage der Familie, d. h. einer ständigen Verbindung von Mann und Frau, aufgeführt wurde.

Dieses Zeitalter der Horde, auf das hier durch einen unendlich glücklichen Zufall einmal einen Blick zu werfen verstattet ist, war vielleicht das männlichste der Menschheitsgeschichte. Viele Besonderheiten der Sänge und Tänze der Kwakiutl lassen vermuten, dass sie aus Kriegsgewohnheiten abzuleiten sind will sagen aus der, sei es ernsten, sei es spielerischen Nachahmung wirklicher Kriegszüge. Wenn der Vater den im Reigen fehltretenden Sohn niederzustrecken auffordert, wenn in früheren Zeiten, doch immerhin noch in Menschengedenken, Leibeigene bei diesen Festen geopfert und aufgezehrt werden, wenn ehemals der Prüfling seinem Spielgegner ein Stück Fleisch aus dem Arm biss — während er ihm heut nur einige Tropfen Blut aussaugt — so sind das alles ebensoviel Belege wie für das hohe Alter dieser Bräuche, so für die wilde Art jener frühesten Zeiten. Noch ist die rührende Bitte bewahrt, mit der eine Leibeigene ihren Tanz begann — werde nicht hungrig, iss mich nicht — und der sogleich der Schlag der erhobenen Streitaxt antwortete.[1] Aber für die Geschichte der Seele ist nicht minder bezeichnend, dass die ersten Bande, die Menschen um sich schlangen, nicht die der Liebe, ja nicht einmal die des Geschlechtstriebes waren, sondern die leidenschaftslose, dafür aber vielleicht zartere Männerfreundschaft, durch Geselligkeit und Kampfgemeinschaft geknüpft.

Diesen Gegensätzen der zwei höchsten Unterstufen der Ur-

[1] *Boas, The Kwakiutl 430f., 440.*

zeit stehen Ähnlichkeiten zur Seite, die deswegen wichtig sind, weil sie vermuten lassen, dass der ältere dem jüngeren Zustand in gewissen Hinsichten als Vorbild gedient habe. Eine der auffälligsten Erscheinungen der Geschlechterverfassung, wie überhaupt, so bei den Kolumbianern — man entsinne sich der Tlinkit — ist die Gedoppeltheit ihres Aufbaues: hat sich auch schon eine Fülle von Blutsverbänden gebildet, zwei Bruderschaften oder Grossgeschlechter pflegen einander gegenüberzustehen und mit dieser ihrer Zweigeteiltheit alle anderen Gliederungen zu durchschneiden. Bei den Kwakiutl ist Derartiges nicht nachgewiesen, jedoch vielleicht nur deshalb nicht, weil hier die Geschlechterordnung nur eben erst dem älteren stärkeren Bau der Männerbünde aufgepfropft ist und sich noch nicht ganz durchgesetzt hat. Um so auffälliger ist, dass ihre Geheimgesellschaften diesen selben Grundzug der Gedoppeltheit aufweisen; in allen Völkerschaften und bei aller Mannigfaltigkeit der Einzelnamen stehen einander doch durchgehends die beiden Hauptgruppen der Seehunde und der Quekutsa gegenüber. Sie sind, der Zahl der Einzelgesellschaften nach zu urteilen, aus denen sie sich zusammensetzen, ungefähr gleich stark: an Ansehen überwiegen die Seehunde durchaus. Ihr Gegensatz steigert sich zu stets geübten Reibungen und harmlosen Feindseligkeiten. Wenn die Quekutsa bei ihren Tänzen einen Fehler machen, so höhnen die Seehunde, die im Festhause ausnahmslos den Ehrenplatz inne haben, am lautesten: sie springen von ihren Sitzen auf und beissen und kratzen den Irrenden, so lange bis er niederfällt und scheinbar vom Geist entrückt wird. Ja, die Plackereien,[1] die die bevorzugte Gruppe der Seehunde an den gedrückten Quekutsa ausübt, sind so häufig und lästig, dass sie am Schluss der Feste und des Winters, um den Frieden wieder herzustellen und die Quekutsa zu entschädigen, ihnen eine Busse zahlt.

Dergleichen scherzhafte Feindschaft pflegt das letzte Überbleibsel einer wirklichen zu sein und so wird man nicht fehlgehen, aus diesem Zustand auf die Entstehung der Horde Rückschlüsse zu machen, die denen auf ihren Bau und ihre Klassenordnung entsprechen. Schon jene Zweiteilung der Geschlechter legt die Vermutung nahe, dass ihr Urkeim aus dem Zusammentreffen zweier selbständiger Geschlechter entstanden sei, die etwa im Umherziehen aufeinander getroffen wären.[2] Wie viel wahrscheinlicher ist die gleiche Annahme, wenn die Gedoppelt-

[1] *Boas, The Kwakiutl 433, 419.* — [2] Vgl. oben S. 138.

heit sich bis in den viel älteren Entwicklungsabschnitt der Horde zurückverfolgen lässt. Die Entstehung der Urhorde der Kwakiutl wäre etwa so zu denken, dass Seehunde und Quekutsa, später die vereinigten Bruderschaften des Doppelbaus der Altersstufen- und Männerbünde, zu allem Anfang zwei verschiedene und selbständige Horden gewesen seien, die vielleicht erst nach längerem feindlichen Nebeneinanderstehen jenen Bund geschlossen hätten, den zuerst die Urhorde der Kwakiutl, später der weitverzweigte Gesellschaftsbau der heutigen, zum Geschlechterstaat übergegangenen Stammesgruppe der Kwakiutl ausmachte.

Nur ein Bedenken könnte diese Schlussfolgerung hindern. Seehunde und Quekutsa sind nicht völlig gleicher Ordnung, noch auch unverbrüchlich voneinander gespalten. Wenn ein Mann die vier Weihen der Hamatsa, will sagen der vornehmsten Teilgruppe der Seehunde, bestanden hat, so wird er oft ein Quekutsa. Doch hindert ihn nichts daran, auch wiederum ein Hamatsa zu werden, so dass unter den Quekutsa viele sind, die Hamatsa, also Seehunde waren, aber Jüngeren ihren Platz eingeräumt haben.[1] Als eine Altersklasse, die etwa der der Quekutsa vorgeschoben war, kann indessen weder die Teilgruppe der Hamatsa, noch die grosse der Seehunde überhaupt angesehen werden: da es ja Knaben- und Jünglingsklassen innerhalb der Quekutsa gibt. Nur mögen die Bevorzugten, die zugleich mit einer Frau das Recht auf die Seehundsstelle eines Schwiegervaters erworben haben, in alten Tagen, in die Gruppe der Quekutsa übergehen, sobald sie einen Erben, einen Schwiegersohn oder Enkel haben, der ihre Stelle übernehmen kann.

Dennoch wird man sich durch diese Schwierigkeit nicht beirren lassen dürfen. Eben die Erblichkeit der Seehunds- oder wenigstens der Hamatsastellen spricht dafür, dass diese grosse Teilgruppe ursprünglich eine völlig abgetrennte, also in allem Anfang vermutlich eine selbständige Horde war, und zwar die stärkere, die wahrscheinlich die andere, die der Quekutsa, überwunden hatte. Noch heute ist sie die vornehmere, der bei allen Winterfesten der Ehrenplatz[2] eingeräumt ist. Die Erblichkeit aber ist vielleicht gar schon vor Übergang zur festen

[1] Vgl. die Mitteilungen bei *Boas (The Kwakiutl 419, 420, 456),* die man freilich umständlicher und genauer wünschen möchte. Insbesondere bleibt die Bedeutung der acht Klassen der Seehundgruppe dunkel. Unter ihnen erscheint eine, Kiukalalala (S. 419), deren Name nachher (S. 438 ff.) in völlig anderer Bedeutung (Geleiterin des neugeweihten Hamatsa) wiederkehrt. — [2] *Boas, The Kwakiutl 436.*

Ehe Brauch gewesen oder sie ist, wenn erst zu dieser Zeit eingeführt, ein Beweis dafür, dass man einen altüberlieferten geschlossenen Verband auch mit diesem neuen Mittel zu festigen trachtete. Nach der Vereinigung blieb der Name und Rang der Seehundshorde glänzender, kriegerischer und als die beiden Horden völlig miteinander verschmolzen waren und die alte Scheidung wenig mehr als gesellige Bedeutung hatte, entzogen sich die älteren Seehunde der Mühsal ihrer anspruchsvolleren Stellung durch Übergang zu den Quekutsa.

DRITTES STÜCK

DIE ENTWICKLUNG DER GESCHLECHTERVERFASSUNG UND DES INZUCHTVERBOTS AUS DER HORDE

Dass für die Kwakiutl dieser Zusammenhang erschlossen werden kann, ist von einer weit über den Bereich ihrer Gruppe, ja über den der Kolumbianer fortreichenden Bedeutung. Vor allem deswegen, weil der Geschlechterstaat in einer seiner auffälligsten Baueigentümlichkeiten abhängig von seinem Vorgänger von der Horde erscheint, denn es ist wohl möglich, dass diese Zweiteilung gar nicht vom Geschlechterstaat selbst begründet, sondern als ein Erbe von dem voraufgehenden Zeitalter überkommen ist. Dass für diese Abhängigkeit aber noch eine ganz andere, lediglich den Geschlechtsverkehr angehende Gruppe von Einrichtungen zeugt, muss in diesem Zusammenhang berührt werden, so wenig es auch die Klassenverhältnisse betrifft. Bei den Kwakiutl bildet, wie bei tausend Urzeitvölkern, das Ausheiratsgebot, das Inzuchtverbot die Grundlage des Geschlechterbaus. Nie aber zog man den Schluss, wie unwahrscheinlich es im Grunde ist, dass das Geschlecht selbst auf diese wichtigste Regel des Geschlechtsverkehrs gekommen ist, die zugleich die Grundlage seiner Verfassung ist. Ein Geschlecht ist auch bei beschränkten Verhältnissen nicht so gering an Zahl, der Köpfe und der Sonderfamilien, dass nicht für Blutmischung genügend gesorgt werden könnte. Überhaupt ist es wenig wahrscheinlich, dass nach Entstehung der Sonderfamilie ein Gebot und Verbot entstanden sein sollte, dass nicht die Sonderfamilie und die an sie anknüpfenden Blutsverhältnisse zum Ausgangspunkt genommen hätte. Denn der Blutsverband der Geschlechter war so weit, beruhte sicherlich so oft auf nur mehr angenommener und nicht

mehr nachweisbarer Blutsgemeinschaft, dass es durchaus nicht nahe lag, ihn und nicht die Sonderfamilie zum Ausgangspunkt einer Vorschrift zu ersehen, die eigentlich nur diesen engsten und eigentlichen Blutsverband anging.

Alle diese Widersprüche aber lösen sich, wenn man auch das Inzuchtverbot für ein Überbleibsel des Zeitalters der Horde ansieht, wenn man annimmt, dass die Horde nach Entstehung der Sonderfamilie in das Geschlecht übergehend, diese Regel an ihren Nachfolger vererbt hat. Für die Horde, die ursprünglich den unbeschränkten Mischverkehr aller ihrer weiblichen und männlichen Mitglieder zur Voraussetzung gehabt haben muss, war es folgerichtig, die Inzucht zu verbieten, den auswärtigen Geschlechtsverkehr zu gebieten; da sie tatsächlich noch die Geschlechtsverkehrsgemeinschaft[1] war, wenngleich eine viel lockrere, weitere und regellosere als die Sonderfamilie. Erkennt man nun mit Hilfe der Altersklassen die Horde als ein greifbares und gar nicht so weit zurückliegendes Gebilde, so ist auch diese Annahme bei weitem besser gestützt, als wenn sie in freier Luft schwebt. Beide Entwicklungen mögen in der Zweiteilung zusammenfliessen: die Grossgeschlechter des reiferen Geschlechterstaats wie des der Tlinkit sind wahrscheinlich aus den zwei Hauptgruppen von Männerbünden hervorgewachsen, die ihrerseits die Erben der zwei ursprünglich selbständigen, später vereinigten Teilhorden sind. Dem entspricht es, dass bei den Tlinkit die Grossgeschlechter, nicht die Geschlechter vom Inzuchtverbot betroffen sind.[2]

Ganz allgemeine Erwägungen werden hier herangezogen werden dürfen. Wenn man dem Geschlecht die Schaffung des Inzuchtverbotes zuschreibt, wie heute ausnahmslos geschieht, so mutet man ihm damit im Grunde eine Sinnlosigkeit zu. Nach Einführung der Ehe war die Sonderfamilie der Geschlechtsverkehrsverband, auf den es ankam, ja der einzige der überhaupt bestand. Hätte nun, wie man zumeist annimmt, die Einsicht in die Schädlichkeit der Inzucht zu ihrem Verbot geführt, so hätte man diesen für das Geschlechtsleben allein noch in Betracht kommenden Verband ins Auge fassen müssen und hätte — etwa nach Verwandtschaftsgraden von ihr ausgehend — die Ehe zwischen Blutsverwandten verbieten müssen. Dies aber geschah mit Nichten: sondern verboten war die Ehe zwischen Geschlechtsgenossen, d. h. einem sehr viel weiteren Kreise von Männern und Frauen, als an sich durch eine solche Rücksicht gefordert gewesen wäre.

---

[1] Über diese Begriffe vgl. Anhang: Hilfsbegriffe I 1. — [2] S. o. S. 134.

Man soll aber dem Menschen keiner Stufe, auch dem der Urzeit nicht, das schlechthin Sinnlose zutrauen. Viel einfacher ist die Lösung dann — und bei einer Anzahl von Vermutungen soll man grundsätzlich von mehreren Wegen immer den einfachsten, geradesten, kürzesten wählen, denn er ist der wahrscheinlichste — wenn man die Horde als die Urheberin dieser Massregel ansieht. Gesetzt den Fall, die Vorstellung von der Schädlichkeit der Inzucht hätte wirklich zu dieser Umwälzung geführt, so hätte die Horde ganz folgerichtig gehandelt, wenn sie für ihren ganzen Bereich das Inzuchtverbot aufgestellt hätte: denn es war nur wirksam, wenn seine Tragweite erst an den Grenzen des Geschlechtsverkehrsverbandes ihr Ende fand.

Allein gute Gründe widerraten diese Enstehungsursache für das Inzuchtverbot überhaupt anzunehmen. Woher sollte, bei den erst kümmerlich geringen Fähigkeiten der Leibesbeobachtung den Kolumbianern überhaupt die Einsicht von der Schädlichkeit der Inzucht kommen. In ganz Nordamerika ist vor dem Eindringen der Europäer kein Haustier ausser dem Hund gezogen worden:[1] Zuchtbeobachtungen, wie man sie nur an Rindern oder Schafen hätte machen können, waren also von vornherein unmöglich. Und wenn das höchstgestiegene der amerikanischen Völker, die Ketschua von Alt-Peru, auf Altertumsstufe noch in der Familie des Grosskönigs die Geschwisterehe nicht nur nicht verboten, sondern pflegten, so spricht auch dies nicht dafür, dass die rote Rasse schon auf einer ihrer niedersten Entwicklungsstufen auf diesen Gedanken gekommen sein sollte.

Eine andere weit wahrscheinlichere Möglichkeit bietet sich vielmehr dar, für die nicht nur eine Erwägung der Seelenkunde spricht. Die beiden Horden, auf die aus allen Anzeichen des späteren Gesellschaftsbaus der Stammesgruppen, als auf ihre Urbestandteile, zu schliessen ist, sind vielleicht durch kein anderes Bedürfnis so stark zu ihrem Bunde, ihrer Verschmelzung in eine Doppelhorde, eine Ursiedlerschaft getrieben worden, als durch die Gier nach den neuen, fremden Weibern, die sich ihnen bei der anderen Partei darboten. Und es lag nichts näher, als den Einungsvertrag auf die Bedingung zu gründen: dass die Männer der einen Horde denen der anderen den Geschlechtsverkehr mit ihren — zu gesamter Hand besessenen — Frauen zugestanden.

Vielleicht ging dieser gütlichen Einigung ein Zustand halber

---

[1] Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen (1896) 537 ff.

Feindschaft voraus, in dem man sich gegenseitig die Weiber zu stehlen suchte. Die Sitte des Brautraubes lässt derartiges fast vermuten. Denn auch sie ist nicht recht als ein Erzeugnis der Geschlechterzeit zu begreifen: weshalb hätten sich die Sonderfamilien, die als Glieder einer festen staatlichen Gemeinschaft — der Völkerschaft — in so vielen Beziehungen des Lebens aufeinander angewiesen waren, gegenseitig ihre Töchter rauben sollen? Dagegen ist der Brauch vollauf erklärt, sieht man in ihm einen Überrest des Zeitalters der Horde: in ihm lockte die Gier nach anderen Weibern den Mann am stärksten zu Raub und Gewalttat bei der anderen Horde und andrerseits gebot die Überlieferung wie das bestehende Herrenrecht der Männer einer Horde über alle Frauen ihrer Horde, vielleicht auch schon wirkliche Besitz- und Liebesempfindung, diesen Hort eifersüchtig zu bewachen

Noch wahrscheinlicher ist, dass ein Zustand, der wie dieser auf die stärksten Triebe des Leibes und der Seele, vor allem freilich des Leibes, gegründet war, leicht, wenn auch vielleicht erst nach einem längeren Zwischenraum der Eingewöhnung, in Gesetz und Regel gebracht wurde. Was man durch eine Reihe von Menschenaltern hindurch wünscht, macht man sich zuletzt zum Gesetz. Und — nebenbei bemerkt — dies ist nicht die schlechteste Grundlage eines Sittengesetzes, besser jedenfalls als die Überlieferung einer Regel, für die alle seelischen Voraussetzungen längst dahingeschwunden sind, die man aber aufrecht erhält, weil sie durch das Herkommen, vielleicht gar durch eine Glaubenssatzung geheiligt worden ist. In diesem Fall mochte die Umwandlung des einst gewalttätig genug geübten Brauches in ein Gebot noch dadurch gefördert werden, dass, wenn die eine Horde der anderen in Befriedigung ihrer Forderung gerecht werden wollte, sie zuletzt selbst auf den Geschlechtsverkehr mit den eigenen Frauen verzichten musste. Jedenfalls erscheint das Inzuchtverbot und Ausheirats- — will sagen — Ausbegattungsgebot als das letzte Glied einer schlüssig und folgerichtig aneinander zu reihenden Kette von Zuständen.

Um auch die Gründe geringerer Schlagkraft nicht unbenutzt zu lassen, so stimmt selbst alles, was über den Umfang von Geschlecht und Horde zu mutmassen ist, wohl zu dieser Annahme. Darf man — mangels genauer Angaben für die Kwakiutl — die Durchschnittszahl der Teilgeschlechter der Tlinkit, nämlich 100 bis 120 Seelen, auch hier als geltend ansetzen, so ist damit eine Kopfzahl gegeben, die auch mit unseren Begriffen einer noch schweifenden selbständigen Horde wohl zu vereinigen

ist.[1] Diese Zahl ist zugleich die einer kleinen Siedlerschaft und das alles ist wichtig, denn es ist durchaus anzunehmen, dass eine gewisse Grundgrösse des zusammenlebenden Verbandes sich durch alle Strecken der Entwicklung hindurch beständig erhalten hat: wenn zwei Horden sich zu einer Doppelhorde zusammenschlossen, so mögen sie sich bald genug in zwei Siedlerschaften gespalten haben. Wenn diese Siedlerschaften weiter wuchsen spalteten sie sich wieder, und wenn die alte Einheit, die festgehalten wurde, nun wohl Völkerschaft genannt wird und wenn auch in Sprache und Gesittung noch von vielen — zuletzt über dreissig — Völkerschaften der alte Zusammenhang gewahrt wird, den man jetzt als Stammesgruppe bezeichnet, so behält doch die Siedlerschaft den ältesten Umfang der Horde. Und wenn, wie bei den Kwakiutl, das Geschlecht noch mit der Siedlerschaft zusammenfällt, so ist es ebenso an Kopfzahl nur ein Abbild der ältesten Keimzelle, der Horde.

Auch an mittelbaren Zeugnissen für diesen Zusammenhang fehlt es nicht. So findet sich im Geschlechterstaat zwar nicht der Kwakiutl, wohl aber in dem weiter entwickelten der Tlinkit und vielfach auch bei den Kolumbianern der Tiername; die Geschlechter der Tlinkit sind ausnahmslos nach Tieren genannt. Da die Altersbünde der Kwakiutl die gleiche Erscheinung wenigstens der Regel nach aufweisen, so ist auch hier Erbgang zu vermuten. Wenn die Geschlechter der Kwakiutl dieses Erbe nicht angetreten haben — bei ihnen finden sich nur Ahnen-, Orts- und Ehrennamen[2] —, so könnte das darauf zurückgeführt werden, dass der Übergang zum Geschlechterstaat hier noch nicht soweit vollzogen ist. Denn dass für die Kwakiutl dieser Übergang noch im vollen Lauf war, als die europäische Eroberung ihrer freien Entwicklung ein Ende machte, ist offenbar. Eben die Altersklassen, von denen sich sonst nur so selten Spuren finden, beweisen es, ebenso die nur erst kümmerliche und keimhafte Ausbildung des Geschlechterstaats.

Von gleichem, ja noch höherem Wert für diese Zusammenhänge ist die Geisterverehrung. Sie ist beiden Gebilden gemeinsam: die Männerbünde der Kwakiutl haben sie in Verbindung mit Heilbringersagen auf das mannigfaltigste ausgestaltet, die Geschlechter der Kwakiutl besitzen sie auch und bei den weiter entwickelten Tlinkit sind die Blutsverbände die einzigen Träger dieser Anschauungen und Gebräuche. Auch hier liegt nahe genug, dass die Geschlechter nur die Erben der Männerbünde waren.

---

[1] Vgl. o. S. 136. — [2] *Boas, The Kwakiutl 322f.*

Die Entwicklung, die nach alledem für das Zeitalter der Horde — bei den Kwakiutl — doch mit sehr weitgehenden Folgerungsmöglichkeiten auch für andere minder gut beleuchtete Fälle, vermutet werden muss, ist diese. Die Einzelhorde mit einem sehr weitgehenden Mischverkehr, sie muss der Ausgangspunkt gewesen sein. Denn sonst ist das spätere Inzuchtverbot unerklärlich: mit ihm kann man folgerichtigerweise nicht eine Anzahl von Sonderfamilien, sondern nur eine Gruppe Menschen umfassen, die wirklich einen Begattungsverband und zwar ursprünglich einen Inzucht-Begattungsverband darstellt: denn ehe man eine Handlungsweise verbietet, muss sie eine Zeit lang geübt worden sein. Den zweiten erkennbaren Abschnitt stellt nun die Vereinigung mit einer anderen Horde dar, sie ist durch die Zweigeteiltheit aller Einrichtungen sichergestellt — unter der Bedingung und vermutlich nur zu dem Zweck des Weibertausches, aus dem sich die Regel des Weibertausches und schliesslich das Gebot der gegenseitigen Begattung, das Verbot der Inzucht entwickelt haben mag. Aber immer kann noch keine Ehe, keine Sonderfamilie bestanden haben, sonst wäre der ganze Verlauf undenkbar. In einem dritten und letzten Entwicklungsabschnitt müssen sich Ehe und Sonderfamilie ausgebildet haben, wobei dann allmählich die inzwischen wohl sehr oft — in Teilhorden, Siedlerschaften — zerspaltene Horde in ein Geschlecht überging, d. h. die Sonderfamilien, in die sich der alte Verband gespalten hatte, blieben zusammen; das ihnen innewohnende Gemeinschaftsgefühl bildeten sie später zu der Vorstellung gemeinsamen Blutes, gemeinsamer Abstammung von einer Person aus. Auch dies ist nicht wunderbar: jedes Entwicklungsalter setzt unwillkürlich seine Einrichtungen, seine Anschauungen auch in der Vorzeit voraus. Die Erinnerung an den alten Mischverkehr entschwand, galt vielleicht gar als etwas, dessen man sich — etwa wie der Menschenfresserei — zu schämen hätte, dem bestehenden Verband aber wollte man trotzdem einen Grund unterschieben. So war nichts natürlicher, als dass man aus dem Kreise von Vorstellungen, in dem die neue Sonderfamilie lebte und webte, eine herausgriff: die Abstammung von einem Ahnen oder einer Frau.

Alle diese Entwicklungserscheinungen gehen nur das Geschlechtsleben an. In bezug auf das staatliche Dasein aber wird, was bereits vom Geschlecht vermutet wurde,[1] nunmehr nur rückwärts geschoben und auf die Horde übertragen werden

[1] Vgl. o. Kolumbianer: Gesellschaft: Verfassung S. 138.

müssen: die Annahme selbständig schweifenden Daseins. Diese erscheint somit als eine Gemeinschaft des Geschlechtsverkehrs nicht nur, sondern auch des staatlichen Daseins. Sie muss als die Keimzelle aller gesellschaftlichen Gebilde betrachtet werden. Über ihre Leitung ist nichts auszusagen, denn von den Häuptlingsgesellschaften, die sich unter den Männerbünden der Kwakiutl finden, kann nicht, wie von den Altersbünden vermutet werden, dass sie in das Zeitalter der Horde zurückreichen. Die Urhorde wird nicht als ein grosser, sondern ein kleiner Verband angesehen werden dürfen, der für eine Mehrzahl von Häuptlingen, oder gar für einen Häuptlingsbund kaum Raum genug dargeboten hätte. Andererseits spricht der innere Ausbau der Altersklassen auch für eine äussere Festigkeit des Zusammenschlusses, die der wichtigsten Forderung Genüge tut, die an ein staatliches Gebilde zu stellen ist.

So darf vielleicht ein weit zurückliegender Zustand aus dem heutigen erschlossen werden. Ebenso wichtig ist, den noch versteckteren Spuren nachzuforschen, aus denen sich die Form des Überganges vom einen zum andern zum Teil ablesen lässt: denn mehr noch als an dem Sein soll der Geschichte an dem Werden gelegen sein. Die Gelegenheit für solche Beobachtung ist hier besonders günstig: denn offenbar liegt der Punkt der Entwicklung, an dem die Kwakiutl von den Europäern überrascht worden sind, nicht allein sehr weit zurück, nein, auch an einer Stelle, wo Horde und Geschlechterordnung noch im Gemenge miteinander liegen, wo der Geschlechterstaat die Horde noch nicht völlig verdrängt hat.

Am Ausgangspunkt der Entwicklung ist die aus zwei Horden zusammengeschmolzene Doppelhorde, als Endpunkt ein Geschlechterstaat anzunehmen, wie der der Tlinkit, an dem keine Reste der Altersklassen mehr hervorgetreten sind — wenn vielleicht auch leise Spuren noch bei näherem Forschen entdeckt werden könnten. Auf diesem Wege stehen die Kwakiutl mitten inne. Die wichtigste Veränderung, die sich ausser dem Übergang von der Horde zum Geschlecht im Aufbau ihrer Stammesgruppe vollzogen hat, die Teilung in Völkerschaften, ist auf den ersten Blick kaum mit jenem in Verbindung zu setzen. Durch Schlussfolgerung ist doch zu erweisen, dass die Teilung der ursprünglichen Stammeseinheit in so viele Völkerschaften — schliesslich dreiunddreissig — sich noch im wesentlichen unter dem Einfluss der Hordenverfassung vollzogen haben muss. Denn deren Querschichten, die Altersklassen, finden sich bei den Völkerschaften in guter Ausprägung, während die Geschlechter-

ordnung erst in einigen Fällen über die Grenzen der Völkerschaften fortgreift. So mag denn die ursprünglich eine Doppelhorde der Gesamtkwakiutl sich in Teilhorden gespalten haben, d. h. in Völkerschaften, bevor die Geschlechter, die Blutsverbände mächtig wurden. Die Völkerschaft spiegelt in der Ordnung ihrer Männerbünde noch das Urbild der ältesten Doppelhorde wider. Und dafür, dass die Horde mit ihren Altersbünden früher da war als die einzelne Völkerschaft, gibt die Rang- und Platzordnung der Feste einen unumstösslichen Beweis; zuweilen, wenn eine Völkerschaft die andere zu Besuch ladet, sitzen noch heut die Seehunde von allen Völkerschaften zusammen, ja selbst unter ihnen noch die Hamatsa, ihr vornehmster Sonderbund, während sonst durchaus die Völkerschaften zusammenhalten.[1] Dann aber muss die Sonderfamilie entstanden sein und allmählich ihre neuen Verbände ausgebreitet haben.

Man wird nach alledem noch nicht sagen dürfen, das Geschlecht sei an die Stelle der Horde getreten: denn während die Horde freilich ursprünglich gleichmässig Geschlechtsverkehrs- und staatlicher Verband war, hatte sie sich später in eine Anzahl von Teilhorden, Völkerschaften gespalten, die ihrerseits wohl zunächst Geschlechts-Verkehrs-Gemeinschaften blieben, denen das Umsichgreifen der Sonderfamilie und ihrer Regeln und Einschränkungen des Geschlechtsverkehrs diese Bedeutung aber geraubt haben muss. Sie blieben nun staatliche Gebilde mit der alten Schichtteilung. Das Geschlecht aber durchzog, als eine Verzweigung und Ausbreitung der Sonderfamilie, die Völkerschaften mit ganz neuen Einungen, die sich was die Generationen angeht, als Längsschnitte, im Vergleich zu den Querstreifen der Altersklassen darstellen. Man hat den Eindruck, als seien diese neuen Verbände erst eben in der Ausdehnung und im Überschreiten der Völkerschaftsgrenzen begriffen; da sie ja noch nicht wie bei den Tlinkit die ganze Stammesgruppe mit ihren Verwandtschafts-Einungen durchqueren.

Auf das äusserste verwirrt wird auf den ersten Blick das Bild dadurch, dass die Geschlechter mit den Geheimgesellschaften allerlei geistigen und Gesittungsbesitz teilen: so die Sagen von einem schützenden Tiergeist, die Wappenführung dieses Tieres und so fort. Aber gerade hieraus ist ein neuer Beweis dafür zu entnehmen, dass die Geschlechter erst auf die Altersbünde folgten und in natürlichem Erbgang deren Bräuche nachahmten. Die Begegnung mit dem Tiergeist, die in den Bünden dem Stifter

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 436.*

zugeschrieben wird, wird in den Geschlechtern auf den Ahnherrn übertragen.[1] Ja, man kann einzelnen Sitten abmerken, dass sie das Ergebnis eines stillen Eroberungskrieges sind, den die Geschlechter gegen die Gesellschaften führen. So sind die Weihetänze, d. h. der heiligste und geheimste Besitz der Altersbünde erblich geworden und zwar, wie bei herrschender Mutterfolge nicht zu verwundern ist, vom Schwiegervater auf den Schwiegersohn. Dabei aber herrscht die seltsame Bestimmung, dass der Schwiegersohn nicht eigentlich der Ausübende dieser Tänze wird, sie vielmehr auf einen anderen überträgt, der sein Stellvertreter[2] genannt wird. Er hat nur das Recht, die Ausführung von Tänzen zu überwachen und sie dem Ausübenden wieder zu entziehen, wenn er sie seinerseits auf einen Schwiegersohn übertragen will. Auch dieser aber wird nur wieder Besitzer und Beaufsichtiger, nicht Ausführer des Tanzes, auch er demnach ein Stellvertreter. Der äusserst verwickelte Brauch erscheint zunächst völlig unerklärlich. Aber sein Rätsel löst sich, erwägt man, dass den Geschlechtern, vermöge ihres fortgeerbten Besitzes wohl gelang, sich ein für alle Mal in den vornehmsten der Geheimbünde einzunisten, wozu es grosser Mittel bedurfte, dass es aber nicht jedem der glücklichen Erben gegeben war, die überaus schwierigen Tänze, die von den Hamatsa etwa, dem angesehensten Sonderbund der Seehunde gefordert wurden auszuführen.

Von solchen nachträglichen Verflechtungen abgesehen, gehen die sichtbaren Einrichtungen von Horde und Geschlecht in völlig getrennten Linien nebeneinander. Und dennoch ist ein Punkt zu finden, wo sie in der Verborgenheit zusammenlaufen: es ist die Siedlerschaft. Auch sie noch mag bei fortschreitendem Wachstum der Völkerschaft ein letztes Spiegelbild der Urhorde dargestellt haben: in der Ausdehnung dem Urbild sicherlich sehr ähnlich. Aus dem schon berührten Grunde, dass bei übrigens gleichbleibenden Voraussetzungen der Wirtschaft und Gesittung auch die ungefähre Kopfzahl einer Wohn- und Lebensgemeinschaft, gleichviel wie oft sie sich spaltete, die gleiche blieb. Denn eben, wenn dies Mass überschritten schien, mag man sich geteilt haben: so dass zwar die Völkerschaft nur einen Teil der

---

[1] So vgl. man die Geschichten von Übertragung des Tierzeichens auf den Geschlechtsahnherrn bei *Boas (The Kwakiutl 336ff.)* mit den Erzählungen von Übertragung der Weihetänze (ebenda 396—400), die nicht wie Boas' Einleitung (S. 393) vermuten lässt, auf einen Ahnen, sondern auf einen Stifter zugespitzt sind (S. 400). — [2] Dies scheint mir richtiger als *successor* bei *Boas (The Kwakiutl 421).*

Urhorde, die Siedlerschaft eines Dorfes den Teil des Teils der Urhorde darstellte, ihr aber an Umfang und Lebensbedingungen sehr ähnlich geblieben sein muss. Nur die Altersklassen scheinen bei den Völkerschaften geblieben und nicht zu den Siedlerschaften herabgestiegen zu sein. Dafür spricht nicht allein die Zahl der Teilnehmer an den Festen, sondern noch mehr das Bestehen von Häuptlingsbünden, das den Zusammenschluss einer Anzahl von Siedlerschaften und also ihrer Häuptlinge zur Voraussetzung hat.

Gerade von dieser untersten Einheit der Hordenverfassung heisst es, dass das Geschlecht ehemals mit ihr zusammengefallen sei. Da liegt die Folgerung nahe: dass hier auch die Umwandlung der Horde in ein Geschlecht stattgefunden hat. Für die Entstehung des Geschlechtes aber ist dies von der grössten Wichtigkeit. Dann nämlich, wenn eine bestehende Horde sich als Ganzes in ein Geschlecht umgewandelt hat, ist erst die Erfüllung aller der Voraussetzungen gegeben, von denen die bisherige Betrachtung dieses Übergangs ausging. Für rein begriffliche Annahme läge viel näher, die Entstehung des Geschlechts auf die Ausdehnung des engsten Blutsverbandes der Sonderfamilie im Wege des natürlichen Wachstums erst zur Grossfamilie, dann zum Geschlecht zurückzuführen. Dem widersprechen aber alle jene Übertragungen von Hordenbräuchen auf das Geschlecht, insbesondere die des Inzuchtverbots: sie können nur Sinn haben, wenn eine Horde allmählich durch die Entstehung der Ehe in ein Bündel von Sonderfamilien überging, das doch immer noch zusammenhielt, immer noch wie ehemals seinem freien Geschlechtsverkehr, so auch jetzt seiner Ehewahl die alten Schranken setzte.

Allerdings ergibt sich so die etwas sonderbare Schlussfolgerung, dass das Geschlecht anfangs keine Blutsgemeinschaft war, keine gemeinsame Ahnin besass, sondern unmerklich aus einer Gemeinschaft freien Geschlechtsverkehrs hervorwuchs. Man braucht daran aber nicht Anstoss zu nehmen; denn noch der Ahnherr der heutigen Geschlechter ist vermutlich ein rein fiktives Gebilde, insofern er aller Wahrscheinlichkeit nach eine von den Männerbünden, sei es geradezu übernommene, sei es ihren Schutzherren nachgeahmte Gestalt ist. Man ist versucht, sich dafür auf den Umstand zu berufen, dass der entstehende Geschlechtsverband als Muttergeschlecht folgerichtigerweise eine Ahnin hätte ausbilden müssen, während männliche Geschlechtsahnen, ganz nach dem Vorbild der Männerbünde durchaus die Regel bilden. Indessen wäre das wenig ratsam: die Stellung

der Frau war in diesen früheren Zeiten so gering, dass man sie in keinem Fall so hoher Würden wert gehalten hätte. Und ohnehin muss ja schon nach wenigen Generationen diese eingebildete Blutsgemeinschaft zum Teil durch wirkliche ersetzt worden sein: denn dann stammten doch in Wahrheit schon eine gewisse und nunmehr stets zunehmende Anzahl von Sonderfamilien von gemeinsamen Ahninnen ab.

Andererseits müssen die notwendigen Aus- und Zwischenheiraten zwischen den Geschlechterdörfern die Blutverbände in die Breite ausgedehnt haben. Zwar die Männer, die sich jedes Muttergeschlecht in sein Dorf zog, brachten keinerlei Veränderung im Bestand des Verbandes hervor, auch nicht die Söhne, die in andere Dörfer heirateten, da ja ihre Söhne schon dem dortigen Geschlecht als dem Geschlecht ihrer Mutter zugehörten. Aber sobald Töchter einmal ihr Dorf verliessen,[1] so trugen sie Namen und Stammbaum ihres Geschlechts in fremde Siedlerschaften und vererbten sie dort an ihre Töchter. Es ist wahrscheinlich, dass das eben auftauchende Übergreifen einzelner Geschlechter der Kwakiutl in mehrere Völkerschaften, so zu erklären ist.

Der Vorgang, der sich gleichsam vor den Augen der Beobachter vollzieht, ist eine langsame Aufsaugung der alten Horden durch die neue Geschlechterordnung. Die vordringende Neuerung eignet sich die Bräuche der unterliegenden Überlieferung an; dann stehen beide noch in vollkommener Getrenntheit und Selbständigkeit nebeneinander, wie in der Sommer- und Winterscheidung; endlich aber nimmt die alte Einrichtung auch schon die Grundsätze der neuen an. Diese letzte Form der Mischung ist am auffälligsten, wo die Mutterfolge der neuen Geschlechterordnung in den Bau der alten Männerbünde übergreift, wie bei dem erwähnten Brauch, dass die Erbfolge in einer Altersgesellschaft vom Schwiegervater auf den Schwiegersohn geht. Andererseits wird das Amt des Reigenführers noch in der Mannesfolge fortgeerbt: man wird nicht sagen dürfen in treuem Festhalten an der überlieferten Sitte — denn die Vaterfolge war noch weniger als die Mutterfolge Brauch der alten Zeit — wohl aber in Beibehaltung der ausschliessend männlichen Gewohnheiten der Hordenzeit. Denn die Auslegung dieser Einrichtung als eines Beweises für ein ehemaliges Vorherrschen des Vatergeschlechts bei den Kwakiutl irrt offensichtlich.[2]

---

[1] Benachbarter Belegfall bei *Boas, Chinook Texts 251.* — [2] Gegen *Boas, The Kwakiutl 421, 431.*

Niemand kann beweisen, dass dieser Verlauf einer Aufsaugung der alten durch die neue Ordnung wirklich bei dem Ziel des Geschlechterstaats der Tlinkit angekommen wäre, wenn er seine Entwicklung hätte vollenden können. Wahrscheinlich ist es im höchsten Masse, denn wenigstens einige Reste der Männerbünde finden sich noch bei den Tlinkit[1] wie auch bei Nutka, Haida und Tsimschian, und gewiss ist, dass der mittlere Zustand, der sich heute darbietet, nur auf dem Wege solcher Mischung und Durchdringung entstanden sein kann. Das Männerhaus der Tlinkit, das als ständiger Festraum die Begleiterscheinung der Männerbünde zu sein pflegt, spricht dafür.[2] Und wenn es Völkerschaften gibt, die keinerlei Geheimbünde haben, wie die Kutenee, so darf auch diese Ausnahme nicht irre machen. Die Kutenee nämlich, sind ein ganz unentwickelter Zweig am Stamm der Kolumbianer[3] — sie haben auch keinerlei Geschlechterverbände[4] — man kann von ihnen nur annehmen, dass sie so wenig Lebenskraft besassen, dass sie weder die höhere noch die niedere Stufe gemeinkolumbianischer Gesellschaftsentwicklung zu erklimmen vermochten.

FÜNFTER ABSCHNITT
DAS RECHT

Das Recht ist eine Form des Lebens, nie sein Inhalt. Es hat grosse Teile alles wirtschaftlichen und staatlichen Tuns, kleinere des Familien- und Klassen-Daseins und selbst einige des geistigen Trachtens der Menschen mit einem Netz von Vorschriften überspannt. So kommt es, dass eine umfassende Betrachtung des Rechtes der Völker alle diese Bezirke umspannen muss. Ja, sie kann nicht einmal bei den Formen stehen bleiben, da hier so wenig wie sonst Form und Inhalt der Dinge streng getrennt zu halten sind. Wo aber alle Bezirke des handelnden Lebens vereint überschaut werden sollen, da wird so nicht verfahren werden können, sondern wird von vornherein das formen-

---

[1] Vgl. *Boas, The Kwakiutl 651ff. 6.* — Dass die Überreste nur noch gering sind, findet sich dadurch bestätigt, dass sie dem vorletzten Erforscher der Tlinkit noch ganz entgingen (vgl. Krause, Tlinkit 238ff.). — [2] Krause, Tlinkit 129; dazu Schurtz, Altersklassen 291. — [3] *Chamberlain, Kootenay Indians (VIII. Rep. North-Western Tribes) 12.* — [4] S. o. S. 143.

hafte Gepräge alles Rechts hervorgehoben werden müssen. Dann wird das Recht nicht als so weithin gebietend erscheinen können: weder die Entwicklung der Verfassungen wird sich zuerst als Staatsrecht, noch die des Eigentums als Sachenrecht, noch auch die der Ehe als Personenrecht darstellen. Auf den tieferen Stufen der Menschheitsgeschichte gehört ohnehin selbst von den innegehaltenen Regeln des Verkehrs der Einzelnen untereinander vieles dem lockerer gefügten Reich der Sitte an. Um so schärfer wird das formenhafte Gepräge des Rechts hervortreten müssen. Recht entsteht dann erst, wenn irgendein Gebot des sittlichen, wirtschaftlichen, staatlichen Verhaltens mit erhöhtem Nachdruck ausgesprochen und innegehalten wird. Und mag im weiteren Verlauf das Netz dieser Bestimmungen noch so verästelt, noch so weit ausgebreitet werden: es bleibt ein Flechtwerk, durch das Lebensstoffe ganz anderer Art zusammengehalten werden sollen, das aber nie mit diesen gleich gesetzt werden kann. Mit anderen Worten: das Recht ist eine Form der Regelsetzung für, der Herrschaft über das Leben, es ist eine Stilisierung des Lebens, nie aber das Leben selbst.

Das Recht teilt diese seltsam zwiespältige, zwar alles durchdringende und doch nirgends erschöpfende, überall formende, nirgends stoffgebende Art mit bestimmten Zweigen des wissenschaftlichen Denkens: etwa mit der Raum- und Zahlenlehre, mit der Begriffslehre, mit der Kunstlehre, die dem Recht dann vollends ähnlich wird, sobald sie sich unterfängt, bindende Vorschriften des künstlerischen Schaffens und Urteilens aufzustellen. Ganz nahe verwandt ist das Recht indessen nur mit der Sittlichkeit. Denn Sittlichkeit umspannt wie das Recht alle Bereiche des handelnden und schauenden Daseins der Menschen. Sie ergreift auch einen innersten Begriff unserer Handlungen, den das Recht mit seinen gröberen Werkzeugen, seinen geringeren Ansprüchen unberührt lässt. Sie dringt gar noch tiefer in alle Fasern unseres Wesens, insofern sie sich die Herschaft auch über Gedanken und Beweggründe der Menschen anmasst, da doch das Recht mit der Regelung des rohen Handelns vorlieb nimmt. Das Recht entnimmt dieser seiner gröberen Beschaffenheit aber auch den Vorzug, den es vor der Sittlichkeit hat: die Vollstreckbarkeit seiner Anordnungen.

Aber gerade diese greifbarste Eigenschaft des Rechts verwickelt es nach Seiten des handelnden Lebens in eine neue Zwiespältigkeit. In Hinsicht auf seinen Gegenstand, ist es zuerst und zumeist der Wirtschaft und der Familie zugewandt, die Machtmittel aber, deren es zur Durchführung seiner Vorschriften

bedarf, entleiht es dem Staat. Das Recht ist geradezu das vornehmste, oft das einzige Werkzeug der Einwirkung des Staates auf Wirtschaft und Familie geworden. Und so beschäftigt es sich zwar vor allem mit diesen beiden Bezirken des an sich ganz unstaatlichen Volkslebens, ist zugleich aber auch neben Verfassung und Verwaltung die vornehmste Auswirkung des inneren Staatslebens.

Diese Doppelseitigkeiten des Rechtes haben eine innere Verwandtschaft miteinander: indem das Recht nur Form, nicht Stoff des Daseins darstellt, kann es seine Aufgabe, als Werkzeug und Waffe des Staates gegenüber dem ausserstaatlichen Dasein des Volks zu dienen, auf das beste erfüllen. Denn eben das ist Absicht des Staates: Wirtschaft und Familie nicht beiseite zu schieben und in ihrer Tätigkeit zu ersetzen, sondern beide zu beherrschen.

Da das Recht so ganz an das Bestehen staatlicher Gemeinschaftsformen geknüpft ist, so leuchtet ein, wie unsicher seine Anfänge in die Urzeiten hinein zu verfolgen sind. Fast im selben Sinne wie die damals massgebenden Einungen zwischen Staat und Familie schwanken, schwanken auch die Regeln, die schon hier und da die Willkür des Einzelnen begrenzen, zwischen Sitte und Recht. Deren Geltungsbereiche sind ohnehin auch auf höheren Stufen der Entwicklung nicht so scharf abgegrenzt. Denn wenn das Recht als die Summe der Vorschriften anzusehen ist, die der Staat dem Leben der Einzelnen und ihren Genossenschaften setzt und deren Durchführung er zu erzwingen pflegt, so hat die Sitte zwar die gleiche Absicht, das Leben zu regeln, aber um ihr Gehorsam zu schaffen, setzen nur die viel lockreren Gemeinschaften der Völker und Stämme, der Klassen und Familien, am meisten die Familien ihr Ansehen und die viel sanfteren Mittel „sittlichen“ Druckes ein.

Dennoch hat auch heute noch etwa ein Hausvater innerhalb seiner Familie Machtmittel, die in diesem engen Bereich eine fast ausnahmslose Befolgung der von ihm gut geheissenen oder ausgesprochenen Sittenvorschriften sichern. Deshalb ist zwischen Recht und Sitte selbst in Hinsicht auf die Vollstreckbarkeit ihrer Anordnungen eher nur ein Grad-, als ein Wesens-Unterschied. Die Grenzen zwischen beiden sind vollends verwischt, wo der Staat, soweit er überhaupt da ist, mit der Familie verschmolzen ist. Nach der strengsten Auffassung des Begriffes ist da überhaupt noch kein Recht vorhanden, während doch die Sitte schon mancherlei Gebote ausgesprochen hat, die sich nach unseren Vorstellungen inhaltlich völlig mit Rechtssätzen decken,

wo sie etwa Erbfolge oder Ehescheidung regeln, und denen auch die mit staatlicher Gewalt bekleideten Familienverbände Nachachtung zu schaffen trachten.

Bei den Kolumbianern ist ein solcher Anfangszustand zu beobachten. Die erste Voraussetzung für ein wirkliches Recht, das Vorhandensein von richterlichen Ämtern und Ordnungen ist für sie allerdings im Keim gegeben. Da weder Völker- noch Siedlerschaften eine eigentliche Verfassung aufweisen, bleibt nur die Häuptlingswürde der Teilgeschlechter in den einzelnen Dörfern. Doch scheint sie, den vorliegenden Nachrichten nach zu urteilen, ein wirkliches Amt nur im beschränkten Sinn in sich geschlossen zu haben. Unter den Inlandkolumbianern spricht ein Rat der weisen Männer Recht, dem der Häuptling vorsitzt und in dem er auch dem Verurteilten die Verweise dieses Gerichtshofes ausspricht. Als der eigentliche Träger der Rechtssprechung tritt also ein Rat auf, der nur einen Teil, nicht die Gesamtheit der Männer der Rechtsgemeinde umfasst hat, als die man das Teilgeschlecht zu vermuten haben wird. Unter den Tlinkit umfasst ein solches Teilgeschlecht im Falle des grössten Umfanges etwa zwanzig Familienhäupter und zweihundert Seelen. Eine Körperschaft der Weisen unter diesen zwanzig mag man sich also als Gericht vorstellen.[1]

Durch ein seltsames Missverständnis ist man dazu gekommen, bei aller Rechtsvergleichung der Urzeit das Strafrecht in den Vordergrund zu schieben.[2] In Wahrheit ist gerade das Strafrecht erst auf einer der höheren Unterstufen der Urzeit ausgebildet worden, während, wie man sich mit geringem Aufwand von Einbildungskraft vorstellen kann, sehr frühzeitig Regeln für das wirtschafts-, das gesellschaftsrechtliche Verhalten der Menschen entstehen mussten. Es finden sich Keim- und Vorformen, die alle Grenzen noch unbestimmt und die Gebilde selbst schwankend und formlos genug erscheinen lassen.

Alles fliesst noch ineinander, was nach unseren Begriffen weit voneinander geschieden ist, so die Anfänge der auswärtigen Staatskunst und des Strafrechts. Jene Einzelfehden, die bei den Kolumbianern so leicht der Anlass zu Kämpfen der Teilgeschlechter, der Dörfer, ja der Völkerschaften wurden, wurden in der Regel durch Mordtaten Einzelner eingeleitet und oft noch eine Weile durch wechselseitiges Morden weiter geführt.

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 225;* Krause, Tlinkit 108, 100, 116 vgl. o. S. 136. — [2] Vgl. z. B. die erstaunliche Äusserung, der Fortschritt zur Strafe sei die Geschichte der Menschheit bei Mommsen (Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker, Fragen zur Rechtsvergleichung [1903] 2).

Sie wurden oft auch wieder durch Übereinkommen der in Mitleidenschaft gezogenen Genossenschaften auf Mass und Grenze einer Angelegenheit der Einzelnen zurückgeführt, vielleicht der beiden Nächstbeteiligten: in Gestalt des Zweikampfes. Raub, Mord, Krieg, Zweikampf sind noch fast ungeschieden.

Die sittliche Wertung aller dieser Formen der Gewalttat war unzweifelhaft ebensowenig geschieden. Die Anschauung unserer Stufe spricht in einer uns kaum noch bewusst werdenden Unfolgerichtigkeit bestimmte Arten der Tötung heilig: so den Krieg, und mit geringer Einschränkung den Zweikampf. Sie setzt dagegen die schwersten Strafen auf die übrigen Fälle der Tötung. Sie macht dabei auch nicht etwa Unterschiede der grösseren oder geringeren Offenheit: denn sie billigt den tückischen Überfall im Krieg, ebenfalls mit geringen Einschränkungen. Und sie bestraft die Tötung auch dann mit sehr harten Strafen, wenn sie am hellen lichten Tage etwa in der Form eines rasch aufgedrungenen Zweikampfes stattfände. Sie macht offenbar nur den Willen einer grösseren Gemeinschaft, für den Krieg den des Staates, für den Zweikampf den der Klasse, zum Merkmal der Rechtfertigung.

Alle diese Unterscheidungen waren einem Urzeitvolke, wie den Kolumbianern offenbar gänzlich fremd. Menschen, die ihre Kinder ebenso wie ihre Eltern töteten, falls sie sie nicht zu ernähren vermochten, können bei einem Mord kaum sittliche Bedenklichkeiten spüren. Das Gewissen, das sich die etwas kindlich-schulmeisterliche Vorstellung auch noch vieler Heutiger wie einen seit Anfang der Menschheit — seit dem Sündenfalle etwa — wirksamen, wohl gar sich stets gleichbleibenden Frage- und Antwort-Automaten denkt, ist auf dieser Stufe, wenn überhaupt schon ausgebildet, sodann sicherlich auf ganz andere Dinge eingestellt, als auf Mord und Totschlag. Vielleicht dass es für verrucht gilt, seinen Vater zu töten, wenn er noch bei vollen Kräften ist?[1]

---

[1] Auch das ist fraglich. Krause (Tlinkit 244 ff.), der überhaupt vom Recht sehr wenig sagt, lässt alle diese Dinge beiseite. Da er sonst so unendlich viel neues bietet, wird ihn darüber niemand tadeln dürfen. Aber warum wird nicht einmal ein Fragebogen aufgestellt, der alles heut notwendige dem reisenden Völkerkundigen zur Beantwortung an Ort und Stelle übergibt. Dazu müsste auch eine Reihe von Fragen gehören, die den Bezirk der sittlichen Anschauungen jeder Völkerschaft abzugrenzen erlaubten. — So schrieb ich 1904; inzwischen hat Dr. Thurnwald im Auftrage der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre einen solchen Fragebogen aufgestellt, für den ich den Abschnitt Glauben bearbeitet habe, um auch werktätige Teil-

Auch die ursprüngliche Auffassung der jungen Völker vom Wesen der Strafe scheint hier der feinen Begriffsmischung gegenüber, die unsere heutigen Vorstellungen beherrscht, sehr derb und einfach zu sein: sie erscheint ausschliesslich vom Gedanken der Wiedervergeltung beherrscht. Er ist an sich weder gesellschaftlich, noch ungesellschaftlich gedacht: ein Einzelner kann ihn ebensowohl hegen, wie eine Gemeinschaft. Um so mehr ist er geeignet eine Stufe der Rechts- und Gesellschaftsentwicklung zu beherrschen, auf der der Einzelne sich nur eben erst dem Gefüge kleiner und lockerer Gemeinschaften einfügt.

Gleichwohl muss schon längst bei den Kolumbianern eine Scheidegrenze zwischen Kriegführung und Strafrecht bestanden haben. Sie ist zwar nicht durch Berichte, wohl aber durch Folgerung aus ihnen leicht zu ziehen. Wenn es von den Binnenkolumbianern heisst, dass ihre rechtsprechenden Ratskörperschaften über Mord, Diebstahl und wenig andere Dinge befinden, so können damit kaum die Gewalttaten gemeint sein, die von Mitgliedern der eigenen Gemeinschaft gegen die anderer begangen sind, sondern nur die innerhalb des Teilgeschlechts, oder was immer die Gerichtsgemeinde sein mag. Und so stellt sich vielleicht schon bei dieser ersten Frage nach der Ausdehnung des Geltungsbereichs des Rechts die Zwiespältigkeit des Zustandes dar: nach aussen hin ficht der Einzelne seine Angelegenheiten für sich und mit so viel Gewalttat durch, wie ihm beliebt, innerhalb der noch in Wahrheit zusammenhaltenden Gemeinschaft aber wird seiner Willkür die Fessel des Rechts angelegt. Die Tragweite dieses Unterschiedes ist bestimmt durch die Ausdehnung der Rechtsgenossenschaft. Und da sie schwerlich grösser als die Dorfschaft, wahrscheinlich nur gleich dem Teilgeschlecht war, so war die Zahl der Möglichkeiten willkürlich kriegerischen Einzelvorgehens weit grösser als die der Fälle rechtlicher Bindung und nachträglicher Bestrafung. Zu vermuten ist noch, dass die Rechtsgemeinschaft dann, wenn sie durch den Streit eines ihrer Mitglieder in den Kampf mit einer anderen Einung verwickelt wurde und mit ihr etwa sich über eine Busse verständigte, auch in solcher auswärtiger Angelegenheit über ihr Mitglied aburteilte.

---

nahme für ein solches Unternehmen zu beweisen. Für einen engeren Bezirk, den des Rechts, besteht schon seit einiger Zeit ein solcher Fragebogen, der von Kohler (Fragebogen zur Erforschung der Rechtsverhältnisse der sogenannten Naturvölker, namentlich aus den deutschen Kolonialländern: Ztschr. f. vergl. Rechtswiss. XII [1897] 427—440).

Mord, Diebstahl und sehr wenig andere Rechtsbrüche kennt das — selbstverständlich ungeschriebene — Recht. Bei bestimmten Binnenkolumbianern bestanden die Strafformen aus Bussen und dem Tadel des Häuptlings. Die Anwendung der Peitsche, von der in einem Fall berichtet wird, bezieht sich nur auf ein Verhältnis von Untertänigkeit, in das ein Teil der Stammgruppe der Tschinuk einer Völkerschaft der ihnen stammfremden Binnenkolumbianer gegenüber geraten war. In geringere Dinge mischt sich die Gemeinschaft gar nicht oder nur leichthin. So gilt bei den Tschinuk der Diebstahl wohl als Vergehen und der Dieb ist gehalten, das gestohlene Gut zurückzuerstatten. Ist dies aber geschehen, so haftet an dem Täter keine Unehre mehr. Andrerseits wird bei den Tschinuk die Beraubung eines Bestattungsplatzes von der Gesamtheit mit dem Tode bestraft. Aber weder für die Aufdeckung des Tatbestandes noch die Form der Aburteilung scheinen Gericht oder Verfahren zu bestehen. Andere geringere Vergehen werden bei den Tschinuk nach gemeinem Recht der Dorf- oder Völkerschaft durch Zahlung eines Ausgleichwertes gebüsst. Bei den Nutka wird ähnlich die Vergewaltigung eines erst neunjährigen Mädchens, ja auch, wenngleich wohl nur in schweren Fällen, der Diebstahl mit dem Tod durch die Gemeinschaft bestraft. Aber andere Rechtsverletzungen pflegen durch die Beteiligten selbst im Wege der Entschädigung beglichen zu werden, wobei, nach Aussage der Reisenden, die Häuptlinge sich wenig oder gar nicht einzumischen scheinen.[1]

Besonders bemerkenswert ist sicherlich die Anschauung, dass auch andere Verbrechen, als Mord, mit dem Leben gebüsst werden müssen. So gilt bei den Tschinuk die schädliche Zauberei des Sehers für ein todeswürdiges Verbrechen: so wenn der Seher, den ein Rachsüchtiger durch Walfischzähne oder Hingabe eines Weibes bestochen hat, dessen Feinde eine Krankheit anzaubert. Allerdings ist dabei nicht die Rede von einer öffentlichen Strafvollziehung: sondern die Verwandten des Verzauberten töten den Zauberer, aber da es Brauch ist und unter allgemeiner Billigung geschieht,[2] so ist auch darin schon eine Keimform des Verbrechensbegriffes zu erkennen.

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 275, 240, 194.* — [2] Aussagen des Tschinuk Keltee im Wortlaut: Urkunden von höchstem Wert, insofern sie von einem Angehörigen des Urzeitvolkes selbst stammen und schon in der Form — trotzdem sie Antworten auf die Fragen des deutsch-amerikanischen Forschers sein mögen — den Geist des Urzeitalters atmen. *(Boas, Chinook Texts [1894] 207.)*

Ein anderes Verbrechen dieser Art ist der Frauenraub: aber trotzdem hier die Strafe eine wirklich öffentliche ist, haftet auch diesem Fall eine Unvollkommenheit an, die ihm das Gepräge wirklichen Rechtes halb wieder nimmt. Wird einem Mann seine Frau entführt, so kann er Busse verlangen und falls sie nicht erlegt wird, den Entführer oder, wenn er seiner nicht habhaft wird, einen seiner Verwandten töten. Sein Geschlecht tritt ihm in der nun entstehenden Fehde zur Seite.[1] Also die Gemeinschaft selbst übernimmt die Vertretung der Rechte des Einzelnen: aber man erwäge, dass hier ja im Grunde nur ein auswärtiges Verhalten der Gemeinschaft vorliegt. Die Frau eines Mannes kann ihm, bei dem bestehenden schweren Inzuchtsverbot, nur durch einen Nichtgeschlechtsgenossen entführt werden: dieser Fall also spielt sich immer nur zwischen zwei Genossenschaften ab. Bedenkt man ferner, dass bei den Tlinkit und vermutlich auch bei den meisten anderen Gliedern dieser Stämmefamilie die einzige öffentliche Gewalt, die einzige Form staatlicher Gemeinschaft dargestellt wird durch das Teilgeschlecht, d. h. etwa eine Anzahl von 120 bis 200 Menschen — Männer, Frauen und Kinder in eins gerechnet — so wird man erkennen wie völlig hier die Rache des Einzelnen und seine ihm ganz natürlich helfenden Verwandten und die Strafe des entstehenden Staats ineinander verschwimmen.

Ein Entwicklungsgang, der über mehr als eine Stufe führte, mag auch diesen Zustand vorbereitet haben. Sehr deutlich schimmert noch ein Anfang durch, der den Einzelnen nur auf die Selbsthilfe verwies. Die Gemeinschaft ist eben erst im Begriff sich dieser Dinge anzunehmen: aber da sie selbst von so geringem Umfang ist, so kann man noch kaum behaupten, dass die Grenze zwischen Rache und Recht überschritten ist, dass der Einzelne der Gemeinschaft für sein Tun verantwortlich wird. Das Entscheidende ist im Grunde die Grösse der Körperschaft, die sich um Verbrechen und Strafe kümmert, richtiger gesagt, erst gewisse Handlungen als Verbrechen brandmarkt: die Grundeinheit des Teilgeschlechts, die auf allen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung — Teilgeschlecht, Geschlecht, Grossgeschlecht, Urvölkerschaft, Urstamm, Horde — vielleicht, im Grossen und Ganzen gesehen, den gleichen Umfang behielt, ist zu klein, als dass man sie als Recht schaffende Gemeinschaft anerkennen möchte. Oder sie war es nur insofern, als sie Ver-

[1] Aussage Keltees. *(Boas, Chinook Texts 252;* vgl. Kohler, Zum Recht der Tschinuk, Ztschr. f. vergl. Rechtswiss. XVII [1905] 334.)

brechen, die innerhalb ihrer eigenen Grenzen von Mitglied zu Mitglied begangen waren, in Obacht nahm. Davon ist zuweilen wohl die Rede: bei den Tschinuk gibt es eine sehr umständliche Sühnevorschrift für einen Mörder, wobei an einen Mord am eigenen Gemeinschaftsgenossen gedacht zu sein scheint. Nach ihr wird dem Mörder durch Kohle das Gesicht geschwärzt und so — vielleicht zu seinem Schutze? — unkenntlich gemacht; sein Leib wird mit Zedernborke umhüllt, dass kein Unheil von ihm ausgehe; er muss fünf Tage stehend und ohne Trank verbringen, immerfort auch ä, ä schreien — vermutlich, damit sich ihm niemand nähere. Nach Ablauf dieser Frist wird ihm Wasser gereicht, auch Essen, aber noch dreissig Tage lang brät man ihm das Fleisch so lang, bis es schwarz ist und er muss es stehend zu sich nehmen und nur fünf Mund voll. Und auch später noch wird er gemieden: man isst niemals in seiner Gesellschaft, ja niemand duldet, dass er ihm beim Essen zuschaue — sicher aus dem alten Sicherheitsgrund, der bei so vielen Urzeitvölkern den Essenden gebietet beiseite zu gehen und nach dem schon die Hunde handeln. Der Mörder darf kein Kind anschauen und wenn er rastet, darf er nicht sitzen, nur knien.[1] Diese Sühne ist auffällig milde und wohl nur nach vorauf-gegangener Busse zu denken und vielleicht ist es kein Zufall, dass sie bei der sehr friedliebenden und sehr wirtschaftlichen Stammesgruppe der Tschinuk festgesetzt wurde. Aber jedenfalls war die Tragweite selbst solch' beginnender, eher vermittelnder, als rächender Betätigung der Gemeinschaft in Mordsachen nicht allzuweit und betraf nur Ausnahmefälle. Eine Erhöhung der Bedeutung solches Eingreifens war nur denkbar bei Erweiterung des staatlichen Verbandes, bei Ausdehnung der staatlichen Gemeinschaft nach der Kopfzahl. Erst wenn nicht mehr das Teilgeschlecht, sondern die Völkerschaft oder zum wenigsten die Siedlerschaft sich ähnliche Befugnisse beigelegt hätte, wäre ein wahres Strafrecht entstanden. So eng ist das Emporwachsen des Rechts an das des Staates geknüpft.

Man könnte an dieser Anschauung irre werden, angesichts des Auftretens der Busse. Von Busse und Wergeld nämlich wird allerwärts berichtet. Die Tschinuk lassen leichte Vergehen

---

[1] So nach Keltees Schilderung *(Boas, Chinook Texts 258)*. Der Deutung dieser Sühne als einer religiösen, kann ich nicht beipflichten. (Kohler, zum Recht der Tschinuk, Ztschr. f. vergl. Rechtsw. XVII 334.) Dadurch werden nur falsche Auffassungen genährt, wie die vom Ursprung alles Strafrechts aus dem Zorn der Götter bei Mommsen (zum ältesten Strafrecht 3).

durch Zahlungen büssen, die Tlinkit haben ein in mehreren Stufen aufsteigendes Wergeld: ein Vornehmer gilt mehr, ein Häuptling das zwei- und dreifache eines gemeinen Mannes.[1] Aber auch diese Einrichtung braucht nicht notwendig öffentlicher Natur zu sein: nichts ist denkbarer, als dass auch der Einzelne seine Rache sich abkaufen lässt und der Übergang wird bei den Tlinkit selbst in der Form der Busse deutlich. Bei ihnen nämlich werden für einen erschlagenen Häuptling zwei oder drei Leben gefordert;[2] das mögen Sklaven sein, aber das Hinüberwachsen des Brauches aus der Rache in die Busse wird dadurch seltsam deutlich beleuchtet. Eine Blutbusse, die doch nur gleichsam Geldwert hat, bildet das Bindeglied. Und was man für den Mord gelten liess, konnte viel leichter noch auf kleinere Verletzungen an Gut und Blut übertragen werden: immer aber sicher eher als freie Abmachung zwischen den Einzelnen, denn als Satzung und von der Gemeinschaft verhängte Strafe. Zuletzt bleiben nur wenige Spuren wirklichen Strafrechts: um so deutlicher ist wie langsam und leise dies Gebilde aus der Selbsthilfe der Einzelnen emporgesprossen ist.

Das in unserem Sinne bürgerliche Recht zeigt sich dagegen früher und stärker entwickelt als das Strafrecht. Gewiss nicht in dem Sinne, dass die — allein im Blutsverband, im Geschlecht mächtig gewordene — staatliche Gemeinschaft Regeln aufgestellt hätte und ihre Einhaltung überwachte, wohl aber in dem anderen, kaum minder schwer ins Gewicht fallenden, dass über sehr viele Gegenstände dieses Rechtsbereiches feste Überlieferungen bestehen, an deren tatsächlicher Aufrechterhaltung, sei es durch sittlichen Druck — wie man heut in etwas zwiespältiger Weise zu sagen pflegt — sei es auch durch Dazwischenkunft der öffentlichen Gewalten im Streitfall, doch nicht zu zweifeln ist.

Das Gesellschaftsrecht, sehr reich entwickelt, wie es in einem Entwicklungsalter nicht zu verwundern ist, dessen Leben von den Gemeinschaften der Blutsverbände völlig beherrscht erscheint, ist auf diesen Blättern in seinen sachlichen Auswirkungen fort und fort beobachtet worden: die Macht des Ehemannes über seine Frauen, über seine Kinder, die des Sohnes über seine alt gewordenen Eltern, die Ordnungen des Geschlechtsverkehrs, die Inzuchtverbote, Ausheiratsgebote, die Lebensgemeinschaft der Geschlechter: dies alles und manches geringere sind ebenso viele Bestandteile eines oft erst auf-

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 238;* Krause, Tlinkit 122, 245. — [2] Krause, Tlinkit 122.

keimenden, öfter in seinen Gebilden reich entwickelten Gesellschaftsrechtes. Hier sei von ihnen nur noch da von neuem berichtet, wo die Linien dieses Bildes sich schärfer ausgezackt erweisen, und wo sich festlegen lässt, dass der Rechtsinhalt des gesellschaftlichen Lebens sich in der Form des Gebotes schärfer ausprägt.

Der Brautkauf zeigt sich streng geregelt, bei den Tschinuk wird der Preis in Walfischbarten, Sklaven und Decken gezahlt, allerdings ohne dass der Empfänger mehr Genuss davon hat, als eine neue Gelegenheit zu verschwenderischer Freigebigkeit: der Vater pflegt die empfangenen Gaben sogleich an seine Verwandten zu verteilen; diese ihrerseits sind durch die Sitte verpflichtet, der Braut wertvolle Geschenke zu bringen: darunter auch Walfischbarten, mit denen sie gleichsam vorbildlich dem jungen Paar den Kopf krauen. Aber peinlich genau ist das Zahlenverhältnis festgesetzt, in dem der von den Verwandten aufgewandte Wert zu dem des Brautpreises stehen muss: auf zehn Decken, die der Bräutigam zahlte, geben sie acht, auf fünf vier. Wenn die Verwandten der Braut viel Speisen bringen, dann zahlen die des Mannes noch eine Draufgabe. Selbst auf die Kinder noch erstreckt sich diese ganz wirtschaftliche Schätzung der Menschenkraft: wenn einer jung verheirateten Frau, die ihrem Mann in eine andre Siedlerschaft nachzog, ihr junges Kind stirbt, so gibt ihr Vater einen Sklaven oder ein Kanu her, wie zum Ersatz für den entwichenen Gewinn an Menschenleben.[1]

Trotz aller Genauigkeit dieser Vorschriften und trotz der Peinlichkeit ihrer Innehaltung liegt hier unzweifelhaft erst der Keim des Rechts vor: halb Gewohnheitsrecht, halb Sitte, jedenfalls mit Strenge und kaum geringerer Folgerichtigkeit aufrecht erhalten, als ein von staatlicher Gewalt behütetes Recht. Ja die gleiche rechtartige Starrheit der Sitte reicht noch in ein früheres Entwicklungsalter zurück, von dem sich bestimmte Reste am Leben erhalten haben. Für den Frauenraub gibt es ganz ebenso feste Bräuche: wird einem Mann das Mädchen, für das er einen Brautpreis zu zahlen willens ist, auch nach wiederholter und dreifacher Werbung abgeschlagen, so darf er sie entführen. Die Verwandten, etwa die älteren Brüder, holen sie dann wohl nach wenigen Tagen wieder zurück, sie aber entläuft ihnen bald wieder, und wenn sich dieser Vorgang drei-

---

[1] *Boas, Chinook Texts 251f.*, dazu Kohler, Recht der Tschinuk (Ztschr. f. vergl. Rechtsw. XVII 331f).

mal abspielt, so lässt ihre Familie sie dem Mann, und es wird für sie nur ein kleiner Preis gezahlt.[1] Man sieht leicht, dass hier nicht mehr wirklicher Frauenraub vorliegt, sondern eine die Gewalt nur mehr andeutende Umbildung, gleichsam eine Stilisierung. Aber fast lässt sich hieraus schliessen, dass die Entwicklung vor und zu diesem Zustand denselben Weg gegangen ist, dass auch die wirkliche Gewalttat allmählich Regel und Form angenommen haben muss. Damit selbst das dritte Glied nicht fehle, so besteht auch noch eine Gruppe von Bräuchen, die, ganz ähnlich denen unseres Landvolkes in mehr als einer Gegend, den Brautraub nur vortäuschen: die Braut wird von einer Frau auf dem Rücken davongetragen, die Verwandten des Bräutigams nehmen den Verwandten der Braut die zur Gegengift gegebenen Decken scheinbar mit Gewalt und so fort. Diese Folge ist wichtig, da sie in ununterbrochener Kette von wahrer zu vorgetäuschter Urzeit hinüberleitet. Ja es findet sich in einer offenbar alten Tiersage der Tschinuk ein Fall des Wettspiels zwischen mehreren Bewerbern um eine Braut: ein Häuptling stellt ein Elchgeweih auf, wer es zerbrechen kann, soll seine Tochter heimführen.[2]

Ein anderer Rechtsbrauch, der das Leben der Familie bestimmt, weist vielleicht in noch weiter entlegene Zeiten rückwärts. Es ist die bei den Tlinkit und Tschinuk nachgewiesene Sitte, dass nach dem Tode des Mannes die Witwe seinem jüngeren Bruder zufällt, eine Vorschrift, die selbst noch weiter abseits stehende Verwandte des Mannes, bei den Tlinkit selbst noch den Schwestersohn, in sich begreift, so dass die herrenlos gewordene Frau gleichsam als das Eigentum des Geschlechtes ihres Mannes gilt. Andrerseits entspricht dieser Regel die andere Sitte, dass wenn die Frau stirbt, ihre ältere oder jüngere Schwester dem Witwer zufällt. Man hat hierin sicher mit Recht einen letzten, leisen Nachhall der Gruppenehe — richtiger wird man sagen müssen des Mischverkehrs der Horde — vermutet.[3]

Die Anfänge eines Erbrechts[4] in der gleichen Keimform des Brauches sind vorhanden: das Mutterrecht der Tlinkit bewirkt, dass der Schwestersohn den Mutterbruder beerbt, während, wie es fast scheint, dessen eigene Söhne leer ausgehen und nur ihrer Mutter Verwandten beerben. Andrerseits macht sich der

---

[1] Keltees Bericht bei *Boas (Chinook Texts 252).* — [2] *Boas, Chinook Texts 251; The salmon myth,* ebenda 77; Kohler, Tschinuk 332. — [3] Jelchsage bei Krause (Tlinkit 254); Keltees Bericht bei *Boas, Chinook Texts 252, 257;* Kohler, Recht der Tschinuk (Ztschr. f. vergl. Rechtswiss. XVII) 332. — [4] Bei Ratzel, Völkerkunde [2]I 561 leider keine Nachweise.

stärkste der bestehenden weiteren Verbände geltend, das Geschlecht: bei den Tschinuk wird die Habe eines Verstorbenen unter alle seine Verwandten verteilt. Die Kraft letztwilliger Verfügung lässt sich bei derselben Stammesgruppe wenigstens in dem einen Falle erkennen, dass ein sterbender Mann seine Frau einem Bestimmten unter seinen Verwandten hinterlassen darf.[1]

In den Bezirken des Wirtschaftsrechtes fehlt es nicht an ähnlich folgenreichen Ansätzen, nur dass sie vielleicht noch keimhafter blieben. Die Tlinkit gehen tagaus tagein zahlreiche stillschweigende Verträge ein, Kauf- aber auch Dienstverträge: denn sie lieben es nicht, auch nur kleine Hilfleistungen ohne Entgelt zu leisten. Die wichtigste Frage bleibt wie für den wirtschaftlichen Kern, so auch für die rechtliche Schale, die nach der Abgrenzung zwischen Sonder- und Gemeineigentum. Wenn von den Tlinkit berichtet wird, dass sie nicht allein das — wie es scheint gemeinkolumbianische — Sondereigentum am beweglichen Gut, an Kleidern, Waffen und Geräten kennen, sondern auch ein Sonderrecht des Einzelnen am Jagdgrund, ja sogar an Handelswegen ausgebildet haben und niemandem gestatten, ohne Erlaubnis und Entschädigung von beiden Gebrauch zu machen, so ist man geneigt, dies alles für ein Zeugnis höherer wirtschaftlicher Entwicklung zu nehmen. Allein die so handelskräftigen Tschinuk, die sicher ebenso weit, wenn nicht weiter gediehen sind, sind doch stetig bei der Gemeinwirtschaft verharrt: sogar der Walfisch wird von der ganzen Siedlerschaft zu gesamter Hand gejagd und verteilt: der Häuptling zeigt jedem, wieviel Spannen er sich abschneiden darf. Der Einzelne besitzt wohl Sklaven, Boote, Geräte, aber auf die Jagdgründe haben nur Geschlecht oder Siedlerschaft Rechte.[2] So erhält man den Eindruck, als sei selbst diese wichtigste Umwälzung des wirtschaftlichen Lebens, die sich in der Urzeit zwar gewiss nicht vollzogen, wohl aber angebahnt hat, von feineren Einflüssen abhängig, als man vorläufig erkennen kann und jedenfalls nicht von so groben Greifbarkeiten, wie die materialistische Geschichtsschreibung sie vorzustellen liebt.

Wenn Recht wirklich im Grunde nur Form des Lebens ist, so wird man es in einem Betracht bei diesem Urzeitvolk als schon höchst ausgebildet empfinden: in Hinsicht auf die Pein-

---

[1] Krause, Tlinkit 161; *Boas, Chinook Texts 257;* Kohler, Recht der Tschinuk 334. — [2] Krause, Tlinkit 167 f.; Keltees Bericht *(Boas, Chinook Texts 262);* Kohler, Recht der Tschinuk (Ztschr. f. vergl. Rechtsw. XVII) 333; *Bancroft, Pacific States I 239.*

lichkeit, die Strenge der äusseren Rechtshandlung, was nun freilich nach allen Seitenstücken dieser Richtung in Sitte und Wirtschaft, Familie und Klasse kaum noch Wunder nehmen kann. Und wie selbstverständlich ist die Gemeinschaft die Trägerin dieser Form. So wildwachsen noch die Kraft des Einzelnen, wenigstens wo es sich um Leib und Leben handelt, um sich greift, so ist doch das Strafrecht oder die Gruppe von Bräuchen, die ihm entspricht, voll von Förmlichkeiten, über die die Überlieferung mit grosser Strenge wacht. Kommt es bei den Tlinkit über einen Mord und dessen Folgen schliesslich zur Versöhnung der beiden Parteien, so schliesst man den ganzen Handel mit einem Feste ab, dessen eigentlichen Kern ein Schauspiel bildet. Und in ihm werden alle Vorfälle, die zu dem Streit führten und ihm folgten dargestellt, die Beilegung des Zwistes macht den Beschluss dieses Schaustückes. Die büssende Partei verteilt dabei Geschenke.[2]

Man würde sicher fehl gehen, wenn man in dieser Aufführung ein Schauspiel in unserem Sinn, eine künstlerische Lustbarkeit, also zum Zweck der Unterhaltung, sehen wollte. Sondern sicher war hier Kunst und Leben eins: indem man die Vergangenheit — den Kampf — noch einmal vor Augen führte und nachmachte, nachschuf, kam die aufs innigste mit ihr verknüpfte Gegenwart — der Friede — erst recht zu Kräften. Ja es war sicherlich ein Zauber, der hier obwalten sollte: man stellte Kampf und Sühne dar, indem man sie darlebte und dadurch erhielt die neue Versöhnung Weihe und Macht.

SECHSTER ABSCHNITT

DIE STAATS- UND DIE KRIEGSKUNST

Alles was man von dem auswärtigen Verhalten der staatlichen oder doch gleichsam staatlichen Verbände der Kolumbianer weiss, ist geeignet, die Meinung von der Wichtigkeit und einigenden Kraft dieser Verbände herabzudrücken. Denn in den sichtbarsten ihrer Lebensäusserungen, den gewaltsamen Zusammenstössen, zeigen sie sich wesentlich bedingt durch den Willen, ja die Willkür des Einzelnen.

---

[1] Krause, Tlinkit 244, Anm. 2.

Von den vorkolumbischen Zeiten dieser Völkerschaften, von den Wanderungen, die sie in ihre heutige Heimat geführt haben, ist nicht einmal in der Sage mehr ein Nachklang erhalten. Aber ein gewisses Mass von Kraft wird man der Urvölkerschaft der Kolumbianer, die dieses Land nicht zu besetzen nur, nein, auch festzuhalten wusste, zurechnen müssen, denn dieser Küstenstrich mit seinem unerschöpflichen Fischreichtum ist, wie man es ausgedrückt hat, ein Paradies für die noch nicht zur Kenntnis des Körnerbaues vorgeschrittenen Urvölker und er scheint einen der besuchtesten Durchgangs- und Ausstrahlungspunkte für die Völkerzüge der ältesten Zeiten dargestellt zu haben. Hat man doch selbst die Behauptung aufgestellt, dass das Tal des Kolumbiaflusses die Wiege aller nord- und südamerikanischen Stämme gewesen sei.[1] Selbst gesetzt den Fall, die heutigen Kolumbianer hätten die Nachhut dieses unabsehbar langen Völkerzuges gebildet, der etwa von Asien herüber hier vorbeigeflutet wäre, so hätten sie doch einen nicht ganz niederen Grad von staatlicher und kriegerischer Tüchtigkeit gezeigt, indem sie den Nachdringenden gegenüber Stand hielten, an denen es, wie ein Blick auf ihre viel übler bedachten Nachbarn im Norden und Osten lehrt, nicht gefehlt haben kann.

Aber von dieser, wenn auch noch so unbewusst und triebmässig bewiesenen Kraft zeigen die Staatszustände der Kolumbianer des neunzehnten Jahrhunderts nichts mehr. Selbst unter den Tlinkit, deren Einigung noch am weitesten gediehen ist, hat wohl zeitweise eine Völkerschaft — es sind die besonders geachteten und gefürchteten Tschilkat — eine tatsächliche Übermacht in der gesamten Stammesgruppe, ja noch über ihre Grenzen hinaus, innegehabt, aber selbst von vorübergehenden Versuchen eine wirkliche Stammeseinheit herzustellen, ist nichts überliefert. Die Tschilkat haben im Jahre 1806 vermocht, einem weit um sich greifenden Kriegsbrande unter den übrigen Tlinkit nur durch Geltendmachung dieses Übergewichts ein Ende zu setzen; sie haben selbst benachbarte Völkerschaften der binnenländischen Tinnee gezwungen, ihnen ein ausschliessliches Recht auf die Vermittlung ihres Handels mit der See zu erteilen. Auch sonst treten zuweilen Völkerschaften um wirklich öffentlicher Angelegenheiten willen als handelnde Körperschaften auf: die Jakutat haben sich den Tschilkat zu den Zeiten von deren grossem Häuptling Ilchak zu einem gewissen Untertänigkeitsverhältnisse verbunden. Um 1880 gestanden sie wiederum

[1] *Morgan, Ancient Society 108 Anm. 1,* Urgesellschaft 92 Anm. 34.

den Tschilkat ein Vorrecht auf den Handel mit Seeotter-Fellen zu.

Alle derartige Beziehungen dauernder Art zwischen den Völkerschaften verschwinden aber unter der Menge ganz vorübergehender gleichsam zufälliger Berührungen, die allesamt die Angelegenheiten der Einzelnen zum Ursprung und Anlass haben. Fort und fort gerät der einzelne Tlinkit in Widerspruch und Streit mit Anderen. Da er aber so ganz körperschaftlich fühlt und lebt, da er insbesondere völlig eingereiht ist in die Gemeinschaft des Geschlechts, so verwickelt er dieses und wenn der Kampf weiter um sich greift auch die weiteren Einungen der Siedler- und Völkerschaft auf das häufigste in seine ganz persönlichen Händel. Durch eine seltsame Verflechtung von Sonder- und Gemeinschaftsleben wird so im Grund der vorhandene Anfang staatlicher Einrichtungen weit mehr in den Dienst des Einzelnen gestellt, als dass, wie zu erwarten wäre, umgekehrt der beginnende Staat den Einzelnen in seinen Bann zwänge.

Der Einzelne aber hat tausend Anlässe zu Streit und Feindseligkeit. Der Tlinkit ist überaus empfindlich und seine Eigentumsbegriffe sind sehr scharf und zart ausgebildet. Und so hat er stets über persönliche oder sachliche Verletzungen zu klagen: körperliche Verletzung, Eingriffe in fremde Jagd- oder Handelsbezirke, eheliche Untreue, Streit beim Spiel und in Trunkenheit sind ebensoviele Quellen zuerst persönlichen, demnächst öffentlichen Haders. Zuweilen greift diese Streitlust zu den schärfsten Mitteln. Ein beleidigter Tlinkit, der seinem Gegner ernstlich nach dem Leben trachtet, nimmt weder Speise noch Trank zu sich, bis er seinen Zweck erreicht hat. Dann aber sind nach dem ungeschriebenen Gesetz der Blutrache die Verwandten des Erschlagenen, ist sein Geschlecht verpflichtet, Blut für Blut zu fordern. Und ehe nicht auf beiden Seiten gleich viele getötet sind oder ein Vergleich durch Entschädigung geschlossen ist, kommt es nicht zur Herstellung des Friedens. Allein so zahlreich diese Zusammenstösse sind, sie sind sehr selten von langer Dauer: auch wenn ganze Völkerschaften in sie verwickelt sind, gelangt man bald zur Verständigung. Ganz ähnlich scheinen sich auch die anderen Stammesgruppen der Kolumbianer zu verhalten: von den Nutka weiss man, dass ihre Teilverbände sich immerfort in neue Händel miteinander verwickeln. Sie haben eine Form der Botschaft zwischen Völkerschaft und Völkerschaft, die sich völkerrechtlichen Schutzes erfreut: sie wird durch einen Mann überbracht, der eine geschmückte Pfeife

trägt. Gemeinsames Rauchen macht auch den Friedenschluss erst recht feierlich.[1]

Doch was wir mit dem kurz abfertigenden Wort feierlich bezeichnen, ist immer und in jedem Falle eine lange Kette von genau vorgeschriebenen, peinlich innegehaltenen Gebärden und Anreden. Schon dem Reisenden, der 1805 diese Küsten besuchte und dessen Auge für feinere Abschattungen des Lebens noch nicht sehr empfänglich sein konnte, fiel die Förmlichkeit der Tlinkit auch bei gelegentlichen und unwichtigen Berührungen auf. Er schildert, wie sie in ihren zierlichen Einbäumen, immer in Gesellschaft von mehreren Männern und Frauen gekommen, sich der russischen Siedlung nie anders als mit Gesang und taktmässigem Rudern näherten. Hatten sie dann beinahe den Landungsplatz erreicht, so hielten sie die Boote an und einer von ihnen erhob sich zu einer längeren Ansprache. Sie betraten den Strand nicht eher, als bis ihnen der Befehlshaber des Platzes selbst oder ein von ihm Abgeschickter bis zum Landungsplatz entgegengekommen war und ihnen die Erlaubnis zum Landen und die Zusicherung freundlichen Empfanges überbracht hatte. Doch erst nach einem Austausch von gegenseitigen Begrüssungen, der etwa eine halbe Stunde lang währte, stiegen sie wirklich aus den Booten. Die Ansprachen aber, die dabei gehalten wurden, waren, so versicherten die Dolmetscher, mit rednerischer Kunst abgefasst, doch enthielten sie nichts anderes als immer wiederholte, oft wörtlich wiederholte Zusicherungen, wie diese: wir waren eure Feinde, wir waren eure Feinde, wir haben euch geschadet; ihr waret unsere Feinde, ihr habt uns geschadet; wir wollen gute Freunde sein, wir wollen das Vergangene vergessen; wir wollen euch nicht mehr zu schaden suchen, tut auch ihr uns nichts mehr; seid unsre guten Freunde.[2]

Die natürliche Lust der einfachen Menschen am Reden, auch der Wohlverständlichen, die wir noch an unserem Landvolk beobachten können, mag hier einwirken. Aber sicher schwebte mehr noch der andere Gedanke vor, dass man, bevor man sich einem Unbekannten, einem Feinde anvertraute, durch Miene, Gebärde, Rede ihn beeinflusse, beschwöre, wenn man will bezaubere. Die Rede selbst hatte noch so satte, starke Farben, war noch so wenig verblasst, dass man sie für einen so tiefen seelischen Zweck für nutzbar hielt. Es war auch ein Spiel, das

---

[1] Krause, Tlinkit 100, 98, 244f.; *Bancroft, Pacific States I 189.* — [2] G. H. v. Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—1807 II (1812) 95, dazu Krause, Tlinkit 51 f.

die Vergangenheit wiederspiegeln, aber zugleich Gegenwart, Zukunft, Leben bedeuten sollte.

Dem seltsamen Mittelding von Einzel- und Gemeinschaftshandeln, als das sich das auswärtige Verhalten dieser keimenden Staatswesen herausstellt, entspricht die Form ihrer Kriegskunst durchaus. Unter den Kolumbianern ist selbst der Tlinkit nicht eigentlich tapfer. Er geht einer offenen Gefahr ungern entgegen. So sind denn die Fehden der Einzelnen und der Geschlechter nicht wirklich offene Kämpfe, sondern eher eine Folge von Mordtaten, ausgeführt aus sicherem Verstecke heraus. Ganz ähnlich verfahren aber auch die Völkerschaften im Kriege gegeneinander. Auf Hinterhalte und nächtliche Überfälle läuft die angewandte Gefechtskunst hinaus. Zu den sehr geräuschvollen Vorbereitungen und der Kampfeswut, die die Tlinkit vor dem Treffen an den Tag legen, steht die kurze Dauer ihrer Kleinkriege und ihre Neigung schon nach geringen Verlusten Frieden zu schliessen, in einigem Widerspruch. Oft führt man auch den öffentlichen Kampf wieder auf das Mass und die Grenzen einer Einzelfehde zurück. Dann stellen die im Streit befindlichen Parteien nur die Zuschauer dar und von jeder Seite tritt ein erlesener Krieger zum Zweikampf auf.

Die Hinterlist ihrer Kriegführung ist zum Teil durch die Verschwägerung der staatlichen Verbände zu erklären, die ja durch die Muttergeschlechter allesamt durchquert und aufs mannigfaltigste verwandtschaftlich verbunden sind. Die Vorbereitungen müssen deshalb vor den Frauen geheim gehalten werden. Selbst im Gefecht setzt man noch Tiermasken auf. Gelingt es, sich einem Dorfe zur Nachtzeit zu nähern und bei Tagesanbruch seiner Herr zu werden, so ist der Kampf unerbittlich und grausam: man tötet alle Männer, die nicht fliehen, Frauen und Kinder schleppt man in die Gefangenschaft. Den Erschlagenen schneidet man die Köpfe ab und steckt sie zu Hause auf Pfähle.[1] Noch fehlt dem Krieg völlig der Zug ins Massenhafte, der sein Bild auf den höheren Stufen fast am stärksten bedingt und bestimmt hat. Aber wird man diese Form des Kampfes deshalb niedriger einschätzen dürfen? ihr Persönlichkeitswert war wahrscheinlich höher, jeder Kämpfer hatte vielmehr von sich selbst einzusetzen, und alle Zauber und Reize der Spannung und eines jagdlustartigen Eifers, die den Kleinkrieg auszeichnen, sind noch frisch und stark. Fenimore

[1] *Boas, First Gen. Rep. (V. Rep. North-Western Tribes) 38.*

Cooper hat doch nicht nur Märchen geschrieben, so viel falsche Lichter er auch aufgesetzt haben mag. Eines Sommers — und dies ist eine Kriegserzählung, die schon viele Geschlechter am abendlichen Herdfeuer unterhalten hat, denn sie ist schon achtzig Jahr alt — hatten die Seka-umk, eine kleine Völkerschaft bei den Quellen des Nord-Thompson-Flusses, aus einer Schöschwap-Siedlung stromabwärts am Mittellauf dieses Flusses zwei Frauen gestohlen. Die Brüder der Geraubten waren nicht müssig, die Seka-umk zu verfolgen, aber sie waren zu schwach, um die Gegner zu überwältigen. Im Herbst, als der Schnee schon fiel, machten sie sich von neuem auf und fanden bald die Spuren ihrer Feinde, die weiter gegen Mitternacht gezogen waren. Eine von den Frauen trug zu der Zeit, als sie von den Seka-umk überrascht wurden, eine Decke aus dem Fell des Weissschwanzhirsches. Auf dem Zuge hatte sie sie in kleine Stücke zerrupft, diese Stücke in Zweiglein gesteckt, die sie von den Bäumen am Wege brach — diese Brüche aber legte sie in der Richtung, in der der Zug ging. Die Schöschwap fanden die Reiser und wussten nun, dass sie auf der rechten Spur seien. Zuletzt erreichten sie den Lagerplatz, den die Seka-umk am Morgen verlassen hatten. Sie folgten dem Zug in gemessener Entfernung; auf dem Marsch aber begegnete ihnen ein Rudel Hirsche: einen schossen sie wund, aber erlegten ihn nicht. Bei den Seka-umk aber war ein alter Blinder, den ein Knabe führte; er konnte nicht so rasch vorwärts kommen wie die andern und blieb hinter dem Zug zurück. An ihm kam der angeschossene Hirsch vorbei und der Knabe Lenker, der bei ihm war, bemerkte den Pfeil und dass es ein Pfeil der Schöschwap sei. Der Alte liess ihn sogleich vorwärts laufen zum Haupttrupp. Der Knabe brachte die warnende Botschaft, aber der Häuptling glaubte ihm nicht. Er schloss nur den Daumen mit zwei Fingern zusammen und bog die beiden andern Finger an den Daumen und hob so die Hand zum Antlitz: eine verächtliche Gebärde, zum Zeichen, dass er nicht glaube, dass die Schöschwap ihre Rückseite in diesem Lande zeigen würden. Die beiden Schöschwapfrauen aber sahen was vorging, und als die Nacht gekommen war, schlichen sie sich rückwärts. Da trafen sie ihre Brüder und diese leiteten sie an, ihre Männer — denn inzwischen waren sie mit zwei Seka-umk verheiratet worden — wach zu halten bis an den frühen Morgen. Die Frauen gehorchten und gegen Morgengrauen, als die Männer, endlich eingeschlafen, im tiefsten Schlummer lagen, überfielen die Schöschwap den Lagerplatz der Seka-umk und töteten alle, bis

auf drei, die ihre Schneeschuh angelegt hatten und entflohen waren.[1]

Immer ist der Plan der Küsten-Kolumbianer auf List und Überlegung gestellt: man zieht in die Nähe einer Siedlung, wartet die Nacht ab, eine Partei in Einbäumen, eine zu Land im Wald versteckt. Ist die Nacht eine Weile fortgeschritten, so ertönt ein verabredetes Zeichen und man greift von beiden Seiten an. Die Inland-Kolumbianer haben zu Pferde und auf dem freien Felde eine etwas andere Kampfweise annehmen müssen, aber auch hier ist alles auf den Schrecken des ersten Angriffs und die Überraschung gestellt. Sie greifen zuerst mit grosser Unerschrockenheit, mit furchtbarem Geschrei und grosser Schnelligkeit an, ziehen sich aber ebenso schnell wieder zurück und im weitern Verlauf des Kampfes bleibt es bei Scheinangriffen und Schüssen aus der Ferne und sie brechen die Schlacht nach geringen Verlusten ab. Bei tagelangem Fechten zwischen zwei starken Banden kommt wohl vor, dass nur ein Mann getötet wird.[2]

Bevor der Kolumbianer, etwa der Nutka, zu Felde zieht, verbringt er mehrere Wochen in Vorbereitung und Übung. Er badet, enthält sich der Weiber, reibt sich die Haut mit einem Strauchbesen, bis sie blutet. Auch die tapferen Inlandkolumbianer martern ihre Kriegsgefangenen grausam. Nur die sie als Sklaven behalten wollen, kommen mit leichteren Qualen davon. Die Weiber treiben zu diesen Quälereien an und lieben sich an ihnen zu beteiligen.

Ein bezeichnender Zug ist das Schauspielhafte des Kriegs. Man bemalt sich auf das abscheulichste, setzt greuliche Tiermasken auf, um sich zu erschrecken, man erhebt, wenn man aufeinander losgeht, ein furchtbares Geheul und Geschrei, in das selbst mitziehende Weiber zuweilen einstimmen. Und noch wenn man sich verständigt hat und die eine Partei schon willens ist, zwei Sklaven für einen erschlagenen Angesehenen hinzugeben, so wird ein Scheingefecht veranstaltet, in dem die beiden vorbestimmten Opfer fallen. Selbst Geiseln werden in solchem Scheinkampf der Form nach gefangen genommen. Frieden und Verständigung werden durch geräuschvolle Feste gefeiert, in denen man wiederum im stummen Spiel die Geschichte des voraufgegangenen Streites darzustellen liebt. Der Krieg selbst wird zum Spiel, wenn jene Zweikämpfe stattfinden, dann

[1] *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 86f.* — [2] *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 38;* Dodge, Die heutigen Indianer des fernen Westens (deutsch 1884) 231 ff.

begleiten die beiden Heere, die in Schlachtordnung dem Fechten zuschauen, den Waffengang mit Tänzen und Gesängen, deren Weisen sich den Wendungen und Glückswechseln des Kampfes anschliesst.[1]

Für Feldherrn- oder nur für Führerschaft ist in diesem Keimzustand der Kriegskunst noch wenig Raum. Immerhin ist fast die Regel, dass die Machtbefugnisse des Häuptlings im Kriege ausserordentlich anwachsen. Bei Völkerschaften des Inlands erlangt diese Befehlsgewalt einen hohen Grad: der Häuptling, an sich gewählt nach dem Masstab der Tapferkeit und alter Kriegserfolge, heischt und erhält unbedingten Gehorsam. Er geht an der Spitze seiner Streitkräfte und bei den Flachköpfen — den Flatheads, einer von diesen Völkerschaften — vermag er Strafen bis zur Geisselung zu verhängen. Bei den Stammesgruppen, bei denen die Sitte verbreitet ist, dass an Stelle eines Kampfes zwischen zwei Kriegsparteien, die einander mit den Waffen gegenüber stehen, zwei erwählte Kämpfer allein sich im Einzelkampf messen, sind das zuweilen, wie bei den Schöschwap, die Häuptlinge, aber es mag kein Zufall sein, wenn bei dieser selben Gruppe die Friedenshäuptlinge nicht auch die Kriegshäuptlingschaft verwalten; eine Arbeitsteilung, die vielleicht für diese auch auf den höheren Wehrstufen amerikanischer Urzeit häufig vorkommende Gedoppeltheit der Ämter überhaupt den Ursprung erschliessen lässt.[2] Dabei ist denkwürdig, dass diese Kriegshäuptlinge sogleich nach Beendigung des Feldzuges abdanken, auch später keinen Versuch machen, ihre Wiederwahl herbeizuführen: sie unterwerfen sich ihrem Nachfolger ohne Murren. Es ist eine Spaltung, die vielleicht ein viel älteres Vorbild hat, in der besonderen Einrichtung einer Lachs-Häuptlingschaft für den Fischfang bei einigen Binnenkolumbianern.[3]

Ein höchstes Mass von Besonnenheit erreicht die Kriegsvorbereitung in gewissen Anfängen des Festungsbaues. Im Jahre 1805 schon hat ein Reisender eine Veste der Tlinkit besucht, die an einer Meeresstrasse gelegen, einen mehrere hundert Fuss hohen Felsen krönte. Der einzige Zugang zu ihr

---

[1] Krause, Tlinkit 245 ff., 248; *Bancroft, Pacific States I 188f., 268f.*, dazu die Bemerkungen von *Niblack (The Coast Indians of Southern Alaska and Northern British Columbia: Rep. Nat. Mus. for 1888 [1890] 341f.)*, dessen Werk, zeitlich zwischen Bancrofts sammelnder Darstellung und Boas' gründlichen Einzelforschungen stehend, zu einem Teil überholt worden ist. — [2] *Bancroft, Pacific States I 275;* Krause, Tlinkit 248f.; *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 86.* — [3] *Bancroft, Pacific States I 275.*

war durch ein Verhau von starken Baumstämmen gesperrt und die Befestigung selbst bestand aus zwölf bis fünfzehn Fuss hohen Pallisaden, d. h. aus ganz dicken, dicht aneinandergereihten Baumstämmen. Selbst gegen das Meer hin war Deckung vorhanden in Gestalt eines Erdwalls. Die Umwährung umfasste doch Raum für 1300 bis 1400 Bewohner.[1]

Das Bild der Staats- und wie billig mit ihm gleichförmig das der Kriegskunst der Kolumbianer weist noch wenig grosse Züge auf: die Tlinkit, die am weitesten gediehen zu sein scheinen, haben doch nicht mehr erreicht, als dass zeitweilig eine Völkerschaft erstlich sich in einer halb gefestigten Einheit zusammenschloss und dann über eine oder allenfalls über mehrere andere ihresgleichen Macht gewann. Die Entwicklungslinie ist klar vorgezeichnet: sie läuft der Herstellung eines Stammesstaats, zuerst etwa bei den Tlinkit und den rauhen Kwakiutl entgegen. Vielleicht, dass ein so geschlossener Stamm über die anderen Glieder der Stämmefamilie ein ständiges Übergewicht gewonnen hätte. Aber das Schicksal hat den Kolumbianern so wenig wie hundert anderen aussereuropäischen Urzeitvölkern vergönnt, auch nur dieses, ihr Jugendalter, zu vollenden. Die Parzenschere der europäischen Eroberung hat auch ihrem Eigenleben den Faden durchschnitten.

Dieser Eingriff war immer ein Totschlag, auch wo er sich, wie an diesen Küsten, vergleichsweise sanft vollzogen hat. Wohl sind die Indianer des englischen Kolumbiens, das nicht das ganze Gebiet, wohl aber den grössten Teil der Heimat dieser Stämmefamilie ausmacht, nicht wie so viele andere von Europäern unterworfene Urzeitvölker an Kopfzahl im Abnehmen begriffen: sie haben in ganz Kanada in neuester Zeit an Umfang zugenommen, sind zwischen 1901 und 1903 von 99000 auf 108000 Köpfe gestiegen,[2] was um so mehr besagen will, als ihnen sicher Jahr für Jahr Mischlinge, auch hier Kreolen genannt, verloren gehen. Aber die Blüte dieses Volkstums ist nun schon seit Jahrzehnten geknickt zuerst durch das Schwert der Eroberer, dann durch die sanfte, aber im Grunde noch tötlichere Gesittungsumwälzung, die von Europa und seinen Siedlungen die Glaubensboten aus Bekennereifer, die Kaufleute aus Erwerbsgier, die Beamten aus Lust an nützlichem und unnützem Regieren über ein junges Volk zu bringen pflegen. Noch sind die Völkerschaften im Innern nicht ganz bezwungen: noch fristen auch an der Küste viele alte Bräuche ihr Leben. Aber

[1] Krause, Tlinkit 52f. — [2] Genau 99527 und 108112 (Globus LXXXIV [1903] 84).

es wird nur wenige Jahrzehnte dauern, dann hat sich die graue Eintönigkeit der Verchristlichung und Vereuropäerung über alle eigene Art der alten rechtmässigen Besitzer des Landes gelegt und dann ist der Garten der Menschheit um eine seltsame Blume ärmer, die bisher noch einen ihrer verlornen Kinderwinkel schmückte.

Man kann diesen Vorgang beklagen vom Standpunkt eines gehöhten Menschheitsgefühls, das auch die weitest gestiegenen Völker noch nicht gar lange in sich genährt haben, man kann wünschen, dass das Unvermeidliche sich linder und mit weniger Unrecht vollzöge, aber die Entwicklung der Menschheit zu einer irgendwie europäermässigen Einheit der Gesittung und zuletzt vielleicht selbst des Blutes wird niemand aufhalten können: sie ist eine der Bewegungen, die sich am unwiderleglichsten aus der Vergangenheit für die Zukunft weissagen lassen. Ja, was wesentlicher ist, nicht einmal an Urzeitsittlichkeit und Urzeitvölkerrecht gemessen ist die Eroberung, selbst wenn sie sich in den rohesten und grausamsten Formen vollzogen hätte, ein Unrecht: auf keiner Stufe der Menschheitsentwicklung hat das *ôte-toi, que je m'y mette* mit gleicher fast harmloser Selbstverständlichkeit als Richtschnur gegolten, wie in der Urzeit. Niemals werden dadurch die Ströme von Blut und die Meere von Ungerechtigkeit aus dem zarteren Gewissen unserer Zeit getilgt, in denen Macht und Habgier der Europäer ungezählte Kindervölker erstickt haben, aber die Jugend unseres Geschlechts selbst hat Blutvergiessen und Gewalttat für so selbstverständlich wie das Licht der Sonne gehalten.

Die Eroberung Kolumbiens in ihren Einzelheiten zu schildern oder auch nur entwicklungsgeschichtlich zu werten, ist hier nicht der Ort: sie ist ein Teil der Geschichte der auswärtigen Staatskunst Europas und des angelsächsischen Nordamerikas in der neuesten Zeit. Sie gehört der Urzeit nicht an, insofern sie Wesenszüge in deren Bild bringt, die mit ihr nicht das Geringste zu schaffen haben. In einem Stück aber wirft sie doch auf die staatliche Kraft oder Unkraft der einzelnen Urzeitvölker ein helles Licht, das zu deren voller Kenntnis nicht wohl zu entbehren ist. Für sie war es eine letzte furchtbare Feuerprobe, die ihr Innerstes zu äusserst brachte. Und wie ein Tod in Zweikampf oder Schlacht das Wesen des Einzelnen erkennen lässt, so dass man seine Schilderung, seine Wertung, nicht für eine Lebensbeschreibung, nicht auch für eine Lebensbeurteilung würde missen wollen, so ist auch der Untergang eines Urzeitvolkes ein letztes Zeugnis seiner Art.

Um einen solchen Endkampf der Urzeitgesittung mit der Stufenübermacht der Europäer im rechten Gesichtswinkel zu sehen, muss man die gegenseitigen Kräfte abwägen: es ist, als ob ein guter Jagdhund mit einem Elefanten in Streit gerät. Ist er tapfer, so kann er seinem Gegner wohl einige Wunden beibringen: aber ein wohlgezielter Fusstoss des Elefanten kann ihn zermalmen. Fast nur darauf kommt es an, mit welcher Gebärde ein Urzeitvolk zu sterben oder sich zu unterwerfen weiss. Nicht selten raffen die Völker in diesen letzten entscheidenden Kämpfen sich zu Anstrengungen ihrer staatlichen und kriegerischen Kraft zusammen, die höher sind, als alle ihre bisherige Leistung. Ein solches Aufbäumen, das dem eines um sein Leben kämpfenden Tieres gleicht, ist anders, stärker, als der ungestörte Lauf der Entwicklung es mit sich gebracht hätte: aber immerhin, es ist doch noch des Urzeitvolkes eigene Kraft, die hier sich zum letzen Male anspannt.

Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahte sich den Kolumbianern ihr Geschick: von 1792 bis 1794 besuchte der Engländer Vancouver diese Küsten, 1793 hat der Russe Baranow den ersten Zusammenstoss mit den Tlinkit gehabt. Die Tlinkit haben sich zwar die ersten Niederlassungen der Russen gefallen lassen müssen: später aber haben sie ihnen zu wiederholten Malen empfindliche Niederlagen beigebracht. So haben die Sitka schon 1801 die Veste, die die Eindringlinge in ihrem Lande angelegt hatten, in einem Sturmangriff von wenigen Stunden am hellen Tage genommen — für die heute so abschätzig getadelte Kriegsführung der Kolumbianer eine ausserordentliche Leistung. Der Rachefeldzug, den der russische Befehlshaber gegen die Sitka unternahm, hat den Angegriffenen noch fast mehr Ruhm eingetragen, wenn er auch, wie unvermeidlich, mit ihrer Niederlage endete. Die Sitka hatten an der Küste eine neue wohlbefestigte Niederlassung gegründet: sie griff der russische Führer mit der Besatzung von vier Schiffen und einer Hilfsmannschaft von 900 Alëuten an und dieser wohl vorbereitete, von dem Feuer der Stücke auf den Schiffen unterstützte Sturm wurde abgeschlagen. Es geschah mit den Feuerwaffen, die die Tlinkit schon geraume Zeit besassen, sie hatten sogar zwei Geschütze. Erst nachdem man das befestigte Dorf der Sitka noch einen vollen Tag lang mit den Schiffskanonen beschossen hatte, gab die Besatzung den Platz auf: sie zog in der Nacht landeinwärts. Noch einmal schien es dann 1806 zu einem grossen Gegenschlag der Tlinkit kommen zu sollen. Baranow hatte die neu aufgebaute Veste von Sitka, von ihm

Neu-Archangel genannt, verlassen: da sammelte sich eine ausserordentliche Zahl der Tlinkit in nächster Nähe der russischen Niederlassung. Es waren vier oder fünf Völkerschaften vertreten und man schätzte die Stärke der versammelten Menge auf 2000 Köpfe und 400 Boote: vielleicht die grösste Streitmacht, die die Tlinkit je aufgebracht haben. Aber Verrat — durch die Mädchen der Tlinkit die bei den Russen wohnten — und die Bestechlichkeit des einflussreichsten der Häuptlinge, machten alles zuschanden: dieser, ein Tschilkat, liess sich durch einen ehrenvollen Empfang und reiche Geschenke betören, und brachte das Heer der vereinigten Völkerschaften dazu, sich zu zerstreuen. In den späteren Jahrzehnten ist es wohl noch oft genug zu geringeren Zusammenstössen, aber nie wieder zu einem so gross angelegten Gegenunternehmen gekommen. Seit 1867 das Land an die Amerikaner überging, wurde die Enteignung der alten Besitzer in viel rascherem Schrittmass betrieben, und als gar 1872 das Unglück es wollte, dass hier, im Lande der Stakin, Gold entdeckt wurde, wurde das unseelige Volk noch viel entschlossener um seine Selbständigkeit und seine Eigenart gebracht. Bei dem Besitzwechsel von 1867 ist noch einmal von den Tlinkit ernstlich der Plan einer Erhebung beredet worden, aber wieder war es ein Häuptling der Tschilkat, der besonnen — und sicher mit Recht — den Anschlag als erfolglos widerriet und zu Falle brachte.

Weiter im Süden scheinen die Engländer und Amerikaner im ganzen leichteres Spiel gehabt zu haben. Die Selisch haben sich immer zugänglich gezeigt. Einzelne Völkerschaften der Sahaptin, waren wohl früher friedlich, sind aber später unruhig geworden: so die Walla-Walla 1848, die Kukitat 1849 und 1850. Doch zu so trotziger Gegenwehr wie bei den Tlinkit scheint es hier nirgends gekommen zu sein. Das Endschicksal war dort, wohin die Herrschaft der Weissen drang, immer das gleiche: die Verdrängung der Ureinwohner aus ihrem Land, im besten Fall Einweisung in abseits gelegene, spärlich bemessene Zufluchtgebiete, auch dabei aber oft Bruch feierlicher Versprechungen; kurz, Raub und Hintergehung jeder Art und dies alles im Namen von Gesittung und Christentum![1]

Sehr oft sind auch die Urbewohner des Landes die Angreifer gewesen. Aber hier, wie überall sonst verkannte man

---

[1] Krause, Tlinkit 42, 45, 47 ff.; 56—68, 69 f., 71 f.; *Thomas, The Indians of North America in historic times (The History of North America II [1903] 290 f.).*

von seiten der Europäer eines: wenn die kleinen halbstaatlichen Einheiten, um die es sich handelte, Streit begannen, so war die Ursache sicher nur in den seltensten Fällen bewusste Feindschaft gegen die Rasse der Weissen, wozu zuletzt Ursache genug gewesen wäre, sondern fast immer dieselbe Lust zum Streit, die diese kleinen Gemeinschaften fort und fort untereinander zum Kampf trieb. Die Weissen aber haben die Angriffe mit Wucherzinsen vergolten: nur dass es ihnen nicht an dem Kampf lag, der den jungen Völkern mehr Freude und Leben bedeutet, als Leid und Last, sondern an der Unterwerfung, wenn nicht Ausrottung ihrer schwachen, aber lästigen Gegner und an der Fortnahme ihres Landes, d. h. ihres einzigen Besitzes.

SCHLUSS-ABSCHNITT

DIE EINHEIT DER GESELLSCHAFTLICHEN ORDNUNGEN

Es täte not, neben alle diese einzelnen Reihen der Sachentwicklung noch eine letzte zu stellen, die nur der Persönlichkeit gewidmet sein müsste. Aber wenn schon die Schilderung der Dinge nur in einigen Fällen Entwicklung, Geschichte darzubieten vermag, so ist in diesem innersten Bezirk noch weniger eine solche Möglichkeit. Von den Häuptlingen, deren Leistung auftaucht, sind doch nur die Namen bekannt. Immerhin leuchtet durch allen Dämmer dieser nebelhaften Überlieferung die Tatsache auf, dass die starke Persönlichkeit aufkeimt. Da ist jener Ilchak, von dem die Rede geht, dass um 1788 ihm ein langer Küstenstrich, zum wenigsten also wohl seine Völkerschaft, die Tschilkat, gehorcht habe, da ist Kotlian, der 1801 die Eroberung der ersten Veste, die die Russen im Lande errichtet hatten, herbeigeführt hatte, der, als er seinen Gegner Baranow vier Jahre später aufsuchte, um seine friedliche Gesinnung zu bezeugen, doch durchsetzte, dass er nach der Weise seines Volkes würdig empfangen, d. h. auf Schultern aus dem Boot ans Land getragen wurde, und der zum mindesten in seiner Völkerschaft, bei den Sitka die höchste Macht gewonnen haben muss. Da ist vor anderen jener Djalchin, dessen Art doch in etwas so stolz und steil gewesen sein muss, wie die hohe Veste, in der er auf dem starren Felsen mehrere hundert Fuss über der

Föhrde sass.[1] Tschartritsch freilich, der um 1880 noch im Alter hoch geehrt war, ist eine Gestalt des Niederganges: der Dienst den er seinem Volk geleistet hatte, war eine Tat des Friedens gewesen: er hatte es, wie erzählt wurde, im Jahre 1867 von dem Versuch einer Erhebung gegen die neuen Herren des Landes, die Amerikaner, zurückgehalten. Aber die Weisheit, die er so bewährte und die seinem Volke sicherlich viel vergeblich vergossenes Blut ersparte, hat ihm doch auch eine ausserordentliche Stellung verschafft, die besser abzumessen ist, als bei allen grossen Häuptlingen früherer Zeit. Er war 1880 auch nur in dem Sinne Häuptling, in dem ein noch so Angesehener es unter den Tlinkit überhaupt nur sein kann; er war der Häuptling eines Teilgeschlechts:[2] allerdings eines Teilgeschlechts des Kagontan, des Geschlechtes der Bären,[3] das nicht allein in der Bruderschaft der Wölfe, sondern im Gesamtstamme der Tlinkit die erste Stelle behauptet, und dazu noch desjenigen Teilgeschlechtes, das in Klokwan sitzt, der Hauptsiedlung der Tschilkat und des volkreichsten Ortes der Tlinkit. Aber da er aus diesem seinen Amt keine Macht herleiten konnte, so ermisst man leicht, wieviel er durch die Macht seiner Persönlichkeit gewirkt hat. Denn es heisst von ihm, dass er nicht allein in Klokwan, nicht allein bei den Tschilkat, seiner Völkerschaft, nein im ganzen Stamm der Tlinkit der angesehenste Mann war.

Es sind erst die Anfänge des Wachstums der starken Persönlichkeit im handelnden Leben: und ihr Werk gilt, wen dürfte es wundern, den Anfängen der Einzelherrschaft. Noch ist gering was Mann, was Werk vermochte: aber es ist doch das Bauen an einem stolzen Palast des Menschentums: es ist der König, der hier gezeugt werden sollte. —

So wird offenbar, dass selbst in diesem Alter der Gemeinsamkeit und der Massenwirkung, der Einzelne emporwächst über die Menge — aber die Sachentwicklungen, die alle ja auch Massenwerke waren, bestimmen freilich das Bild dieser Menschheitsjugend in viel höherem Masse. Und alle Fäden schiessen

---

[1] Krause, Tlinkit 40, 44 f., 51, 52. — [2] Krause, Tlinkit 240, 70, Anm. 113. — [3] Die Nachrichten über die Bedeutung des Wortes Kagontan sind nicht ganz zuverlässig, einmal ist es als Wolf und Adler gedeutet (Krause, Tlinkit 112 Tabelle), dann als Bär (ebenda 116 Tabelle II 1 No. 1), dann als Wolf (ebenda 118 Tab. V 1 No. 3), schliesslich wieder als Bär (ebenda 118 Tab. VII 1). Hier liegt entweder eine Mannigfaltigkeit der Benennung vor, die Krause zuerst nicht berichtete, es müsste denn im Grossgeschlecht der Wölfe das Geschlecht Wolf und Adler Teilgeschlechter in seinen Reihen zählen, die teils Bär, teils Wolf hiessen, oder ein Irrtum des Berichterstatters, was fast wahrscheinlich ist.

durcheinander um das Gespinst dieser Gesittung zu weben, das uns so oft als arm geschildert worden ist und in Wahrheit so reich ist.

Die sachlichste, die gegenständlichste der Wirkungsquellen ist wie billig in den Vordergrund zu stellen: das Land. Es muss schon viel Besonderheit verursacht haben, denn die zweite von allen Grundvoraussetzungen, die Beschaffenheit des Blutes, teilte doch diese Stämmefamilie mit so vielen anderen der roten Rasse, die ja ein ganz anderes Gepräge aufweisen. Der Boden ist rauh, der Himmel gegen den Norden karg: aber eben die nördlichsten der Stammesgruppen, die Tlinkit, haben das grösste Mass zur Entschlossenheit des Handelns, zu staatschaffender Kraft, zu kriegerischer Widerstandsfähigkeit ausgebildet: viel grösser als alle südlicheren Kolumbianer, denen doch bei dem Spiel um Land und Sitz ein reicheres Los zugefallen war.

Das spendende Meer hat alles Emporkommen der Wirtschaft verursacht: seine reichen Gaben, seine tausendfach gebuchteten und zerfaserten Gestade haben alle Kolumbianer der Küsten eine Höhe wirtschaftlicher Leistung erreichen lassen, die den Fischervölkern niederen Ranges ganz fremd ist und die sich sonst nur bei den Stämmen findet, die Landbau treiben. Die Ausbildung des Werkzeuges ist bewunderungswürdig, die wirtschaftliche Umsicht nicht mehr ganz roh.

Einige Geschichtsschreiber und tausend Plänemacher für Geschichtsschreibung sind heute von dem Gedanken beherrscht, dass alles, aber auch alles Schicksal der Völker von ihrer Nahrung, ihrer Wirtschaft abhängig sei. Wie kurzsichtig auch diese Verallgemeinerung ist, es muss sehr vorurteilslos festgestellt werden bis wohin die Richtigkeit dieses Satzes reicht. Eine Erweiterung nach rückwärts ist zunächst nötig, die diese allzu wirtschaftliche Auffassung verkennt, noch gleichsam bevor sie die Grenze ihres Gattungsbereiches überschreitet. Schon war von einem Zusammenhang zwischen Land und Volk die Rede, der gar nichts mit Ernährung und Wirtschaft zu tun hat und noch tiefer würden solche Lichter dringen, die auch die seelischen Eindrucks- und Einflussmöglichkeiten von Boden und Himmel erkennen liessen. Aber wer will sagen, was die starre Steilheit der Küstenfelsen oder die Öde der Lavasteppen in dem Geist der Kolumbianer gewirkt hat. Wer darüber auch nur mit einem Schein des Rechtes reden wollte, müsste erst aus einem Vergleich mit hundert anderen Völkern den Hintergrund eines solchen Bildes gewinnen und er müsste in diesen Gegenden

an vielen Abenden die Sonne hinter den zackigen Bergen haben sinken sehen, den Donner der Lawinen mit dem Gebrüll des Meeres sich haben mischen hören. Aber was noch nicht bewiesen ist, ist deshalb nicht unbeweisbar.

Greifbarer sind gewiss die Einwirkungen des wirtschaftlichen Zustandes, aber so selbstverständlich, wie die Verfechter ihrer Allmacht sich diese Zusammenhänge vorstellen, sind sie gewiss nicht. Selbst die nächste Schicht des geschichtlichen Lebens, ebenso wie die Volkswirtschaft auf Handeln gestellt und ihr an Gröblichkeit und Durchsichtigkeit des Baues und der seelischen Verursachtheiten nahe verwandt, die Verfassung von Familie und Staat ist im Fall der Kolumbianer durchaus nicht ohne weiteres als von der Volkswirtschaft beeinflusst nachzuweisen. Auch hier eröffnen sich viel mehr Kanäle, die zu einem ebenfalls natürlich-stofflichen, aber durchaus nicht wirtschaftlichen Ursachenquell führen: zum Geschlechtstrieb. Selbst noch die entwickeltste Form der staatlichen Einrichtungen, der wirkliche Geschlechterstaat der Tlinkit zeigt sich seinem Namen entsprechend von ihm beherrscht. Ja auf dem Entwicklungswege, der zu ihm hingeführt hat, lässt sich noch das Wachstum, fast das Entstehen seines Einflusses verfolgen.

Das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist es also, das sich hier vor allen wirtschaftlichen Einrichtungen in den Vordergrund schiebt. Und man wende nicht ein, dass dies ja eben dem Glaubensbekenntnis aller grobstofflichen Geschichtserklärung — der materialistischen, wie man sie nennt — entspreche und ihrer alten Schiller-Losung vom Hunger und der Liebe: denn es handelt sich gerade hier offensichtlich nicht um die Liebe des Leibes und der Sinne, sondern um die der Seele, ja vielleicht nur um eine mittelbare Form der Liebeseinwirkung, um eine Frage eher seelischer Macht, als seelischer Neigung, es handelt sich mit einem Wort um einen der wichtigsten Abschnitte aus der Entwicklungsgeschichte der Frau. Und vielleicht dämmert auch den Materialisten noch einmal die Erkenntnis, dass die Geschichte der Frau nicht eins ist mit der Geschichte des Geschlechtstriebes.

Im Gegenteil, wem es noch not tut, zu dieser Erkenntnis zu gelangen, der findet hier den geradesten und einfachsten Weg zu ihr. Zwei Formen der gesellschaftlichen Einung sind bei den Kolumbianern zu finden: der Aufbau der Geheimbünde bei den Kwakiutl und der der Geschlechter bei den Tlinkit. Es ist auf diesen Blättern wahrscheinlich, wenn nicht erweislich gemacht worden, dass der Schichtenbau der Geschlechter aus

dem der Bünde entstanden ist, und dass dieser ein Überlebsel des Zeitalters der Horde ist. Prüft man den Anfangs- und den Endzustand auf ihr Verhältnis zu den Beziehungen zwischen Mann und Frau, so ergibt sich, dass die Verdrängung der Horde und der Männerbünde durch das Geschlecht zwar einen ausserordentlichen Sieg der Frau, aber durchaus kein Umsichgreifen des Geschlechtstriebes bedeutet. Die Horde gewährte mit ihren Mischverkehr der rohen Gier, insbesondere den Frauen, weit zügellosere Freiheit, weit grössere Wahl und Zahl der Befriedigungsmöglichkeiten, als die Ehe des Zeitalters der Geschlechterordnung, die den Frauen so starke Schranken setzte. Und trotzdem scheint sicher, dass die Frauen es gewesen sind, die diese Wandlung haben herbeiführen helfen.

Denn man vergleiche nur den Zustand am Anfang dieser Entwicklung mit dem am Ende in seiner Wirkung auf die Stellung der Frau zum Leben. Wohl ist ihr die Horde nicht ganz ungünstig gewesen: die Frau mag sich den Männern ihrer Horde je nach Belieben haben geben oder versagen können. Es ist hier ein Glück des freien Schenkens verwirklicht gewesen, das unsere Sittenlehren freilich auf das Abschätzigste schmälen und verwerfen und das als Gut zu schätzen, doch die gelebte Sittlichkeit unseres wie fast jedes andern Zeitalters der Menschheit — jenseits aller üblichen Heucheleien und Heimlichkeiten — anrät. Es völlig leugnen kann nur, wer ganz befangen in den starren Satzungen eines vom Glauben eingeengten Sittengebotes ist und wer Augen und Sinne nicht frei für die sehr verschiedenen und oft entgegengesetzten Glücksmöglichkeiten des Lebens hat.

Ja die Frauen haben im Zeitalter der Horde ihre Selbständigkeit in einem Masse zum Ausdruck zu bringen vermocht, die in Erstaunen setzt, denkt man ihrer Recht- und Regungslosigkeit in allen spätern Altern der Gesellschaftsgeschichte bis auf den heutigen Tag. Denn die Frauenbünde scheinen zu Anfang denen der Männer selbst an Zahl ebenbürtig gewesen zu sein. Wenn von ihren Ordnungen und Bräuchen in der Gegenwart nicht viel die Rede ist, so können sie unter dem Einfluss der inzwischen zurückgelegten Entwicklung zu Ehe, Sonderfamilie und Geschlecht abgeblasst sein, sie können auch von Anfang an ärmer ausgestaltet gewesen sein, als die Geheimgesellschaften des Mannes, der von jeher schöpferischer war. Gleichviel, es ist etwas ausserordentliches, zu sehen, dass die Frauen in den Anfängen der Geschichte überhaupt Genossenschaften bilden, die denen der Männer auch nur halbwegs ebenbürtig sind.

Andrerseits darf man nicht in den Fehler der heutigen

Frauenrechtler verfallen, die auf die eine — freilich grosse — Vermutung Bachofens hin sich unter dem Mutterrecht einen Zustand der Frauenherrschaft erträumt haben. Die Tatsache der Frauenbünde könnte dazu vielleicht mit einem noch bestechlicheren Schein des Rechtes verführen. Davon aber darf nicht die Rede sein: man muss sich die Morgenzeiten der Menschheit zwar in vielen Stücken unendlich reicher und schöner vorstellen als der Dünkel unseres abendlichen Greisenalters es bisher getan hat — so vor allem in den Bezirken des Schaffens der Einbildungskraft; dann aber wieder darf man die Augen auch nicht verschliessen gegen die furchtbare Gewalttätigkeit und Roheit der Urzeitmenschen, die unserem verfeinerten Gefühl fast unerträglich erscheinen, die fortzuglätten aus dem Bild aber zuletzt nicht allein eine Sünde an der Wahrheit, nein auch an der Schönheit höheren zackigeren Sinnes wäre. Der Mann hat sicher in diesen entlegensten Zeiten mit der grössten Rücksichtslosigkeit sein Übergewicht an Leibeskraft geltend gemacht: er begehrte die Frau, aber er hat ihr auch, die Gesellschaftsgeschichte anderer Urzeitvölker der roten Rasse lässt dies sehr deutlich erkennen, alle Bürden, alle Härten des Daseins in viel grösserer Menge aufgeladen, als sich selber, hat sie für sich das schwerste arbeiten, sie dafür zum Lohne hungern lassen.

Die seelischen Ursachen für die Entwicklung, in deren Lauf sich dieser Zustand änderte, wie für die zarte und feine Form, in der sie auftat, sind zuletzt doch zu erraten. Die Frau ist von der Natur zum Zuwarten, Empfangen und fast auch zum Erdulden geschaffen: die Übermacht des Mannes an Leibes-, Willens-, Verstandes- und Vorstellungskraft — die, wie ich finde, durch den Gang aller Geschichte auch für den Unparteiischsten — er sei nun Mann oder Frau — unanfechtbar erwiesen ist, verstärkte diese Grundanlage noch: denn alle Güte und Liebes- und Hingabefähigkeit, die wir heute in dem schönen Herzen der Frau verehren, ist zu einem Teil auch das Erzeugnis dieser durch die Jahrtausende ununterbrochen und in immer neuen Formen die Einwirkung, die die Frau, um mit Nietzsches Worten, aber sehr gegen seine Ansicht zu reden, zu einer tragsamen Eselin machte.

Alles dies hat, wie man sieht, mit dem Geschlechtstrieb überhaupt kaum etwas zu schaffen. Es sei denn, man legte Gewicht darauf, eigens festzustellen, dass die Frau sich die Befriedigung ihres Triebes auch für das Alter sichern wollte. Mehr hat die Frau sicherlich die Rücksicht auf das Kind bewogen,

das ihr im Mischverkehr der Horde sicher viel näher als dem Mann, wenn nicht ihr allein, ans Herz gewachsen war und das überhaupt vielleicht allein von ihr behütet und gepflegt wurde. Für das Kind den Vater dauernd zu verpflichten, war vollends ein schlechthin seelisches Bedürfnis.

Und es mag den Frauen schon damals an ihrer Selbständigkeit und ihren ebenbürtigen Weiberbünden wenig gelegen haben: sie wollten immer lieben, dienen und beherrscht, sich anlehnen und beschützt werden. Und so schuf die Frau zuerst die Ehe und die Sonderfamilie, dann das Geschlecht. Denn dass der Mann in dieser Entwicklung zwar vielleicht der Ausführende, aber zugleich nur der Geschobene, Geleitete war, scheint mehr als wahrscheinlich. Er hatte ja schlechthin gar keinen Grund, von den Männerbünden und ihrer rauhen Fröhlichkeit, ihren kriegerischen und menschenfresserischen Bräuchen sich fortzuwünschen. Im Gegenteil, der Männerbund und seine Geselligkeit, die Horde und ihr wahlfreier Mischverkehr waren sicher der volle, runde Ausdruck männlicher, männischer Art.

Die Frau aber mag, im selben Grade unbefriedigt durch diesen Zustand, leise, leise, mit allen den Mitteln des häuslichen, fraulichen Kleinkriegs der Lebenskunst, den sie bis auf den heutigen Tag so viel erfindungs- und erfolgreicher handhabt als der Mann, die Ehe — vermutlich zuerst auf kurze, später auf lange Zeit, zuletzt die lebenslängliche — herbeigeführt haben. Dass die Ehe auf Vielweiberei gegründet wurde, ist ein Beweis dafür, dass die Frau auch am Schluss dieser kolumbianischen Entwicklung noch nicht alles erreicht hatte, was ihr wünschenswert erscheinen mochte. Sie musste sich bescheiden, staffelweise in einzelnen Vorstössen auf ihrer Bahn fortzuschreiten. Einen ausserordentlichen, wenn auch zugleich selbstverständlichen Erfolg trug sie ja ohnehin in dem beginnenden Aufbau des Mutterrechts davon.

Für die weitere Fortbildung ist dann entscheidend geworden, dass inzwischen der Mann jenen Bund von Horde und Horde zuwege gebracht hatte, der ihm neue Frauen brachte — er sicherlich nur durch den ungeschminkten Geschlechtstrieb geleitet. Innerhalb der Doppelhorde aber war es, wie schon geschildert, zur Ausbildung des Inzuchtverbots und Ausbegattungs- — nicht eigentlich Ausheirats- — Gebotes gekommen, von der dahingestellt bleiben mag, ob eine Teilnahme der Frauen an ihr wahrscheinlich ist. Sicherlich ohne Anteil der Frauen vollzog sich die immer neue Spaltung der Urstammhorde in Völkerschafts- und zuletzt in Siedlerschaftshorden: das ist ein staats- und

wirtschaftsgeschichtlicher Vorgang ganz männlichen Gepräges. Wohl aber muss von neuem die endgiltige Umwandlung der Horde in das Geschlecht, oder vielmehr der Doppelhorde in das Doppelgeschlecht oder noch genauer gesprochen der Siedlerschaftshorde in das Siedlerschaftsgeschlecht, weit mehr auf die Einwirkung der Frau als die des Mannes zurückgeführt werden. Denn hier ist wieder kein Ursachenzusammenhang zu ersinnen, der auf den wahren oder vorgestellten Vorteil des Mannes zurückführte, wohl aber lag es bei wachsender Ausbildung der Sonderfamilie und hierdurch wachsendem Einfluss der Frau durchaus in der Linie ihres Strebens, die Verwandtschaftsverhältnisse zum Ausgangspunkt auch der Ordnung des weiteren Blutsverbandes zu machen.

Man muss sich dies weniger als ein bewusstes Handeln nach Zwecken, als ein pflanzenhaftes Wachstum vorstellen. Dies um so mehr, als das Mutterrecht, die Mutterfolge, die im Muttergeschlecht nur ihren letzten Abschluss fanden, unzweifelhaft schon zuvor langsam herangewachsen waren. Denn das Muttergeschlecht hat die Wohn- und Hausgemeinschaft verwandter Frauen zur Voraussetzung, mag mit ihr entstanden sein: mehr als die jungen Ehefrauen mögen die bejahrten Schwiegermütter, ihre Mütter, Anteil an diesen Bildungen gehabt haben. Das lange Haus wurde vielleicht gar aus derselben Ursache die herrschende Form des Hauses: nichts war natürlicher, als dass in ein solches langes Haus, das acht oder mehr Sonderfamilien zu fassen vermochte, die verwandten, etwa die verschwisterten, Frauen zusammen zogen. Von da aber bis zum Muttergeschlecht war kein langes Stück des Wegs mehr: die Männer zogen — kraft des Inzuchtverbotes — ohnehin aus fremden Siedlerschaftshorden herzu; sie waren die bodenfremden, die Zugeloffenen — wie man in Franken sagt — sie mussten immer erst Wurzel fassen. War die Sonderfamilie mithin nicht dadurch entstanden, dass der Mann die Frau, sondern dadurch, dass die Frau den Mann an sich zog, so mag nun das Geschlecht sich so gebildet haben, dass eine Anzahl so fraulich zusammenhaltender, vielleicht auch wirklich grösstenteils von Frauenseite verwandter Sonderfamilien zuletzt eine Siedlerschaft ganz erfüllte.

Man vergegenwärtige sich auch den Stammbaum einer solchen Frauensiedlerschaft: die Söhne, die in ihr aufwuchsen, mussten, nach dem obersten, dem Ausheiratsgebot dieses Gesellschaftszustandes alle auswandern, um in fremden Siedlerschaften Unterkunft und Frau, Herd und Heimat zu finden, die Töchter aber blieben regelmässig zurück: ein reiner Frauen-

stammbaum leitete die einzelnen Geschlechtsalter fort, sie empfanden sich als die eigentlichen Inhaber von Dorf und Haus und Überlieferung. Der Abschluss dieses neuen Blutsverbandsgebäudes aber war dann der Gedanke, dass man dem Blute nach zusammen gehöre, von einer Ahnin stamme: kurz ein Geschlecht bilde. Vielleicht war dies in manchen Fällen richtig: warum sollte eine kleine Siedlerschaft von 120 Seelen, das ist von vielleicht 20 Sonderfamilien, nicht wirklich durch die Frauen gänzlich verwandt sein. Das Ausheiratsgebot, das unmerklich von der Horde zu dem neu entstehenden Geschlecht hinübergeglitten war, war aber nun den Frauen sicher sehr viel wert: da ja so und allein so das Zusammenhalten des Verbandes nur durch die Frau gewährleistet war. Stellt man sich vor, die jungen Männer wären im Dorf geblieben, so wäre den Frauen nicht geringes von ihrem Stellungsvorteil entgangen, der gerade darauf beruhte, dass sie die bodenständigen, die heimischen waren, die Männer aber die Fremden, die Eindringlinge.

Wenn allmählich Tierzeichen und Tiersagen, Tänze und Weisen, die die Männer in ihren Bünden erfunden und ausgestattet hatten, auf die Geschlechter übergingen, wenn das Erbrecht der Mutterfolge sich durchsetzte, so war zuletzt dem Manne ein feines aber festes Gespinst von zarten Fäden der Geselligkeit und des verwandtschaftlichen Zusammenhaltes über das Haupt geworfen, ohne dass er es vielleicht je bemerkt hat: und aus dem Zeitalter der Horde war das Zeitalter des aufkeimenden Geschlechterstaats geworden.

Auch jetzt war die Frau nicht dem Mann ebenbürtig geworden: der Mann, so fremd er in die Sippe trat, war stark genug, die Frau sich unterwürfig zu halten, ja sie zu knechten Krieg, Staat, Recht und alle lärmenden Dinge blieben ohnehin in seinen Händen. Aber ein Erfolg der Frau im Stillen, in dem innersten Bereich des Lebens, an dem ihr überhaupt lag, war das doch. Und es sollte erst einem späteren, von den Kolumbianern nur eben in den frühesten Anfängen erlebten Entwicklungsalter vorbehalten sein, mit der Verdrängung des Muttergeschlechts durch das Vatergeschlecht der Frau einen Teil dieser errungenen Vorteile wieder zu entwinden.

Die Zurückführung aller dieser Umwälzungen auf wirtschaftliche Gründe wird kaum gelingen. So wenig, wie erwiesen werden könnte, dass der Geschlechtstrieb der Sinne sie allein bewirkt hätte, wird man den angeblichen Allherrscher Magen in diesem Bezirk viel feinerer, viel seelischerer Lebensregungen auf den Thron erheben dürfen. Nur wer das Gewebe der Geschichte

immer aus den gröbsten Fäden zu spinnen liebt, der wird den Hunger des Weibes als den treibenden Beweggrund aller dieser Fortschritte hinstellen und er hat zu einem Bruchteil damit Recht, im Rest Unrecht.

Wesentlicher ist ein andrer Einschlag rein wirtschaftlicher Wirkungen; je sesshafter diese schweifenden Völkerschaften wurden, je sorgfältiger sie Werkzeug und Kunst ihrer Fischerei ausbauten, desto höher stieg der Wert der Hilfe der Frau. War sie zwar ein Lasttier auf der Wanderschaft, so wurde sie nun ein sehr nützlicher, wichtiger Geselle bei der Arbeit. Die Frauen der Tlinkit oder der Nutka haben den grösseren Teil des Fischereiertrages, den für den Winter bestimmten Vorrat, vom Zerlegen an fertig zu stellen, sie bereiten das Öl, fast alle Gewebe, alles Flechten, alle Kleiderherstellung, kurz, ihnen ist noch ausser dem Haushalt ein beträchtlicher Teil der Volkswirtschaft anvertraut.[1] Wie sollten sie nicht an Stellung gewinnen! Aber niemand wird im Ernst behaupten dürfen, dass nicht jene ganz selbständigen gesellschaftlich-seelischen Entwicklungen bei weitem die wichtigeren waren.

Der Staat oder wenigstens der keimende Staatstrieb wurzelt wiederum so tief in den Blutsverbänden, dass man auch für ihn die Einwirkung der wirtschaftlichen Entwicklung nur als eine allgemeine Voraussetzung wird annehmen dürfen: dass der fette Fischfang aus armen wandernden Jägern ein sesshaftes Volk von höherer Urzeitwirtschaft werden liess, hat wie die Entfaltung des Geschlechterbaues auch die auf ihm ruhenden ersten Anfänge staatlichen Wesens gefördert — aber man kann nicht einmal sagen: bedingt, denn auch wandernde Stämme haben diese und noch höhere Grade des Wachstums auf den ausgebildeten Geschlechterstaat hin aufzuweisen. Oder auf was andere Ursachen als den leise sich regenden Persönlichkeitsdrang und den Machttrieb, sollten selbst die Keime der Einzelherrschaft zurückführen. Wenn ein bemerkenswert regelmässiges Zusammentreffen von Häuptlingschaft und grossem Besitz zu erkennen ist, so bleibt selbst hierbei nicht ganz entschieden, ob nicht der Macht- eher als der Erwerbstrieb die Triebfeder des Handelns gewesen ist. Die Neigung der Kolumbianer, erworbenen Reichtum nicht etwa weiter wirtschaftlich auszunutzen, sondern ihn fast nur zu Beweisen prahlerischer Freigebigkeit und Festfreude zu verwenden, lässt darauf schliessen. Diese ganz

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 195;* Krause, Tlinkit 176, 159, 161; vgl. o. S. 126f.

seelischen Grundkräfte sind hier wie so oft in der Geschichte ihren eigenen Gang vorwärts gegangen.

Und wie die Entfaltung der Familie und des Geschlechtes durch ähnlich tief wurzelnde Antriebe im Herzen der Frau bestimmt ist, ist auch die Ordnung der Altersklassen, die Entstehung der keimhaftesten Klassenform, von der die Gesellschaftsgeschichte überhaupt weiss, auf keine erdenkliche Weise durch wirtschaftliche Beweggründe zu erklären, sondern auf das natürlichste durch die einfache Freude des Menschen aller Stufen an seinen Altersgenossen, mit denen ihn das gleiche Schrittmass von Schaffen und Geniessen und hundert Gemeinsamkeiten der Anteilnahme zusammenführen. Es waren Freundschaft und Geselligkeit, die hier Befriedigung suchten. Wenn darauf eingewandt würde, dass in dem Zeitalter der Horde, das diese Klassenform schuf, wirtschaftliche Unterschiede noch nicht in der Stärke vorhanden waren, dass sie die gleich viel Besitzenden hätten zusammenführen können, so wird man dies ohne weiteres einräumen können. Aber eben daraus folgt, dass rein seelische Antriebe früher zu Stärke und Einfluss auf das Leben der Menschheitsjugend gelangten, als die rohen stofflichen Gewalten ausser uns, und ferner, dass diese feineren Kräfte schon lange Entwicklungsstrecken hindurch fort und fort am Werke waren, ehe nur die Fragen der Ernährung und der Wirtschaft Gelegenheit hatten, auch nur einzusetzen mit ihrer Einwirkung, die späterhin so mannigfach ihre stände-, klassenbildende Macht erwiesen hat. Die Sklaverei, der erste Ansatz zur Klassenbildung höherer Form, bezeigt sich ihrerseits als eine Auswirkung des Machttriebes: ihre Entstehung ist deutlich zu erkennen als Erzeugnis von Krieg und Machtwillen. Ohnehin leiten auch ihre Anfänge in das Zeitalter der Horde zurück, das noch so wenig von Reichtum und Erwerben wusste.

Gegen den heutigen Zustand kann gewiss sich ein starkes Vordringen der Lust am Wirtschaften geltend gemacht haben. Die fette und besser betriebene Fischerei erweist sich hier ähnlich förderlich, wie sonst nur der Ackerbau. Nennt man Kapitalismus die Anhäufung von Gütervorräten zum Gebrauch für die Zukunft, so ist er hier schon zu finden. Aber von einer Klassenscheidung nach dem Besitz ist noch nichts zu verspüren. Wohl wird der Gegensatz zwischen arm und reich schon empfunden[1] und die angeseheneren Familien, die sich innerhalb der Geschlechter der Kwakiutl deutlich abscheiden, sind vielleicht nicht

[1] Vgl. u. (S. 220) die Lehre von der Seelenwanderung.

allein durch Abstammung sondern auch durch Besitz von den andern minder berechtigten geschieden. Aber eine wirkliche Schichtung der Stammeseinheit ist nicht eingetreten.

Im Recht endlich tritt auffällig zutage, dass man Eigentumsverletzungen noch nicht schwer empfindet, leichter jedenfalls als alle Angriffe auf Leben und Gesundheit, sei es durch Gewalt, sei es durch Zauber. Dass Diebstahl vieler Arten überhaupt nicht strafbar oder auch nur busspflichtig erscheint, ist bezeichnend. Dort aber, wo man, wie bei Brautkauf und dem seltsamen Geschenkwucher, den man treibt, viel Sorgfalt auf die Festsetzung von Zahlungsgrenzen wenigstens im Brauch verwendet, dort erscheint diese Peinlichkeit fast mehr als ein Ausfluss der festlichen Strenge, die man bei aller Sitte, jedem Feste, an den Tag legt, denn als eine Wirkung gesteigerten Erwerbssinnes.

Völlig auf den Gedanken der Übermacht alles Seelischen leitet die Betrachtung aller Kriegs- und Staatskunst hin. Es ist die starke Lust an Streit und Kampf, an dem Spiel des Lebens, das die höchsten Einsätze verlangt, die hier die entscheidenden Beweggründe herleitet. Dass es um bessere Küstenstriche zu ernsthaften Verwicklungen zwischen grösseren Gruppen kommt, davon ist nichts zu verspüren, so oft auch Zwist in kleinem Masstabe um derlei Beute zu entbrennen pflegt. Noch vernimmt man nicht von grossen Bewegungen der Völkerschaften, zielbewusstem Landraub: noch ist alles Krieger und Trachten kindhaft klein in den Massen, aber auch kindhaft seelisch in den Beweggründen.

Es scheint in Wahrheit, als ob auf diese Völkerjugend viel öfter die starken Triebe der Sinne und des Herzens, als die groben Stofflichkeiten der Umwelt lenkenden Einfluss gewannen.

ZWEITE HÄLFTE
DAS GEISTIGE LEBEN

ERSTER ABSCHNITT
DER GLAUBEN

Wenn ein Erzeugnis menschlichen Geistes einem Lebensalter unseres Geschlechtes im besonderen zuzuschreiben ist, so gehört der Glaube der Urzeit an. Aber die Hindernisse, die in diesen Bezirken sich zwischen den Beobachter und das was war stellen, sind dem Blick noch hinderlicher als sonst schon allerwärts in der Geschichte der Urzeit. Einmal hat der Glaube tiefere Wandlungen, lebenswierigere Anfeindungen auf den höheren Stufen erlitten, als irgend ein seelischer Besitz der Menschheit. Er ist immer mehr vom Gedanken erobert worden, da er doch ursprünglich Bild und Ahnung und Märchen war, er ist bei dieser Veränderung schärfer, folgerichtiger, aber auch verstandesblässer, farbenärmer, vorstellungsleerer geworden. Er hat die fast brutale Verkörperlichung, Verköniglichung, Vergöttlichung der Altertumsstufe, die Mystik der Mittelalter, die Zerdenkungen der neuen, die Verkleinerungen der neuesten Zeiten erdulden müssen. Wir Heutigen aber sind von allem Selbstbewusstsein, allem Dünkel beherrscht, den nur ein Zeitalter haben kann, das sich sehr viel auf seinen geschichtlichen Sinn zugute tut, dabei aber den gleichen überheblichen Wahn nährt, sich selbst und die eigene Geistesart als das Mass aller Dinge und aller Zeiten anzusehen, um dessen willen gerade heut das achtzehnte Jahrhundert so heftig als ungeschichtlich gescholten wird. Die Ungläubigen fassen die zarten Keime des Kinderglaubens der jungen Menschheit mit den harten Fingern plumpen Spottes und Unverständnisses an, so dass sie ihnen unter den Händen zunichte werden, die Gläubigen aber sind fast noch ungeschickter und gewalttätiger: denn sie wollen überall entweder Keime, Ansätze, Vorahnungen ihres eigenen Götterhimmels nachweisen, oder noch schlimmer, sie schmähen hoch-

mütig über den jammervollen Aberglauben der armen Heiden, denen das Licht von Rom oder von Wittenberg noch so gar nicht leuchtet.

Sind aber selbst diese grössten Schwierigkeiten überwunden, so erheben sich feinere, kaum minder gefährliche. Die keimenden Pflänzchen dieses entstehenden Glaubens sind zart und farbig, wie alle Blumen der jungen Sage. Aber sie sind so bunt und froh und weltlich anzusehen und den Gebilden des Märchens und der Fabel so ähnlich, dass sie in die neue Gefahr geraten, nicht ernst genug genommen zu werden, um als Ursprung und Wurzel der grossen gewaltigen Bäume angesehen zu werden, als die die Gebilde des Glaubens der höheren Stufen bis an die Grenzen des Himmels gewachsen sind.

Aber beide Gefahren sind zu vermeiden: durch liebende Versenkung in die Seele dieses frühesten Lebensalters der Menschheit und durch die Absicht die Wurzel nicht am Wipfel zu messen, sondern eher aus der Höhe des Stammes auf die Kraft des ersten Keimes zu schliessen.

ERSTES HAUPTSTÜCK
HELDENSAGE UND GEISTERBESCHWÖRUNG

ERSTES STÜCK
DER HEILBRINGER

Von drei Quellen pflegt die heutige Forschung den Glauben der Menschenkindheit abzuleiten: es sind die furchtsame Verehrung der Toten, deren Seelen als lebendig angesehen wurden, die Verpersönlichung, Verkörperung von Teilen oder Kräften der Natur, die Aufhöhung dahingegangener grosser Menschen zu überirdischen oder doch mit übermenschlichen Kräften ausgestatteten Wesen. Den Tlinkit, deren reiche heilige Sagen uns unter den kolumbianischen zuerst bekannt geworden sind, spenden alle drei Gaben, doch unter ihnen die eine, die zweite, weit mehr als die andern. Ein heldischer Halbgott ist es auf den sich bei weitem die meisten ihrer heiligen Vorstellungen richten.

Man ist vielleicht erstaunt bei der nicht allzu hohen Reife des gesellschaftlichen, insbesondere des staatlichen Handelns, das heisst eben der Lebensform, die der Entwicklung der Persönlich-

keit am meisten günstig ist, der Kolumbianer, gerade diese Gestalt des Glaubens anzutreffen. Immerhin mag sie in einer sehr viel niedrigeren wurzeln, der der Tierverehrung. Jelch, ihr Halbgott, heisst der Rabe, er ist der Namengeber des einen der beiden Grossgeschlechter, in die die Stammesgruppe zerfällt und man ist versucht anzunehmen, dass dieses Totem-Tier, wie so viele andere, in Wahrheit als Schutzherr von der einen Hälfte der Stammesgruppe verehrt wird. Viele von den Sagen, die sich an sein Leben knüpfen, lassen ihn auch in seiner Tiergestalt auftreten: wenn Jelch den Lachs narrt, fliegt er zu ihm als Rabe, zieht er mit dem Bären auf die Jagd, so tut er es als Rabe. Aber auch wo er menschliche Werke verrichtet, geschieht es in Rabengestalt: so wenn er den bösen Oheim verlässt, der ihm nach dem Leben stellt, und so hoch fliegt, dass er sich mit dem Schnabel in den Himmel haken kann, oder wenn er auf die Inseln der Stakhin fällt, dort einen Zederzweig abpflückt und dann die Zeder auf allen benachbarten Inseln emporspriessen lässt. Ob der Rabe als solcher für heilig gilt, ist nicht überliefert, doch möchte man es vermuten, da man den Bären, das Totem-Tier eines andern Geschlechts, freilich nur eines Einzelgeschlechts, nur im Falle grosser Not zu töten wagt. Allerdings kreuzen sich in diesen Vorstellungen offenbar zwei Gedankenreihen: das Totem-Tier wird einmal mit dem menschlichen Stammvater gleich gesetzt, dann aber drängt sich die Annahme dazwischen, der Mensch Jelch habe sich nur zuweilen in einen Raben verwandelt, wie auf seiner Flucht vor dem bösen Oheim. Man möchte vermuten, die eine, die erste Vorstellung sei die ursprünglichere niedere, die zweite aber die geläuterte, menschennähere. Auch der braune Bär wird darum geschont, weil man ihn für einen in ein Tier verwandelten Menschen ansieht. Ebenso nimmt man von Kanuk, dem Stammvater des andern Grossgeschlechts der Tlinkit, der Wölfe, an, dass er mit einem Wolf gleichen Wesens sei.[1]

Einfach und traulich sind die Erzählungen, die von Jelch im Schwange gehen. Seine Mutter, in deren Namen, Kitchuginsi — das ist Tochter eines Meertieres — die Tiernatur ebenfalls deutlich zum Ausdruck kommt, hatte zehn Söhne. Ihr Bruder aber, ein mächtiger Häuptling, der eine junge Frau besass und auf sie überaus eifersüchtig war, tötete ihr alle ihre Söhne. Er fürchtete nämlich, dass nach der Sitte einer von

[1] Krause, Tlinkit 264f. 257; *Bancroft, Pacific States III 129f., 101 Anm.*

ihnen nach seinem Tode seine Frau erben könne. Kitchuginsi ging in den Wald und wollte sich töten aus Verzweiflung über den Tod ihrer Söhne. Da begegnete ihr ein alter Mann, tröstete sie und riet ihr zur Zeit der Ebbe am Strand des Meeres einen runden Kiesel zu suchen, ihn zu wärmen und ihn dann zu verschlucken. Sie tat so, wurde schwanger und gebar einen Sohn. Er wuchs zu einem schönen Knaben heran: es war Jelch. Einen zweiten Stein, den sie von dem Greise empfangen hatte, legte sie ihm unter die Kehle und machte ihn dadurch unverwundbar.

Als Jelch ein Jüngling geworden war, fanden ihn die Leibeigenen des Oheims, die ausgesandt waren, die Gebeine seiner Mutter zu holen. Der Oheim lud ihn zu sich und Jelch ging, allem Abraten der Mutter zum Trotz. Die Frau des Oheims gefiel ihm sehr wohl, der Oheim aber war so eifersüchtig, dass er sie, wenn er fort ging, in einen Kasten schloss und den Kasten an einem Dachbalken aufhing. Er schloss den Kasten mit einem Knoten, den er so eigen schürzte, dass er immer merken konnte, wenn ihn ein anderer gelöst hatte. Der Oheim versuchte sogleich Jelch zu töten: er hiess ihn, den Nacken auf ein Brett legen und begann dann ihm mit einer Säge aus Glas-Achat den Kopf abzusägen. Aber die Zähne der Säge brachen ab und Jelch blieb unverletzt. Dann liess der Oheim Jelch einen Baum fällen, der auch aus Glas-Achat war. Jelch fällte ihn und alle Splitter, die sein Haupt trafen, konnten ihn nicht verletzen. Später versuchte der Oheim Jelch zu verderben, indem er ihn unter einen Einbaum kriechen und ihn dann auf ihn niederfallen liess. Jelch zerbrach den Einbaum mit Leichtigkeit, nahm beide Hälften auf die Schulter und warf sie dem Oheim vor die Füsse. Zuletzt stiess der Oheim Jelch ins Meer, als er auf der Spitze des Bootes einen Tintenfisch fangen sollte. Jelch aber hatte ein kleines Kanu unter seiner Decke verborgen, rettete sich auf ihm, fing den Fisch und warf auch ihn dem mörderischen Alten vor die Füsse. Da schwoll der Tintenfisch, bis er die ganze Hütte erfüllte. Zugleich stiegen draussen die Wasser. Die Flut überschwemmte das Land und alle Menschen starben. Nur Jelch tat sich und seiner Mutter einen Rabenbalg an, flog mit ihr zum Himmel, hängte sich dort fest und blieb in dieser Lage zehn Tage. Die Wasser aber stiegen so hoch, dass sie ihm die Füsse netzten. Zuletzt verliefen sie sich und Jelch liess sich auf die Erde fallen.

Dieses siegfriedhafte Märchen entbehrt, wie man sieht, nicht des Wunderbaren, wohl aber jeder Vergöttlichung seines

Helden. So auch die weiteren Erzählungen, wie Jelch mit grosser List dem Kanuk das süsse Wasser raubt, der es nach der Flut allein besass, oder wie er Sonne und Mond stiehlt, das Feuer über See holt. Damit wendet sich die Sage wohl dem eigentlichen Segen spendenden Amt Jelchs zu, aber sie tut es durchaus in der Form eines tändelnd erzählerischen Spiels der Vorstellungskraft und gar nicht in dem schweren Ton einer grossen Heiltumssage.

Doch über den Grundstock dieser Erzählungen, die die ältesten sein mögen, breitet sich eine weitere Schicht, die weit phantastischerer Art ist und Jelch schon als den Halbgott und Erd-Umgestalter erscheinen lässt.[1] Da wird der Oheim zum Herrscher über alle Bewohner der Erde, er tötet seiner Schwester Söhne, damit das Geschlecht der Menschen sich nicht vermehre, er lässt, um ihre Vergehen zu strafen, eine Flut über die Erde kommen, ohne dass es ihm doch gelingt, alle zu töten, da viele sich auf die Berge retten. Jelch tritt hier als Rächer auf und lässt, ohne irgendeinen Mordversuch des Oheims abzuwarten, die Gewässer steigen, um ihn zu ertränken. Er selbst fliegt dann lange und stürzt zuletzt ermattet auf einen Stein herab, wovon alle Krankheiten der Menschen hergeleitet werden. Er findet endlich den Raben, der hier also getrennt von Jelch auftritt: er gibt ihm Macht, der Stammvater des Rabengeschlechts zu werden. Kanuk, dem Jelch das Wasser rauben muss, wird zu einer gewaltigen Persönlichkeit, die ohne Anfang, ohne Ende ist, älter und stärker als Jelch selbst, er vermag sich durch Nebel unsichtbar zu machen. Als Jelch die Himmelslichter aus den Kisten holt, in die sie ein alter Häuptling verschlossen hatte, erschrecken die Menschen und laufen auseinander, die einen in die Berge, die andern in das Wasser, die dritten in den Wald. So entstanden Vögel, Tiere, Fische.

Aber noch höher steigt die Sage: Jelch wird ihr nun zwar nicht zum Schöpfer, aber zum Gestalter der Welt, der da war, ehe er geboren wurde, der nie altert, nie stirbt. Er liebt die Menschen, aber er schickt ihnen in seinem Zorn zuweilen Krankheit und Unglück. Er ist von Osten gekommen. Sein Wohnsitz ist an der Quelle des Nass-Flusses, weder Menschen noch Seelen dringen zu ihm. So wird er zum Gott und sein

[1] Beide lassen sich trennen, wenn man die von Krause (Tlinkit 254—257) selbst gehörten und aufgezeichneten Sagen mit den von den älteren russischen Beobachtern, Chliebnikow (1835), Weniaminow (1840 und 1846) und Holmberg (1856 und 1863) wiedergegebenen Formen vergleicht (ebenda 258—263).

Name Haschak Hun ist in der Tat auf den Gott der Christen übertragen worden. Kanuk, der Stammvater des zweiten Grossgeschlechts, der Wölfe, der an sich, halb Wolf, halb Mensch, das volle Seitenstück zu Jelch dem Raben darstellt, ist zwar in der Entwicklung weit hinter seinem Nebenbuhler zurückgeblieben, aber einige Aufhöhung hat doch auch er erfahren: es heisst von ihm, er sei eine geheimnisvolle Person, ohne Anfang und ohne Ende und — so mag wenigstens die eine Hälfte der Tlinkit sprechen, das Grossgeschlecht der Wölfe — älter und mächtiger als Jelch selbst.

Von der grossen Flut scheint die Überlieferung echt zu sein, dass die Menschen sich in ein grosses Kanu retteten, das schliesslich in zwei Teile brach, den einen, den die Tlinkit einnahmen, den anderen für die anderen Völker, woher dann die Sprachentrennung zu erklären sei. Offensichtlich christlicher Verfälschung verdächtig und deshalb zu tilgen ist dagegen die andere Behauptung, dass Jelch einen Sohn habe, der öfters für die Menschen fürbitte.[1]

Es ist nur eine Vermutung, aber viel spricht für sie, dass diese sachliche Aufeinanderfolge auch der zeitlichen Entstehung entspricht. Zuerst Tier- und Menschen-Fabeln, gebunden an die Person eines halb tierischen, halb menschlichen Stammvaters; dann ihre Verknüpfung mit dem Ursprung der Dinge, der Flüsse und Tiere, des eigenen Stammes nicht mehr nur, sondern der ganzen Menschheit; schliesslich Aufhöhung des so Gerühmten zu einem Gott, der die Welt ordnet, in ein bald wohl-, bald übelwollendes Verhältnis zu seinem Volk tritt. Von diesen drei Stufen ist nur die letzte und höchste einer aufhöhenden Umbiegung durch die europäischen Beobachter verdächtig. Doch ist sehr wohl möglich, dass sie in ihrem wichtigsten Bestandteil, der Steigerung des Heilbringers zum Gotte, eigenwüchsig ist. Andrerseits ist selbstverständlich, dass die niederen Formen dieser Glaubensentwicklung durchaus nicht durch die höheren verdrängt worden sind, sondern vielmehr bei dem grössten Teil der Stammesgruppe in voller Kraft neben ihnen fortbestanden haben.

Eine Verbindung von sittlichen Regeln mit dem Stammeshelden und Gesittungsbringer ist doch nur keimhaft vorhanden

---

[1] So Weniaminow, doch verständigerweise schon verworfen von dem Missionar Krause (Tlinkit 267). Vergl. dazu die wenig abweichende Fassung bei Boas, Indianische Sagen von der Nord-Pacifischen Küste Amerikas (1895) 311 ff.

und zwar schon auf der ältesten einfachsten Stufe. Dem Tlinkit, so meint ein älterer Reisender, gilt als Richtschnur seines Verhaltens: so wie Jelch lebte und handelte, müssen auch wir leben und handeln.[1] Aber ein Sittengebot oder Gesetz wird man diese sehr schwanke Vorstellung nicht nennen dürfen. Hat die Sitte der Tlinkit doch, gemessen an den Vorstellungen höherer Stufen, nur sehr wenige Gebote und Verbote des Handelns — nicht zu zaubern und nicht zu stehlen, darauf mögen sie sich auch bei Personen geschärften Gewissens beschränken. Im übrigen ist Jelchs Leben voller Listen und Tücken: seine Gesittungstaten, die Befreiung von Mond und Sonne und die Beschaffung des süssen Wassers sind Gaunerstreiche, nur die Herbeiholung des Feuers ist frei von solcher Zutat: Jelch bringt es weit über das Meer von einer fernen Insel her. Den Bär, den Lachs, den Kormoran hat er tausendmal mit Ränken und Lügen geneckt und aufs schwerste geschädigt. Herkömmlicher christlicher Sittlichkeit muss er überaus unzulänglich erscheinen.

Dass hier noch kein Glauben oder nur ein Glauben ohne Gott, eine heilige Sage vorliegt, eine Kette von Fabeln und Märchen, die die frei und froh schaffende Vorstellungskraft dieser Stammesgruppe geformt hat, lässt sich unschwer erkennen. Dass Jelch ein Mittelding zwischen Tier und Mensch ist, würde sein Ansehn in den Augen eines Urzeit-Volkes nicht mindern können, aber dass er Sonne und Mond, Wasser und Feuer den Menschen bringt, stempelt ihn noch nicht zum Gott. Denn einmal geschieht es fast ebenso gelegentlich und scherzhaft, wie wenn Jelch der Rabe ein ander Mal den Lachs in eine Falle lockt, und sodann, und dies ist das Entscheidende, ist seine Gestalt mit keinerlei Diensten verknüpft. Weder von Gebeten, noch von Opfern, weder von Priestern, noch Tempeln ist eine Spur vorhanden.

Dieser Sachverhalt hat allgemeine Bedeutung. Er zeigt, dass Glaubensformen, genauer gesagt Vorformen möglich sind, die zwar einen starken Menschen verherrlichen, von einem Gott aber schlehthin nichts wissen. Mit anderen Worten: man kommt eher auf einen Heilbringer, einen Messias, als auf einen Gott. Man legt einem solchen verehrten, doch nicht angebeteten Wesen übermenschliche Eigenschaften bei: so die Überwindung der Naturschranken durch Verwandlung von Tier- in Menschengestalt. Aber eben die Doppelseitigkeit dieses Mensch-Tieres macht eine derartige Steigerung doch leicht: bei andern Über-

[1] Nach Weniaminow: Krause, Tlinkit 253f.

wirklichkeiten tritt sie deutlich als Quelle und Grund hervor. Dass Jelch fliegen kann, ist von ihm als Raben begreiflich. Schwimmen kann er nicht: um sich im Meer zu retten, muss er sich eines mitgebrachten kleinen Kanu bedienen. Er ist auch der leibhaftige Rabe, vielleicht der Ahn nicht nur des einen Tlinkit-, sondern auch des wirklichen Rabengeschlechts: denn auch heute wird kein Rabe[1] von den Tlinkit getötet. Die Zwiefachheit von Jelch lässt alle diese Wunder mehr als Fabel und spasshaft gelegentliches Spiel der Einbildungskraft erscheinen, denn als ein absichtlich bedachtes, oder tiefgefühltes Steigern und Aufhöhen der menschlichen Kräfte dieses Wesens über seine Anlagen und die seiner Verehrer hinaus. Die Vorstellungskraft übernimmt die Führung, nicht Verstand oder Gefühl. Und wenn dann auch die ursprünglich innegehaltenen Grenzen überwunden werden, wenn sich Unwirklichkeiten einflechten, die mit der Tiernatur Jelchs nichts zu schaffen haben: wie seine Unverwundbarkeit, seine Verwandlung in einen Grashalm oder die ungeschlechtliche Empfängnis, der er das Leben verdankt, so empfindet man sie doch nicht als Neuerungen, die aus der Kette der übrigen Vorstellungen herausfielen.

So wenig sich diese Märchen- und Fabelwelt als eigentlich glaubensmässig darstellt, so keimhaft kindlich sie erscheint, so sehr man sie nur als eine Vorform anzuerkennen geneigt ist, sie zeigt wie ein Embryo doch Eigenschaften, ja einzelne bestimmte Vorstellungen, die noch den höchst entwickelten Glaubenserzeugnissen anhaften. Dass das Wunder des Glaubens liebstes Kind sei, offenbart sich schon hier: fast möchte man es des Glaubens Vater nennen. Der messiashafte Heilbringer tritt auf, noch ehe der Gott da ist, von dem ausgesandt ihn die höheren Glaubensformen noch so oft auftreten lassen sollten. Was er spendet, sind nicht Güter der Seele, wie später auf den Höhen des Stufenbaues der Weltgeschichte, sondern die gewaltigen, ursprünglicheren Gaben der Natur, für die dankbar zu sein diesen einfachen Menschen am nächsten liegen musste, deren Gemüt so tief in die Welt der Sinne und ihre Herrlichkeiten eingebettet lag.

Dieser Heilbringer ward vom Weibe ungeschlechtlich em-

---

[1] Krause, Tlinkit 183. *Boas, First Gen. Rep. (V. Rep. North-West. Tribes 46ff.),* bestätigt die Nichtanbetung Jelchs. Seine Bemerkung: *it must be borne in mind, that Yetl in all his exploits, by which he benefited man, did so against his will and interest,* lässt sich mit Krauses Darstellung in keiner Weise in Einklang bringen, an der ich, da sie Boas nicht widerlegt, festhalten möchte.

pfangen: die jesusmässigste aller seiner Eigenschaften. Der unbekannte alte Mann im Walde, der hier die Stelle des Engels der Verkündigung einnimmt, ist natürlicher, aber in Hinblick auf die Ursachenverkettung der Dinge nicht erklärlicher als dieser. Der gewärmte Stein, der als Samenkorn in das Weib gelegt wird, ist ebenfalls ein nicht viel weiter rückwärts führender Versuch der Begründung dieser unbegreiflich unbefleckten Empfängnis als das Leben schaffende Schöpferwort des Gott-Vaters, das der Engel als Vollstrecker seines Zeugungswillens überbringt.

Dennoch, so lehrt uns unser nüchternerer Verstand, sind gerade in diesem Falle die sehr begreiflichen Wurzeln der endlichen Unbegreiflichkeit leicht blosszulegen. Jelch ist nicht allein Heilbringer, er gilt auch als Urahn, sei es des ganzen Tlinkit-Stammes, sei es des einen der beiden Grossgeschlechter, dem er den Namen gegeben hat. Will man einer Ahnenreihe aber überhaupt ein endgiltiges Ziel, besser einen Anfangspunkt setzen, so entsteht eine Schwierigkeit, der sich auf dem Wege einfacher Schlussfolgerung kaum anders als durch die Annahme einer ungeschlechtlichen Geburt des Stammvaters entrinnen lässt. Denn hätte der Urahn einen Vater, so müsste der an seiner Statt Stammvater werden und diesen Vorgang kann man sich unendlich oft wiederholt denken. Im Grunde müsste allerdings auch das Dazwischentreten einer Frau störend wirken, denn auch ihr Dasein setzt das von Eltern und Voreltern voraus. In dem besonderen Falle Jelchs könnte auch das Auftreten anderer Menschen, die im Sinne der Tlinkit immer nur Tlinkit gewesen sein können, so etwa des bösen Oheims oder der Empfänger von Sonne und Mond irremachen. Aber an so geringfügigen Unfolgerichtigkeiten nimmt der Glauben der jungen Völker noch keinen Anstoss.

Die Völkerkundigen früherer Jahrzehnte haben sich an dem Glaubensgut gerade dieser Völkerschaften übel versündigt, indem sie, in Wahrheit fälschend — zur grösseren Ehre ihres Gottes, wie sie meinen mochten — allerlei Christlichkeiten in den Vorstellungsbestand, den sie vorfanden, hineintragen wollten; das Dasein eines Gottessohns, die Arche Noahs — für die sie den vorhandenen ersten Kern freilich nur wenig zu steigern brauchten — und so fort. Die viel einfacheren Zusammenhänge, die der Kern der heiligen Sagen des Tlinkit selbst mit einigen Grundtatsachen der christlichen Glaubensüberlieferung hat, haben sie nicht erkannt.

Wie weit aber diese Keime in die Zukunft weisen mögen, die zarte Pflanze des Kinderglaubens der Tlinkit wurzelt ganz

fest im Boden der eigenen Zeit. Die Vertrautheit mit dem Tier, dem man sich noch sehr nahe fühlt und über das sich dünkelhaft zu erheben man noch wenig geneigt ist, macht sich stark geltend. Und dazu tritt die grosse Gewalt zutage, die der Geschlechtergedanke ausübt, sie verlangt in dem Halbgott und Heilbringer einen Vorfahren und Blutsverwandten zu sehen. Sie verschmilzt sich mit der fast ehrfürchtigen Liebe zum Tier, um im Glauben alles Grosse und Gute einem tier-menschlichen Ahnen zuzuschreiben, von dem abzustammen ein Ruhm ist und dessen Gestalt zugleich vorbildlich und segnend zusammenhaltend über dem Blutsverband der einen Stammeshälfte schwebt.

Und so lallend uns diese ersten Versuche der den Gott schaffenden Vorstellungskraft der jungen Menschheit scheinen mögen, sie offenbaren einige der am tiefsten im Herzen schlummernden Kräfte unseres Geschlechts am deutlichsten. Wie wenig wussten doch diese einfachen Menschen von der Welt: aber für das Wenige, was sie sahen und woran sich ihre Seele mit stärker saugender Freude gehängt haben mag, als unser greisenhaftes Alter überhaupt fähig wäre, fühlten sie sich gedrungen, irgendeinem Geber, einem Schenkenden dankbar zu sein. Das Licht der Sonne bereitet ihnen nie erlöschende, unnennbare Freuden und schon sehen sie sich um nach einem Wesen, dem sie für dieses höchste der Güter danken können. Dankenwollen scheint eine der frühesten, stärksten Regungen des Menschen gewesen zu sein. Sie tritt in diesem Falle in ihrer ganzen, reichen Schönheit zutage, da ihr nichts von Furcht beigemischt ist. Die Gläubigkeit, die ihr entspringt, unterscheidet sich sehr zu ihrem Vorteil von vielen höheren Glaubensformen dadurch, dass ihr nichts von der allzu knechtischen Demut beigemischt ist, die diese von ihren Anhängern zu verlangen pflegen. Denn die Lichtgestalt, die sie sich schafft, ist mit allen ihren menschlichen und — nicht nach der Tlinkit, aber nach unseren Anschauungen — allzumenschlichen Zügen ihnen so nah und verwandt, dass noch keine Demut, deshalb auch keine Anbetung zustandekommen kann.

Und noch ein Zweites regt sich mit Urgewalt in den Herzen der Menschen: es verlangt sie nach einem Helden, einem Vorbild: sie wollen noch nicht anbeten, aber verehren, folgen. Dabei entspricht es dann ihrem natürlichen Bedürfnis, dieses hohe Wesen mit allen den Eigenschaften zu schmücken, die sie vom Menschen wünschen; mit Schlauheit, Kraft, Güte, Elternliebe, aber auch mit denen, die sie an dem von ihnen so ganz verehrten Tier schätzen und oft wohl beneiden: so mit der Flug-

kraft, mit der natürlichen List des Vogels. Es sind im Vergleich zu allen späteren Stufen der Glaubensentwicklung kindliche Versuche einer Steigerung des Menschen über sein natürliches Mass hinaus, aber die Richtung, die einmal zu Göttern, zuletzt zu einem allmächtigen Gotte führen musste, ist schon eingeschlagen. Um recht verehren, um gehorsam folgen zu können, bedarf man der Aufhöhung des wirklichen Menschen. Aber zunächst ist Form und Ausdehnung dieser Steigerung noch bescheiden; sie geht eher vom Tier als vom Menschen aus.

Noch in dem viel verschlungenen Rankenwerk von Nebensagen, das den Stamm von Jelchs Lebensgeschichte umspielt, bergen sich seltsame Blumen, die die Knospen von Blüten zu sein scheinen, die erst von der viel heisser brennenden Sonne späterer Stunden des Menschheittages aufgeschlossen werden sollten. So taucht die Geschichte einer wunderbaren Wiedergeburt auf. Jelch trachtet die Himmelslichter zu rauben, die ein reicher mächtiger Häuptling besitzt und in drei Kisten wohl verschlossen hält. Er hatte eine Tochter, aber auch die bewacht er auf das strengste. Jelch dringt doch zu ihr: er verwandelt sich in einen Grashalm, der an ihrem Becher klebt. Sie verschluckt ihn und wird von ihm schwanger. So wird Jelch von ihr wiedergeboren, wächst als ihr Sohn auf und kann dem Grossvater die Sonne, den Mond und die Sterne rauben.[1]

Dies alles ist noch kindlich einfach: aber der geheimnisvolle Gedanke der Wiedergeburt, der noch in so manchen späteren Altern wieder erwachen sollte, mag in dergleichen Keimformen doch seinen Ursprung haben.

Auch das reine Wunder, am hellen lichten Tage zugunsten eines Hilfsbedürftigen gewirkt, regt sich. Jelch soll einen toten Knaben erweckt haben, freilich, und dabei schaut die schalkhaft-natürliche Neigung der Sage frei hervor, dadurch, dass er ihm die Haare eines Mädchens vor die Nase hielt.[2]

ZWEITES STÜCK

SEELENGLAUBE UND SEHERTUM

Doch in dem spielend verehrenden Märchen von dem tiermenschlichen Halbgott-Ahnen und Heilbringer erschöpft sich das Glaubenswerk der Tlinkit nicht. Tiefer noch wurzelt in

[1] Krause, Tlinkit 261 f. — [2] Krause, Tlinkit 267.

ihnen eine ganz andere Reihe von übernatürlichen Vorstellungen: es ist ihr Toten- und Seelenglaube. Die Annahme von einem Fortleben des Menschen nach seinem Tode ist allgemein. Den Toten ist ein Reich angewiesen: jenseits der Berge. Man bemerke, wie hier das Jenseits einmal im eigentlichen Verstande des Worts auftritt; es ist seitdem immer nur in übertragener Bedeutung verwandt worden. Wie es beschaffen ist, hat ein Tlinkit erfahren und berichtet, der schon bis zu seinen Grenzen gewandert war, dann aber zum Leben zurückkehrte. Gleich hinter seinem Hause traf er auf einen breiten, schönen Weg. Auf ihm kam er zu einem grossen Fluss, an dem er viele Seelen fand. Es waren die, denen das Totenreich selbst seine Pforten verschloss. Sie hatten drüben am andern Ufer keine Freunde unter den Verstorbenen, die sie in ihrem Einbaum übergeholt hätten. Sie warnten den Wandrer hinüberzugehen, denn von dort sei keine Rückkehr mehr. Er solle heimwärts gehen, solange das noch möglich sei, das heisst solange seine Leiche noch nicht verbrannt sei. Sie selbst aber seien noch übler daran als die Jenseitigen: sie müssten Hunger und Durst leiden. Als der Tlinkit sie auf den Fluss verwies, hörte er, sein Wasser sei so bitter wie Galle. Es sah auch grün aus wie die Galle eines Tieres. Die drüben Wohnenden befänden sich auch schlimm genug: sie empfingen nur so viel Speise und Trank als von ihren Freunden auf der Erde ihnen gespendet werde.

Es gibt noch eine andere Auffassung vom Leben der Toten. Die Seelen der Toten kehren wieder auf die Erde zurück und lassen sich auf ein Weib nieder, das schwanger ist, jedoch nur innerhalb des Geschlechtes, dem sie im Leben angehörten. Träumt eine Frau während ihrer Schwangerschaft von einem der Verstorbenen in ihrer Verwandtschaft, so glaubt sie, dass dessen Seele von ihr Besitz genommen habe, um in dem keimenden Kinde wieder aufzuleben. Erinnert das Neugeborene etwa durch ein Muttermal an einen toten Verwandten, so ist man vollends überzeugt, dass es mit jenem eine Person sei: es erhält seinen Namen. Ja Tlinkit, die noch nicht bejahrt sind, aber in kümmerlichem Besitzstand leben, wünschen sich wohl, bald zu sterben, damit sie als Kinder eines begüterten Häuptlings wieder zur Welt kommen.[1]

Schon diesen einfachsten Vorstellungen vom Leben der

---

[1] Krause, Tlinkit 280f., 282. Hierzu eine im wesentlichen ähnliche Abwandlung dieser Schilderung bei *Boas, First Gen. Rep. (V. Rep. North-Western Tribes) 47f.*

Seelen entsprechen gewisse Dienste zu Ehren der Toten. Das Leichenbegängnis selbst gehört zu ihnen, denn nur die Seelen derjenigen, für die ihre Hinterlassenen streng nach den altüberlieferten Regeln die Totenfeier rüsten, finden ihren Weg ohne Irrsal und Mühen in das Jenseits. Nur wessen Leib verbrannt ist, findet einen warmen Platz am Feuer im Totenreich; nur der, zu dessen Ehren Leibeigene verbrannt sind, kann dort ohne mühsame Arbeit leben: die Sklaven müssen sie für ihn leisten. Die Verstorbenen im Jenseits zu ernähren opfert der Tlinkit bei jeder Mahlzeit, indem er unter Nennung der Namen seiner Toten etwas von der Speise in das Feuer wirft. Von der Mühe, die man für die Toten auf sich nimmt, beginnt freilich schon ein kindlich verstecktes Markten und Feilschen etwas abzumindern. Die Seelen bedürfen nicht vieler Speise: Jelch hat es einmal gesehen, als er die Toten bei sich zu Gast hatte. Man soll auch nicht allzuviel um sie weinen und klagen, da ihnen dadurch nur der Weg in das Totenreich feucht und sumpfig gemacht wird.[1]

Ist gleich den Seelen so ein fester Wohnsitz angewiesen, so schweifen sie doch auch herum. Nicht nur jene Irrenden, nicht Angelangten, auch die längst Verstorbenen kehren zur Heimat zurück, wenn sie sich auf die Kinder im Mutterleib niederlassen. Diese für die gewöhnlichen Sterblichen unsichtbaren Seelen sind den Lebenden oft furchtbar, immer verehrungswürdig. Es tut sehr Not, sich mit ihnen in ein gutes Einvernehmen zu setzen, sie sich günstig zu stimmen oder gar über sie Herrschaft zu gewinnen. Den Begünstigten gelingt das und ihnen erscheinen die Toten in mancherlei Gestalt: als Menschen und Krieger die Seelen der im Kampf Gefallenen, als Landtiere die der sonst Verstorbenen, als Wassertiere die Wassergeister, die wie es scheint nicht menschlichen Ursprungs sind. Zum Angriff gehen die Seelen über, wenn sie, aus freien Stücken oder von bösen Zauberern gerufen, sich auf Lebende niederlassen, um sie krank zu machen. Dann gilt es, sie zu vertreiben.[2]

Man sieht, Tote und Tiere gehen hier ineinander über. Die Toten werden zu Tiergeistern, aber Tiergeister auch ohne alle Beziehung zu den Toten treten auf. Ja fast erscheint es möglich, dass dieser Zusammenhang — wenn es nicht gar nur ein Missverständnis des europäischen Beobachters ist — viel lockerer ist und dass die ganz unabhängigen Tiergeister einen

---

[1] Krause, Tlinkit 281 f. — [2] Krause, Tlinkit 282, 286.

wesentlich grösseren Anteil an der Schar der übermenschlichen Wesen haben, als die Toten. Bei den Küsten-Selisch wenigstens, bei denen im übrigen vielfach ähnliche Vorstellungen und Bräuche des Glaubens herrschen, sind die Schutzgeister, deren einen sich der Seher erwirbt, durchgängig Tiere: der Bär, der Wolf, der Mink und so fort. Das Tier gilt, sobald der Seher es gewonnen hat, als sein Verwandter.[1]

Über die Seelen Macht zu gewinnen vermögen die Menschen nur in der höchsten Erregung und wenn sie mancherlei Kunde erlernt haben. Beider Dinge teilhaftig zu werden aber war so schwer, dass sich hierfür, und hierfür zuerst und auf lange allein ein besonderer Beruf bildete: der des Geisterbeschwörers, des Sehers. Der Priester tritt in ihm auf die Bühne der Welt, doch freilich zunächst noch mit bescheidenem Wirkungsbereich, wenn auch keineswegs in bescheidener Haltung. Noch ist er keines Gottes Diener, keines Tempels Türhüter, aber ein Gnadengut hat doch auch er schon zu verwalten. Er versteht mit den Geistern umzugehen, sie zu bannen und sie zu versöhnen.

Die Kunst des Sehers — Ichta nennen ihn die Tlinkit — ist schwer genug zu erlernen. Wer den Entschluss dazu fasst, muss in die Einsamkeit gehen, in Berg und Wald fern von allen Menschen eine lange Zeit zubringen. Die Vorbereitung währt wochen-, oft monatelang, und wer sich ihr unterzieht, darf sich nur von der Wurzel einer Pflanze nähren. Er darf nicht ablassen, ehe ihm die Geister erscheinen. Kommen sie endlich, so schickt ihm der mächtigste von ihnen eine Fischotter entgegen. Die bannt der Zauberlehrling durch das heilige Rätselwort O, das er viermal in verschiedener Betonung ausspricht. Sobald sie es hört, fällt sie auf den Rücken, streckt die Zunge heraus und stirbt. Unter formelhaften Worten reisst ihr der Neuling die Zunge aus: lass mich einen grossen Seher werden, lehre mich zaubern, lehre mich tanzen. Die Zunge bewahrt er sein Leben lang als Talisman auf und verbirgt sie an einem unauffindbaren Ort. Das Fleisch der Otter vergräbt er, ihr Fell bewahrt er als Abzeichen seines heiligen Standes. Nun kehrt er zu seiner Siedlerschaft zurück und beginnt sogleich seinen Beruf auszuüben. Sein Amt gibt ihm auf, Geister zu beschwören, gutes Wetter zu machen, reiche Fischzüge an die Küste zu locken, Diebe ausfindig zu machen, den Zauberern und Hexen ihr schlimmes Handwerk zu legen, Kranke zu heilen durch Austreibung der bösen Geister, die sie plagen. Als Opfer von

[1] *Boas, Sec. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 28f.*

ihm fordert es, dass er sich drei, sechs, ja zwölf Monate vor einer Geisterbeschwörung der Frauen enthalte. Es sei vorgekommen, dass Seher, die dieser Vorschrift zuwiderhandelten, von ihren Geistern getötet wurden. Bei einer Völkerschaft der Selisch muss ein Angehöriger der höheren Klasse der Seher — denn es gibt eine höhere und eine niedere Schicht, die letztere zumeist aus Frauen bestehend — bis zur Erlangung eines Geistes sogar völlig keusch bleiben.[1]

Mit dem Amt aber ist der Geisterbeschwörer sogleich bedacht Vorrechte und gesellschaftlichen Rang zu erwerben. Von den Anschauungen, die die Seher ausgebildet haben, sind nicht wenige bestimmt, ihre Überlegenheit über die übrigen Volksgenossen und ihren höhern Wert darzutun. In ihrer eigenen Familie beginnen die besonderen Ehren, die man ihnen erweist. Erkrankt der Seher, so ist seinen Verwandten auferlegt, Tage lang zu fasten. Ruft er in grosser Handlung die Geister an, so muss sich seine Familie wiederum vierundzwanzig Stunden lang der Speise enthalten. Seine ganze Siedlerschaft hält ihn in Ansehen, da er in allem Unglück so gänzlich unentbehrlich ist. Durch ein sehr hervorstechendes Äussere sorgt er dafür, immer und überall aufzufallen. Er lässt kein Schermesser an sein Haar kommen, entweiht es auch niemals durch den Gebrauch eines Kamms; selbst in der tiefsten Trauer schert er nur den vorderen Teil des Hauptes. Er schmückt sich mit vielerlei seltsamen Ausputz, mit geschnitzten Knochenstäben, hölzernen Kränzen, hörnernen Kopfzieraten und Gesichtsmasken. Der Schamanenstab ist mit einem Hermelinfell ausgeschmückt. Auch Klappern gehört schon zu diesen Anfängen des heiligen Handwerks: erst Rasseln und Trommeln machen die Ausrüstung des Sehers vollständig.[2]

In öffentlichen, nicht geistlichen Angelegenheiten wird von keinem regelmässigen und halb amtsartigen Einfluss der Seher berichtet. Aber bedeutende Persönlichkeiten unter ihnen haben sich zu einer weit über die Grenzen ihres Berufs massgebenden Stellung erhoben und auch die andern sind gefürchtet, da die Macht zu schaden, die in ihrer Hand liegt, nicht gering ist. Jeden können sie der Zauberei bezichtigen und, wenn er nicht seinerseits reich oder mächtig ist, ein marterreiches Strafverfahren und den Tod über ihn verhängen. Innerhalb ihres Machtbereiches sind sie schon kleinen Verbänden unentbehrlich:

---

[1] Krause, Tlinkit 284, 292, 286; *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 29.* — [2] Krause, Tlinkit 288 f., 294 f., 287, 283 f., 297.

nicht allein jede Siedlerschaft, selbst Teilgeschlechter innerhalb der grossen Plätze scheinen eigene Seher besessen zu haben. Das Rabengeschlecht zu Klokwan, dem Hauptdorf der Tschilkat-Völkerschaft, hatte noch 1882 einen eigenen Ichta. Sind die Geister, die ein Seher sich dienstbar gemacht hat, mächtig und seine Erfolge gross, so kann er grosse Reichtümer für seine Tätigkeit sammeln, die er sich regelmässig bezahlen lässt. Nicht wenige Geisterbeschwörer haben die Erblichkeit ihrer Würde bei ihrer Familie durchgesetzt. Nur müssen dem Sohne eines Sehers, der Amt und Beruf des Vaters zu überkommen wünscht, die Geister günstig sein, was nicht immer der Fall ist.[1]

Schon wird in einem gewissen keimhaften Sinne ein gemeinsamer Dienst aller Volksgenossen den Geistern geweiht: zwar ist nur der Seher ihr Vertreter im Verkehr mit den Unsichtbaren, aber die grossen Beschwörungen werden nicht allein unter grossem Zulauf der Alten, sondern auch unter Beihilfe von Mädchen und Knaben begangen. Nur ist der Geisterbanner in jedem Betracht Hauptperson: die übrigen Teilnehmer treten in der Feier nicht für sich, sondern nur als Zuschauer auf. Das Fest besteht viel mehr aus Spiel, Tanz und Handlung als aus Rede Im Festhaus stehen hunderte von nackten Männern um das Feuer, ein Gesang hebt an, eintönig werden einzelne Silben erst langsam, dann immer schneller ausgestossen. An der Wand sitzen auf höheren Bänken viele Männer und Frauen, diese bekleidet, sie sind als Zuschauer gekommen. Da einige Paukenschläge, ein Vorhang hebt sich und der Seher springt hervor mit fliegenden Haaren, wehendem Mantel und in allem bunten Schmuck seiner Tracht. Er läuft in rasender Schnelligkeit um das Feuer. Die Nackten unten schwingen gezückte Dolche, schreien laut, wollen ihn gleichsam hetzen und fangen. Er, der Laufende, entgeht ihren Verfolgungen durch immer seltsamere Luftsprünge und Verdrehungen des Leibes. Ein brennendes Scheit zieht er aus dem Feuer, wirft es gegen das Dach, die Verfolger schreien begeistert auf. Ihre Dolche wenden sie einmal aufwärts zu den Alten und Vornehmen auf den Rängen, dann wieder gegen den rasenden Seher. Endlich fangen sie ihn, binden ihn und schleppen ihn hinter den Vorhang. Der Chor aber setzt seinen Gesang fort, nur leiser und langsamer. Hinter dem Vorhang hört man den erschöpften Seher stöhnen. Bald jedoch rennt er von neuem in die Bahn: nun ist sein Kopf in eine Maske gesteckt, dem Kopf eines Schafes oder

[1] Krause, Tlinkit 286, 295, 298, 284.

Rehes gleich zu schauen, bekleidet mit einem Tierfell. Diesmal läuft er auf Händen und Füssen um das Feuer. Wieder wird er endlich gefasst und gebunden, wieder kehrt er zurück, jetzt als Raubtier verkleidet, mit einem furchtbaren Antlitz von weisser und blauer Farbe, weisse Zähne in dem aufgesperrten Rachen. Erst als er auch jetzt wieder gefangen und fortgeschleppt ist, verstummt der Gesang. Nach einer Pause aber hört man den Seher hinter dem Vorhang zwischen seinen Seufzern lallende Worte ausstossen: ich sehe ihn — den Geist, er kommt zu mir — vom Meere — ein Boot kommt näher — auf mich zu! Die Beschwörung ist gelungen: der Geist herbeigerufen [1].

Ähnliche wilde Feste feiert man, wenn ein neuer Ichta sein Amt antritt: Chorgesänge durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen, Vor- und Rückwärtsschreiten ganzer Reihen mit wilden Geberden, Füssestampfen, Fäusteheben, aber in peinlich festgehaltenem Schrittmass begleiten die Handlung. Die Zaubergeräte und Masken des verstorbenen Geisterbeschwörers, durch die Rauchöffnung des Daches herabgelassen, werden gezeigt und gegen das Feuer gehalten. Der neue Seher stürzt einmal inmitten der Feuer in äusserster Erregung durch die Reihen der Tänzer und beinahe durch den Brand des Feuers hindurch, um in krampfhaften Zuckungen niederzufallen. Die Feier schliesst nun für die Gäste, das Geschlecht derer aber, die zum Feste luden, bleibt dann noch vier Tage beisammen: Männer, Frauen und Kinder, um gemeinsam zu fasten. Am dritten Abend tanzt der neue Seher, nackt bis auf die Tanzdecke, die er sich um die Hüfte geschlungen hat, um das Feuer; am vierten wird die Handlung des ersten Tages wiederholt.

Der Zweck der grossen Beschwörungen, die bei Voll- und Neumond und als Feste nur zu Winterszeiten gefeiert werden, ist nur leis übernatürlich: man wünscht Heil und Gesundheit, guten Fischfang herabzuflehen. Doch freilich den Geist zu bannen oder besser die Geister, denn immer mehrere sind es — dieselben, zu deren Ehren der Seher an einem Abend eine ganze Anzahl von Tiermasken anlegt, sie so erfolgreich zu beschwören, dass Erhörung zu erwarten ist, setzt bei den Sehern eine mehr als menschliche Kraft voraus. Die Krankenheilung, die Entdeckung von Zauberei und Diebstahl ebenso. Und schliesslich tut der willige Glaube auf dieser Bahn auch den

[1] Erman, Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Behringsmeers (Ztschr. f. Ethnol. II [1870] 324ff.).

letzten Schritt und öffnet sich dem reinen Wunder. Dass auch seine Träger, seine Schöpfer die Seher sind, ist nur begreiflich, denn bei ihnen ist alles Sinnen und Trachten nach den heiligen Dingen versammelt, sie sind nicht allein in ihren eigenen Augen, nein auch in denen des Volkes die in diesem Betracht natürlich Begünstigten.[1]

Einem grossen Seher der Tschilkat wurde nachgerühmt, dass er eine Geistermaske besessen habe, deren eine Hälfte versteinert war, während die andere hölzern geblieben war. Auch sein Seherstab und sein Hermelinfell seien zur Hälfte in Stein verwandelt gewesen. Noch um 1880 war es einem anderen Geisterbeschwörer derselben Völkerschaft gelungen, den Ölfisch, der damals schon das zweitemal an dieser Küste ausgeblieben war, herbeizuführen. Er hatte sich ins Meer senken lassen, unten Klappern und Schellen ertönen lassen, und beim Emporkommen verkündigt, der Ölfisch würde nunmehr erscheinen. In der Tat waren die Züge am anderen Tage schon in Sicht gekommen.

Das Wunder ist in diesem Fall rationalistischer Aufklärung sehr wohl fähig: der Geisterbeschwörer mochte die Zeichen des nahenden Fisches, denen er wohl unter dem Wasser eher auf die Spur kommen konnte, besser als seine Landsleute deuten können. Eine andere Erzählung von überwirklichem Handeln eines Sehers kann nicht wohl anders gedeutet werden. Dieser, ein Sitka, liess sich von seinen Freunden in eine Matte gewickelt an einem Riemen ins Meer senken. Da er kein Zeichen gab, ruderten seine Genossen ans Land und hielten ihn für tot. Als sie am vierten Tage am Strand in die Nähe der Stelle kamen, hörten sie einen Laut, gleich einer Sehertrommel. Sie gingen ihm nach und fanden ihren Freund an einem Felsen hängend, mit blutüberströmtem Gesicht und den Kopf nach unten gekehrt. Dies Wunder hatte der Beschwörer nur deshalb tun können, weil ihm gelungen war, einen neuen sehr mächtigen Geist zu bannen. Die Erklärung liegt hier nahe genug.

Der gemeine Volksglauben, der Seher könne dadurch, dass er im Meere bade, Regen heraufbeschwören, ist anspruchsvoller, wenn auch gewöhnlicher. Aber man weiss auch, dass der Körper eines toten Sehers niemals verwest, sondern wie gedörrter Lachs trocknet. Die Pfähle, auf denen man ihn beisetzt, werden so gleichmässig, dass sich der Leichnam gerade zur Erde senkt, weder das Kopf- noch das Fussende zuerst.

---

[1] Krause, Tlinkit 295 f., 292.

Höher steigt die heilige Fabel, wenn sie längst Verstorbene verherrlicht und so zur Sage wird. Der grosse Seher der Sitka, Kaka, ursprünglich ein einfacher Mann, hatte zwei Frauen, von denen eine ihm feind und einem anderen Manne zugetan war. Mit Hilfe Kuchtas, der im Norden wohnt und die Gestalt eines grossen Affen hat, wusste sie ihn in eine Fischotter zu verwandeln. Kaka ertrank bei einer Kanufahrt, wurde aber von den Fischottern auf eine Insel gerettet. Er verliebte sich dort in die zwei Töchter eines Häuptlings, aber seine Muhme und zwei Oheime begegneten ihm und zeigten ihm den Weg zur Heimat. Die Oheime fuhren mit ihm über See, sie verwandelten sich, als sie an die Küste stiessen, in zwei Fischottern. Kaka springt ans Land, reisst ihnen die Zungen aus und wird dadurch Seher. In seine Siedelung zurückgekehrt findet er die treue Frau auf ihn wartend, die ungetreue aber mit ihrem Liebhaber verheiratet. Sie will auch, da er als Geisterbeschwörer nun grossen Erfolg hat, nicht an ihn glauben. Zuletzt aber kann sie nicht widerstehen. Sie schaut zur Rauchöffnung in sein Haus hinein, Kaka sieht sie und bewirkt, dass sie herunterfällt, ihm zu Füssen. Da tötet sie sich selbst aus Scham.[1]

Sucht man in diesem geistigen Zustand nach den Urbestandteilen des Glaubens im Sinne späterer, unserer Zeiten, so findet man fast nur Keime, aber von sehr verschiedener Entwicklung. Am mindesten ausgereift sind die höheren Gewalten, die der Mensch über sich denkt: es ist ein unsicher schwebendes Heer von Gestalten, ganz tier- oder ganz menschenähnlich, aber auch in ihrem Verhalten zu den Menschen sehr schwankend: an sich kaum wohlwollend, nur wenn man sie beschwört und bannt günstig. Man hält sie für eine feindliche Macht, mit der man auskommen muss. Irgendeinen Einfluss auf das eigene sittliche Verhalten scheint man ihnen gar nicht zuzugestehen, es sei denn, dass man den mannigfachen Aberglauben so ausdeutete, der das Ausbleiben der Fische, und grosse Krankheit oder ein Unwetter darauf zurückführt, dass ein mannbar werdendes Mädchen nicht lange genug eingeschlossen gehalten wurde, oder dass ein Mädchen sich das Haar ausserhalb des Hauses gekämmt hatte, oder dass das Fell einer Bergziege in Meerwasser gespült worden war.

Aber je kümmerlicher diese ersten, noch sehr ungöttlichen Vorboten zukünftiger Götter sind, desto höher ist die Macht derer gestiegen, die zwischen ihnen und den sterblichen

[1] Erzählung bei Krause, Tlinkit 286ff.

Menschen vermitteln. Kein Wunder, dass der Priester in solchem Zustand mehr Gewalt erwirbt, so kurz auch die Vergangenheit seines Amtes noch sein mag. Denn die Demut vor den höheren Wesen, deren er später sich nie mehr entschlagen darf, hat er noch nicht nötig, da sie noch nicht so mächtig sind, dass er sich vor ihnen allzu tief zu beugen Ursache hätte. Im Gegenteil, da er sie zu beschwören vermag, sind sie eher ihm untertänig. Die Gläubigen sind allerdings ebenfalls noch nicht der Regel eines fest umschriebenen Glaubens unterworfen, aber die Geister sind zu furchtbar, als dass die Scheu vor ihnen nicht auch mit Ehrfurcht vor dem Priester erfüllte, der allein versteht die drohende Gefahr in Schranken zu halten und der sich an dem Widerwilligen durch boshafte Zauberanklage oder, noch schlimmer, durch Herabbeschwörung eines Übels zu rächen jederzeit imstande ist.

Ganz irrig wäre es, wie eine scheinbar freisinnige, in Wahrheit sehr vorurteilsvolle Auffassung es so oft getan hat, die Macht der Priester oder gar den Glauben selbst für ein Werk zu erklären, das nur ihrem eigensüchtigen Lug und Trug das Dasein verdanke. Unzweifelhaft ist vielmehr nicht allein der Seelen-, der Geisterglaube, sondern auch das Mühen, durch Bann und Beschwörung sich der Geister zu erwehren, ein Erzeugnis des Volksgeistes. Die sehr ungezügelte Lebenshaltung so junger Völker, die dem Leibe viel Schädigungen zufügt, oft seine Nervenkraft völlig zerrüttet, macht die Menschen überaus furchtsam. Dazu die unendlich grosse Masse des Unbekannten und Unbewältigten, das ringsum droht, das Nacht, Winter, Sturm, Ferne, Meer, zum Schrecknis macht, die unendlich kleine Menge dessen, was das geistige Auge übersieht. Uns, denen seit einem halben Jahrtausend fast die Erde keine Unabsehbarkeiten bietet, seit einem halben Jahrhundert kaum der Weltenraum mehr unerkennbar erscheint, die wir die Furcht vor dem Unbekannten gänzlich verloren haben, ist das vielleicht die schwerste Aufgabe, sich in diese Kinderanschauung hineinzudenken, die das Ende der Welt, den Beginn des Totenreichs schon jenseits des nächsten grossen Flusses sieht. Ihr muss die Welt voll von Schrecknissen sein, und es mag nur der Beweis einer noch wenig entwickelten Einbildungskraft sein, wenn die Tlinkit nur die beiden Formen übermenschlicher Wesen kennen: die Seelen, die Tiergeister.

So fand der Priester nicht viel zu tun, um den Glauben noch mächtiger werden zu lassen über die Menschen. Dass sein Beruf entstand, mag allein ein Vorgang natürlicher Arbeits-

teilung gewesen sein und er hat hier offenbar noch nicht allzuviel Zeit gehabt, ihn sehr auszubeuten. Aber wäre das auch in höherem Masse geschehen, so liegt nicht der mindeste Grund vor, ihn darüber zu schmähen. Es ist Menschenart, für eine besondere Leistung besonderen Lohn an Macht und Besitz zu verlangen und so wenig man alle Häuptlinge für verruchte Übeltäter erklären dürfte, so wenig sollte man den um sich greifenden Priester schelten, am wenigsten dann, wenn er noch nicht seine gesunde Begierde nach Einfluss und Macht unter der freilich heuchlerischen Maske innerer Demut versteckt.

Solcher Maske aber bediente sich der Geisterseher der Tlinkit nicht. Sein Leisten war im Gegenteil nicht allein auf überlegene Vorstellungskraft und Erregbarkeit gegründet, nein auch auf ein nicht unverächtliches Mass von Leibeskunst: er war ein kühner Tänzer und ein grosser Spieler. Und der neue Zarathustra hat sich nicht umsonst mit einem Seiltänzer verglichen. Eine grosse Fähigkeit aber hatte der Seher vor seinen Zeit- und Volksgenossen, mehr noch vor uns Angehörigen eines so übernüchternen Jahrhunderts voraus: er konnte ausser sich, über sich geraten. Und es war kein roher Taumel, sondern ein durch lange Zucht, in Fasten und Enthaltsamkeit erreichter und gewollter Zustand: künstlicher Wahnsinn wohl, aber auch künstlerischer. Und wir Heutigen sollten hier einmal die dünkelhafte Miene steter Überlegenheit ablegen, die wir den „Wilden" gegenüber zur Schau zu tragen nicht müde werden: es ist doch ein edler Rausch, in den diese Menschen sich stürzten: uns Kulturträgern fast ganz verloren gegangen und doch sicher voll von unbeschreiblicher Wonne für den, der ihn sich zu bereiten, in ihm über andere Gewalt auszuüben verstand. Und wer möchte sagen, dass einer von diesen angeblichen Betrügern etwas anderes wollte als Heil bringen: Unglück abzuwehren, Krankheit und äussere Unbill zu bekämpfen, für alte, geliebte Lebensgewohnheit Begeisterung zu erwecken, war ihr Beruf. Seher, Propheten von edler Gebärde und grosser Macht über die Seelen zu werden, sich durch die Trunkenheit einer grossen für wahr und heilig gehaltenen Vorstellung zu geistigen Führern und Vätern ihres Volkes zu machen, das war ihr Ziel. Wer dürfte sie darob schelten, ihr Wähnen war gewiss unvollkommen und kindlich, aber wenn sie irrten: welches von allen Geschlechtern der Priester der Menschen, die höhere Alter des Reifens erreichten, hat nicht geirrt? —

Ganz unentwickelt sind die Vorstellungen der Tlinkit von den Naturkräften, denen sie doch eine gewisse Verehrung

zollen. Sie beten zur Sonne, dass sie ihnen Nahrung und gut Wetter schenke. Sie beten auch zu den Bergen und dem Donner. Man würde dem grosse Bedeutung zulegen, hört man aber, dass sie auch zu Delphinen und Seehunden beten,[1] so schwindet der Entwicklungswert dieses ganz keimhaften Naturdienstes sehr zusammen. Man hat den Eindruck, als sei er nicht viel höher, als wenn die Mädchen der Tlinkit im Wald den braunen Bären loben und ihn bitten, er möge ihnen nicht zürnen und sie nicht zu sich nehmen.[2] Zudem ist nicht unwahrscheinlich, dass die Naturgewalten, deren Beistand hier angerufen wurde, nicht eigentlich als solche, sondern als die Sitze von Geistern, die in ihnen wohnten, gemeint waren.

ZWEITES HAUPTSTÜCK

HIMMELSGÖTTER UND TIERGEISTER

Der Sagenbesitz der Tlinkit hat sich unter den Kolumbianern auch noch weiter südwärts verbreitet: die Geschichten von Jelch dem Raben sind bis zu Nutka und Küsten-Selisch gewandert.[3] Die Tlinkit aber scheinen sie gefunden zu haben, denn bei ihnen ist die Märchenkette am vollständigsten, ihre Gliederreihe am folgerichtigsten. An Nebenbuhlern fehlt es ihnen schon bei den nächsten Nachbaren nicht: der bedeutendste unter ihnen der von den Tsimschian bis zu den Komox und Schöschwap verbreitete Sagenkreis von den zwei Jünglingen, die sich durch eine Kette von abgeschossenen Pfeilen einen Weg in den Himmel bahnen, dort die Tochter des Himmels-Häuptling gewinnen und sich den mörderischen Listen ihres Schwiegervaters entziehen.[4] Aber an ihnen kann man erkennen, dass hier schon die Grenze zur angehenden fabulierenden Sage überschritten ist, die mit Verehrung oder gar Glauben kaum mehr zu tun hat, wie denn auch alle andern Erzählungen dieser Gruppen noch viel minder glaubensmässig sind. Sehr viel weiter südwärts dagegen hebt sich die schaffende Kraft der Legendenbildung zu einer Leistung, die der des Jelch in einem Punkte überlegen ist. Bei den Tschinuk, den Schöschwap

---

[1] *Boas, First Gen. Report (V. Rep. North-Western Tribes) 49.* — [2] Krause, Tlinkit 272. — [3] Boas, Indianische Sagen 330f. (Tabelle), 337f. — [4] Boas, Sagen 67ff., 273, 334f.

und manchen ihnen nahen Gruppen nämlich ist die Sage vom Wanderer ausgebildet worden. Er ist von grosser Stärke, überwindet ihm Entgegentretende, gibt den Menschen erst ihre rechte Gestalt und erweist ihnen viel Wohltaten. Er steht mit Jelch dem Raben verglichen, der wie man behauptet hat, nur ein Sondererzeugnis dieser Sagengruppe sei, insofern höher, als er alle die drolligen Erbstücke der reinen Tierfabel, die vielen Schelmenstreiche, die der Rabe an anderen Tieren und an Menschen begeht, abgestreift hat, wie denn auch von Tierabkunft bei ihm nur selten noch die Rede ist. Aber man wird hieraus eher schliessen dürfen, dass er späterer Entstehung ist; man wird ihn auch schwerlich, wie geschehen ist,[1] eine Kultur-Gottheit nennen können, nur als die einerseits etwas gesteigerte, andrerseits etwas eingeschränkte Gestalt eines Heilbringers mag er anerkannt werden. Hat er doch die prometheischen Eigenschaften des Feuerbringers Jelch ganz verloren. Dass er den Menschen die Geschlechtsteile, die sie bis dahin noch an Kopf und Brust trugen, an die rechte Stelle versetzt, oder sie in Stein verwandelt, sie mit reichen Gaben beschenkt, ist dafür ein geringer Ersatz. Wenn bei den Kowitschin Quäls, wie der Wanderer am öftesten heisst, durch alle Länder wandert und die Guten belohnt und die Schlechten bestraft, so erscheint dies freilich auf den ersten Blick christlicher Beeinflussung nicht ganz unverdächtig, ist in der Grundlage aber wohl als ursprüngliche Bildung möglich. Anderwärts verliert sich diese Sage in vielen harmlos fabulierenden Erzählungen von Verwandlung eines Hirsches, von eifriger Werbung eines Mädchens um den Wanderer, den sie sich zum Manne begehrt, da sie sich bis dahin mit einer Holzfigur begnügt hat, und anderes lustiges Rankenwerk, das in jedem Betracht seine urzeitmässige Echtheit an den Tag legt. Echt heilbringermässig ist weiter, wenn sich die Gestalt des Wanderer in zwei Brüder spaltet. Auf Einwirkungen von Süden, aus dem Gesittungskreis der Nahua-Völker mag es dagegen zurückzuführen sein, wenn vier Brüder auftreten: sicher im Anschluss an die neue auf höherer Stufe gewonnene Erkenntnis von den vier Winden oder vier Himmelsgegenden. Eine Form ursprünglich-urzeitmässiger Umwandlung mag dagegen in einem Punkt vorliegen, an dem die Sage zwar keine wesentliche Steigerung zeigt, wohl aber die Zergliederung eines der

[1] Bei Boas (Sagen 339f.), dessen sonst in vielem Betracht überlegener Sachkenntnis ich mich doch aus obigen Gründen nicht unterwerfen kann.

Grundgedanken der Jelchgeschichte: die Zwillingswanderer der Nakomgilisila, einer Völkerschaft der Kwakiutl, müssen in besonders mannigfaltiger Wiederholung einer ganzen Reihe von Männern begegnen, um sich mit ihnen im Kampf zu messen, mit ihnen Brüderschaft zu machen oder ihre Töchter zu heiraten. Sie sollen nämlich nur den Stammvätern möglichst vieler von den Geschlechtern begegnen, in die sich die Kwakiutl scheiden. Und die Wappenzeichen und Vorrechte der Geschlechter liebt man auf Verleihungen eines Wanderers zurückzuführen.[1] Auch bei den Aht auf der Vancouver-Insel verschmilzt der Heilbringer mit dem Ahnherrn der Völkerschaft. Nach unsichreren aber in sich wahrscheinlichen Nachrichten tritt der Wanderer hier als Umgestalter der Welt auf, insofern er den Menschen, die bis dahin nur als Vögel, Tiere und Fische vorhanden waren, erst ihre rechte Gestalt verleiht, eine Auffassung, die ihm auch von den Tschinuk beigelegt wird. Das Feuer aber enthält er den Menschen vor: erst der Hirsch muss es stehlen.[2]

In dem eigentlichen Glauben der südlichen Kolumbianer treten die Naturkräfte mehr in den Vordergrund als bei den Tlinkit. Schon bei den Tsimschian, ihren nächsten Nachbaren gegen Mittag, ist die Verehrung des Himmels so gross und so eingegrenzt, dass er fast einem Gott gleichgesetzt erscheint. Von einer Verdichtung der Naturkraft zu einem Gott wird freilich auch hier nicht gesprochen werden dürfen. Viel eher könnte angenommen werden, dass irgendeine Heilbringergestalt, deren Umrisse nur schon verschwunden wären, den Namen des Himmels angenommen hätte: vielleicht wiederum unter Einwirkung der höher und sinnbildhaft entwickelten Vorstellungen der Nahua-Völker, wie denn deren Ausstrahlungen weithin über den Erdteil nachzuweisen sind. Neben dieser gehöhten Gestalt regt sich bei den Tsimschian doch auch ein Schein anderer minder mächtigerer Gewalten: man pflegt nicht den Himmel, Lecha, anzurufen, sondern die Nechnoch, Wesen einer mittleren Stufe, die von sehr vielen anderen Teilen der Natur dargestellt werden: von der Sonne und vom Mond vorzüglich, doch nicht allein, sondern auch von Vögeln und so fort. Nechnoch ist aber weiterhin alles Geheimnis, alles heilige Rätsel: so heissen die Geister selbst, so aber heisst auch das Flüstern, das bei den feierlichen Tänzen von Mund zu Mund geht. Wie noch oft in

---

[1] Boas, Sagen 339f., 47f., 194ff.; wegen der Völkerschaft vgl. *Boas, First Gen. Rep. (V. Report on the North-Western Tribes) 30f.* — [2] *Bancroft, Pacific States III 95f.*

Nordamerika, begegnen sich die frühesten keimhaftesten und die höchsten Bildungen des Glaubenslebens. Dies Nechnoch der Tsimschian mag, wie das Orenda der Irokesen, die rätselhafte Allkraft der Dinge zu bezeichnen und wird doch — wiederum vielleicht im Sinne des irokesischen Glaubensbegriffes Henochonokee: alle guten Geister — auf einer viel höheren Stufe verwandt. Der Himmel wird gleichwohl als Herrscher über die Geschicke der Menschen angesehen, ja es heisst von ihm — falls das wirklich der ursprüngliche Zustand ist, dass er die Menschen den Unterschied zwischen gut und böse gelehrt habe,[1] so dass hier die den Tlinkit noch völlig unbekannte Verbindung von Glauben und Sittlichkeit auftaucht. Mörder, Ehebrecher, Wahnsinnige sind ihm verhasst, aber er liebt die, die den Armen wohltun und nicht durch Übervorteilung beim Verkauf reich zu werden trachten. Opfer, Gebete und der Rauch des aufsteigenden Feuers ist ihm wohlgefällig. Durch gänzliche Waschungen, durch Fasten und Enthaltung vom Weibe macht man sich recht bereit ihm zu dienen. Man opfert ihm im brennenden Feuer alles was Wert hat: Adlerfedern, Zedernholz, das Fell vom Elch. Die Form der Gebete ist einmal demütig genug, dann wieder naiv drohend: Nechnoch, Nechnoch, du Häuptling, du Herr, habe Mitleid mit uns, sonst wird niemand dir Rauch aufsteigen lassen. Ein anderes: Nechnoch, Nechnoch, du Häuptling, du Häuptling, habe Mitleid mit uns, schau nieder und sieh, was die machen, die du geschaffen hast. Heb auf deinen Fuss — das ist, tu dem Regen Einhalt — wisch ab dein Gesicht — das ist, lass die Wolken fortziehen. Ähnlich bittet man ihn um ruhiges Wetter, und vor dem Essen sagt man, indem man Opfergaben im Feuer verbrennt, hier Häuptling, hier ist für dich zu essen, von unserer Speise. Das ist alles, was uns blieb. Nun speise du uns! Durch vier- und selbst siebentägige Fasten, die man regungslos im Bett verbringt, sucht man in besonders schweren Fällen die Gottheit umzustimmen. Das Totenreich der Tsimschian ist nicht schaurig wie das der Tlinkit, vielmehr voll von Fischen und Wildbret.[2]

Bei den Bilkula,[3] den nächsten Nachbarn der He-iltsuk, einem versprengten Teil der Selischgruppe, ebenso bei den Kwakiutl, tritt an die Stelle des Himmels die Sonne. Bei

---

[1] *Boas, First Gen. Rep. 49f.* — Die Umschreibung der Worte *Lequa* und *Neqnóq* nach der Anweisung bei Boas, Sagen S. V. — [2] *Boas, First Gen. Rep. (V. Report on the North-Western Tribes) 49ff.* — [3] *Boas, Third Gen. Rep. (VII. Rep. North-Western Tribes [1891] 14).*

diesen, die eine entwickeltere Form dieses Glaubens haben, trägt sie verschiedene Namen: unser Vater, der Eine droben, unser Bruder, unser älterer Bruder, der Eine, dem wir Dank schulden, Namen, die dennoch den einen gemeinsamen Grundzug aufweisen, dass sie sämtlich eine entschieden menschliche, persönliche Gestalt voraussetzen. Dadurch ist hier noch sehr viel wahrscheinlicher, als bei den Tsimschian gemacht, dass dieser Gott nicht aus der Naturkraft, deren Namen man auf ihn übertrug, sondern aus einem irdischen, menschlichen Wesen, einem Heilbringer hervorgewachsen ist. Dass ihm Opfer und Gebete dargebracht werden, stempelt ihn zum Gott. Sein Sohn Kanikilak, der mit den ausgebreiteten Flügeln,[1] ist eine minder klare Gestalt; soll man sie christlicher Einflüsse verdächtig finden oder stellt sie nur eine Abspaltung, eine andere Erscheinungsform des Vaters dar? Für die zweite Vermutung spricht, dass von ihm als dem Wanderer die Rede ist, der den Menschen all ihre Einrichtungen, Sitten und Künste gebracht habe. Trifft diese Vermutung zu, so wäre das Zusammenschmelzen des Wanderer-, des Heilbringer-Gedankens mit der Gestalt des Sonnengottes hier fast sicher gemacht.

Von allen den Eigentümlichkeiten, die dem Glauben der südlichen Kolumbianer anhaften, ist keine so auffallend als der Götter- und Sittenglauben der Tsimschian. Allerdings schwebt alles noch im ungewissen, namentlich die Herkunft dieser Gottesgestalt, die nach allen Seitenstücken amerikanischer Glaubensgeschichte auf einen menschlichen oder tiermenschlichen Heilbringer zurückgeführt werden muss, ist gänzlich verschleiert. Dennoch scheint der grosse Schritt zur Gestaltung eines wirklichen Gottes hier schon getan zu sein. Denn das ist der Lecha der Tsimschian doch wohl. Ja, man hat den Eindruck, als sei dieser nach dem Himmel genannte Gott schon im Begriff sich seiner menschlichen Eigenschaften in etwas zu entkleiden. Denn was sich selbst bei den Göttergestalten der höchstentwickelten, nordamerikanischen Glaubenskreise nicht findet, eine Ineinssetzung des Menschenleibes mit der Naturkraft, deren Namen auf den Heilbringer oder Gott auf einer etwas früheren Stufe übertragen worden war, das ist hier anzutreffen. Wenn seine Füsse den Regen aus dem Himmelsboden aufquellen machen, wenn er die Wolken entfernt, indem er sein Antlitz abwischt, so erscheint die Verschmelzung schon gänzlich vollzogen. Vielleicht, dass in diesem Fall in selt-

[1] *Boas, First Gen. Rep. (V. Report on the North-Western Tribes) 51.*

samem Zusammentreffen die Spuren der älteren und ursprünglichen Gottesbildung — aus einem irdischen Wesen, einem Heilbringer, die hier freilich nur vermutungsweise vorausgesetzt werden kann — schon fast erloschen sind, dass sich dafür aber die Anfänge einer etwas höheren Ausgestaltung des Gottesgedankens — auf den Himmels- oder Sonnengott hin — bereits nachweisen lassen. Das Bild wird noch reicher, aber auch noch unklarer dadurch gemacht, dass die Geister, die Nechnoch, die ihrem Ursprung nach einer noch älteren Stufe der Glaubensentwicklung angehören, noch ungelöst ihr vielgestaltiges Leben neben jenem Himmelsgott fort treiben. Immerhin entspricht auch dieses Nebeneinander so verschiedener Glaubensgebilde den Beobachtungen, die noch bei den höchstentwickelten Urzeitvölkern Amerikas[1] zu sammeln sind.

Und als wenn diesem ersten, aber vielleicht wichtigsten Schritt auf der Bahn der Glaubensentwicklung andere schicksalsschwere sogleich nachfolgen müssten, knüpft an den persönlichen Gott die Lehre an, dass ein Unterschied zwischen Gut und Böse bestehe, dass der Gott ihn den Menschen eröffnet habe und dass die Schonung des Nächsten gut, seine Schädigung böse sei. Falls darin wirklich keine christliche Einwirkung vorliegt, so eröffnet sich hier eine Fülle von Ausblicken in alle Weite der Zeiten. Dass jedes Gemeinschaftsleben allmählich zum Grundsatz der Nächstenschonung, wenn nicht Nächstenliebe führen muss, ist ersichtlich, dass man die Strafe des Schimpfs auf alles ungesellschaftliche Tun, den Lohn des Lobes auf das Gegenteil setzt, entspricht Menschenart. Aber dass diese Gebote und Verbote an den Glauben und den geglaubten Gott geknüpft werden, ist ein Schritt, der so tausendfältig er auch auf den Bahnen menschlicher Glaubensgeschichte getan ist, doch nicht ohne weiteres zu erklären ist. Zuletzt bleibt nur der Ausweg übrig: dass die Führer des Glaubens, da sie am tiefsten über das Leben und was hinter ihm laure, sannen, auch die inneren Notwendigkeiten des gesellschaftlichen Zusammenschlusses am ehesten erkannten. Ihnen aber waren die höheren Wesen am nächsten: in ihnen die Geber der äusseren, nicht nur, nein auch der inneren Güter zu sehen, war eine Folgerung auf die sie leicht geraten konnten. Um so eher, als die leichteste Möglichkeit den Trotz der Anderen zu brechen gegeben war, wenn sie die ehrfürchtige Scheu ausnutzten, die jene ohnehin vor den höheren Wesen hatten.

---

[1] Vgl. Nordostamerikaner, Glauben, Irokesen in Bd. II dieses Werkes.

Fast noch wichtiger als diese höchsten Ausgipfelungen des Glaubenslebens der Kolumbianer sind andere seiner Formen, denen uralter Ursprung ganz deutlich aufgeprägt ist, und die ebenso sicher den keimhaftesten Wurzeln dieses weitverzweigten Baumes angehören, wie jene dem Wipfel. Viel früher, unreifer als Heilbringer und Göttergestalten sind sicher die Tierwesen, von denen bei den Kwakiutl die Sagen der Geheimbünde und Geschlechter erzählen. Es sind zunächst eine Anzahl von Tieren wirklich vorhandener Gattungen: Seelöwe, Waltöter und so fort; auffälliger sind absonderliche Fabelwesen, die jedoch in der gleichen Rolle eines Schützers und Wohltäters gegenüber dem Anherrn des Geschlechtes auftreten. Da ist Sisiul, die dreiköpfige Schlange: sie hat eines ihrer Häupter an einem Ende ihres Leibes, das zweite am andern, in der Mitte aber trägt sie einen Menschenkopf. Sie hat Macht, die Gestalt eines Fisches anzunehmen. Reiht sich dieses Mischgebild schon den reinen Tieren an, ohne dass doch der Zusammenhang völlig gestört erschiene, so gesellt sich selbst ein rein menschliches Wesen dieser Ordnung zu: Tsonokoa, ein wildes Weib, das in den Wäldern haust. Ihre Augen sind hohl und funkeln in furchtbarem Glanz; sie raubt und frisst Kinder. Ihr Schrei ist u, hu, u, u. Ein Wesen von teils menschlicher, teils tierischer Art scheint Komokoa zu sein, der auf dem Meere lebt, da wenigstens sein Sohn in Menschengestalt auftritt, da er aber sonst der Beschützer der Seehunde ist, also vermutlich auch selber ein Seehund.[1]

Reiner Mensch ist vollends Winalagilis, das ist der, der Krieg bringt über die Erde. Er ist ein Krieger und lebt hoch oben im Norden. Er reist ohne Ruhe und verlässt niemals seinen Einbaum. Man kann von ihm unschätzbare Kräfte gewinnen. Wer sich ihm weiht, kann durch ihn ein Tochuit werden, ein Unverwundbarer, ferner ein Mamaka, das ist einer, der Macht hat über die üblen Krankheitsgeister, die in Gestalt von Würmern in der Luft fliegen: er kann sie sogar in den Leib seiner Feinde bannen. Er kann endlich ein Hawinalat werden, ein Kriegstänzer, der das Weh der Wunden nicht spürt und deshalb nicht sterben kann, mag er auch noch so schwer verletzt sein.

Grausam und schädlich ist Chsiwaë, mit seinem vollen Namen geheissen: der Erste, der Menschen an der Mündung des Stromes frisst — wobei unter dem Strome das Meer ver-

---

[1] *Boas, The Kwakiutl 371ff., 374.*

standen ist. Er ist ein Menschenfresser und roter Rauch steigt aus der Luke seines Daches. Furchtbare Wesen wohnen bei ihm, zwei Sklavinnen, die Menschen töten und Leichen rauben, ein Rabe, der die Augen der Erschlagenen frisst, ein schlimmer Vogel, der den Menschen mit seinem Schnabel den Schädel spaltet und von ihrem Hirn lebt, und schliesslich noch der graue Bär. Mit seiner Hilfe kann man selber ein Menschenfresser werden, der jeden aufzehrt, an den er nur Hand anlegt, oder ein Feuerfresser, oder sich in einen grauen Bären verwandeln.[1]

Allen diesen Wesen ist nun gemein, dass sie in den Bundes- und Geschlechtersagen leibhaft nur an einem sehr wichtigen Punkt erscheinen, zu Beginn, aber dass sie auch fernerhin als in stetem Zusammenhang mit dem lebenden Geschlecht gedacht werden. Jene erste Rolle besteht im wesentlichen daraus, dass sie dem Stifter eines Geheimbundes, dem Ahnhern eines Geschlechts einmal begegnen, und dass ihre Gestalt fortan als Geschlechtszeichen, vor allem in Form der geschnitzten Pfähle fortgeführt wird. Keines von ihnen aber wird im übrigen als verstorben angesehen. Im Gegenteil von Sisiul heisst es ausdrücklich, wer sie esse, berühre oder gar nur sehe, sei des Todes.[2] Tsonokoa und Komokoa treiben noch heut ihr Wesen. Da sie überdies alle erbliche Schutzgeister sind, so gelten sie offenbar für unsterblich; aber für das Geschlecht ist ihre Wirkung einmalig in die Vergangenheit zurückverlegt und nicht dauernd. Die Eigenschaft unsterblichen Lebens muss jedenfalls vorschweben, wenn sie auch nicht so scharf ausgeprägt ist, wie die anderen übermenschlichen und übertierischen Wirkens.

Wie alt diese Schutzgeister sind, wird erst dann klar, wenn man hört, dass es nicht eigentlich die Geschlechter sind,[1] denen sie zugehören, sondern jene Geheimbünde, die soviel weiter zurückreichen, die aller Wahrscheinlichkeit nach vor den Geschlechtern bestanden. Eine der eigentümlichsten Einrichtungen der Wintergesellschaften ist unmittelbar an die Schutzgeister geknüpft: die Übertragung neuer Namen, ebenso die verzückten

---

[1] *Boas, The Kwakiutl 396ff.* — [2] Die Angaben von *Boas (The Kwakiutl 371 u. 393)* sind nicht völlig unzweideutig. — [3] *Boas (The Kwakiutl 418)* hat sich über diesen Punkt nicht überall unzweideutig gleich ausgesprochen. Er schildert die Geistersagen (S 393ff.) durchweg als den Geschlechtern *(clans)* zugehörig, erklärt aber an einer späteren Stelle grundsätzlich (S. 418) nicht die Geschlechter, sondern die Geheimbünde seien die Inhaber dieser Sagen und der sich an sie knüpfenden Bräuche. Vgl. o. S. 169 Anm. 1.

Tänze, die Entrückungen in die Ferne und so fort. Es entspricht dem Fortschritt der gesellschaftlichen Entwicklung von Horden- und Altersklassenverfassung zum Geschlechterstaat, dass auch die Geister der geheimen Bünde langsam auf die Geschlechter übergehen und wenn schon manche Unsicherheit heutiger gesellschaftlicher Zustände darauf zurückzuführen ist, dass dieser Übergang Platz gegriffen hat, so ist auch von den Tier-Wesen, auf die die Geschlechter ihre Tier-Zeichen und Wappen-Pfähle zurückleiten, zu vermuten, dass sie ursprünglich Besitz der Horden, der Geheimbünde gewesen sind.

Das Schicksal der Gemeinschaft, des Bundes oder Geschlechtes ist in hohem Masse an die Kraft seines schützenden Geistes gebunden. Unterliegt sie im Kampf oder Spiel, so ist ihr Geist schwächer als der der Gegenpartei. Der Anschauung, dass diese Schutzgeister unter den einzelnen Mitgliedern des Geheimbundes oder Geschlechts fortleben, entspricht es nur, wenn zahlreiche und umständliche Sagen erzählen, wie der Ahn diesem seinem Schutzgeist begegnet sei und wie er von ihm zuerst die Kräfte empfangen habe, die er zu verleihen hat. Immer wiederholte Weihefeste halten in den Geheimbünden diese forterbende Überlieferung aufrecht: die neu eintretenden müssen sie veranstalten und in eigenen Spielen und Tänzen sich die Gaben des Geistes verschaffen. Masken, Tänze, Schreie, Sänge und Gedichte sind in der einzelnen Gemeinschaft an diese Weihen geknüpft. Zuweilen ahmt der Tanz den Geist nach, zuweilen stellt er den Vorgang dar, wie der Ahn den Geist gewann und indem der Neuling ihn tanzt, wird er der Gaben und Fähigkeiten teilhaftig,[1] die einst der Geist den Ahnen verlieh.

Die Geister in Menschengestalt schliessen sich dieser Reihe an. Es sind nur wenige und das erleichtert die Herleitung dieser Wesen. Denn es ist unendlich viel daran gelegen, den warmen tierischen Leib als den Kern ihrer Gestalt zu erkennen. Einmal treten sie auf in der Vorzeit, da kann an ihrem Leben kein Zweifel aufkommen; aber auch indem man sie herbeiruft zu den Weihespielen, den heiligen Tänzen, um Kräfte von ihnen zu gewinnen, schweben sie durchaus nicht als tote Seelen und sei es auch nur Tierseelen vor. Sondern es steht zwar in ihrem Vermögen, auch unsichtbar zu bleiben, oft aber begegnet man ihnen auch leibhaft. Die Macht jener Sagen, aus denen erst Tänze und Gesänge zum Preise der Geister entstanden

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 431ff.*, vgl. u. Dichtung.

sind, ist viel zu gross und reicht viel zu unmittelbar in die Gegenwart hinein, als dass an dem leibhaften Leben der Geister gezweifelt werden könnte. Immer muss man sich vergegenwärtigen, dass die Erinnerung dieser Völker nur eine so kurze Spanne Zeit zurückreicht, wie etwa fünf aufeinanderfolgende Geschlechter ausmachen. So liegt alles, was von der Vorzeit erzählt wird, nur ein oder zwei Menschenalter zurück. Und es ist nicht im mindesten unwahrscheinlich, dass starke Wesen, die damals lebten, auch heute noch leben und ihren Schützlingen Gunst gewähren können. Der Gedanke der Unsterblichkeit mag so, gleichsam zufällig und zuerst lange unbewusst emporgewachsen sein. Scharf ausgeprägt und wirklich ausgesprochen ist er noch nicht einmal für eine soviel reifere Gestalt nachzuweisen, wie die des Heilbringers Jelch.

Man könnte sehr wohl auf den Gedanken geraten, sie seien nicht tierischen Ursprungs, sondern seien etwa durch Absonderung, Steigerung, gleichsam stärkere Verpersönlichung, aus der Schar der toten Seelen hervorgegangen; oder gar die Gespenster ganz bestimmter, ehemals lebendiger, nun aber verstorbener Menschen. Aber selbst der bedeutendste von ihnen kann seine Herkunft vom Tier kaum verbergen: Chsiwaë. Er hat in seiner Umgebung nicht weniger als drei Tiere, und es ist sehr wahrscheinlich, dass er aus einem von ihnen hervorgegangen ist: am ehesten vielleicht aus dem grauen Bären, der auch in Wirklichkeit dem Menschen gefährlich ist, wie es denn noch eine Gesellschaft der Bärentänzer[1] unter den Kwakiutl gibt. Dass gerade dieser Geist Menschengestalt annehmen musste, ist leicht zu begreifen: wollte man den Gedanken der Menschenfresserei zu seiner rechten Fruchtbarkeit und zugleich zur Vorbildlichkeit steigern, so musste sein Träger selbst ein Mensch werden. Tsonokoas Fall ist der gleiche. So scheint Winalagilis der einzige von den Geistern zu sein, der in reiner Menschengestalt vorgestellt wird. Vielleicht dass er die Tierheit ganz abgestreift hat, oder dass er ein so spätes Gebilde ist, dass er nur dem Gedanken seinen Ursprung verdankt. Hierfür spricht, dass es von ihm keinerlei Masken oder sonstige Abbilder gibt.[2] In jedem Fall kann auch diese Gestalt, wie die Chsiwaës, den ihr zugrundeliegenden Sinn, den der Unverwundbarkeit, nur dann ganz packend zum Ausdruck bringen, wenn sie Mensch ist. Diese Ausnahme mag eine neue höhere Unterstufe der Glaubensbildung bedeuten, die grosse Regel der Entstehung der Geister

[1] *Boas, The Kwakiutl 418.* — [2] *Boas, The Kwakiutl 394.*

aus Tieren, lebendigen Tieren, nicht von den Seelen verstorbener Menschen, wird durch sie nicht umgestossen, ja nicht einmal berührt.

Dafür gibt es noch einen letzten und unumstösslichen Beweis: das Auftreten der toten Seelen ist völlig gesondert von allen diesen Geistern. Unter den Tänzen der Geheimbünde gibt es auch einen Seelentanz, unter den Geschlechtersagen eine von den Seelen. Aber der Unterschied von allen anderen Sagen springt sogleich in die Augen: die Seelen, die in den Himmel oder, öfter, in die Unterwelt gehen, gelten als eine grosse Masse, ein Volk, im starken Gegensatz zu allen anderen ganz persönlichen Geistern. Wohl treten auch in der Sage bei Erzählung der Begegnung, die Ahnherrn oder Tanzstifter mit ihnen haben, unter ihnen einzelne mit Namen Benannte auf, aber sie sind nur Stellvertreter der Masse, ohne eigene Persönlichkeit, geschweige denn, dass sie sich als die Seelen bestimmter Toten gebärdeten. Auch in dem Tanzlied werden die Seelen nur als Gesamtheit angerufen.[1] Und so bilden die Seelen denn nur den dunklen Hintergrund, von dem sich die Schar der lebendigen Geister hell und bewegt abhebt.

Auch die Gestalt des Heilbringers erhält nun erst ihren rechten Platz. Denn so wichtig es ist, ihr Herauswachsen aus der Schar der Tiere zu beobachten, für die mittlere Stufe der Glaubensentwicklung, auf der sich die meisten Gruppen der Kolumbianer doch befinden, ist fast noch wesentlicher, dass der halbtierische Heilbringer durchaus nicht der einzige, sondern nur der bevorzugte Fall solcher Steigerung ist. Und dass er dies werden sollte, ist bei mancher Völkerschaft der Kolumbianer noch gar nicht zu verspüren, da er sich noch nicht aus der Reihe der Wesen herausgehoben hat, aus der er hervorgehen sollte. Aus den Tieren sind die Tiergeister geworden; ein Tiergeist war sicherlich auch in seinem Keim Jelch der Rabe. Und wie aus dem Raben der Rabenmensch hervorwuchs, so sind auch aus einzelnen anderen Tiergeistern tiermenschliche Geister geworden. Und sehr bemerkenswert ist, dass einzelne sogar zu rein menschlicher Gestalt gediehen sind, während dem Heilbringer Jelch doch noch halbtierische Art anhaftet.

Dass der Geister so viele sind, erklärt sich dadurch, dass die einzelnen Gemeinschaften es waren, die diese Gestalten ausbildeten, zuerst im Zeitalter der Horde die Geheimbünde, dann im Zeitalter des emporwachsenden Geschlechterstaates die

---

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 408, 482.*

Familienverbände. Jede von diesen engsten Gemeinschaften hat einen Schutzgeist, nicht eigentlich in dem Sinne, dass er der Schutzherr der Gemeinschaft ist — so abgezogen ist das Denken dieser Menschen nicht — sondern in dem greifbaren, dass er der immer wieder fortgeerbte Schutzgeist jedes einzelnen lebenden Mitgliedes ist. Und man hat den Eindruck, als sei mit dem überragenden Emporwachsen eines dieser Schutzgeister, wie des Raben der Tlinkit auf viel niederer Stufe der Vorgang vorweg genommen, der in den grossen Altertums-Reichen an der Stelle wirrer Vielgötterei den Eingottesgedanken halb oder ganz durchsetzte. Nur dass bei den Urzeitvölkern alles in viel unbewussterem und pflanzenmässigerem Wachstum vor sich ging. Und auch darin trifft die Ähnlichkeit zu: das Wachstum des Einflussbereichs der Glaubensgestalten geht Hand in Hand mit dem Wachstum der gesellschaftlichen, staatlichen Einungen. Bei den Tlinkit erweist schon der Umstand, dass das eine der Grossgeschlechter den Rabennamen trägt, die Richtigkeit dieser Vermutung.

DRITTES HAUPTSTÜCK

DIE STUFENFOLGE DER GLAUBENSFORMEN

ERSTES STÜCK

DAS TIER IM STAMMBAUM DER GÖTTER

Überblickt man die Gesamtheit der Glaubensformen bei den Kolumbianern, so ist man erstaunt über ihre Mannigfaltigkeit, mehr noch über ihre Stufenverschiedenheit. Denn offenbar stellen sie eine ganze Stufenleiter auf einander folgender Entwicklungsalter dar. Am tiefsten stehen sicherlich die Tierwesen, von denen die Totems hergeleitet sind; indem einige von ihnen sich zu halbmenschlich, halbtierischer Gestalt erheben, ergibt sich ein Fortschritt. Einen weit grösseren noch stellt der Jelch der Tlinkit dar, der zum Heilbringer wird. Viel höher aber steigt der Himmelsgott der Tsimschian, der Sonnengott der Kwakiutl. Der wirkliche Gott ist hier gegeben.

Keine dieser Glaubensformen ist an sich unwahrscheinlich oder sonstigen amerikanischen Verhältnissen unangemessen, selbst die letzte, höchste nicht. Auch an ihrem engen Nebeneinander

auf so beschränktem Raume wird man nicht Anstoss nehmen dürfen. Denn einmal mögen die Fähigkeiten zur Ausbildung von Glaubensgestalten verschieden auf die einzelnen Glieder der kolumbianischen Gruppe verteilt gewesen sein, sodann aber stellt dies Nebeneinander zugleich ein zeitliches Nacheinander der Entstehung dar, ein Ändern und Schaffen auf der einen, ein zähes Festhalten auf der anderen Seite — eine Mischung von Erbe und Neuerung, für die man in der Glaubensgeschichte aller Völker und Zeiten die Seitenstücke nachweisen kann. So ist es möglich, dass die Kwakiutl an den niedersten Formen, den Tierwesen, noch festhalten und gleichzeitig Heilbringersagen besitzen, ja schon den Anfang einer reinen Gottesverehrung aufweisen.

Wichtiger noch fast als dies Sein, dies Nebeneinander so verschiedener Glaubensformen, ist ihr Werden, ihr Auf- und Auseinander, das sich ebenfalls in diesem ausnahmsweise begünstigten Falle klarer als anderwärts beobachten lässt.

Unzweifelhaft sind die einfachsten der hier verehrten Wesen, die Tiere, die weder wunderliche Mischungen von Tier und Mensch, noch auch schon Heilbringer darstellen, die ältesten. Nicht allein, dass ihr Wesen noch wenig gesteigert ist, auch dass von ihnen so wenig mehr die Rede ist, spricht dafür. Um so notwendiger ist, ihre Art, ihr Wesen sicher zu umschreiben: denn vielleicht stellen sie die ersten erkennbaren Keime der Gottesgestalt dar. Trotzdem sie mit den Seelen nichts zu schaffen haben, besitzen sie übernatürliche Kräfte, denn sie vermögen den Menschen, die ihnen begegnen, aus irgendwelcher Not zu helfen. Ihre spätere, zum mindesten unbewusste Unsterblichkeit hat ihnen zu Anfang sicher noch nicht angehaftet. Sie treten einmal — in der Vorzeit — auf, hinterlassen ihre Gestalt als Totem und damit scheint ihre Rolle ausgespielt. Sie leben, wie es scheint, nur in der Sage fort — Sage immer ohne den geringsten Zusatz des Märchens, sondern als wahrhafte Überlieferung verstanden.

So einfach sich diese Wesen auch einführen: eines der tiefsten Rätsel bergen sie dennoch: warum sind es Tiere, denen die jungen Völker eine zunächst freilich nur leise angedeutete Überlegenheit über das eigene menschliche Vermögen zugestehen, deren Hilfe sie in dankbarer Erinnerung behalten, und deren Abbild sie doch auch in einem Sinne der Verehrung als Gemeinschaftszeichen führen? Kwakiutl, die man danach fragte, warum alle ihre Geheimbünde nach Tieren benannt seien, erklärten, ihre Tänze und Spiele seien so alt, dass sie schon zu

der Zeit eingerichtet worden seien, als alle Menschen noch Tiergestalt gehabt hätten. Hier schwebt der Glauben an die umformende Tätigkeit eines Heilbringers vor, der inzwischen den Menschen ihre heutige Gestalt gegeben hat.[1]

In jedem Falle überwiegt die Vorstellung von der Blutsgemeinschaft zwischen Tier und Mensch durchaus. Wer sehr kühn sein wollte, würde in dieser Anschauung einen letzten Nachhall der Erinnerung an Zeiten mutmassen, in denen der Mensch wirklich dem Tier noch verwandt und seiner Abstammung von ihm sich noch bewusst war. Doch gibt es auch noch schlichtere Formen, in denen diese Meinung auftritt. Ohne alle Voraussetzung wird gelegentlich inmitten einer Tiersage gesagt: damals nämlich hatten die Menschen noch die Gestalt von Tieren. Oder man denkt über diesen wunderbaren Zusammenhang näher nach und kommt zu dem Schlusse, es habe zu allem Anfange Mittelwesen gegeben, die weder Tier noch Mensch waren. Solcher Gestalt sind die Kyäimimit der Nutka. Ja, schliesslich tauchen selbst noch mindere Wesen hinter dem Tier als gleichberechtigt auf: die Sumpfotter, als Mann gedacht, heiratet einmal den Stein — es ist eine bestimmte Steinart genannt, vermutlich das Obsidian — und zwar weil sie in ihm eine Frau zu gewinnen hofft, die minder geschwätzig als die anderen sei. Aber zuletzt wird sie ärgerlich, als einmal der Stein auf alles Fragen keine Antwort geben will und schlägt mit der Hand nach ihm. Dann sagt sie überlegen zu dem Stein: siehst du, jetzt blutest du. In Wahrheit, fügt die Sage altklug hinzu, hatte nur sie selbst sich blutig geschlagen.[1] Dieses Märlein erscheint auf den ersten Blick nur wie eine drollige Fabel, und dennoch leuchtet aus ihrem ganz ernsten Kern die allumfassende Liebes- und Vorstellungskraft der jungen Völker, die schliesslich selbst die unbelebte Natur sich gleich und ebenbürtig macht. Vielleicht ist hier die seelische Entstehung der Fetischverehrung angedeutet, die in Amerika nicht oft nachgewiesen ist. Ein andermal ist von einem gebärenden Fels die Rede und hier nun kurzab sogar die Abstammung der Menschen von ihm für möglich angegeben. Denn nur weil der Alderbeerbusch seine Kinder früher zur Welt bringt, sind die Leiber der Menschen weich und sterblich geworden. Hätte der Fels früher geboren, dann wären sie von ihm abgestammt und wären hart und gar unsterblich geworden. Hier also treten der Stein als möglicher, die Pflanze aber als gewisser Urahn der

[1] Boas, Indianische Sagen 314 (No. 4), 98, 158, 278 (No. 2).

Menschen auf. Auch die Pflanze also fehlt bei den Kolumbianern nicht. Man hat den Eindruck, als wäre der Stein am frühesten als Stammvater angesprochen worden; später aber scheint ihn die Pflanze verdrängt zu haben. Denn die Erzählung vom Alderbeerbusch gibt sich wie die Belehrung eines Steingläubigen, dass er unrecht habe. Als ganz kindlicher, aber echt urzeitmässiger Überzeugungsgrund ist zugefügt: nur die Nägel an Händen und Füssen zeigen, wie der Mensch geworden wäre, hätte der Fels früher geboren. Zuletzt aber mag das Tier beide völlig verdrängt haben. Dass nur zwei oder drei Stein- und Pflanzensagen überliefert sind, beweist wie gänzlich! Einzelne letzte Spuren sind freilich selbst in die höchste Form der Glaubenssage eingedrungen: dass Jelch sich in einen Grashalm verwandelt, um von der Tochter des Häuptlings, dem er die Himmelslichter ablisten will, verschlungen und später von ihr wiedergeboren zu werden,[1] ist nicht, wie unserem oberflächlichen Verständnis naheliegen möchte, eine fabelhafte Ausschmückung, sondern beruht sicher auf der Annahme, dass ein Mensch oder ein Tier auch von einer Pflanze abstammen könne.

Doch wie immer, das Tier ist unzweifelhaft erst dann zu dieser Höhe einer beginnenden Verehrungswürdigkeit emporgehoben worden, als es zwar noch als vertraut, als nahe, doch aber auch schon als fern und fremd empfunden wurde. So gibt diese Aussage der Indianer auch nicht mittelbaren Aufschluss. Die einfachste und natürlichste Erklärung wird immer die folgende Erwägung darbieten. Den Kindermenschen dieser frühen Zeiten wohnte ein Drang des Verehrens, zuerst vielleicht auch des Dankenwollens inne: dass in irgendeiner Bedrängnis ihnen jemand Schutz gewährt und Güte bezeigt hatte, das wollen sie festhalten, daran sich immer erinnern. Lebendige Menschen so im Gedächtnis zu verehren, scheint ihnen nie in den Sinn gekommen zu sein: sie waren wohl zu nahe, zu vertraut und nicht hoch genug, um verehrungswürdig zu sein. Die Einzelherrschaft bestand noch kaum oder in so geringen Anfängen, dass auch für die seelische Aufhöhung gesellschaftlich ausgezeichneter oder mächtiger Menschen kein Ausgangspunkt gegeben war. Die Seelen der Verstorbenen scheinen wirklich nicht in Betracht gekommen zu sein: zwar hat man sicher an sie schon geglaubt, aber man mag mehr Scheu vor ihnen, als Liebe zu ihnen empfunden haben. Da aber bot sich das Tier dar: man lebte mit ihm in einer Vertrautheit, von der sich heute vielleicht nur

[1] Krause, Tlinkit 261 f.

einsiedlerische Bergbewohner eine Vorstellung machen können. Man liebte es, verstand es tausendmal besser als die Menschen höherer oder gar höchster Stufen. Aber wenn man ihm auch Sprache, Verstand und Gesellschaftsordnungen zutraute, wie man sie selbst besass, so war doch in ihnen ein Unbegreifliches, was sie ferner, geheimnisvoller erscheinen liess. Und so knüpft denn an sie das Liebes- und Schutzbedürfnis an und zugleich regt sich leise, leise der Drang zum Wunder: soll das Tier als Retter und Helfer auftreten, muss es sprechen können, was man doch nicht von ihm annimmt, wenngleich man ihm menschlichen Verstand und eine menschenähnliche Tiersprache gewiss zutraut.

Als eine Vorform dieser hilfreichen Tierwesen wird man die Tiere ansehen müssen, die wunderbar schlechthin sind, d. h. die überwirkliche Taten zu vollbringen vermögen, ohne damit den Menschen zu helfen. Tiere können Berge entstehen lassen, wenn sie vor einem übermächtigen Feinde flüchten, können sich verwandeln, die Luft durchfliegen und so fort. Hier ist das Wunder ohne alle Zutat gegeben. Verband man es mit dem Gedanken hilfreicher Neigung zum Menschen, so entstand das von den Gemeinschaften geehrte Tierwesen.

Nur ein Schritt weiter und das helfende Wesen wie der rettende Vorgang erfahren noch eine etwas stärkere Steigerung ins Überwirkliche. Da ist die Erzählung vom Vogel Matem, von dem ein Geschlecht der Kwakiutl erzählt, dass er seinem Ahnherrn geholfen habe. Diese Geschichte, vielleicht die einfachste und bezeichnendste, die bis heut aus dem Sagenschatz der Kolumbianer ausgehoben worden ist,[1] ist denkwürdig auch um deswillen, weil sie zeigt, wie auch gar nicht so schwere Nöte, über die man fast lachen kann, den geträumten Anlass zu dankbarer Erinnerung an ein Tier darbieten.

---

[1] Überliefert und übersetzt bei Boas, Indianische Sagen von der Nord-Pacifischen Küste Amerikas (1895) 165f. Boas hat eine so reiche Fülle von Sagenstoffen dargeboten, dass man ihm tief verpflichtet ist. Dennoch hat er die Grenzen seiner Veröffentlichung noch zu eng gezogen: er hat nämlich offenbar die bunten und schillernden Erzählungen bevorzugt, die einfacheren aber beiseite gelassen. Er sagt von ihnen an anderer Stelle etwas geringschätzig: *besides a number of animals, such as wolves, bears, sea lions and killer whales, which, however, do not play a very important part as protectors of man (Boas, The Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 371).* Wie dankbar aber wäre man ihm, wollte er auch von diesen schmucklosesten Überlieferungen einige wiedergeben. Eben als die einfachsten bezeugen sie sich als die ältesten: deshalb kommt auf sie ausserordentliches an, umsomehr als die Kwakiutl so ungewöhnlich viel Erbgut aus der früheren Urzeit — wissenschaftlich goldeswert — frisch erhalten haben (vgl. namentlich o. S. 155ff.).

Allerdings das Tierwesen, das in ihr hilfreich auftritt, ist eines, das schon eine gewisse Aufhöhung erfahren hat. Der Vogel Matem gehört keinem der bekannten Vogelgeschlechter an: er hat einen eigenen Namen und eigene Gestalt gewonnen. Doch besitzt er keine grössere Kraft oder Eigenschaft als die Gabe, mit Menschen zu reden und die Kunst des Fliegens verleihen zu können.

Doch man höre: eine Jüngling verbrachte seine Zeit mit einer Geliebten. Seine Mutter wünschte, er solle heiraten, doch wollte er sich dazu nicht verstehen. Da weigerte ihm eines Tages die Mutter, als er von der Geliebten zurückkehrte, das Mittagbrot. Das verdross ihn so sehr, dass er sich hinlegte und vier Tage weder Brot noch Trank annahm. Zuletzt lief er fort in den Wald und wanderte, wusste doch nicht wohin. Er kam an einen See und stürzte sich in ihn. Als er wieder auftauchte, stieg neben ihm ein Wappenpfahl empor. Zu dem aber sprach er: Dich will ich nicht. Er stieg aus dem Wasser und wanderte fort, bis er zu einem zweiten See kam. Er tauchte auch in den, und als er an die Oberfläche kam, zeigte sich eine Harpune, aber auch sie verschmähte er. Jetzt wusste er, dass er zum Vogel Matem wollte, und der wohnte in diesem Walde. Er stiess zuletzt auf einen dritten See, tauchte auch in ihm unter, und als er ans Land stieg, sah er den Vogel Matem. Er flog vor ihm her, der Jüngling folgte ihm nach, so rasch er konnte, und endlich fragte ihn der Vogel: Was willst Du von mir? Der Jüngling antwortete und sprach: Ich habe Dich gesucht; meine Mutter hat mich misshandelt, deshalb suche ich Deine Hilfe. Da sagte der Vogel: Siehst Du den Berg dort? Auf ihm steht mein Haus; lass uns hinaufsteigen. Als sie oben angelangt waren, schenkte ihm der Vogel Matem viele gute Dinge. In die Gelenke aber steckte er ihm einen Bergkristall. Der gab ihm die Fähigkeit zu fliegen. Dann stahl sich der Jüngling auf sein Geheiss von einem anderen Berge Vogelfedern. Es gelang ihm, an den Bewohnern dieses Berges vorbeizufliegen, obgleich sie sehr wachsam sind. Mit Hilfe der Federn vermochte er sich selbst in einen Vogel zu verwandeln. Er flog nach Haus, liess sich gutwillig von seinem jungen Bruder einfangen und nahm seine Gestalt wieder an. Sein Vater war sehr froh; abends war Tanz und Fest. Der junge Mann war nun ein mächtiger Seher geworden. Der Vogel Matem aber flog in der Luft vorüber und liess einen Wappenpfahl fallen, der vor dem Hause stecken blieb.

So einfach die Geschichte auch ist, so gewiss ist sie doch

in ihrem heutigen Zustande weit über ihren ursprünglichen Kern hinaus vermehrt und ausgeschmückt. Dass von Heirat, Geschlecht und Sehern die Rede ist, dies kann alles spätere Zutat sein. Im Zeitalter der Horde, in das sie zurückreichen mag, gab es diese Dinge noch nicht. Tierzeichen und Wappenpfahl gehörten damals dem Bunde an. Selbst das dreifache Tauchen mag man als künstlerische Aufhöhung, so alt sie auch sein mag, von dem Urkern loslösen. Dann bleibt das Erlebnis eines trotzigen Jünglings, der gegen den Willen seiner Mutter nicht von der Geliebten lassen will. Er mag, als er nach langem Umherirren zurückkehrte, dieses wunderbare Erlebnis erzählt haben: natürlich als ein wirklich erlebtes. Dann ist die kleine Geschichte immer wieder erzählt worden, sie ist weiter und weiter ausgeschmückt worden und da ein Tierzeichen und ein vor Augen stehender Wappenpfahl mit ihr in Verbindung gebracht wurden, so war ihr um so festere Dauer verliehen.

Natürlich können alle diese Einzelheiten von dieser bebestimmten Geschichte nur vermutungsweise ausgesagt werden. Vielleicht ist gerade diese Erzählung völlig zu einem vorhandenen Tierzeichen erdichtet worden. Doch ist das gleichgültig: es kommt auf sie ja nur als auf einen artvertretenden Fall an. Unter dieser Voraussetzung aber ist nötig, das mögliche Erlebnis von der wahrscheinlichen späteren Ausschmückung zu scheiden. Allerdings auch diese gehört ebensowohl der Glaubens-, wie der Sagen- oder richtiger der Dichtungsgeschichte an. Aber zum seelischen Kern dringt man gewiss erst, wenn man das nackte Erlebnis ins Auge fasst. Und da ergibt sich eine Geschichte, die von einer — wenn auch kleinen — Not erzählt, in der das Tier als Retter auftritt. Diese Geschichte selbst wäre, wollte man sie hinnehmen wie sie ist, erträumt und auch von dem, der sie erlebt haben will, offenbar in der Überzeugung erzählt, dass sie die Grenzen der Wirklichkeit überschreite. Wahrscheinlich aber war der Keim noch minder wunderbar: der Jüngling glaubte nur von einem Vogel geleitet zu sein, war ihm gefolgt und hatte so aus der Wildnis den Weg nach Hause gefunden. Und dann erst war beim Weiter- und Wiedererzählen die Steigerung ins Wunderbare zustande gekommen: das Sprechen des Vogels, das Fliegen des Jünglings und so fort.

Es ist fast hässlich mit unseren nüchternen und dürren verstandesmässigen Erwägungen die Blumen des Märchens und des Glaubens zu zerpflücken. Aber einmal kann das wirkliche Geschehen nicht anders ergründet werden, und dann ist das ganz leise pflanzenmässige Wachstum der geistig-seelischen

Gebilde zuletzt auch von hoher Schönheit. Es sind offenbar die ersten Schösslinge des Glaubens, die man hier beobachten kann, wie sie eben erst aus dem Erdreich der Menschheitsgeschichte hervorspriessen: kleine, feine, junge Gräser, kaum erst zu unterscheiden von all den anderen Pflänzchen wuchernden Fabulierens ringsum. Was sie aber von diesen unterscheidet, ist der Trieb zu danken, sich dankbar zu erinnern. Mögen hundertmal willkürlich erdachte Geschichten zu schon vorhandenen Tierzeichen und Totempfählen hinzuerzählt worden sein, den ersten Anstoss zu dem Brauch, das Abbild eines Tieres zum Kennzeichen einer Gemeinschaft, einer Horde zu machen, muss dankbare Erinnerung gegeben haben.

Aber den zweiten Urbestandteil dieser einfachsten Regung des Glaubens oder vielmehr den ersten, die Voraussetzung, den Nährboden, auf dem jener Trieb zu Dank und Ehrung erst als ein weiteres Glied erwachsen kann, muss der Drang zum Wunder, zum Fabulieren gegeben haben. Sicher als ein ganz Unbewusstes, denn es hiesse den Geist der Urzeitvölker im Innersten verkennen, wollte man annehmen, sie hätten all das Un- und Überwirkliche, das sie erzählen, nicht für möglich gehalten. Unendlich oft kann auch ein rein verstandesmässiges Schliessen den Anlass zum Fabelhaften gegeben haben. Falsche Ursachenverkettungen müssen sehr häufig den ersten Ansatz zum Wunderbaren dargestellt haben: der Jüngling folgt einem Vogel, der in einer bestimmt und dauernd eingehaltenen Richtung fortfliegt; er kommt auf diese Weise aus einer Wildnis, in der er sich verirrt hatte, nichts ist für ihn natürlicher, als dass er den Vogel für seinen bewussten Retter hält.

Denkt man die Vorstellungsreihen, die sich hier ergeben, zu Ende, so könnte man zu der Auffassung kommen, aus dem leise aber in tausendfachen Formen wuchernden Wachstum des fabelnden Erzählens sei der Urkeim des Glaubens nur durch Zufall emporgeschossen. Denn es gibt genug Erzählungen der Kolumbianer, die ihre Einbildungskraft in scherzhaftem und ganz beziehungslosem Spiel tätig zeigt: hundert drollige Geschichten werden auch von Tieren erzählt, in denen sie mit menschenähnlichen Handlungen und Beweggründen auftreten, auch mit den Menschen in Berührung kommen, in denen aber von dem Nebengedanken des Dankes und der Ehrung nicht eine Spur nachzuweisen ist. Man erinnere sich jener Vermutung der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre, nach der die Sehkraft selbst auf einer niederen Stufe der Lebewesen durch Zufall entstanden wäre. Und dennoch wird man an dem Zusammenwirken

beider Triebkräfte festhalten müssen: zu der ganz unbewusst wirksamen Einbildungskraft musste sich eine Regung des Herzens gesellen: die Neigung, dankbar zu ehren. Wie hätte sonst gerade diese fromme Form sich aus all dem leichten Gespinste fabelnder Erzählung heraus heben und eine so einzigartige Macht über die Geister und Gemüter der Menschen gewinnen können.

ZWEITES STÜCK

DAS WACHSTUM DER HEILBRINGERGESTALT

Wie man sich alle Geschichte gar nicht pflanzenhaft und wachstumähnlich genug vorstellen kann, so am entschiedensten die der Urzeit. Doch ist die völlige Unbewusstheit nur für die ersten Anfänge festzuhalten: sobald man erst in die Gewohnheit des Ausschmückens, Aufhöhens, Zudichtens kam, hat man sicherlich auch schon bewusst oder halbbewusst die schöne Lüge des Künstlers geübt, wie denn nicht allein die Geisterseher, sondern die Laien selbst — etwa in den Geheimbünden der Kwakiutl — Wunder, z. B. Entrückungen, vorzutäuschen pflegten. In den frühen Anfängen der Urzeit muss aber die als wahr erzählte und von den Hörern für wahr gehaltene Erzählung des Überwirklichen als Wurzel wie von aller erzählenden Dichtung, so auch des Glaubens oder besser der Erzählungen, die Keime für Glaubensgebilde in sich trugen, gehalten werden.

Aber vielleicht wird man einwenden, dass so lächerlich harmlose und so kindisch-unernste Erzählungen wie diese von dem trotzigen verliebten Jüngling durchaus nicht als Keim all der grossen und heiligen Glaubensgebilde höherer Stufen, insbesondere nicht des Gottesgedankens angesehen werden dürften. Doch so steht es mit nichten: gerade weil diese ersten Sprossen so spielerisch und klein und unansehnlich sind, wird man sie für die Anfänge einer Entwicklung halten können. Denn schon in dieser begrenzten Völkergruppe der Kolumbianer reicht von hier ab eine nie unterbrochene Kette von stetig sich steigernden Glaubensgebilden aufwärts bis hart an die Grenzen des Gottesgedankens heran. Den vollen Wert dieser ersten Keime lehrt erst ein Blick über alle diese höheren Glaubensbildungen vorwärts: zuerst das schlichte noch ungesteigerte, aber menschlich kluge Tier, das hilfreich ist und dafür Dank und ehrende Erinnerung erntet, dann das Tierwesen, das Persönlichkeit, einen

eigenen Namen und überwirkliche Eigenschaften, vielleicht auch schon Unsterblichkeit gewonnen hat, und das ebenfalls zum Schutzherrn seiner Gemeinschaft, sei sie nun Horde, sei sie Geschlecht, erhoben wird. Dann das halbmenschliche Tierwesen, das in vielfachen Zwischenformen zum Heilbringer gestempelt wird, wie Jelch der Rabe, und endlich der dem Gott zu aufgehöhte Heilbringer, der, wie der Gott der Tsimschian, das Tier abstreift und durch Verbindung mit einer Naturkraft ins Überirdische, Übermenschliche, fast schon Unpersönliche hineinwächst.

Von der Auf- und Auseinanderfolge der Glieder dieser Kette würde nimmermehr mit dieser Sicherheit gesprochen werden dürfen, wenn nicht die kolumbianische Sage an jedem Übergang zahlreiche Zwischengebilde aufzuweisen hätte. Wenn aus dem Tierwesen, das irgendeiner beliebigen Gattung angehört, das Tierwesen hervorwächst, das nur Namen und einzelne Eigenschaften für sich voraus hat, so ist der Schritt kaum merklich. Aber selbst der Übergang zur nächst höheren Form, zum halbmenschlichen Tierwesen erscheint nicht allzu schroff. Hat schon das Tier überhaupt nach der Meinung der Urzeitmenschen menschlichen Verstand, so fügte dazu das einfache — etwa der Wolf als Geschlechtstier —, wie das besondere Tierwesen — etwa der Vogel Matem — nur die Gabe des Sprechens. Von da bis zu der halbmenschlichen Gestalt der Schlange Sisiul, ist der Weg nicht weit. Ihr halbmenschlicher Leib gibt nur gleichsam ihrem halbmenschlichen Wesen Ausdruck.

Besonders hohe Bedeutung kommt dem Übergang zum Heilbringer zu, der in Jelch dem Raben am besten ausgeprägt erscheint. Denn der Unterschied ist hier sehr gross: die Tierwesen sind zwar wunder- und wohltätig, aber die Anlässe, bei denen sie es sind, treten gelegentlich genug ein. Jelch aber ist Ordner und zur Hälfte Schöpfer der Welt. Und so ist auch das Ansehen beider Parteien sehr verschieden: dem Tierwesen wird zum Dank zwar dauernde Erinnerung gezollt, aber nur innerhalb kleiner Verbände: in Geheimbünden, Horden, Geschlechtern. Die Gestalt Jelchs aber beherrscht die Einbildungskraft einer ganzen Stammesgruppe. Trotzdem ist auch diese Kluft zu überbrücken, denn gerade hier finden sich erstaunlich viele Zwischenformen. Auch der Heilbringer ist offenbar nicht mit einem Schlage erschaffen worden.

Zunächst finden sich gewisse Bruchteile der Heilbringersage vereinzelt und in voller Selbständigkeit vor, und zwar gerade die bezeichnendsten. Da ist die Geschichte vom Raub des Feuers: sie wird bei den Kwakiutl vom Mink, von der Sumpf-

otter also, erzählt. Die Sumpfotter wollte mit den Lalenoch, mit den Gespenstern, kämpfen. Sie gelangte heimlich in das Haus des Häuptlings der Gespenster und nahm ihm sein Kind aus der Wiege. Der Häuptling verfolgte die Sumpfotter zwar, als er den Raub bemerkte, aber er holte sie erst ein, als sie schon ihr Haus erreicht hatte. Da bat er sie, das Kind herauszugeben; sie verstand sich dazu aber erst, als er ihr das Feuer zum Tausch dagegen gab. Dies ist nun eine einfache Tiergeschichte, die Erzählung aber schliesst kurz ab mit den Worten: so bekamen die Menschen das Feuer.[1] Die eigentliche Heilbringertat, die Spendung des Feuers an die Menschen, wird nicht geschildert, aber vorausgesetzt. Auch ein halb menschliches Auftreten findet sich schon in dieser Vorform: es ist bei einer anderen Gelegenheit von den Fingern der Sumpfotter gesprochen. Sie scheint also wechselweise in Menschen- und Tiergestalt vorgestellt zu werden.

Der Feuerraub wird bei den Ssatloltch, einer Völkerschaft der südlichen Kolumbianer, noch auf eine andere Weise erzählt: nach ihr verschafft sich zuerst ein Mädchen das Feuer. Sie besitzt einen Bogen, mit dessen Pfeilen sie alles trifft, wonach sie zielt. Auf Anspornen ihres alten Vaters schiesst sie einen Pfeil in den Nabel des Weltmeers, das ist ein ungeheurer Wirbel, in dem Hölzer herumgeschleudert werden, die im Reiben das Feuer hervorbringen. Der Pfeil trifft und das Reibefeuerzeug springt ans Land. Der Alte war des froh und zündete ein grosses Feuer an, aber er verschloss die Tür seines Hauses und bewachte es eifersüchtig, denn er wollte es für sich behalten. Dies erfuhren die Menschen und der Hirsch fasste den Entschluss, es ihnen zu verschaffen. Er rieb Holzspäne in sein Fell, wusste sich durch Gesang und Tanz bei der Tochter einzuschmeicheln und in das Haus zu stehlen, wärmte sich an dem Herd und fing endlich selbst Feuer. Dann sprang er auf und davon und brachte den Menschen das Feuer.[2]

Ein seltsames Märlein, offenbar aus zwei älteren und selbständigen Bruchstücken zusammengefügt, die beide einen Feuerraub erzählen. Die zweite ist sicherlich die ältere, da ein Tier noch Feuerspender ist; die erste die jüngere, auch deshalb, weil hier nicht das Feuer selbst, sondern schon das Reibwerkzeug erlangt wird. Zuletzt hat man beide sorglos aneinander geknüpft; man sieht sehr deutlich, wie leicht der Übergang von einer

---

[1] Mink-Sage der Kwakiutl, No. 2 (Boas, Indianische Sagen 158). — [2] Sagen der Ssatloltch No. 8 (Boas, Indianische Sagen 80 f.)

Sagenform zur anderen vollzogen wurde. Ein Schritt weiter und die ältere wurde ganz abgesprengt, die neuere allein erzählt: dann war das Tier beiseite geschoben, ein Mensch, ein Mädchen, als Segenbringerin, an seine Stelle gesetzt.

Die Nutka lassen das Feuer ursprünglich im Besitz der Wölfe sein, der Hirsch raubt es auch hier, aber es sind noch nicht die Menschen, denen er es bringt, sondern die Kyämimit, Urwesen, aus denen Menschen oder Tiere noch erst hervorgehen sollten. Und doch ist hier schon das Feuerzeug der Gegenstand des Raubes. Noch drei andere Formen dieser Sage sind überliefert: jedes Mal ist der Hirsch der glückliche Räuber. So reich spielt die Sage, und seltsam, die Tlinkit bringen selbst in einer ihrer Erzählungen den Hirsch mit Jelch, dem Raben, in Verbindung: da raubt Jelch das Feuer nicht selbst, sondern schickt alle Tiere danach aus. Aber nur der Hirsch ist klug genug, um den Auftrag ausführen zu können.[1] Man sieht, wie hier der Übergang zu einer stärkeren einheitlichen Form des tierhaften Heilbringers vollzogen wird: man überträgt die Segnungen, die bisher dem einen Tier zugeschrieben wurden, auf das andere als Urheber. In der vollendeten Entwicklung aber wird Jelch, das bevorzugte Tierwesen, auch selbst der Räuber.

Ähnlich hat auch die Flutsage ein selbständig umherirrendes und verwandlungsreiches Dasein geführt, lange bevor sie in den Rahmen des fest gefügten Sagenkreises von einem Heilbringer eingefügt wurde. Sie tritt bei den Kolumbianern in einer so gelegentlichen, zufälligen Form auf, dass man gewiss Anstoss daran nehmen wird. Es sind nur allzumenschliche Neigungen, mit denen sie in Zusammenhang gebracht erscheint. Tiere aber sind, wie fast selbstverständlich, zuerst auch hier die Träger der Sage. Der Biber — die Wassertiere haben wie billig den Vortritt — wirbt um ein schönes Mädchen; sie verschmäht ihn, da lässt er regnen und die Wasser steigen, und er verwandelt sie zuletzt in einen Frosch.

Diese Sage wird man nicht gelten lassen können als eigentliche Vorform der Flut: aber einer der Bausteine, aus denen diese Sage selbst errichtet wurde, ist sie sicherlich. Ja, es gibt noch bruchstückhaftere: so die von dem Wolf, der Ebbe und Flut im Besitz hatte, sie aber nicht herausgeben wollte. Da zog die Sumpfotter gegen ihn aus, besiegte ihn nach einem hartnäckigen Kampfe und schnitt ihm den Schwanz ab. Den hing

[1] Texte bei Boas, Indianische Sagen 102f., 187, 214, 241, 319.

sie an ihrer Tür auf und konnte nun, wenn sie ihn herabliess, Ebbe, und wenn sie ihn aufzog, Flut erzeugen.

In beiden Fällen ist immerhin Tieren die Kraft zugeschrieben, Wasser steigen und fallen zu machen. Schon auf einen Menschen übertragen, also sicherlich viel späterer Fassung, ist eine Sage, die von einem Manne erzählt, der vermochte, im Hause Wasser entstehen zu lassen und zum Schrecken seiner Freunde von dieser seltenen Kunst im Scherz Gebrauch macht.[1]

Sehr bestimmt sind von diesen Sagen andere abzutrennen, die vermutlich erst nach Ausbildung und Steigerung der mit einem Heilbringer in Verbindung gebrachten Flutsage entstanden sind: so die von einem Seher, der die Flut voraussagt, ein Haus zudeckt und sich mit den seinigen ein Jahr darin unter den Wassern hält, oder von einem angeblich göttlichen Menschen, der vor Beginn der Sintflut Boote zusammenfügen lässt, um sich darauf zu flüchten, oder gar von einem Dorf, dessen Bewohner so schlecht waren, dass eine Flut kam.[2] Freilich ist möglich, dass die eine oder andere dieser Sagen auch für sich als selbständig ausgewachsene Vorform von Teilen der Heilbringersage entstanden ist, aber ebensowohl können sie Splitterstücke schon vollendeter Heilbringersagen, womöglich mit christlichem Zusatz, sein. Man wird immer von neuem daran erinnert, dass auch ein so reicher Sagenschatz, wie der kolumbianische, nur ein Trümmerfeld ist, auf dem bunt zusammengewürfelte Werk- und Bruchstücke der verschiedensten Bauzeiten durcheinander liegen.

Ähnlich ist auch die Erzählung vom Sonnenraub, die im Sagenkreis Jelchs so stark ausgeprägt ist, bei verschiedenen Stammesgruppen der Kolumbianer selbständig vertreten, zumeist sogar mit dem bezeichnenden Einzelzug, dass der Räuber sich in ein Stück Pflanze verwandelt und die Tochter des Besitzers schwängert, indem er sich von ihr verschlingen lässt.[3] Unzweifelhaft haben mannigfache Übertragungen bei dieser Verbreitung mitgewirkt, das Vorkommen der Einzelsage als selbständiger Vorform bleibt doch sichergestellt. Selbst kleine Einzelzüge, die sich später verwendet finden, lassen sich nachweisen: so etwa das dreifache Tauchen in die Meeresflut, wenn auch in ganz anderem Zusammenhang. Zwar scheint es in der ausgebildeten Heilbringersage der Kolumbianer, etwa in der Jelchs,

---

[1] Texte bei Boas, Indianische Sagen 35f., 158, 175f., 95. — [2] Texte bei Boas, Indianische Sagen 167, 243, 278. — [3] Vgl. die Übersicht bei Boas, Indianische Sagen 360 (No. 147).

nicht von der heutigen Aufzeichnung bemerkt worden zu sein, aber es ist in benachbarten amerikanischen Heilbringersagen oft genug nachgewiesen worden.

So ist denn selbst der auffälligste Fortschritt der Sagenentwicklung, der zum Heilbringer, vielfach vorbereitet gewesen. Dabei ist wohl zu beachten, dass diese Sage selbst sich weniger von dem bisherigen Zustand unterschied, als man meinen möchte. Auch sie nämlich bestand noch durchaus nicht aus einer festgeschlossenen Kette von Erlebnissen und Taten des Raben, sondern aus einer Anzahl teils lose, teils gar nicht miteinander zusammenhängender Einzelsagen. Was die Form angeht, so ist der wichtigste Fortschritt der, dass so viele Geschichten auf die eine einzige Gestalt des Raben gehäuft sind. Sie mag sich vielen ursprünglich auf andere Tierwesen bezogenen Erzählungen nachträglich als Held untergeschoben haben. Dieser Verlauf ist auch durchaus noch nicht am Ziel angelangt: neben Jelch steht fast ebenbürtig Kanuk, in dessen sehr menschlich gewordener Gestalt der Wolfskern etwas tiefer verborgen ist. Vom Bären, von dem Volke der Seeottern ist noch viel die Rede.[1] Kein Zweifel, auch die staatlich-gesellschaftliche Entwicklung hat zu dem Überwiegen Jelchs beigetragen. Da von den beiden Grossgeschlechtern der Tlinkit sich eines nach dem Raben nennt, muss dessen Ausbreitung auch den Kreis der Jelchsage erweitert haben. Denn wenn bei den Kwakiutl die Tierwesen von den Geheimbünden auf die Geschlechter übergegangen sein mögen, so ist durchaus verständlich, wenn ein Geschlecht, das allmählich zum Grossgeschlecht anwächst und in seiner Querschicht die ganze Stammesgruppe umfasst, mit seiner Geschlechtssage schliesslich die Gesamtheit der Tlinkit überschattet.

Die sachliche Steigerung der Sage war freilich noch beträchtlicher: die Wohltaten, die die neue Form dem gepriesenen Wesen nachrühmt, sind ausserordentlich viel grösser, als die den Geschlechtstieren zugeschriebenen. Der seelische Vorgang muss der gewesen sein, dass man sich gar nicht genug tun konnte, erst die einfacheren Sagen alle auf ein Haupt zu häufen, dann die Wohltaten, die man ihm zuschrieb, zu steigern, bis man schliesslich alle auffälligsten Gaben der Natur und die wichtigsten Errungenschaften menschlicher Gesittung auf dies Wunderwesen zurückführte.

Bis zu völliger Vermenschlichung ihres Heilbringers sind

---

[1] Krause, Tlinkit 259ff.

die Tlinkit noch nicht fortgeschritten. Das ist um so wichtiger zu bemerken, als gewisse Gestalten minderen Ranges diese Stufe schon erstiegen haben, obwohl sie sicher entwicklungsälter sind. Man wird hier auf das augenfälligste daran erinnert, dass das Wachstum der Gebilde menschlicher Gesittung, so wenig wie etwa das der Tierarten, nicht einen geraden stetigen Weg von Staffel zu Staffel geht, sondern dass es weit eher einem Baume gleicht, dessen Stamm zwar die Hauptlinie darstellt, der aber auch Zweige ausschickt, die in sich enden und Abwege der Entwicklung darstellen, die nicht weiter verfolgt wurden. Bedenkt man ferner, dass uns die Zufälligkeiten der Überlieferung oder auch des augenblicklichen Zustandes dann einmal ein Stück des Stammes, dann wieder nur Teile der Äste erkennen lassen, so wird man nicht erstaunt sein, Zweigentwicklungen in einem Punkt höher gewachsen zu finden, als der Stamm selbst es war. So kommt es, dass nicht allein die menschlichen Geister der Kwakiutl, wie der Krieger Winalagilis oder der Menschenfresser Chsiwaë zu ihrer Menschengestalt gekommen sind, während der viel höhere Heilbringer Jelch noch halb Rabe ist. Dass auch sie sich erst eben aus der Tiergestalt losringen, wird aus den ganz tierischen Gesellen,[1] die Chsiwaë um sich hat, recht deutlich. Gar nicht selten treten auch an die Stelle der Tierwesen Männer, die wunderbare Kräfte besitzen, wie Kwotiah, der nach der Sage der Nutka die erstaunlichsten Taten verrichtet. Ja, es finden sich noch auffälligere Scheinsprünge der Entwicklung: so in der fast rührenden Geschichte der Nutka, in der Hirsch und Bär einen Häuptling berauben. Diesem neidet man das Feuer und das ewige Leben, die beide in seinem Besitz sind; der Hirsch erlangt zwar das Feuer, aber das ewige Leben, das in einer Kiste verborgen im Dach versteckt war, wird zwar vom Bären gefunden, aber der Häuptling vermag es den Räubern zu entreissen und zieht mit ihm davon. Wie erstaunlich, dass hier inmitten von noch viel unreiferen Vorstellungen der Gedanke von ewiger Dauer eines persönlichen Lebens auftaucht, der selbst am Heilbringer Jelch mehr geahnt als klar ausgeprägt erscheint — freilich noch in kindhaft-drolliger Form.

Dann wieder gibt es ganz einfache Heilbringersagen, in denen der Held zwar nur erst ganz wenige Wunder vollbringt und die auch mehr das Gepräge von leichten Liebesgeschichten und Abenteuern an sich tragen, aber er ist doch schon ein Mensch; so Tlemaë in der Sage der Kwakiutl. Über den halb-

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 394f.;* vgl. o. S. 239.

tierischen Heilbringer hinaus und — wie man zunächst meinen könnte — in Fortsetzung der Hauptlinie der Entwicklung, erheben sich die ganz menschlichen Heilbringergestalten der Wanderersagen. Nach anderen Seiten bleiben sie aber so weit hinter Jelch zurück, dass doch auch hier eine Spaltung des Stammes der Entwicklung angenommen werden muss. Auch für diese Gestalt der Heilbringersage finden sich Vorformen: jene fabulierenden Erzählungen, von denen schon die Rede war, und die noch alle kindhafte Drolligkeit der früheren Entwicklungsstufen beibehalten haben. Ernsthafter sind die Sagen, in denen die Wanderer als Schöpfer der Menschen- und Tiergestalt auftreten, als Verwandler, wie sie geradezu heissen. So die Sage der Nutka, die erzählt, wie die beiden Wanderer aus den fabelhaften Vorwesen, den Kyämimit, die weder Tiere noch Menschen waren, beide machen.[1]

Schliesslich aber und das ist dann freilich eine wesentlich über Jelch hinausführende Entwicklung, wächst die Gestalt eines ganz menschlichen, aber auch in allen anderen Stücken vollkommenen Heilbringers empor. Fast scheint es, als sei diese Form nirgends rein überliefert, sie ist aber als Kern noch höher entwickelter Glaubensgestalten sehr wohl zu erkennen. Zuletzt nämlich, da sich der Baum der kolumbianischen Sagen zum Wipfel wölbt und der Gottesgedanke selbst aufsteigt, sind seine Träger doch in den begünstigten Fällen noch als Heilbringer zu erkennen. Es gibt eine Sage der Küsten-Selisch von Quäls, die diesen Übergang unwiderleglich erkennen lässt. Sie ist zwar sehr kümmerlich überliefert, denn sie entbehrt fast all des schönen Farbenreichtums, in dem die Sagen der älteren Entwicklungsstufen prangen, aber sie zeigt den Knochenbau der Überlieferung um so deutlicher. Kurzab ist zu Anfang Quäls mit der Sonne in eins gesetzt; dann aber sind alle die rechten Schöpfertaten eines Heilbringers von ihm aufgezählt, ja, in seltener Folgerichtigkeit sind zu Erde und Menschen noch Meer und Fische gefügt. Aber wie um die Einwurzelung dieser gesteigerten Gestalt in die keimhaftesten Formen der Sage darzutun, ist einer der ganz kindhaften auch sonst überlieferten Einzelzüge beigefügt, von einem Mann, der seine Muschelmesser auf dem Schleifstein schärft, um Quäls zu töten und dem dieser dann zur Strafe die Messer als Hörner auf die Stirn setzt, indem er ihn in einen Hirsch verwandelt.[2] Eine naivere Form

---

[1] Einzelne Sagen im Wortlaut bei Boas (Indianische Sagen 160 f., 98). — [2] Wortlaut bei Boas, Indianische Sagen 58 f.

der Überleitung, doch sicher hervorgehend aus dem bewussten Wunsch zu erklären, findet sich in jener Sage der Nutka von den beiden Verwandlern; sie fordern schliesslich die Menschen auf, zu Kaotse, der im Himmel wohnt, zu beten.[1] Die persönlich-menschliche Gestalt dieses Himmelsgottes lässt doch auch hier seinen irdischen Ursprung nicht im Zweifel.

Im übrigen fügt freilich diese letzte höchste Glaubensform, die einen wirklichen Gott lehrt, einen ganz neuen Bestandteil zu allem bisher von Stufe zu Stufe fortgeerbten Gut hinzu: die ausserirdischen Bilder von Himmel und Sonne. Ebenso gewiss aber ist, dass sie den inzwischen zu Göttern herangewachsenen Heilbringern unterlegt werden. In den Sagen entwicklungsfrüherer Formen finden sich Gestalten, die auch nur lose verknüpft mit Himmelserscheinungen auftreten, sehr selten; solche, die als Verkörperungen von Naturgewalten schlechthin aufgefasst werden könnten, aber gar nicht. Ein Beispiel jener lockeren Verbindungsform ist der Donnervogel, der sich überall bei den Kolumbianern verbreitet findet. Er ist ein wirkliches Tierwesen, das den Donner hervorbringt. Er kann zwar menschlische Gestalt annehmen, aber dies unterscheidet ihn nicht von anderen seinesgleichen; und wenn hier von einer engen Verbindung zwischen Naturkraft und Tier- oder Menschpersönlichkeit die Rede sein könnte, so wäre nicht das Tier der Naturkraft untergeordnet oder gar von ihr hergeleitet, sondern gerade umgekehrt. Aber im Grunde sind beide hier noch nicht wirklich in eines gesetzt.

Quäls, der Wanderer, der als Sonne, und Nechnoch, der Gott der Tsimschian, der als Himmel verehrt wird, haben diese Stufe erstiegen. Erwägt man aber, dass sonst für jede neue Gestalt der kolumbianischen Glaubenssage so viel verschiedene Vorformen nachzuweisen sind, so erscheint nicht sehr wahrscheinlich, dass diese höchste Stufe nur aus eigener Kraft erstiegen sei. Denn als Vor- und Übergangsform liesse sich hier vielleicht nur die Sage der Kwakiutl vom Sonnenvogel Sentlaë betrachten, von dem es heisst, dass er die Sonne selbst sei, aber in Gestalt eines Vogels zur Erde niedergestiegen sei. Er verrichtet dort nichts anderes, als so viele Geschlechtstiere: er verleiht einem Geschlechte seinen Namen, wobei übrigens auffällt, dass er selbst Ahnherr wird, nicht, wie es sonst Brauch

[1] Wortlaut bei Boas, Indianische Sagen 98. Man nehme nicht Anstoss daran, dass diese Sage für mehrere Stufen der Entwicklung benutzt wird. Sie gehört in ihrer heutigen Fassung natürlich nur der spätesten, oben berührten an, enthält aber sichtlich auch die Überbleibsel früherer (vgl. o. S. 231 f., 256).

ist, nur dem Ahnherrn begegnet.[1] Vielleicht ist, wie schon diese Abweichung vermuten lassen könnte, die Sage späteren Ursprungs, so dass sie den Glauben an den Sonnengott nicht herbeigeführt, sondern zur Voraussetzung hat. In jedem Fall fehlt es hier an dem sonst so üppig wuchernden Wachstum von Übergangsgebilden. Nechnoch aber, der Gott der Tsimschian, bietet ein Bild der Verschmelzung von Menschengestalt und Naturkraft von geradezu unübertrefflicher Vollkommenheit. Man denke, dass seine Füsse mit den Regenwolken in eins gesetzt sind. Und hier liegt nun die Vermutung nahe, dass dieser überstarke Fortschritt zugleich zur Naturgewalt und zum Gottesgedanken mit Hilfe auswärtiger Einwirkungen — etwa von dem nächsten Brennpunkt höherer amerikanischer Gesittung von den Nahuavölkern her geschehen sei.

Doch sei dies dahingestellt. Geradlinig ist auch im andern Fall die Entwicklung. Sie ist weit gespannt genug, aber trotzdem von grosser Stetigkeit und Richtungseinheit. Ein Grundzug beherrscht sie: die Sättigung mit Persönlichkeit. Die Schutzwesen, seien sie nun ganze oder halbe Tiere oder menschliche Heilbringer oder selbst schon Naturgötter, sie sind greifbar persönliche Wesen. Damit aber ist schon angegeben, von welchen Ausgangspunkten hier der Gottesgedanke nicht abgeleitet werden kann: nicht der Seelendienst und nicht die verkörpernde, verpersönlichende Verdichtung von Naturkräften sind sein Ursprung.

Die Ausschliessung des Seelenglaubens ist wichtig gegen die Frühzeiten der Urzeit hin. Immer wieder bietet sich der Gedanke dar, von dem Seelendienst, der sich so ausserordentlich viel früher als der Gottesglaube, ja selbst als die Heilbringersage noch entwickelt haben muss, die Brücke zu diesem zu schlagen. Aber es scheinen hier wirklich keine Übergänge nachweisbar zu sein. Man sollte meinen, die Schutzwesen oder selbst die ältesten menschlichen Heilbringer könnten als Geister die Verbindung herstellen. Aber dies ist durchaus nicht der Fall: selbst jene schädlichen Zauberwesen, wie Winalagilis, der Krieger und Chsiwaë, der Menschenfresser, sind aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Geister, die aus den Seelen der Toten erwachsen waren, sondern aus Tieren vermenschlichte Zauberwesen.

Allerdings entsteht hier die Frage, wie den leibhaften, nicht verstorbenen Wesen eine so lange, ja im Grunde ewige

[1] Wortlaut bei Boas, Indianische Sagen 166f.

Lebensdauer zugeschrieben werden kann. Aber einmal hat man sich, wie schon ausgeführt wurde, diese Frage wahrscheinlich gar nicht gestellt. Wenn aber, wie jene kleine Geschichte lehrt, die Vorstellung vom ewigen Leben auftaucht, so mag man sie mit diesen Wunderwesen am ehesten in Verbindung gebracht haben. Entscheidend bleibt, dass weder für die Tier-, noch die Menschenwesen niederer Stufe, noch auch für die tierischen oder menschlichen Heilbringer auch nur eine Spur von der Anschauung auftaucht, sie seien Seelen von verstorbenen Tieren oder Menschen.

Sehr irreführend ist gerade in diesem Zusammenhang der Entwicklung die Bezeichnung Tiergeister, da wir unter Geister in der Regel tote Seelen, Gespenster verstehen. Dies aber ist nicht gemeint: es sind nur Tiere von besonders hoher, von übermenschlicher Kraft, die der Ausdruck bezeichnen will.[1]

Dies Ergebnis hat aber noch weitere Bedeutung. Ist man in Versuchung, die einzelnen Tiergeister mit den Seelen der Toten in eins zu setzen, so läge nahe, die heldischere Gestalt des Heilbringers mit der abgeschiedenen Seele oder doch dem Gedächtnis eines bestimmten Menschen, eines grossen, starken Einzelnen in Verbindung zu bringen, und so die entstehende Gottesgestalt auf Heldenverehrung zurückzuführen. Davon aber kann im eigentlichen Sinn nicht die Rede sein; die Tiersage selbst enthält schon fast alle Bestandteile des Heilbringerlebens, nur der Heilbringer wandelt sich zuletzt in einen Menschen um. Nur insofern bereitet sich eine Einwirkung der Heldenverehrung auf die entstehende Gottesgestalt vor, als Taten in die Reihe der Wunder des Heilbringers aufgenommen werden, die nichts anderes sein können als wirklich menschliche Leistungen: so vor allem die Herbeischaffung des Feuers. Sie wird hier zwar als der Erfolg eines abenteuerlichen Zuges ins Weite über das Meer erzählt; aber im Grunde muss sie doch ein letzter Nachhall der Erinnerung an die erste willkürliche Erzeugung von Feuer sein. Aber, und so leis regt sich dieses erste Aufkeimen des Menschentums im Glauben, auch hier handelt es sich nur um die Umwandlung eines ehemals tierischen Bestandteils der heiligen Sage: in früheren Entwicklungsaltern erscheint ja diese selbe Geschichte in den mannigfachsten Formen als Heilstat von Tieren. Man muss danach also, was nur Tat von Menschen sein konnte, überdankbaren Sinnes auf Tiere zurückgeführt haben. Jetzt erst beginnt man, was in

[1] Vergl. unten Anhang, Hilfsbegriffe II, 1: Glauben.

Wahrheit des Menschen war, von dem verehrten Tiere zurückzufordern. Wie schüchtern regt sich doch diese Besinnung des Menschen auf sich selber, dieses erste Aufsprossen erster zartester Menschenkeime der zukünftigen grossen Göttergestalten.

Aller späteren Glaubensentwicklung gegenüber aber ist wichtig, dass die Naturgewalten, dass der Glaube Sonne und Himmel nicht in Menschen verwandelt hat, um sie zu Göttern zu machen. Aus ihrer Verpersönlichung leitet die heute noch allein herrschende Auffassung alle Entstehung des Gottesgedankens ab. Aber keine der Vorstellungsreihen, die mit diesem Begriff verbunden werden können und die man in den wenigsten Fällen überhaupt nur näher ins Auge gefasst hat, lässt sich auf die Kolumbianer anwenden. Solche Verpersönlichung wird in der Regel etwas zu einfach gedacht, als die Annahme irgendeines menschlichen Verursachers der Himmelserscheinungen: also etwa eines Mannes in der Sonne, im Mond, in den Gewitterwolken. Eine solche Annahme aber, die ohne alle Voraussetzung die Naturkraft in einen Menschen umsetzt, ist hier nicht bestätigt: alles spricht vielmehr für die nachträgliche Ineinssetzung der fertig ausgebildeten Gestalt des Heilbringers mit Sonne oder Himmel. Der allein mögliche Verlauf auf diesem Wege hätte nur in einer langen, langen Entwicklung von Himmelstieren aufwärts bestehen können, für die zahlreiche vorhandene Vorformen zeugen müssten. Auch die andere Möglichkeit, die etwa denkbar wäre: dass ein Geist aus den toten Seelen hervorgegangen auf der Sonne wohnhaft gedacht würde, ist ausgeschlossen, da es an Seitenstücken völlig fehlt. Endlich kann auch nicht, ja dies am wenigsten, eine Versinnbildlichung angenommen werden, so dass etwa die Sonne als Kraft des Lichts, die sie verkörpernde Menschengestalt als Sinnbild dieser Kraft aufgefasst worden wäre. Denn diese Gedankengänge sind alle viel zu verwickelt und abgezogen für die Hirne von Urzeitmenschen, als dass sie in Betracht kommen könnten.[1] Es fehlt in den Berichten über die Kolumbianer auch für sie an allen Anhaltspunkten.

Alle die Entwicklungsreihen, von denen bisher die Rede war, gehören nur der Geschichte des Glaubens an, nicht der des Glaubensdienstes. Erst durch das Zusammenwirken von Glauben und Dienst wird der volle Umfang der Glaubensbildung erreicht. Diesen Punkt des Wachstums scheinen die Kolumbianer

---

[1] Man vgl. vorläufig meine Darlegungen in der Untersuchung: Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer (1905) 18f.

noch kaum erreicht zu haben. Wie bei den Tlinkit scheinen überall die Werkstücke, aus denen sich der Bau der Glaubensübung zusammensetzen muss, noch unverbunden nebeneinander zu liegen. Hier nämlich ist der Seelenglaube dennoch heranzuziehen: in der Ausbildung von Diensten ist er dem Glauben weit vorangeschritten. Er dient zugleich als bester Massstab für den Mangel, der allen den Glaubenssagen, auch den entwickeltsten, den Heilbringersagen, noch anhaftet: sie entbehren noch jedes Dienstes. Und selbst dem Himmelsgott der Tsimschian scheinen nur Gebete gespendet zu werden. Erst auf einer späteren Stufe würde man hier vermutlich zu reicherer Ausbildung zu Opferdienst, Bräuchen und Priestern, über die alle der Seelendienst schon verfügte, vorgedrungen sein. Allerdings nicht alle Vorformen der Heilbringersage entbehren der Dienste ganz: die Feste der Geheimbünde der Kwakiutl sind voll von Tänzen, Beschwörungen und Entzückungen, die den Tierwesen geweiht waren, unter deren Schutz sie sich gestellt hatten. Immerhin hat der Götterglaube der Tlinkit viel geschlossenere Formen des Dienstes: vor allem ist hier der Seher, der unmittelbare Vorgänger des Priesters, der den Geheimbünden abzugehen scheint, weiter in den Vordergrund getreten. Denn während er bei den Kwakiutl wohl im übrigen die gleiche Rolle spielt, wie bei den anderen Kolumbianern, hat er mit den Festen der Männergesellschaften nichts zu schaffen.[1] Es liegt nahe, anzunehmen, dass im Zeitalter der Horde die Abtrennung eines eigenen Seherberufes noch nicht erfolgt war. Andrerseits mag auf der etwas höheren Stufe der Entwicklung, die der Glaube der Tlinkit im Vergleich zu dem der Kwakiutl einnimmt, der Seher viel von der nunmehr verblassten Leidenschaft und Wärme der hier erloschenen Geheimfeste der Bünde an sich gezogen haben. Die Stufenfolge ist diese: zuerst nur Dienst der Bünde und ihrer Leiter, dann Bünde und Seher nebeneinander, wie bei den heutigen Kwakiutl, endlich nur noch Seher, wie bei den heutigen Tlinkit.

Und wenn man annehmen muss, dass die beiden Ströme Dienst und Glaubenssage bei den Kolumbianern erst noch hätten völlig zusammenfliessen müssen, um das volle Bild eines Gottesglaubens und -Dienstes darzustellen, so war ihnen beiden doch ein Urbestandteil gemeinsam: das Wunder, die Bezwingung der Wirklichkeit durch übernatürliche Kräfte. Denn wenn jede Beschwörung von Seelen oder von Schutzwesen auf dem Ge-

[1] *Boas, Second Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 59f.*

danken beruhte, man könne über die sichtbaren, greifbaren Vorgänge hinaus Wirkungen erzielen, so ist die Glaubenssage von ihren ersten keimhaften Anfängen an voll von solchen Überwirklichkeiten, ja sie machen eigentlich ihren Kern aus: das Tier spricht, es lehrt fliegen, es verbreitet Nebel um sich und so fort bis zu den Schöpfungswundern des halbmenschlichen Heilbringers hin. Nur muss freilich die Vorstellung vom Wunder im Kopf der Urzeitmenschen unendlich bedingt und viel feiner aufgefasst werden, als unser etwas plumper und scheidelustiger Verstand gewohnt ist. Die jungen Völker unterscheiden gewiss nicht sicher Überwirkliches von Wirklichem, Wunderbares von Begreiflichem. Ja, sie haben die Vorstellung, dass das Wunder aus ebensoguten Gründen geschehe, wie das Alltägliche. Da sie von seiner Wahrheit unerschütterlich fest überzeugt sind, so ist nirgends eine Grenze, was die Ursache, das Mit-Rechten-Dingen-Zugehen betrifft; aber da sie schliesslich vom Augenschein belehrt sind, dass Tiere nicht zu jedem und zu aller Zeit zu sprechen pflegen, so bleibt das Wunder als Besonderheit bestehen. Man muss nur verstehen es hervorzubringen.

Und hier liegt denn auch die Wurzel, die allen Wundern der Sage, wie allen Wunderwirkungen des Dienstes zugrunde liegen mag und die bis in die ersten Frühzeiten des Menschengeschlechts zurückzureichen scheint: die Kraft zu zaubern. Auf die Ausbildung dieser Kraft scheint die Kindheit der Völker einen sehr grossen Teil ihres geistigen Strebens gesetzt zu haben. Und es sind von ihr so viele Spuren vorhanden,[1] dass man auf den Gedanken gekommen ist, alle Wundertaten der Sagentiere und Sagenmenschen und der Beschwörungen für aufrechterhaltene oder umgedeutete Zauberwirkungen zu halten.

Von dem Zaubern sind bei den Kolumbianern viel deutliche Reste noch vorhanden in allen Handlungen der Weihefeste der Bünde und in den Beschwörungen der Seher. Aber sie sind allzu deutlich, greifbarer, als in jener Frühzeit, in der die Menschen, vielleicht alle Menschen noch des Zauberns mächtig zu sein suchten, und in der man vielleicht alle Dinge des Lebens in Zauberformeln, Zauberhandlungen einspann. Eine stummere, aber nachdrücklichere Sprache führen die Tierzeichen und Tierzeichenpfähle, die sicher solches Zaubers Träger sein sollen. Von ihnen aber ist nicht im einzelnen bekannt geworden, inwiefern ihnen so überstarke Kräfte innewohnen. Aber

[1] Preuss, Der Ursprung der Religion und Kunst (Globus LXXXVI [1904] 321 ff., 382, 418 f.).

eine allgemeine Anschauung hat sich erhalten, die ein untrügliches Zeugnis wenigstens von dem ehemaligen Bestehen so weit ausgedehnter Zaubervorstellung darbietet. Das ist der Glauben an die Allkraft der Dinge, der etwa bei den Lkungen, einer Gruppe der Küstenselisch, nachgewiesen ist. Sie glauben an die Beseeltheit aller unbeseelten Dinge, wie selbstverständlich an die übermenschlichen Kräfte der Tiere. Wenn es heisst, dass sie von den Bündnern glauben, dass sie verwandelte Menschen seien, so mag dies schon eine spätere Erklärung sein, die man der nicht mehr verstandenen älteren Anschauung gegeben hat.[1] Aber alle Geisteranschauung wurzelt in dieser Vorstellung und man meint, dass nicht allein Tiere, sondern auch unbeseelte Dinge Schutzgeister werden können — ein Glaube, der sonst die Wurzel aller Fetischvorstellungen ist und in dem vielleicht auch die Verwendung der Zeichenpfähle ihren ersten Ursprung hat.

Über die Rätsel der frühen und der späten Urzeit aber erhebt sich die klare Linie des stetigen Aufstiegs der Glaubensgefühle den geahnten Gestalten gegenüber: zuerst Staunen, Freude am bunten Abenteuer, am farbenreichen Spiel des Lebens, gemischt schon mit dem Streben zu steigern und zu färben, aber auch mit dem Wunsch sich im Schutz der Tierwesen zu fühlen, die die Träger aller dieser Wunder sind, sie dafür dankbar zu ehren. Darauf Steigerung der Wundertaten, Vereinigung vieler von ihnen auf ein vor allen gepriesenes halbmenschliches Tierwesen, Aufhöhung seiner Wirkungen, zuletzt bis zur Erdschöpfung, verbunden mit einer zwar höheren, aber auch gar nicht ausschliesslichen, ja mit Spott und Lachen gemischten Verehrung. Endlich aber reine Vermenschlichung und letztlich Vergottung dieser Gestalt unter gleichzeitiger Verschmelzung ihrer Persönlichkeit mit einer grossen Naturgewalt, dazu eine Steigerung des Verhaltens zu dieser Persönlichkeit zu unbedingter Verehrung, Entstehung eines Dienstes in der einfachsten Form des Gebetes, wenn auch noch nicht des Opfers oder gar priesterlicher Bräuche, und vielleicht etwa — ein Äusserstes — Festsetzung sittlicher Gebote, um diesem Gotte wohlgefällig zu sein.

---

[1] *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 28.*

ZWEITER ABSCHNITT
DIE BILDENDEN KÜNSTE

ERSTES STÜCK
BILDNEREI

Wer der Schaffensweise der Urzeit, in Sonderheit der geistigen gegenüber den rechten Gesichtswinkel gewinnen will, soll in jedem ihrer Bezirke von neuem zuerst nicht so sehr die besondere Art der Urzeit erwägen — das wird nicht zu Beginn, sondern zu Ende seiner Arbeit erst recht möglich sein — sondern ein Urteil über die höheren Stufen der Entwicklung, insbesondere die jetzige gewinnen, ein Urteil freilich, das möglichst zeitlos ist, uneingeschränkt von tausend Befangenheiten, die als selbstverständliche Bestandteile fort und fort dem Urbild der einzelnen Schaffensformen zugerechnet werden, während sie in Wahrheit ihm gar nicht zugehören und nur zeitgemässe Abwandlungen sind, die es in Wahrheit umfärben und fälschen.

Uns ist Kunst die seit unvordenklichen Zeiten durch Arbeitsteilung von dem andern Tun der Menschen abgetrennte Erzeugung des Schönen durch Bilden, sei es des Raum einnehmenden Stoffes, sei es der flüchtigen Töne, ein Schaffen, das ein besonderes Können, ein Hand- und Kopfwerk zur Bedingung hat, das nur dem zugänglich ist, der sich ihm ganz weiht. Die deutsche Sprache ist von dieser Vorstellung so beherrscht, dass sie in dem an sich völlig farblosen Worte Kunst dieses Merkmal ganz einseitig hervorhebt, ja überhaupt allein zu beachten der Mühe wert hält: eine Voreingenommenheit, die dem Ausdruck zugleich eine Verbreitung gegeben hat, die weit über den Bezirk alles dessen hinausführt, was wir im Grunde allein unter Kunst meinen: man denke nur an Kriegs-, Staats-, Heilkunst und so fort.

Kunst in solchem Sinne kannten und übten die Kolumbianer überhaupt nicht. Aber will man den törichten Stufendünkel unserer Zeit sehr schnell von seinem Irrtum heilen, so wird es am ehesten gelingen, falls man ihn vor die Fülle von Schönheit führt, die diese jungen Völker über alle, aber auch alle Dinge gebreitet haben, mit denen sie sich umgaben. Oft tastet dieses Suchen nach Schönheit noch unsicher kindhaft, zuweilen verfehlt es noch ganz die Wege, nie aber kehrt es ohne Beute an süssen oder herben Reizen zurück.

Dass Kunst nicht an berufsmässig ausgebildetes Könnertum gebunden sei, wird man vielleicht zugeben, aber einwenden: dass eine Kunstübung, die so ganz in den Dienst des Alltags und der Nützlichkeiten gestellt ist, allzu angewandte, nicht freie und also nicht höchste Kunst sei. Dagegen aber lässt sich behaupten, erstlich, dass der Begriff der freien Kunst selbst mehr als fragwürdig, vielleicht nur eine Verirrung unserer Zeit sei. Ist in dieser Sache ein Jahrhundert der rechte Richter, das die lebendigen Kunstwerke den Häusern Gottes und der lebendigen Menschen stiehlt, um sie in den schön-schrecklichen Kunstspeichern, die man Museen nennt, aufzuhäufen, wurzellos wie getrocknete Pflanzen in Herbarien, das die schlechthin geschmacklosen Kunstmärkte, die Ausstellungen veranstaltet und das in allen diesen Stücken allenfalls der sammelnden Wissenschaft dient, nie aber dem stillen, frommen Geniessen von Kunst und Schönheit? Wer will sagen, ob nicht sogar jedes Gemälde, das nicht für einen bestimmten Menschen, ein bestimmtes Haus, fast ein bestimmtes Zimmer gemalt ist, ein heimatloses und zuletzt eigentlich kunstwidriges Erzeugnis sei? Nur das Haus, das ein Künstler für einen Menschen, seinen Besitzer, gebaut, geziert, ausgemalt und mit Standbildern geschmückt hat, ist im Grunde ein lebendiges Ganze. Und steigt man noch eine Staffel höher zu der Überwindung auch der letzten Vielfachheit, Zweiheit, zu dem Haus, das sein Eigner selbst sich gebaut, ausgeziert, ausgemalt hat, dann ist man angelangt, nicht bei dem schattenhaften Bilde eines zukünftigen Nochnirgendheims, nein bei dem Urzeitmenschen, dem Urzeitkünstler.

Und weiter: wollte man der Urzeitkunst deshalb das Recht auf den Namen Kunst verweigern, weil in ihr die beiden Gattungen bildender Kunst überwiegen, die diese Dienstbarkeit dem Leben gegenüber am meisten fesselt: Zier- und Baukunst, so würde man auch darin seltsam irren. Bau- und Zierkunst sind allerdings dem Leben am nächsten, sind ihm am strengsten verpflichtet, was den Zweck angeht: an sich zwecklose Schönheit zu pflegen, ist das Vorrecht von Malerei und Bildnerei. Dringt man aber zum Kern der Dinge, so wandelt sich dies Verhältnis schlechthin in sein Gegenteil. Denn während Bildnerei und Malerei an die Wiedergabe des Lebens in irgend einem Mass der Entfernung gebunden sind, können Bau- und Zierkunst frei schalten und walten. Sie sprechen zu Sinnen und Seele nicht über den Umweg des Hirns, des Verstandes und der tausend Wiederspiegelungen eines Lebens, der zu so vielen gänzlich unkünstlerischen Nebengedanken leitet. Sie sind nicht

erzählerisch und eben darum allein dem höheren, dem im Grund allein der Kunst zugehörenden und zugänglichen Reiz der Form untertan. Wer irgend im Herzen wirklich der Kunst verschrieben ist, wird an sich im Lauf der Jahre verspüren, dass die gefälligeren, verständlicheren Anziehungen der erzählenden und so oft auch noch gar absichtlichen Kunst der Malerei und Bildnerei immer mehr verblassen, neben den stilleren, herberen, weit schwerer zu erringenden Genüssen, die Bau- und Zierkunst darbieten. Der reine Reiz des Körpers und der Fläche, der Linie und der Farbe, der hier ohne die leicht fasslichen, oft wirklich allzu billigen Gedankenverbindungen der darstellenden Künste wirken muss, erweist sich als viel nachhaltiger beglückend. Und wenn ganze Geschlechter von Kunstforschern und Kunstgeschichtsforschern bis in die jüngste Vergangenheit, die Gegenwart hinein von diesen Reizen so wenig wussten, wie von der noch tiefer liegenden Erkenntnis, dass es auch in der Malerei mehr auf diese oder diese bestimmte Folge von Linien und Farbflecken ankommt, als auf die Kreuzigung Christi oder die Krönung Napoleons oder die Panathenäenfeier, die da mit Pinsel oder Meissel geschildert sind, so wird an dem Verhältnis der inneren Werte nichts geändert, noch weniger dadurch, dass neun Zehntel der Scharen, die durch unsere Sammlungen strömen, von dieser Stimme der Kunst wohl einen hundertmal schwächeren Nachhall, nie aber den glockentiefen Urklang vernehmen.

So wird inneres Kunstverstehen nicht mit schlechtem, nein mit gutem Vorurteil sich der Kunstübung der Urzeitvölker nahen. Und wir glücklichen Heutigen haben zu diesem günstigen Vorgefühl mehr Recht, als manches Zeitalter vor uns. Die jüngste Vergangenheit, die Gegenwart selbst schenkt uns ein Aufblühen eigener Zierkunst und wenigstens die ersten schüchternen Anfänge einer eigenen Baukunst, die gewisse gute Empfänglichkeiten für die Urzeitkunst in uns erst schaffen. Denn noch vor zwanzig, ja selbst zehn Jahren waren vielleicht nur die wenigen, die ihre allzu europäischen Augen in die Schule Japans gegeben hatten, imstande, die Werte zu schätzen, die sich hier darbieten. Alle anderen Kunstverständigen waren viel zu lange in die Fesseln der alten in irgend einem Grade von der Antike und der Renaissance abhängigen Kunstweisen geschlagen, als dass sie irgend eine von diesem alleinseligmachenden Kunstglauben unabhängige Kunstübung auch nur hätten würdigen können. Und diese, die allzu Geschichtlichen, werden auch noch heute diesen Reizen verschlossen bleiben, so

gut wie all die Völkerkundigen, die die Beurteilung eines Kunstwerkes der Urzeitvölker nur auf zwei Gesichtspunkte würden einschränken wollen: nach ihrem Vorstellungsinhalt und nach ihrer Herstellungsweise, d. h. nach dem Masse von Werkzeugkunde, das sie offenbaren. Denn so wichtig beide Formen der Erörterung sind,[1] mehr noch ist für die Geschichte der menschlichen Einbildungskraft an dem Kunstwert dieser Erzeugnisse gelegen.

Wer von der Kunstübung der Kolumbianer den niedrigsten Eindruck gewinnen wollte, müsste sich den auffälligsten Erzeugnissen ihres Gewerbfleisses zuwenden: ihren Wappenpfählen.[2] Sie sind zuweilen von der Höhe eines drei Geschosse hohen europäischen Hauses, sie stehen in der Regel neben den Hütten der Kolumbianer für sich, und sie sind von rohem Aufbau und vielen abstossenden Einzelheiten. Einmal ist an einem so hohen Zeichenpfahl der Tsimschian auf einem Bären ein Menschenhaupt, auf diesem ein auf dem Kopfe stehender Walfisch, auf diesem noch eine letzte Tiergestalt getürmt. Dann wieder steht in einem viel kleineren Pfeiler zu unterst ein Mann, über ihm ein Wolf, auf ihm ein Sklave, auf ihm ein Bär, auf ihm ein Adler, zu oberst auf dem Haupte des Adlers ein zweiter Sklave. Die Häufung der Gestalten in der aufsteigenden Linie erscheint uns an sich unschön, die Gesichter sind furchtbar und fratzenhaft: Tier- und Menschenköpfe kaum voneinander zu unterscheiden. Auch die Farben dieses letztbeschriebenen Wappenpfeilers, der den Haida zugehört, sind roh; eine ledergelbliche Holzfarbe, zwei Rot, Schwarz, das ist die ganze Stufenleiter, bei jenen höheren Pfählen der Haida tritt noch

---

[1] Man vergleiche dazu die ausgezeichneten, hier neuen Grund legenden Erörterungen von Max Schmidt (Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster aus der Technik des Flechtens: Ztschr. f. Ethnol. XXXVI [1904] 490ff). — [2] Man findet sie abgebildet z. B. bei Woldt, Kapitän Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 - 1883 (1884) 19, Krause, Tlinkit (1885) 132, *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 380,* am vollkommensten bei [Bastian] Amerikas Nordwestküste, neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen (1883) Taf. 7, eine Sammlung von mechanischen Wiedergaben, die selbst in den Farben den höchsten Ansprüchen genügt. Alle Beispiele, auf die im folgenden Bezug genommen ist, sind nach den Beständen des Museums für Völkerkunde zu Berlin beschrieben. Diese Sammlung, an sich vermutlich die umfassendste und folgerichtigste der Welt — die Schöpfung Bastians —, ist für die Nordwestküste besonders reich ausgestattet. Den Grundstock dieser Abteilung bildet die im Auftrag des Museums zusammengebrachte Sammlung des Kapitäns Jacobsen, vermehrt durch die Geschenke von Arthur und Aurel Krause. (Vgl. Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Berlin [[11]1904] 109f.)

Grün und Weiss — dieses für die Zähne und die Augen — hinzu, aber dafür verschwindet das zweite Rot, und die Mannigfaltigkeit ist, wie man sieht, auch dann nicht gross.[1]

An sehr denkwürdigen Merkmalen künstlerischer Fähigkeit fehlt es indessen auch hier nicht. Die Farben sind, so roh sie sein mögen, recht zueinander gepaart; sodann ist die Linienführung von nie fehlender Sicherheit, die immer genau das trifft, was sie treffen will. Am auffälligsten ist diese Bestimmtheit an Musternachbildungen, die, von kolumbianischen Händen stammend, in gleichem Sinne wie die Urbilder Zeugnis von einer Kunstfähigkeit ablegen, die nur aus einer schon durch ganze Reihen von Geschlechtern gehenden Überlieferung zu erklären ist. Denn wie das harte Holz der Urbilder, mag auch der Schiefer der Nachbildungen schwer genug zu behandeln sein, und er weist eine Unbeirrbarkeit in der Führung des Schnitzmessers auf, über die man in Staunen gerät. Teils bläulich, teils grünlich opaleszierende Halbedelsteine, die etwa als Augen eingesetzt sind, höhen den Eindruck: sie gehen farbig musterhaft in den glatt polierten Schiefer der Gestalten ein.[2]

Will man diesen Werken keimhafter Bildnerei völlig gerecht werden, muss man ihres Zweckes gedenken. Gewiss, sie sehen erschreckend aus, die Grimassen der Köpfe sind furchtbar, Tier- und Menschenköpfe sind zuweilen nicht auseinanderzuhalten: schlimme Vogelschnäbel drohen mit Zerreissen, fletschende Gebisse erinnern immer von neuem daran, dass die Zeit der Menschenfresserei noch nicht weit dahinten liegt — aber es scheint, diese Gestalten sollten auch erschrecken. Sie waren die Abbilder der Tiergeister, und sie standen gewiss nicht an den Pforten des Hauses als Zier oder auch nur als Abzeichen des Bewohners und seines Bundes oder Geschlechts, sondern aller Vermutung nach als Schutz-, als Zaubermittel. Der Wächter für die Kommenden, so ist nach der einen Deutung der Name des Zeichenpfahles der Haida, der hier beschrieben wurde:[3] denn jeder dieser Pfähle hat einen Eigennamen. Sollen die Pfähle diesen Zweck aber erfüllen, so müssen sie wie ihre Urbilder schrecken.

Steht es aber so, so darf durchaus nicht für unwillkürliche Verzerrung genommen werden, was in Wahrheit absichtliche ist. Vielleicht ist selbst die Irrung, die unsere Augen am pein-

---

[1] Museum für Völkerkunde zu Berlin IV A 7098 (Treppenhaus), IV A 489. — [2] Berlin, Museum IV A 491[t]. — [3] Woldt, Kapitän Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas (1884) 42.

lichsten stört, die Vereinigung von Tieren, Köpfen, Menschenleibern in stets wechselndem Masstab, zu einem Teile auf diese Quelle zurückzuführen: nicht als ob eine bewusste Absicht anzunehmen wäre, wohl aber der Gedanke, hier durch Vergrösserung — bei den Tieren —, dort durch Verkleinerung — bei den Menschen — den Eindruck wirksamer, schreckhafter zu gestalten.

Die Frage, mit der die allgemeine Kunstforschung am gespanntesten an der Geschichte der Urzeitkunst beteiligt ist: die nach der Stoffnähe oder -ferne dieser Werke, nach Wirklichkeits- oder Formenkunst, nach nachahmender oder bauender Kunst, ist nicht auf den ersten Blick zu beantworten. Wer ungewohnten Auges vor diese Erzeugnisse früher Kunst tritt, wird immer geneigt sein, hier überall Stil und gewollten Zwang zu sehen. Aber die Einschränkung, die auf dem Wege allgemeiner und vergleichender Kunstgeschichte an tausend Stellen gemacht werden muss, tritt hier zum erstenmal in Kraft: immer, wenn wir ein weit hinter unserem heutigen Zustand liegendes Entwicklungsalter werten, empfinden wir alle Keimhaftigkeiten, alle Anfän erirrungen und Unbeholfenheiten als Stil und gewollten Zwang der Form. Mag in jedem Falle auch ein gewisser Bruchteil der Abweichungen von Stoff und Wirklichkeit in Wahrheit solchen Ursprunges sein, immer wird es eingehender Erwägung bedürfen, wo die Ungekonntheiten aufhören, die Gewolltheiten beginnen.

Die Absicht der Kolumbianer, in ihrer Bildnerei die Gegebenheiten der Natur nachzuahmen, verrät sich in vielen Stücken. Zuweilen ist ein Tier, wie der Walfisch an dem Tierzeichen-Pfeiler der Tsimschian, in hohem Masse naturgetreu getroffen; der Bär, der ausser manch anderer Bürde auch diesen Walfisch trägt, ist sogar fast im Seelischen beobachtet: er hat ein wenig von dem neckisch-schalkhaften Zug der romanischen Kapitälreliefs, der etwa jenen drolligen Raben oder Hahn in der Schlosskirche zu Quedlinburg auszeichnet.[1] Von der Hand eines Kwakiutl gibt es einen kleinen Adler — er verhüllt eine Tanzrassel, ist also ein Zaubergerät — nur etwa anderthalb Spannen gross, aber von entzückender Feinheit der Wiedergabe des zarten, schlanken Vogelleibes und der weit gelüfteten Flügel und in diesem Stück ganz wirklichkeitswahr. Aber zugleich hat diese bemalte Holzschnitzerei

[1] Berlin, Museum IV A 7098; vgl. Kulturgeschichte der Neuzeit II 2 (1901) 1364.

ganz willkürliche Farben und Linien der Federzeichnung: die Federn sind durch mehrere Reihen von ganz regelmässig geformten kartuschenartigen Schilden dargestellt, die ohne alle Andeutung der Fiederung im einzelnen geblieben sind und nicht einmal ununterbrochen aneinanderstossen, sondern in ebenso regelmässigem Zwischenraum angeordnet sind. Ein solches Zusammentreffen ist schlechthin entscheidend: ein Vogelkörper ist in seinen feinsten zartesten Abmessungen wiedergegeben, so wie ihn nur das schärfste Auge der Wirklichkeit ablauschen kann, sein Schmuck aber ist in einer starr stilisierenden Weise behandelt. Ein triftigerer Beweis dafür, dass hier kein Nichtkönnen, sondern ein Nichtwollen die wirklichkeitsferne Behandlung verursacht hat, kann nicht erbracht werden.

Den Grund zu so gewollter Vereinfachung könnte der Wunsch wirklicher Aufhöhung bilden. Doch wird man zögern, ihn anzunehmen: er liegt dem einfachen Sinn dieser frühen Zeit sicher fern, viel eher ist zu denken, dass man so am ehesten die überlieferte und fest gewordene Formen beizubehalten meint. Das Hinübergleiten aus altertümlichen in altertümelnde Formen ist auch vielfach sonst erstaunlich früh zu beobachten.[1] Und an einem Seitenstück, das in seiner unzweifelhaften Klarheit dieser Annahme eine starke Stütze gewährt, ist für dieses selbe Entwicklungsalter, für diese selbe Stämmefamilie der gleiche Vorgang nachzuweisen: es ist die Beibehaltung alter Worte, fast einer ganzen alten Sprache für heilige Zwecke, etwa bei den Selisch.[2] Der Zweck mag auch für die Aufbewahrung alter Kunstformen der Vermittler sein: jener kleine Adler ist ein Zaubergerät, ein anderer grosser Adler, der noch viel sichtlicher gewollte Vereinfachungen aufweist — sein Hals ist wie eine Schraubenmutter gedreht — ist ein Tierzeichen, das ein Haus der Aht behütet hat.[3] Beide Verwendungsarten sind wie geschaffen zu starrer Erhaltung: Geister-, Götter- und Ahnenverehrung sind bis auf den heutigen Tag die am stärksten sprudelnden Quellen jeder Art von Erhaltungslust, von zähem Festhalten am Alten, Überlieferten.

Allerdings, oft fliessen die Formen altertümlicher und altertümelnder Kunstweise so wunderlich ineinander, dass kaum eine Grenze zu ziehen ist. Eben jener grössere Adler — er stammt

---

[1] Man gedenke der Aegineten oder der Fortbildung der alten Liedformen in der späteren Edda (Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 130, II 2 791). — [2] *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 28.* Vgl. u. den Abschnitt Sprache. — [3] Berlin, Museum 51 [1].

von den Aht, einer Völkerschaft oder Stammesgruppe? — der Nutka, die in nächster Nachbarschaft der Kwakiutl mit ihnen dieselbe, heute nach ihrem Entdecker Vancouver genannte Insel bewohnen —: auch er ein köstliches Stück kolumbianischer Bildnerkunst, wirkt er doch nur durch die überlieferte Wucht und Kraft seiner Formen. Seine mächtigen Flügel sind anderthalb Mannesspannen weit ausgebreitet. Man möchte ihn deshalb ebensosehr, wie um des seltsam unwirklichen Halses oder eines fast rüsselförmigen Schnabels willen einer wesentlich früheren Entwicklungsstufe zuerteilen als den kleinen Adler des Kwakiutl-Sehers. Auch die Farbenwahl ist willkürlich — der Leib ist schwarz und rot gestreift, die Flügel schwarz und weiss. Aber andrerseits ist die Zeichnung der Federn wirklichkeitsnäher als an dem kleinen Adler, minder stilistisch, eher an heutige Wappenvögel als an diesen erinnernd. Dazu sind die Füsse des Vogels sehr natürlich gebildet, wenn auch eher wie Seerobben-Flossen, als wie Adlerfüsse anzuschauen. Und so ist nicht unmöglich, dass auch hier zum Teil altertümelnde Wirkungen angestrebt sind. Eine andre Absichtengruppe mag hinzutreten, von dem im betonten Sinne zierkünstlerischen Zweck des Bildwerks herrührend. Dieser Adler ist geschaffen worden, um den First eines Hauses zu krönen, so musste er stark und wuchtig bemessen werden, sollte er dort wirken.

Was immer die Ursache sein möge, zuweilen begegnen sich der Wille zur Nachahmung und der zur Vereinfachung inmitten des Weges, und dann entstehen Werke, die durch den Vergleich mit denen keines höheren Entwicklungsalters zu beschämen sind. Es gibt einen dritten Adler, der mit niedergeschlagenen Flügeln horstet und in prachtvoller Starrheit dasteht. Sein Schweif, seine Flügelfedern sind der Wirklichkeit nahe wie die des Adlers der Aht, sein Rumpf ist mit stilistischen Schilden, an Stelle der Federn umpanzert, wie der des kleinen Zauberadlers der Kwakiutl.[1] Die Einheit aber, die so entstanden ist, ist von der gleichen schweren Wucht wie romanische Bildwerke dieser Gattung und ein Meisterwerk wie sie, weit den jämmerlichen Tierbildern überlegen, mit denen, haltlos zwischen halber Wirklichkeitskunst und ebenso halbem Stil schwankend, die gegenwärtige Bildhauerkunst etwa berlinische Denkmäler schmückt. Wie köstlich, dass schon ein Urzeitvolk so hohe Würfe wagen konnte und doch das Ziel nicht verfehlte!

---

[1] Berlin, Museum, IV A 571, abgebildet bei [Bastian] Amerikas Nordwestküste, Taf. 7, Fig. 4.

Noch dazu ist dieser dritte Adler nicht als selbständiges Kunstwerk geschaffen worden, sondern als Kopfschmuck des vielfach verzerrten aber unendlich ausdrucksvollen Standbildes eines Mannes.

So künstlerisch im schwersten und betontesten Sinn des Wortes diese höchsten Werke sind, in der Gesamtheit sind es Erzeugnisse der doch nur leis einschränkenden Nebenwirkungen, die eine an sich nachahmende Kunstübung beeinflussen. Die eigentliche Bildnerei der Standbilder und der Masken von Menschen beweist dies auf das deutlichste. Auch sie sind freilich nicht als selbständige Kunstwerke, sondern als Teile eines grösseren Ganzen gedacht. Aber dieses Herausfliessen aller freien Kunst aus der angewandten, aller Bildnerei und Malerei aus Zier- und Baukunst entspricht nur allen Vorstellungen, die man schon im voraus sich über diese Dinge machen muss. Die Standbilder stehen wie die Tierzeichen auf Pfählen oder auf den Firsten des Daches. Viele von ihnen, vielleicht die meisten, sind verzerrt und hässlich, oft mit Absicht den Tieren angenähert und dann sichtlich stilisiert. Sei es, dass sie demselben Gesetze des Schreckenwollens unterliegen, wie die Tierzeichenpfähle, sei es, dass sie noch zu viel Anfänger-Schwierigkeiten zu überwinden haben. Aber dass die Absicht der Naturnachahmung vorliegt, offenbart sich gerade in den besten Werken dieser Art. Das kleine Standbild des Häuptlings, der die Kupferplatte hält,[1] ist zwar in den Abmessungen des Leibes noch vielfach kindlich verfehlt, namentlich in dem Grundverhältnis zwischen Leib und Kopf, aber die Hände sind kaum schlechter als die der Battistero-Kanzel des Niccolò Pisano und das Antlitz selbst ist vollends von erstaunlicher Sicherheit in den nur wenig vereinfachten Formen und wenn auch ohne seelische, so doch nicht ohne leibliche Persönlichkeit, Besonderheit. Über die Verfehlung der Körpermasse aber wird man milder urteilen, wenn man sich etwa der Reliefs an den Türen der Dome zu Hildesheim und zu Pisa aus dem elften Jahrhundert[2] erinnert, um von vielen geringen Leistungen selbst der gotischen Bildnerei zu schweigen. Die Züge des Hauptes aber sind — und hier greift die Kunst rückwärts in das Leben — edel auch im Sinne unseres Formengefühls: die Augen sind mandelförmig, die Ecken des Mundes vornehm zur Seite geführt,

---

[1] Berlin, Museum, IV A 1119b, abgebildet bei [Bastian] Nordwestküste Taf. 6 Fig. 3 und *Boas (The Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 390 Plate 18).* — [2] Kulturgeschichte der Neuzeit II 2 1388.

die Nase von Kraft und doch schöner Regelmässigkeit, die Kopfbedeckung von so strenger, fast trecentistischer Einfachheit, dass sie diese Vorzüge alle gefasst und klar zutage treten lässt.

Wohl ist hier ein Gipfel erreicht, andere Standbilder von Menschen sind von wesentlich geringerem Wert, sind durch gewollte oder ungewollte Verzerrungen des Gesichts oder ungeschickte Behandlung des Leibes entstellt,[1] doch auch hier ist zuweilen die erreichte Höhe nicht niedriger als die stammelnder frühromanischer Bildnerei. Aber was will das besagen, wenn neben diesem Gipfel sich sogleich ein andrer aufwärts und fast noch höher reckt: der der Maskenbildnerei. Die Maske war seit Alters diejenige Form der Bildnerkunst, deren man am häufigsten bedurfte. Denn Tiermasken erforderten die sehr mannigfachen Tänze, die man an den Festtagen der Weihen und bei so vielen anderen Feiern veranstaltete um den Zauber der schützenden Tiergeister herbeizubeschwören. Dies geschah vor allem dadurch, dass der Neugeweihte den Geist selbst darstellte, dessen Schutzes er sich teilhaftig machen wollte. Um so notwendiger, weil von der Besonderheit des Zweckes gefordert, erscheint hier die Absicht möglichster Naturtreue. Erstreckt sie sich doch in kindlicher Herrenlosigkeit bis auf den Schurz von Baststreifen, etwa aus der Borke der Zedern, der die Gestalt des Tänzers völlig verhüllt und ihn, von weitem gesehen, wirklich einem Riesenvogel ähnlich macht. Gewiss fehlt es auch hier nicht an dem Antrieb, das Urbild aufzuhöhen, es grösser, schrecklicher erscheinen zu lassen: wie könnte man sonst nur auf den Gedanken kommen, auch einen kleinen Vogel, wie den Raben, durch einen Menschen darstellen zu wollen. Und so gibt man dem Raben einen Schnabel von anderthalb Manneslängen: Augen und Nüstern darin zu Schmucklinien ausgezogen,[2] oder man malt einem Reiherschnabel rote Wölbungen um die Nasenlöcher.[3] Die Menschenmasken aber, die man sehr häufig gefertigt hat, zeigen sich völlig beherrscht von dem Gedanken möglichster Wirklichkeitsnähe. Schreck- und Zerrbilder sind auch unter ihnen, und sie steigern um dieses ihres Zweckes willen notwendig die Gegebenheiten des Lebens: eine Maske der Haida zeigt schwarze Augen in tiefen, fast kreisrunden Höhlen und die Nase eines Sperbers. Aber schon eine zweite

[1] So Berlin, Museum, IV A 1118c; vgl. [Bastian] Nordwestküste Taf. 6 Fig. 1 und 2 und *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 390 Plate 19.* — [2] Abbildung bei *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 448 Plate 31* (nach dem Urstück im National Museum zu Washington). — [3] Berlin, Museum, Abbildung bei [Bastian] Nordwestküste Taf. 4 Fig. 1.

Maske von Haida-Hand, so scheusslich sie ist mit ihrem grossen Lippenpflock, ihrer weissen Bemalung und den grellroten Lippen, zeigt sich von dem Bestreben, naturgetreu zu wirken, völlig beherrscht.[1]

In viel reinere Höhen führen andere Werke dieser Gattung, aber auch sie sind von erstaunlicher Kraft; nur dass hier nicht roher Schrecken die Absicht ist, dass deshalb die Aufhöhungen der Furchtbarkeit verschwinden oder doch nur sacht angedeutet werden und nun viel leiseren und edleren weichen. So verleugnet eine Tanzmaske der Haida zwar nicht ganz die alten Zeiten menschenfresserischer Horden: blutrote, dünne Linien laufen gerade unter den Augen und über den Rücken der Nase. Aber sie heben sich sanft ab gegen den grünlich-bläulichen Grundton des Gesichts, der mit Farben des nordischen Meeres unter starker Sonne einen ersten und stärksten Reiz des Ganzen auslöst. Völlig stilistisch ist eine Reihe von gerade abgeschnittenen Halbkreisen, die in Nasenhöhe über das Gesicht sich legt und die Nase selbst ist nach unten ebenso absichtlich unwirklich gerade abgeschnitten. Dabei aber ist ein erster Schritt in einen Bezirk der Wirklichkeit getan, den alle sonstige Bildnerei der Kolumbianer fast unberührt lässt: aus den müde gesenkten Augenlidern, aus den herabgezogenen Mundwinkeln spricht die Seele, die sich doch nur bei tiefem Eindringen in eine Persönlichkeit, bei sehr genauem Erkennen des Äusseren erschliessen konnte. Aber, und das stellt dieses Werk vielleicht höher als andere noch naturtreuere, die eben erst neu gefundene Wahrheit ist sogleich einem entschiedenen Zwang gewollter Linie unterworfen.[2]

Wo dieser Zwang fällt, ergeben sich Werke von einer schlechthin unbegreiflichen, naturmalenden Kraft: das Leibliche ist so fühlend widergespiegelt, dass aus diesem Glase die innerste Seele zurückgeworfen wird. Der Eindruck des Wahrhaften auf diesen Masken, wie an allen Kunsterzeugnissen dieser Gattung verstärkt durch das umgebende wirkliche Menschenhaar, das in langen Strähnen rings herabfallend das Antlitz umrahmt, steigert sich dann ins ausserordentliche, wenn die Masken den Toten gleichen. Dann kann man dem Gedanken kaum wehren, dass hier über der Natur genommene Totenmasken den Künstler bei seinem Werk unterstützt hätten, obwohl dieser Ursprung ausgeschlossen ist. Eine Tanzmaske der

[1] Berlin, Museum IV A 1239, IV A 2328. — [2] Berlin, Museum IV A 639, köstlicher als IV A 596.

Kwakiutl zeigt ein Antlitz wie das eines jungen Mädchens von weicher Seele und fast japanischem Schnitt: der süsse Mund ist von so ganz persönlichen Linien, dass dies nur das Bildnis eines wirklichen Menschen sein kann; eine andere gleichen Ursprunges weist einen Kopf, man weiss nicht ob einer Frau oder eines sehr schönen Jünglings, dessen Augen sich schliessen, halb wie im Tode brechend, halb wie in Leidenschaft versinkend.[1]

Die Kraft der Wiedergabe ist hier so weit gewachsen, spottet so königlich aller Kindlichkeiten und Gebundenheiten sonstiger kolumbianischer Bildnerei, steigt so weit selbst über die Höhe romanischer Weise, dass hier einer der Gipfel wirklichkeitswahrer Kunst erstiegen scheint: die Masken der sterbenden Krieger, die von Schlüters Hand geformt in so schmerzlicher Schönheit auf den Hof des Zeughauses zu Berlin herniederschauen, malen den Tod mit höherer Absicht, aber nicht ergreifender, nicht leiblich, nicht seelisch wahrer. Ja der Heutige wird hier unausgesprochene und sicher auch unbewusste Kompliziertheiten und Verfeinerungen finden, von denen die grosse Pose des Barockmeisters sehr weit entfernt geblieben ist.

Die Bedeutung der Leistung aber wird erst ins rechte Licht gerückt, wenn man erfährt, dass diese Masken zwar mit der Absicht, den Tod darzustellen, gebildet worden sind, dass sie aber nach dem Lebenden[2] geschaffen sind: sie sollen, so verlangt es das Gesetz des Tochuittanzes der Kwakiutl, Bildnisse des Tänzers sein, der sie trägt, gleich als sei er tot. So sind es denn zugleich verbrieftermassen Bildnisse der entwicklungsfrühesten Zeiten, vielleicht die ersten auf dem Wege, den menschliche Kunstübung zurückgelegt hat. Und nun dies Ergebnis! Wahrlich, man sollte eines Tages endlich aufhören, von Wilden und von Naturvölkern, das heisst doch in Wahrheit Unkulturvölkern, zu sprechen: angesichts solcher Werke hat man nicht das mindeste Recht dazu. Der Kunstgeschmack, der in unseren Tagen nach Überwindung einer sterbenden Stilkunst noch der mächtigste ist, der Drang nach ernsthafter Widerspiegelung der Umwelt, er müsste hier seinen stärksten und besten Gedanken verwirklicht finden: die Verschmelzung von Gefühl und Natur.

So erscheint diese Kunstübung — denn die wenigen Stücke,

[1] Berlin, Museum IV A 1348/1349. Die Abbildungen bei *Boas (Rep. Nat. Mus. [1895] 503f.)* geben nur einen schwachen Begriff von dem Urbild. Boas (491) schätzt sie niedrig genug ein: er sagt von ihnen: *those heads are as nearly portraits of the dancer as the art of the carver will permit.* — [2] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 491.*

die nach Europa gebracht worden sind, können nicht vereinzelte Fälle sein, wenn sie auch Gipfelleistungen einer Kunstweise bedeuten mögen — wie die unbegreifliche Vorwegnahme weit überlegener, entwicklungshöherer Hervorbringungen, die nur aus einer Frühreife der Seele zu erklären ist und an der vielleicht die erreichte Leistung nicht wunderbarer ist, als der Umstand, dass dicht neben ihnen die kindischste Unerfahrenheit und Ungeschicktheit fast ebenso geehrt ihr Dasein fristet. Und seltsam zugleich erschliessen diese Masken noch eines der Ursprungsgeheimnisse der Kunst: sie sind von der Absicht, zwecklose Schönheit zu schaffen, so weit entfernt, wie nur irgend eines der Erzeugnisse des Kunstgeistes dieser Völker: es sind Werke herausgeboren aus dem Leben und dem Wunsch, dem Leben zu dienen. In dem Tanz, der eine Beschwörung des Tiergeistes Sisiul bewirken soll, wird einigen Tänzern das Haupt abgeschlagen: um die Wahrscheinlichkeit des Vorganges zu steigern, muss der andere Tänzer, der dies Henkeramt vollstreckt, eine Maske schwingen, die die Züge des Enthaupteten trägt. So entsteht, ohne den mindesten Kunstzweck in unserem Sinne, das Bedürfnis nach persönlicher Ähnlichkeit, nach dem Bildnis. Ja der Lebenszweck, der hier die Hand des Künstlers leitet, ist ein ganz anderer, als der, den wir Heutigen mit dieser Kunstgattung verbinden: ein Denkmal der Erinnerung an einen Menschen zu schaffen. Und der Erfolg beweist, wie weit dieses neue noch immer ganz lebensmässige Wollen ein selbst unbewusster Geist vorwärts geführt hat. Wie sehr aber täuscht man sich, wenn man die heute freilich freien Künste der Malerei und Bildnerei sich losgelöst denkt von dem Boden des in sich begrenzten Lebens. Denn so muss oft, wenn nicht immer, der Ursprung der Kunst gewesen sein.

ZWEITES STÜCK
BAU- UND ZIERKUNST

Es mag lange gedauert haben, ehe die Jugend der Menschheit zum Häuserbau vorschritt. Bei den Kolumbianern ist er schon weit entwickelt, wenigstens überall dort, wo sie zu winterlicher Ansässigkeit übergegangen sind. Im Inland freilich, wo jede Siedlung nur flüchtig ist, besteht die Behausung nur aus einem leichten Rahmenwerk von hölzernen Pfählen, das mit Matten oder im besten Fall mit dem Fell vom Büffel und Elch

bedeckt ist. Es sind nur kegelförmige oder im länglichen Viereck aufgebaute Zelte. Die gleichen Behausungen benutzen auch die Küstenkolumbianer, etwa die Haida, für ihre flüchtigen Sommersiedlungen, die nur dem wechselnden Bedürfnisse des Fischfanges folgen. Auch die Winterwohnungen älterer und roherer Form, die die Binnenkolumbianer, die Selisch etwa, anlegen, können nicht eigentlich als ein Bindeglied zwischen Zelt und Haus angesehen werden, denn vielleicht sind sie die Überlebsel einer frühesten Gattung von Behausungen: der Höhlen. Sie sind nämlich halb unterirdisch: nur ihr Dach ragt in Kegelform, übrigens mit sorgfältiger Gebälkfügung, über die Erdoberfläche. Der Eingang ist von oben durch ein Loch im Dach auf einer Art von Hühnerstiege, einem ausgezahnten Balken. Vielleicht, dass zwei Entwicklungen einander begegnet sind, um das Haus entstehen zu lassen: die von unten her langsam aus dem Boden wachsende überdachte Höhle und das Zelt, das man fester als aus Borke und Fellen herzustellen trachtete. Um so weiter ist der Abstand von den Winterdörfern, die durchaus das Gepräge der Stetigkeit tragen.

Selbstverständlich leitet hier der Zweck zuerst die Hand des Bauenden. Man will eine feste Schutzwehr erstlich gegen die Unbilden der Witterung, aber auch gegen die Angriffe des Feindes aufrichten.[1] Trotzdem entscheiden künstlerisches Können oder Nicht-Können schon über die einfachsten Grundzüge eines noch so einfachen Hausbaues. Ja, im Gegenteil, je einfacher, d. h. je ungeschmückter ein Bau ist, desto unverhüllter treten die Urformen zutage, auf die im Grunde mehr ankommt als auf alles andere. Über allem Darum und Daran der Schmuckformen und der Zwecke, vor allem aber unter dem Druck einer vielhundertjährigen Überlieferung, unter der fluchwürdigen Gewohnheit, sich immer nur auf alte Muster und nie auf das eigene Empfinden zu verlassen, ist den Baumeistern unserer Tage das Verständnis für diese erste, scheinbar einfachste, in Wahrheit schwierigste Forderung ihrer Kunst fast ganz abhanden gekommen: dass schon die Grundverhältnisse der Länge, Breite, Höhe eines Hauses, eines Hausteils über sein künstlerisches Schicksal entscheiden, dass die Abmessungen der Linien, der Flächen, der Körper singen können, singen sollen, und dass jedes feine Ohr zuerst und zuletzt auf diese Liedkunst der

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 259, 161; Boas, First, Second Gen. Rep. (V. Rep. North-Western Tribes 23, VI. Rep. 80f.: Fig. 20, 21);* Krause, Tlinkit 131.

Meister vom Bau horcht, die alle grossen, ja, man kann sagen: alle früheren Zeitalter kannten, beherrschten, ausgenommen unser eigenes: die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Leise, leise bereitet sich dicht vor und dicht nach dem Ende des Jahrhunderts die Wandlung zum Bessern vor: aber das Wollen zur Kunst ist der Erfüllung weit vorangeeilt, viel weiter als in der kühn vorwärts dringenden Zierkunst. Doch schon die Erkenntnis der Ziele, die nunmehr sich durchsetzt, befähigt uns Heutige dazu, in ein viel unmittelbareres Verhältnis zu aller Urzeitkunst zu treten, als früher möglich gewesen wäre, da uns noch die Augen durch eine geschichtliche, allzu geschichtliche, allzu mächtige Überlieferung von einst blühenden, heut längst abgelebten Stilen verklebt waren.

Und auch hier leitet der Vergleich mit der Unkunst der vorletzten, mit der keimenden Kunst der letzten Vergangenheit, sogleich zu staunender Schätzung dessen, was diesen ersten, rohesten Anfängen schon gelungen ist. Das Haus, das dem Häuptling des Walfischgeschlechts zu Klokwan gehört, ist in allen Abmessungen wohlgeschaffen. Vier brettartig lang geschnittene Pfosten halten die Ecken, lange Bohlen bilden die Wände, an den Seiten und vorn unten wagerecht, oben am Giebel senkrecht gestellt, das Dach breitet sich in stumpfem Winkel aus. Das Ganze ist nichts anderes als ein sehr schlichtes Haus unserer Bergbewohner: aber jedes Mass steht in gutem Verhältnis zu allen anderen. Die Höhe zur Länge der Seitenwände, diese zur Stirnwand, beide zum Dach. Die Tür sitzt mit guter Sicherheit inmitten der Giebelwand; man steigt auf einigen Stufen zu ihr empor, und das Dach breitet mit schützender Gebärde seine Flächen über ihr aus. Dass der obere Giebel aus lot- statt wagrechten Bohlen gezimmert ist, belebt die Stirnwand, und diese Streifenteilung geht um keinen Zoll zu tief zum Boden und zur Oberkante des Querbalkens der Tür herab. Ja, noch die Masse der Eckpfeiler, die etwa drei Meter hoch, drei Viertel Meter breit und 20 Zentimeter stark sind, tun dem Auge wohl. Den einzigen nicht erfreulichen Eindruck bringt die Bildnerei hervor: an den Langseiten des Hauses sind vom Erdboden aufwärts, je zwei Walfische als Geschlechtszeichen angebracht, die, aus Brettern geschnitten, um die Hälfte ihrer sehr beträchtlichen Länge über die Giebelwand hervorragen und so in etwas das Bild stören. Allein auch ihre Gesamtabmessungen stehen in richtigen Verhältnissen zu Länge und Breite des Hauses. Die Türe, die einzige, die es gibt, öffnet sich gegen das Meer, und in einiger Entfernung, doch so, dass

der Blick es mit umfasst, steht auf Pfählen das kleine Totenhäuschen, in dem die Bewohner des grossen liebevoll ihre Heimgegangenen bergen.

Ein Haus der Haida, von dem eine kleine Nachbildung uns über das Meer zugetragen ist, weist ähnlich gute Form, dazu starke, doch nicht grelle Farben auf.[1]

Es ist gute und genaue Zimmermannsarbeit, die hier geleistet ist; schwierigere Aufgaben stellt das grosse Haus der Kwakiutl, das innen zehn Querbalken und eine sehr sorgfältig überlegte Ordnung von Stützbalken im Dachstuhl aufweist. Hier regt sich auch schon ein leiser Anfang von Innenbaukunst: runde Holzsäulen tragen das Dach und verkröpfen sich oben dicht unter dem First: ein leises Aufspriessen von Kapitäl und Kämpfer. Dass man sich der Wichtigkeit dieses Säulenteils schon bewusst ist, zeigt seine Auszierung mit allerlei Schmucklinien.[2]

Im übrigen trägt man noch nicht allzuviel Sorge für die Bequemlichkeit der Häuser: immerhin ist zuweilen im Innern ein Tritt, eine Estrade angeordnet, die rings an den Wänden hinläuft, um als Nachtlager zu dienen, an der Stirnwand aussen ist am Hause eine Plattform, zuweilen auch mehrere, alle aber nur aus Erdterrassen bestehend, von Pfahlwerk gestützt. Um so reichlicher sind Schmuckformen angebracht: die Pfosten der Türe sind oft in Bildsäulen verwandelt. Schmucklinien sind häufig im Innern eingeritzt, Pfähle und Platten mit den Tierzeichen des Geschlechtes sind selbst innerhalb aufgestellt, während sie ausserhalb, bei vielen Völkerschaften den regelmässigen Begleiter des Hauses darstellen.

Die Anordnung der Siedlungen als solcher ist künstlerisch im gleichen Sinne gerundet, wie der Hausbau selbst. Auch in diesem Betracht ist unsere Zeit am wenigsten berechtigt, auf die Urzeit hochmütig herabzusehen. Ganze Stadtviertel unserer grossen Städte aus der Niedergangszeit des Geschmackes zwischen 1870 und 1895 lassen nicht so viel singende Baukunst ertönen wie eine der Hütten dieser verachteten Wilden. Unser Städte-, ja, schmachvollerweise selbst unser Dörferbau steht noch öfter tief unter der Anlage der kolumbianischen Siedlungen. Die Vorposten unserer Grosstädte sind, als Ganzes gesehen, von bar-

---

[1] Abbildungen bei Krause, Tlinkit 124f.; Berlin, Museum 30[1]. — [2] Fig. 2, 3, 4, 6 (nach den verschleierten Nachbildungen des National-Museums zu Washington, No. 130414), bei *Boas, The Houses of the Kwakiutl Indians, British Columbia (Proceed. Nat. Mus. 1888) 198f., 201.*

barischer Hässlichkeit, sie reissen, wie man gesagt hat, Wunden in die Landschaft. An den Gestaden der Nordwestküste aber grüsst den Reisenden, der von der hohen See sich nähert, ein Dorf, das sich der Landschaft so vollkommen und so aus ihr gewachsen anschmiegt, wie alle unsere Dörfer, unsere Städte aus allen Zeitaltern vor 1850. Wohl ragen drohend und für unser Auge befremdlich die hohen Masten der Tierzeichenpfähle über die Häuser: aber selbst ihre Bizarrheit, die erschreckend ist, doch auch erschrecken soll, setzt nur starke, nicht hässliche Akzente in das Bild.[1]

Man wird zum mindesten nicht annehmen dürfen, dass so gute Wirkungen bewusst erstrebt und erzielt worden sind; aber wie denn Trieb und Unbewusstheit in allen Dingen der Seele und des Empfindens, auch des künstlerischen, die Wurzel alles sichtbaren Dichtens und Trachtens sind, so zeigt die Wahl der heimlichen Waldstätten, auf denen man die heiligen Tänze der Geheimbünde vorbereitete, vollends ein Landschaftsgefühl der zartesten Feinheit. Ein Wiesenplan tut sich auf, aber rings umschliessen ihn die Bäume des Waldes in feierlichem Schweigen, ernst zur Reihe aneinandergeschlossen und doch in lustbarer Buntheit, lichte und dunkle Hölzer und ein hundertfach abgeschattetes Grün der Wipfel mischend.[2] Nie mag auch nur ein leiser Gedanke an die erregenden Reize von Landschaft und Landschaftsschönheit in das Bewusstsein dieser Menschen gekommen sein, aber vielleicht war ihre Seele in Unklarheit mit tausendfach stärkeren Fäden an diese zarteste, bescheidenste, doch stets getreue Spenderin äusserer Freuden geknüpft, als die Bewohner unserer Grossstädte und ihr verstümmeltes Empfinden.

Es gibt eine Kunstgesinnung, die sich mit aller Entschiedenheit und in voller Absicht von jedem Geniessen der Landschaft abwendet, weil sie glaubt, zu einem Teil sicher mit Recht, bei ihr nicht genug Absicht der Schönheit zu finden. Die gleiche Kunstgesinnung ist es, die auf ein Höchstmass von Formung des Lebens und der uns umgebenden Dinge drängt. Bei den Urzeitmenschen, die in Wahrheit nicht, wie unser Dünkel will, arm, sondern sehr reich sind, findet sich beides: das triebmässige

---

[1] Man sehe nur die in die Landschaft gestellten Bilder kolumbianischer Siedlungen: das Haidadorf Masset (Woldt, Nordwestküste 39), Fort Rupert und Chumtaspee *(Boas, The Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 378, 391: Plate 16, Fig. 26), Kasa-an (Niblack, Coast Indians [Rep. Nat. Mus. 1888] 231, 236 Plate I, II).* — [2] Bild nach Photographie: *Place where the Secret Meetings of the Winter Ceremonials are held: Plate 43 (Boas [Rep. Nat. Mus. 1895] 520).*

Festsaugen an der wahllosen Schönheit der Welt und daneben doch ein rastloses Streben, alles ringsum mit einem Mantel von Form, von gewollter Linie und Farbe zu umkleiden.

Man wird sagen dürfen, jedes Gewerbe der Kolumbianer ist Zierkunst. Wohin man auch schauen mag: Gewand oder Boot, Werkzeug oder Waffe, Gerät oder Geschirr, alles ist nicht dem Zweck allein, sondern zugleich der Form untertan gemacht. Den seelischen Ursprung dieses Willens zur Schönheit klarzulegen, wird nur mit grosser Vorsicht gelingen. Denn nach allen Seitenstücken ist der Sinn aller dieser Zierde ganz gewiss nicht der der Kunst oder wenigstens bewusster Kunst. Und selbst unbewusster Drang nach Formung, Umformung ist schwerlich die letzte Ursache für all dies Dichten und Trachten. Leben und Zwecke des Lebens müssen auch hier die Hand der Eifrigen geführt haben.

Mit anderen Worten: es ist nicht eigentlich ein Ziel der Form, sondern ein Ziel der Sache, das erreicht werden soll: auch hier schleicht sich die Kunst als eine Dienerin ein, sie ist als Zierkunst doppelt angewandt und untergeordnet: erstlich dem gemeinen, dem Alltagszweck der Nutzbarkeit, dann aber einem höheren von Weihe, Schutz, Kraft, Zauber. Denn gleichviel, ob der geflochtene Kranz, den der Neuling bei seinem Weihefeste trägt, kreuzförmige Knoten aufweist,[1] oder ob die grossen Gefässe, in die man den ausgelassenen Fischtran füllt, mit Seehundsköpfen oder Bärenleibern ausgeschmückt sind, ob eine Essschale in den Kopf eines Wasservogels, ein Trinkbecher die Schwanzflossen eines Walfisches zur Rechten, seinen Kopf zur Linken als Griff trägt,[3] ob der Boden eines Kriegskanus oder die als Geld verwandte Kupferplatte mit dem so weit über die Erde verbreiteten Augenriss ausgeziert ist,[4] immer soll durch die Zeichen unzweifelhaft eine Wirkung aus dem Reich des Überwirklichen herabgelockt werden.

So stossen selbst bei den Geräten des Alltags zwei Zwecke des Lebens zusammen: Nutzbarkeit und Zauber, ehe die reine Absicht der Kunst auf das Schöne zu Wort kommen kann. Vielleicht hat mehr noch als die tausend Winke des Natürlichen, die der Nutzen erteilt, der Hauch der ungewissen Ahnungen des Glaubens die erwachende Kunst beflügelt. Doch freilich die besten

---

[1] Abbildungen: Fig. 175—177 *(Boas [Rep. Nat. Mus. 1895] 518—20).* — [2] Abbildungen: Fig. 31 *(Rep. Nat. Mus. 1895) 393; Plate 21,* Fig. 4 *(ebenda 390).* — [3] Abbildungen: [Bastian] Nordwestküste Taf. 11, Fig. 5, 9, 10 (nach Urstücken des Museums zu Berlin). — [4] Berliner Museum IV A 808, IV A 988.

Eingiessungen mussten dem Hirn und der Hand derer, die den Meissel führten, von dem noch unirdischeren Traumland kommen, das die Heimat der Schönheit und des Willens zur Schönheit ist. Was hätte Zauber, was hätte gar Nutzen helfen können, hätte sich nicht schon bei Entstehung des einfachsten Geräts auf den Urheber die Weihe der Sehnsucht nach einer Freude der Sinne niedergelassen, zu der die Natur ringsum wohl leitet, die sie aber niemals und nirgends selbst verschenkt.

Die grosse innere Sicherheit, mit der dieser Trieb nach Schönheit seinen Weg ging, tritt an den Werken der Zierkunst vielleicht unverhüllter zutage, als an denen der Bildnerei. Die Unzulänglichkeiten der Nachbildungen der Natur, die für jene erfordert wurden, stören hier nicht, ja, die reine Linie, die reine Farbe können sich — im Sinne des werktätigen Lebens — zielloser, also kunstmässiger auswirken, als an den Standbildern und Masken. Wohl treten an die Stelle dieser Fesseln die der Nutzbarkeit und Zweckmässigkeit: die inneren Gegebenheiten lösen die äusseren ab. Alles absichtliche oder unabsichtliche Betonen des Aufbaus von Geräten oder Werkzeugen, der Holz-, der Balken-, der Stab- oder Geflechtverbindungen oder jedweder struktiven Notwendigkeit gehört hierher. Aber zugleich ist es die Eigentümlichkeit dieser Einwirkungen, dass sie den Formen Mannigfaltigkeit und zugleich Entschlossenheit verleihen. Der völlige Verfall des Kunstgewerbes in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist zu einem Teil dadurch zu erklären, dass es sich diesen Einwirkungen des Baus der Geräte auf ihre Form entzog, um nun seine öde und blass gewordene Schablone überlieferter Renaissanceschnörkel als eine gleichmässig jeden inneren Kern überdeckende und ertötende Hülle auszubreiten.

Eben von all der Schlaffheit und dem Ungeschmack, die uns umgeben, hebt sich die sichere Kraft der urzeitlichen Zierkunst der Kolumbianer um so leuchtender ab. Leuchtend schon im Buchstabensinn des Wortes: mehr als jeder andere Reiz fällt etwa am Gewand der Nordweststämme der ihrer Farben ins Auge. Ganz im Gegensatz zu mancher Grellheit der Bemalung von Häusern und von Pfählen sind es in sehr vielen Fällen Färbungen von gesättigter Stärke, in sehr vielen von ganz fein abgeschatteter Zartheit. So sind zu uns über das Meer Strohhüte gekommen, die durch die Erlesenheit ihrer Farben entzücken. Die Nutka haben einen Hut gesandt, der ohne alles Muster und von schlichter Form ein unaussprechlich edles lichtes Kaffeebraun aufweist. Hüte der Tlinkit zeigen ein Ge-

flecht von so engen Maschen, dass unsere feinsten, mit ihnen verglichen, grob erscheinen. Sie haben durchbrochene Streifen von guter geometrischer Musterung: die schwarzen Zierlinien sind etwas zu grob und zu gross, aber die rote Tönung des Grundes ist von unübertrefflicher Feinheit.[1] Selbst knapp anliegende, auf das Bedürfnis der Jagd wohl berechnete Wämser der Männer sind wie ihre Lederhosen mit Pelzmanschetten ausgestattet, nach unten in entschiedener spitzer Schweifung gut abgeschnitten und mit einigen Schmucklinien ausgeziert, die durch Fransen und silbern schimmernde kleine Muscheln hergestellt sind. Ein Maskengewand, das nur aus einem Bastschurz besteht, ist zum Teil wie rohe Leinwand gelassen, zum anderen Teil aber in ein Ockergoldbraun getaucht, das in berauschender Sattheit prunkend feurig glänzt und doch eine ganz gewählte Farbenstufe darbietet.[2] Wo es aber gilt, die Frauen und die Mädchen zu zieren, da hebt sich das Handwerk vollends zur Kunst: am Nassfluss werden ihnen — aus Silber und also erst in neuester Zeit, aber in vollkommen echter, vermutlich am Kupfer erlernter Schmiedung — Armbänder gearbeitet, deren Linienwerk in verwirrender Schönheit an stilisierte Meereswellen, an Leiber spielender Delphine, dann wieder an seltsam gerandete Blätter erinnert, ohne dass doch von irgendeinem dieser Vorbilder sicher zu sagen wäre, es habe dem Meister vorgeschwebt.[3]

Daneben weisen Arbeiten älteren Schlages viel minder glückliche Formen auf: so eine Kupferplatte, die als ein Wertstück von ausserordentlichem Rang zwar zu höherem Schmuck herausgefordert haben würde, die aber sei es selbst sehr alt, sei es alten überlieferungsmässigen Mustern nachgebildet sein mag. Sie ist zwar von seltener und sicherer Umrisslinie, aber die roten breiten Linien, die auf schwarzem Grunde ihren einzigen Schmuck bilden, und die den tausendfach vorkommenden Augenumriss aufweisen, sind von geringem Wert. Allein auch das niedere Hausgerät ist zwar oft in dem Wiedergeben tierischen, menschlichen Lebens unendlich ungeschickt, in der Linienführung jedoch immer sicher und zumeist von irgendeinem Reiz der Form; ob es sich nun um ein Essfass handelt, das, halb Fischotter, die Züge des Tiers in sehr eingängiger Schilderung darstellt, oder einen Schöpflöffel für Tran, der zwar abschreckende Tierköpfe aufweist, aber in einer guten Folge schmückender Linien ausklingt, oder eine Tabakspfeife, an der zwei Frösche

---

[1] Berlin, Museum IV A 1793b, IV A 392. — [2] Berlin, Museum IV A 527a, b, IV A 7727. — [3] Berlin, Museum IV A 1012, 1893a.

geschnitzt sind von verblüffender, nie fehlender Bestimmtheit des Schnittes.[1]

Von dem gleichen Schimmer erlesener Form sind noch die gröberen Geräte des Kriegs und der Schiffahrt umgossen. Zwar ein Ruder der Tlinkit, ein Kanu der He-iltsuk zeigen nur den langweiligen — vermutlich sehr alten — Augenumriss, das Boot auf dem Boden, aber noch die Ruderbänke dieses Einbauens sind geschnitzt und bemalt, gleich als ob die schmückende Hand gar nirgends hätte zur Ruhe kommen wollen.[2] Weit höher steigt ein Kriegskanu der Haida, dessen Holz zwar ungefärbt blieb, das aber im Schmuck seiner Linien, insbesondere seines in langer Spitze sanft aufwärts geschweiften Buges Kunstwerk genug ist. Den Gipfel der Leistung vollends stellt ein Kanu der Tsimschian dar: in doppelter Schwingung, in doppelter Spitze — am Heck wie am Bug — klingt die Linie des zweimal sich schärfenden, weich sich am Bauch ausladenden Bootes in violinenzarter Reinheit.[3]

Mit hohen Erwartungen nähert man sich den Geräten der Dienste und Feste, der Weihen und Beschwörungen. Sie werden nicht enttäuscht. Immerfort drängen sich freilich die rauhen und rohen Vorstellungen dieses frühen Alters in die Vorstellungswelt der Künsler. Die Werkzeuge für die heiligen Tänze, freilich vielleicht durch gefestigte Überlieferung älteren Ursprungs, erregen schon durch ihre Farbmuster eine erschreckende Erinnerung an das Zeitalter der Horde und der Menschenfresserei. Den Masken, die den Eindruck machen, als stellten sie ein Antlitz dar, das zu einem Teile der Haut entblösst das zuckend rote Fleisch zeigt, entsprechen Zauberwerkzeuge von kaum minderer Furchtbarkeit. Da ist ein Tanzgerät, das die Häuptlinge in der Hand tragen: es gleicht einem geöffneten Eingeweide von blutigroter Schnittfläche mit weissen Tupfen, ob es gleich einem Vogel nachgebildet ist. Da ist eine Tanzrassel, auch unter Benutzung des Vogelkörpers geschnitzt: auch von ihr hängen von tiefblauem Grunde rote Stücke herab, an rohe Fleischfetzen gemahnend. Und gar ein seltsames Gerät, das einst von den Hamatsa gebraucht wurde, wenn sie sich zur Peinigung des eigenen Leibes Baststricke durch das Fleisch der Schultern und der Lenden ziehen und an ihnen sich an Bäumen aufhängen liessen, ist ganz so furchtbar wie sein Zweck. In der Mitte eines Stabgefüges, das in zwei Gelenken biegsam ist, ist die

---

[1] Berlin, Museum 46[4], IV A 1089, IV A 7390. — [2] Berlin, Museum IV B 44, IV A 2478. — [3] Berlin, Museum IV A 2059, IV A 808 (Modell).

Marke eines toten Menschenhauptes befestigt, das mit offen starrenden Augen um sich blickt und durch Augenbrauen und Haupthaar von wirklichem Menschenhaar noch grauenvoller wird; an beiden Enden dieses Mittelstückes aber strecken zwei Schlangenköpfe sehr lange zugespitzte, blutrote Zungen aus dem aufgesperrten Maule.[1] Der Kopf des Toten aber ruht auf diesem blauen und roten Grunde wie der Kopf des Johannes auf der Schüssel der tanzenden Salome. Dieses Gerät halten die Selbstpeiniger in den Händen, wenn sie bei ihrem martervollen Werke sind, vielleicht um ihre Qualen noch dadurch zu mehren.

Aber zuweilen fallen auch von den Zaubergeräten diese Fesseln eines jugendlich rohen Alters der Entwicklung, und der leuchtende Kern der reinen Form bricht durch. Vor allem dort, wo weder die Absicht der Naturnachahmung noch die des heiligen Dienstes allzu enge Vorschriften machen: wo Linie und Farbe ihren eigenen Weg laufen dürfen. Je weiter man sich von Tier- oder gar Menschenschilderung entfernt, desto siegreicher dringt der Gedanke der Kunst vor. So gibt es von Haidahänden eine Tanzklapper: nur Holz, nur Linie, keine Nachahmung eines Lebens ist erstrebt, oder falls sie erstrebt ist, ist sie völlig überwunden. Die Linien zeigen nichts von der fürchterlichen Langeweile unserer Renaissance vierter Hand, nichts von der geometrischen Dürre, mit der die Zierkünstler unserer jüngsten Gegenwart, und zwar nicht die schlechtesten, uns so oft ärgern, noch auch die unbeherrschte und unedle Gebärde kleiner weibischer Gefallsucht, an der andere kranken. In den Umrissen mag eine Erinnerung an den Kopf der Otter noch vorschweben, aber die eingeritzten Linien sind von freier, sanfter Schönheit, gehoben durch das edle Altbraun des Holzes, das in einen verräterrischen Schimmer von Olivengrün hinüberspielt.[2]

Die Tsimschian haben für ein anderes Zaubergerät eine Form gefunden, deren Linienzug von ebenso königlicher Freiheit ist. Es ist das Brustgehänge eines Sehers, eine zierliche, fast spangenartige Röhre, kaum mehr als spannenlang, aus Bein geschnitten und mit bläulich opaleszierenden Irismuscheln ausgelegt. Zwar ist an einer Stelle noch ein Teil der Menschengestalt, ein kreisrundes Antlitz, nachgeahmt, und sie ist denn auch die Achillesferse des Werkleins. Aber überall sonst ist die Führung der eingeritzten Linien von der Nachahmung solcher Muster vollkommen frei: der Augenumriss ist wohl da, vielleicht

[1] Farbige Abbildungen bei [Bastian] Nordwestküste Taf. 4, Fig. 2, 3, 4, 5. Über die Hamatsa vgl. S. 160. — [2] Berlin, Museum IV A 1005.

bedeuten auch die offen sich sperrenden Kerben an den Enden der Röhre die Mäuler eines Tieres, aber das alles ist völlig dem selbständigen Gefüge der zierenden Zeichnung einverleibt und, eben weil es so ganz in Vergessenheit gebracht ist, ein gültiges Zeugnis der Meisterschaft seines Urhebers. Die handwerkliche Vollkommenheit, die höchste Sicherheit des ritzenden Messers ist die gleiche, die man an Erzeugnissen viel geringeren Wertes im Kreis kolumbianischer Kleinkunst bewundert. Aber sie ist hier in den Dienst der fessellosen Form gestellt.[1]

Zum letzten Gipfel sinnlichen Entzückens führt der Zauberstab eines Sehers der Tsimschian: aus Bein geschnitzt, doch schlank wie eine Gerte, weist er in den geritzten Linien seines Schmuckes ganz freies Gebild, aber er läuft an der Spitze nicht in den Kopf allein, nein, fast in den Leib einer Fischotter aus. Dies geschieht ohne alle stilisierende Verhüllung, und doch wirkt die Hand des Meisters, dass dies erdhaft Wirkliche frei schwebend sich zur Kunst erhöht. So völlig gehen Leib und Haupt der Otter in die unirdisch schlanke Anmut des Werkes ein.[2] Und so wird das heilige Tier zum andernmal geheiligt, so wird der Stab im zweiten Sinn zum Zauber. Von vollkommenem Ebenmass, reichen Schmuckes und doch dem Stoff, der Wirklichkeit enthoben, wäre dieser Stab würdig, in der Hand eines grossen Tonkünstlers die Lohen des Feuerzaubers in dem Klang gewordenen Traum des Meisters unserer Tage zu locken und zu schwichtigen. Wie tief aber muss der Glaube in die Seelen gegriffen haben, der solche Werkzeuge sich schuf, dessen Mystik in so hohe Kunst sich wandelte.

DRITTER ABSCHNITT
DIE SPRACHE

Die Zusammensetzungen von Tönen und Geräuschen, die die Menschen der frühesten Zeiten auf einem vermutlich überaus langen Wege übereingekommen sind, als Verständigungsmittel zu benutzen, sind ihren Bestandteilen nach ganz körperlicher Natur. Die Gestaltung der Buchstaben ist ein leiblicher

[1] Berlin, Museum IV A 812, farbige Abbildung bei [Bastian] Nordwestküste Taf. V, Fig. 1. — [2] Berlin, Museum IV A 1035a.

Vorgang, abhängig zuerst vom Bau der Lippen, der Mundhöhle und des Kehlkopfes, demnächst vom Boden und Himmel des von einem Volk bewohnten oder bewohnt gewesenen Landes. Die Seele hat auf ihn gewiss mannigfachen Einfluss gehabt, aber ihn zu erkennen mag noch schwerer sein, als vieles andere auf diesem von Schwierigkeiten starrenden Gebiet. Die Selbst- und Mitlauter, aus denen der äussere Stoff einer Sprache sich zusammensetzt, müssen als Gegebenheiten angesehen werden. Ihre Besonderheiten malen demnach das Bild eines Volkstums — auch abgesehen davon, dass sie sich sehr aufdringlich in den Vordergrund stellen — ebenso nachdrücklich, wie die Eigentümlichkeiten seiner Leibesbeschaffenheit. Doch sind sie überhaupt nur zu erkennen mit Hilfe eines unendlich umfassenden — die Erde selbst umspannenden — Vorrats von Vergleichen.

Die Sprache der Tlinkit, die unter denen der Kolumbianer eine völlig selbständige geschlossene Einheit darstellt, hat für Europäerohren einige befremdliche Eigenschaften. Sie hat mehrere rauhe Kehl- und Gurgellaute, die sich zu abenteuerlichen, für Europäer kaum nachzuahmenden Gebilden zusammenballen. Es finden sich Worte wie *naltlju, tlhklunuk, slshaan.* Sie besitzt einen Mitlauter zwischen *l* und *k*, von dem Reisende versichern, dass man ihn nur sprechen könne, wenn man seine Zunge von Jugend auf zu einem gewissen Rollen angehalten habe. Doch sind die Selbstlauter den unseren gleich und von den Mitlautern nur die Lippenerzeugnisse *b*, *p* und *f* nicht vertreten.[1]

Die mit diesem Vorrat gebildeten Worte, die für die Erkenntnis der Seele mehr Anhalt bieten, zeichnen sich bei den Tlinkit durch eine nicht geringe Zahl aus. Man hat einmal 741 zusammengebracht, in Anbetracht der nur tausend Wurzeln, die man einer etwaigen indogermanischen Ursprache zuweisen zu dürfen glaubt, auch dann keine geringe Ziffer, wenn noch ein gewisser Abzug für abgeleitete Worte vorausgesetzt wird.[2] Die geistige Leistung, die sich hinter dieser Zahl verbirgt, ist deswegen höher anzuschlagen, weil die Sprache der Tlinkit von auffälliger Selbständigkeit des Wortschatzes ist. Die Wortverwandtschaften, die man mit dem Mexikanischen vermutete, sind als irrig erwiesen worden, die mit den Sprachen der Nordländer, in Sonderheit der Eskimo, unbedeutend, auch an anderen Gemeinsamkeiten mangelt es.[3]

---

[1] Buschmann, Die Pimasprache und die Sprache der Koloschen (Abhandl. Berl. Ak. Phil. Kl. 1856 [1857] 321ff.) 381. — [2] Wortverzeichnisse bei Buschmann, Koloschen 397ff. — [3] Buschmann, Koloschen 384, 387, 389.

Allerdings dieser Reichtum an Sprachbildung, der überhaupt die rote Rasse kennzeichnet, kann nicht allein als Vorzug angesehen werden. Entschiede die Fähigkeit, Worte zu bilden, über den Wert einer Sprache, so stünden diese sehr hoch, denn es scheint diesen jungen Völkerschaften sehr leicht zu sein, den überkommenen Begriffsformen neue Lautzeichen unterzuschieben. Auf der Suche nach den Ursachen einer Erscheinung, die so weit von den Erfahrungen der höher entwickelten Völker abweicht, hat man sehr glücklich auf willkürliche Umgestaltungen des überkommenen Wortgutes durch einzelne einflussreiche Persönlichkeiten hingewiesen, die, sei es aus Absicht, sei es aus Laune, sei es eines Sprachfehlers wegen von der Regel abweichen.[1] Die Zerstreuung über weite Räume, die fortwährend fortgesetzte Spaltung und Zertrennung der Stämmefamilien, Stämme, Völkerschaften mag ein übriges getan haben, die dergestalt entstandenen Unterschiede aufrecht zu erhalten und noch weiter anwachsen zu lassen.

Weit dauerhafter, weil minder veränderlich, ist, das haben eingehendere Forschungen für andere Gebiete der roten Rasse erwiesen, der Bau, die Satz- und Formenbildung der Sprache. Hier also mag es sich auch keineswegs um Eigenbesitz der Tlinkit handeln, sondern zum grössten Teil um ein Erbe, das sie von umfassenderen Muttereinheiten ihrer Stammesgruppe angetreten haben, von einem Bruchteil der roten Rasse, der nicht allein ihnen und den anderen Kolumbianern, sondern noch weit mehr Gruppen Blut und Sprache bereitet und hinterlassen hat.

Doch je weiter dieser Erbgang zurückgehen mag, um so bewunderungswürdiger ist der Reichtum und die Entwickeltheit des von ihm überlieferten Sprachgutes. Es stellt sich als eine fein zergliederte Satz- und Formenlehre dar, die beide weit über die ersten Strecken des Werdeganges einer Sprache hinausgediehen sind.

Vor allem Haupt- und Zeitwort sind schon getrennt, und ihren verschiedenen Aufgaben gemäss verschieden behandelt. Eine Abwandlung der Hauptwörter nach Fällen, nach Ein- oder Mehrzahl findet nicht statt; beugende Vorwörter sind vorhanden — nach, aus, in — werden aber den von ihnen beherrschten Hauptwörtern nachgesetzt. Reicher noch ist die Abwandlung der Zeitwörter. Allerdings berührt auch sie den Kern des Wortes nicht, sie stellt in der dritten Person der Ein- und Mehrzahl

[1] Schurtz, Urgeschichte der Kultur (1900) 481.

die persönlichen Fürwörter — er, sie — vor das reine Zeitwort und seine von Nebenbedeutung freie Form, in der ersten und zweiten Person aber lässt sie doch eine Art von Beugung insofern eintreten, als sie die etwas vereinfachten Fürwörter als Einschub in die Mitte des Zeitworts zwischen Wurzel und Zeitwortendung einzwängt.[1] Auch Zeitformen der Zukunft und der Vergangenheit sind vorhanden, teilweise auf dieselbe Weise gebildet. Minder starke Bildungen sind die bedingende und die befehlende Form des Zeitworts, denn beide sind durch Nachsilben bewirkt, die angehängt werden.

Besitzende und hinweisende Fürwörter — mein, dieser, seiner — sind vorhanden. Die Frageform des Zeitworts wird wie im Lateinischen durch Anhängung einer Nachsilbe zustande gebracht. Eigenschafts- und Umstandswörter sind von den Hauptwörtern unterschieden. Die Zahlen reichen bis zweihundert — ein Reichtum, der freilich doch vielleicht auf mexikanischer Einwirkung beruht.[2]

Gegenüber der wuchernden Fülle anderer Amerikanersprachen ist das Tlinkit arm und dürftig. Von all den uns bizarr erscheinenden Zeiten und Formen des Zeitwortes, die andere amerikanische Sprachen besitzen, ist hier nichts zu finden, es sei denn, dass besondere Fürwörter, die zur Beugung des Zeitworts benutzt werden, anzeigen können, dass ein Abwesender gemeint ist. Das Tlinkit macht eher den Eindruck des Keims einer europäischen Sprache. Aber da es ein Glied der roten Rasse ist, um das es sich handelt, wird man ein gewisses Mass von Zurückgebliebenheit aus diesem Mangel entnehmen können. Auch die Vielverbundenheit, mit der andere amerikanische Sprachen ganze Sätze in ein Wort zwingen, ist hier nicht zu finden: vielleicht geht den Tlinkit etwas von der Bedächtigkeit und Langsamkeit des Geistes ab, deren Anzeichen man in jener uns so befremdlichen Erscheinung erkannt hat, vielleicht ist ihr Sinn lebendiger, vielleicht aber fehlt ihnen auch die Schärfe der Beobachtung, die in der peinlichen Befolgung der sehr peinlichen Formen sich ausspricht, auf die man bei Zusammensetzung jener Wortungeheuer zu achten hat.

Wendet man aber den Blick rückwärts in die dämmernden Fernen, aus denen das Menschengeschlecht herkam, so erscheint der Besitz auch dieser wenigen Sprachformen gross. Die

---

[1] So *atra* essen, *at-i-chra* du isst; *i* = dein; buchstäblich: ess-dein-en. — [2] Formenlehren bei Krause (Tlinkit 344—353) und *Boas, First Gen. Rep. (IV. Rep. North-Western Tribes [1889] 60—71).*

Teilung von Haupt- und Zeitwort kann nicht anders aufgefasst werden, denn als Errungenschaft lebendigerer Auffassung nicht nur, nein, wahrscheinlich auch Führung des Lebens. Sie muss einmal erfolgt sein, als man für das Handeln einen stärker hervorspringenden Ausdruck brauchte. Denn das Ursprüngliche ist sicher das Hauptwort, das von Anfang an also Gegenstände und Handlungen gleichmässig umfasste. Es muss ein Funke helleren, stärkeren, willenskräftigeren Lebens gewesen sein, der in den Köpfen der Urzeitmenschen zuerst den Gedanken einer eigenen Sprachform für das Zeitwort, für das Handeln hat aufkommen lassen. Die Entstehung der Für- und Vorwörter mag gefolgt sein: die Vorwörter nehmen sich aus wie Henkel und Griffe, die man an Körbe hinzuerfunden hat, um sie beweglicher zu machen, sie leichter hierhin und dahin zu stellen; die Fürwörter aber sind Scheidemünzen, die man prägte, um die Gold- und Silbermünzen der Hauptwörter nicht allzuoft abzunützen. Und wiederum weiter rückwärts weist die Beschaffenheit der Worte selbst, aller Worte: sie sind sehr häufig zusammengesetzt und man meint,[1] dass sich schliesslich alle auf einsilbige Wurzeln werden zurückführen lassen.[2] Schon mit der zugrunde liegenden Zusammensetzung dieser Urbestandteile muss die sprachbildende Arbeit dieser Stammesgruppe begonnen haben.

Ein grosser Teil aller Verstandesarbeit der frühen Zeiten muss auf den Ausbau der Sprache verwandt worden sein. Aber einen Spiegel finden selbst Weltanschauung und Gesellschaftsordnung[3] noch im Worte. Das Tlinkit liefert dafür an zwei Stellen besonders auffällige Beweise. Das Verhältnis zum Tier, das der Ebenbürtigkeit weit näher kommt als der Überordnung und das Glauben, Künste, Wissen, gleichmässig stark beeinflusst hat, wird untrüglich durch eine Ausdrucksweise beleuchtet, die den Namen jedes Körpergliedes mit dem Hauptwort Mensch verbindet. Man sagt nicht Kopf, Nase, Fuss, sondern Menschenkopf, Menschennase, Menschenfuss, und wenn ein Tier gemeint

---

[1] *Boas, First Gen. Rep. (V. Rep. North-Western Tribes) 70.* — [2] Wundt (Völkerpsychologie I 1 [1900] 556ff.) hat gegen den Begriff Wurzel Einspruch erhoben. Gegen seine geistvollen Einwände lässt sich doch dies anführen: wenn die Neubildungen reiferer Sprachen nicht in Wurzelform auftreten, so wird damit nichts gegen den ehemaligen gesonderten Bestand von Wurzelwörtern bewiesen. Die Sprachen waren dann schon so weit, zu der neugebildeten Wurzel sogleich die den Regeln entsprechende Wortform zu fügen. — [3] Auf deren Ausdruck in der Sprache wir aufs überzeugendste hingewiesen worden sind durch G. von der Gabelentz (Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse [[2]1901, von A. Grafen v. d. Schulenburg] 248, 288ff.).

ist an derselben Stelle: Tierkopf, Tiernase, Tierfuss. Für die gesellschaftlichen Verhältnisse, insonderheit für die schlechte Achtung des Weibes, aber ist bezeichnend, dass auch dem Wort Frau die gleiche Kennzeichnung zuteil wird: es heisst Menschenweib oder Tierweib. Eine nicht überwundene Schwierigkeit beweist die Stärke des Familien- und Geschlechtergedankens bei den Tlinkit: es ist ihnen unmöglich, Vater, Mutter für sich zu sagen, sie fügen stets mein hinzu: mein-Vater, meine-Mutter.[1]

Für die Zuverlässigkeit aller der Nachrichten, die man dem Sprachbesitz eines Volkes für seinen Zustand entnehmen kann, kommt zweierlei in Betracht: sie sind unantastbarer als alle anderen, weil unbewusst, aber sie sind nicht immer leicht an den rechten Punkt der Zeitenfolge in der Geschichte des Volkes einzuordnen. Denn da sie sehr dauerhaft sind, können sie leicht ältere Zustände widerspiegeln, als für die man sie benutzen möchte. Doch wer möchte diesem so gesprächigen und doch so schwer verständlichen Zeugen nicht noch mehr Mitteilungen entlocken.

Von den übrigen kolumbianischen Sprachen scheinen das Haida und das Tsimschian zwar ihrem Wortschatz, nicht aber ihrem Bau nach vom Tlinkit abzuweichen. Das Tsimschian weist einige Bereicherung auf: die leidende Form und das Mittelwort, die Eigenschaftsform des Zeitworts.[2] Ganz beträchtliche Änderungen aber weist das Bild auf bei den Sprachen der Binnenkolumbianer. Hier nämlich stellt sich die Vielverbundenheit der nordöstlichen und so vieler anderer amerikanischen Sprachen ein, bei den Jakama und Walla Walla am Kolumbiafluss ist sie schon völlig vorhanden, das Selisch aber zeigt sehr bemerkenswerte Übergänge zu diesem Zustand. Das Selisch ist dem Tlinkit und Haida insofern nahe, als es weder Beugung noch auch — mit wenigen Ausnahmen — Mehrzahl der Hauptwörter kennt, aber es verkettet die Wörter in einer für uns schon hinreichend befremdlichen Weise. Erstlich nämlich ist es reich an Zusammensetzungen: es vereinigt Zeitwörter mit Zeitwörtern, mit Haupt-, mit Eigenschafts-, mit Umstandswörtern. Sodann aber bildet es die bei der roten Rasse so sehr beliebten Satzwörter: d. h. es hängt etwa die regierende Person, das Zeitwort und die leidende Person so eng aneinander, dass ein

[1] Vgl. die Formenlehre bei Krause, Tlinkit 348. — [2] Formenlehre des Haida und des Tsimschian bei *Boas, First Gen. Rep. (V. Rep. North-Western Tribes) 71—81, 81—93.*

neues langes Sammelwort entsteht. Sie liebt ihn ist ein Wort: liebt-ihn-sie, denn auch diese Folge ist vorgeschrieben.[1]

Viel weiter aber ist das Jakama in dieser selben Richtung gegangen. Zunächst hat es eine Biegung des Hauptwortes in vier Fällen, unserem zweiten, dritten und vierten Fall, dazu noch in einem fünften, der für jemand bedeutet. Es zeigt also eine wesentlich stärkere Betonung der begrifflichen Beziehungen innnerhalb des Satzes. Denn diese werden offenbar mit viel grösserer Entschlossenheit herausgetrieben, wenn neu angehängte Endungen dem irgendwie beherrschten Hauptwort den Stempel seiner Abhängigkeit aufprägen. Der Vorteil, den die Einführung einer Mehrzahl neben der Einzahl bietet, ist geringer, aber immer noch beträchtlich genug. Der Vergleich mit dem Tlinkit lässt hier die Stufenfolge der Entwicklung deutlich vermuten: das Tlinkit benutzt angehängte Vorwörter, wie in, von, aus, als einen Notbehelf, der die mangelnde Fällebildung allenfalls ersetzen kann. Die Mehrzahl aber mag man sich mit Hilfe eines bestimmten oder unbestimmten Zahlwortes — etwa zwei oder viele — zuerst zur Not haben ersparen können. Der Nutzen beider Neuerungen ist aber offensichtlich.

Die gleiche Bedeutung hat die Beugung des Zeitwortes, die hier als schon erreicht auftritt. Die Personen sind im Jakama durch Anschübe in der ersten und zweiten, durch Vorschübe in der dritten Person der Ein-, wie der Mehrzahl ausgedrückt. Die persönlichen Fürwörter können zum Überfluss noch vor die eigentliche Zeitwortform gesetzt werden, wie im Deutschen; man kann sie aber auch missen, wie im Lateinischen. Dass beide Möglichkeiten vorhanden sind, gewährt der Sprache eine feine Schattierung des Unterschiedes: sie kann die Persönlichkeit einer Handlung, einer Meinung durch ausdrückliche Vorschiebung des Fürwortes hervortreten lassen. Ebenso reich ist die Ausbildung der Zeiten für das Zeitwort. Ihre Zahl ist gesteigert: Gegenwart, Zukunft und nicht mehr nur einfache, sondern auch die längst vollendete Vergangenheit können ausgedrückt werden. Zu der Aussage- und Bedingungsform ist eine Mussform — tun müssen —, zu dem Befehl der Einzahl der der Mehrzahl, zu dem einfachen Mittelwort der Gegenwart eines der vollendeten Vergangenheit — zu tuend getan — gefügt. Die Zeitenbeugung wird bewirkt durch Silben — *na* für

---

[1] Formen- und Satzlehre des Jakama und des Selisch nach Pandosy, Yakama Grammar und Mengarini, Selish Grammar bei *Byrne, General principles of structure of languages I (1885) 167ff., 170ff.*

die Vergangenheit, *-sana* für die längst vollendete Vergangenheit —, die Befehls-, Bedingungs-, Mussform ähnlich gebildet. Die Beugungssilben der Zeiten werden dem Zeitwort durch Anhängung am Ende einverleibt, nur in dem Fall, dass die persönliche Beugung auch ihrerseits schon dem Zeitwort folgt, durch Einschub zwischen beide, d. h. völlig wie im Deutschen: du lieb-st, du lieb-te-st.[1]

Der Fortschritt über den Standpunkt des Tlinkit hinaus ist auch hier gross genug, ein grosser Reichtum ist an die Stelle haushälterischer Armut getreten. Immerhin war die Beugung, d. h. das grundsätzliche Merkmal des Fortschrittes auch im Tlinkit schon vorhanden. Aber gerade darum ist dieser Tatbestand von schlechthin weltgeschichtlicher Bedeutung. Wenn nämlich schon die niedersten, geschweige denn die etwas höheren Sprachentwicklungen die Beugung beim Zeitwort besitzen, wenn das Jakama, die Sprache einer bescheidenen Völkerschaftsgruppe der Binnenkolumbianer, schon einen so reichen Bestand von Haupt- und Zeitwortbeugungen hat, so wird damit eine ehemalige Lieblingsmeinung der vergleichenden Sprachwissenschaft widerlegt, dass die Beugung ein auszeichnender Vorzug der indogermanischen Sprachen sei: eine Meinung, zu der man, sei es aus wissenschaftlicher Bequemlichkeit, sei es aus Rassendünkel, gekommen war, eine Meinung, die heute noch nicht ganz ausgetilgt ist und die ebensoviel Sinn hat, wie die Vorstellung so vieler Geschichtsforscher, dass die Weltgeschichte auf die Schicksale Europas und des vorderen Orients einzuengen sei.

Im Gegenteil, die Formengebung entspricht bei diesen Sprachen der indogermanischen in hohem Masse. Die Bildung der Fälle, der Zeiten, der Personen hat ihren Ursprung natürlich auch in der Anfügung ursprünglich selbständiger Worte, namentlich von Vor- und Fürwörtern, aber sie sind dem Zeit- oder Hauptwort, dem sie dienen sollen, schon oft bis zur Unkenntlichkeit einverleibt, und damit ist der gleiche Grad von Beugungsentwicklung erreicht, dessen sich die indogermanischen Sprachen erfreuen.

Wesentlicher noch ist die ausserordentliche Steigerung des Grundsatzes der Wortverkettung im Jakama. Diese, wie so viele andere Sprachen der roten Rasse, von denen noch die Rede sein soll, vermag ihren Zeitworten das ausserordentlichste an Belastung mit allerlei bedingenden und beschreibenden Neben-

[1] *Byrne, Structure of languages I 168f.*

mitteilungen zuzumuten. In Jakama ist die folgende Formbildung möglich: *i-pina-sapa-to-tra-l'ik*, das heisst: er lässt einen zur Nachtzeit unangenehm langweilig lang warten. Wobei noch zu beachten ist, dass in diesem Wortgefüge das regierende Fürwort an erster, das eigentliche Zeitwort — warten: lassen ist als nur verursachende Nebenbestimmung nebenbei ausgedrückt — aber an letzter Stelle steht. Das Abenteuerlichste für unsere Ohren ist, dass dieses Wortungeheuer genau im selben Sinne durch alle Zeiten und Personen durchgebeugt werden kann, wie etwa ich liebe, du liebst, er liebt. Im Jakama also sagt man ich-einen-zur-Nacht-lassen-unangenehm-langweilig-lang-warte, du-einen-zur-Nacht-lassen-unangenehm-langweilig-lang-wartest, er-einen-zur-Nacht-lassen-unangenehm-langweilig-lang-wartet. Das Deutsche ist dabei nicht völlig imstande, das Wortgepräge dieser Bildung widerzuspiegeln. Man könnte nach obiger Übersetzung leicht annehmen, es handle sich nur um eine sehr engverschränkte Satzbildung, nicht um ein Wort. Das wird erst klar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass *i* der in dem Gebilde voranstehende Buchstabe die beugende Silbe der dritten Person der Einzahl des Zeitworts ist — so wie t in er lieb-t —, die nur in der dritten Person der Ein- und Mehrzahl vorgeschoben wird. Dieses *i* also steht, auch daran ist noch zu erinnern, nicht an Stelle des deutschen persönlichen Fürworts er, sondern wie *t* in lateinisch *amat* als stark beugendes Anhängsel, das kräftig genug ist, auch die Aufgabe eines persönlichen Fürworts zu übernehmen.

Es ist die seltsamste, ja die eigentlich kennzeichnende Eigentümlichkeit der einverleibenden Sprachen Amerikas, die eben von ihr den Namen geliehen haben, der man hier begegnet. Vielleicht deshalb verrät sie am meisten von der Seele dieser Völker. Zunächst — und dies gilt vom Jakama fürs erste allein — hat diese Sprechweise offenbar das Bedürfnis, das Zeitwort stark hervorzuheben: ein Zeichen grosser Entschlossenheit. Denn die Handlung, die Tätigkeit hat mehr vom Eingreifen des Menschen an sich, als das nur gegenständliche Hauptwort. Das Hauptwort ist episch, das Zeitwort dramatisch; das Hauptwort schildert ruhig, das Zeitwort reisst mit sich hin. Das Hauptwort nennt leidenschaftslos die Dinge beim Namen, gleichviel was mit ihnen geschieht: es gibt sich den Dingen rückhaltlos hin. Das Zeitwort dagegen, wie es von Bewegung redet, bewegt auch mehr. Es ist herrischer. Es war sicher ein grosses Erwachen, da der Mensch das Zeitwort fand. Alle Rede muss unsäglich viel unbewegter, gleichgültiger, schläfriger gewesen sein, als

man auch noch das Dichten und Trachten der Menschen mit Hauptworten bezeichnete.

Die Vielverbundenheit des amerikanischen Zeitwortes nun erhebt dieses selbst auf das wirksamste zum Haupt der Sätze. Sie ist offenbar beseelt von dem Versuch, der Tätigkeit im Satz alle oder möglichst viele Aussagen anderer Art unterzuordnen. Aber zugleich, und hierin liegt ein seltsamer Gegensatz beschlossen, wird die fortreissende Wirksamkeit des herrschenden Zeitwortes wiederum belastet und in ihrem Lauf gehemmt, verlangsamt durch die Überbürdung mit erzählenden oder einschränkenden Nebenaussagen. Es ist, als hielte man für notwendig, jedem Zeitwort noch siebzehn Beifügungen mit auf den Weg zu geben. Und auch wo nur eine von ihnen auftritt, hat man den Eindruck übervorsichtiger Einschränkung und Begrenzung der Tragweite des Zeitworts: die Bezeichnung zur Nachtzeit, die jedem Zeitwort beigegeben werden kann, ist so kurz — *to* —, dass sie einem die Person oder die Zeit bezeichnenden Vor-, Nach- oder Einschube weit ähnlicher ist als einem einbezogenen Worte. Gerade diese Zeichenhaftigkeit der Einfügungen lässt die Vorstellung, dass es auf einen Satz abgesehen sei, der nur eilig zu einem Wort zusammengezogen ist, gar nicht aufkommen, sondern verleiht dem neuen Gebilde etwas wirklich Worthaftes. Es ist, als sei damit eine neue Beugungsreihe für das Zeitwort erfunden, um das Geschehen bei Nacht hervortreten zu lassen.

Mit grossem Scharfsinn hat der Forscher, der diese Zusammenhänge zwischen Seele und Wort zuerst aufgespürt hat, hervorgehoben, dass einem Jäger- und Kriegerstamm eine solche halb entschlossene, halb vorsichtig alle Nebenumstände der Handlung sofort ins Auge fassende Sprache wohl anstehe, dass aus solchen Worten ein Leben der Verfolgung spreche. Und noch treffender hat man diese Sprechweise mit dem Bericht eines Detektivbeamten verglichen, der alle zunächst gleichgiltig, untergeordnet erscheinenden Teile eines Handlungsbildes sofort verzeichnet. „Wer diese Sprachen so betrachtet, dem erzählen sie wahre Lederstrumpf-Geschichten von Verfolgen und Verfolgtwerden, von scharf- und umsichtiger Beobachtung aller Anzeichen und Nebenumstände.“ [1] Nur wird diese Deutung vorsichtigerweise dahin einzuschränken sein, dass nur Jäger und Krieger amerikanischer Rasse so sprechen mussten, da sehr viele

[1] *Byrne, Structure of languages I 134ff., 222ff.*; Gabelentz, Sprachwissenschaft ²424.

Jäger- und Kriegervölker anderer Rassen zu ganz anderen Formen der Rede gekommen sind.

An einzelnen sehr denkwürdigen Abweichungen auch innerhalb des nicht allzuweiten Bereichs der binnenkolumbianischen Sprachen fehlt es nicht. So drängt zwar das Selisch noch viel mit dem Zeitwort zu einer Wortverbindung zusammen, aber es hat eine seltsame Vorliebe, die regierende Persönlichkeit, obwohl sie nur durch den Vorschub *t* vertreten ist, vom Stamm des Zeitworts abzutrennen und an einen ganz anderen Punkt des Gebildes zu stellen. Man hat daraus die sehr scharfsinnige Folgerung auf das Seelenleben dieser Stammesgruppe gezogen, dass, die so sprechen, sich abhängiger von der Aussenwelt fühlen, weniger Herren ihres eignen Geschickes, minder ihres Ich bewusst sein müssten.[1]

Dem Lautbesitz nach scheinen diese Sprachen dem Tlinkit und seinen Nachbarn zum Teil überlegen zu sein. Eine grosse Zahl ihrer Worte ist viel reicher an Selbst-, viel ärmer an Mitlauten, als das Tlinkit. Jenes zusammengesetzte Zeitwort des Jakama *i-pina-sapa-to-tra-l'ik-tama-warsa* ist von vollem Klang, aber das nah benachbarte Selisch setzt gehäufte Mitlauter in übler Fülle — tsch, tchl, stchl, tskw kommen vor — selbst an den Anfang der Wörter.[2]

Den Vorgang der Sprachbildung aber kann man noch in Einzelheiten der Wortzusammensetzung auch in viel einfacheren Fällen beobachten. Im Selisch lässt sich an den Hauptwörtern eine ganze Stufenleiter von Vor- und Anschüben beobachten, die teilweise nur aus einem Mitlauter bestehen, und anzeigen, welchen Ursprungs das Hauptwort ist. Hauptwörter, die eine Handlung oder Eigenschaft bedeuten, setzen *s-* vor die Zeitwurzel, solche, die ein Werkzeug bedeuten, hängen *-tin*, *-n* und andere Formen an, solche, die eine persönliche Tätigkeit anzeigen, schieben *sgu-* vor, solche endlich, die aussagen, dass eine Person etwas ergeben ist, enden mit *-emin*.[3] Man denke, wie feine Schattierungen des Denkens sich hier in den leisen Abwandlungen des lautlichen Bildes spiegeln: es ist, als ob man den Geist der Sprache selbst in seiner Werkstatt belausche.

Allerdings in einigen von weither kommenden Tönen des Nachhalls kündigt sich ein Entwicklungsalter der Verständigung zwischen Menschen an, das noch vor der Entstehung der Laut-

---

[1] *Byrne, Structure of languages I 172, 171, 170.* — [2] Lautlehre des Selisch bei F. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft II 1 (1882) 243. — [3] *Byrne, Structure of languages I 170.*

sprache liegen mag: die der Zeichensprache. Dass sie noch in jüngster Vergangenheit Brauch war, ist für einige Teilgruppen der Binnen- wie der Küsten-Kolumbianer bezeugt: so für die Sahaptin,[1] die Schöschwap[2] und die Kutenee.[3] Doch ist die Zahl der Ausdrücke, die man aufgenommen hat, nicht allzu gross: für die Schöschwap sind es noch nicht dreissig, für die Kutenee ein halbes Hundert. Es sind zumeist einfache Begriffe, die durch Gebärde, insonderheit der Hand, bezeichnet werden: Bär, Sonnenaufgang, rasch, Reiter, laufen, seltener etwas zusammengesetzte: viele Fische, ein Junge über fünfzehn, nur in einem — und zwar einem schlechthin selbstverständlichen — Fall ein ganzer Satz: ich kann nicht verstehen. Früher mag diese Sprache nicht ärmer, sondern unendlich viel reicher entfaltet gewesen sein; sie scheint in Verfall geraten zu sein. Für die Entwickeltheit des kolumbianischen Geistes legt der Grund, den man für dieses Absterben sicher mit Recht gefunden hat, beredtes Zeugnis ab. Lange über die Zeiträume fort, in denen man auf die Zeichen allein oder vornehmlich angewiesen gewesen sein mag, hat sich diese Mitteilungsform erhalten, als ein Mittel der Verständigung zwischen sprachgetrennten Völkerschaften. In neuerer Zeit aber ist das Tschinuk als eine *lingua franca* an die Stelle der Zeichen getreten.

Einen noch flüchtigeren Rest ältester Sprachbildung mögen die Bilderschriften bilden, von denen man doch auch auf kolumbianischem Gebiet Spuren, jedoch weit seltnere und minder ausgebildete, gefunden hat als in den Ländern der Nordostamerikaner.[4] Denn fast scheint es, als seien die Schrift- und Bildzeichen dieser Art Widerhall und Niederschlag der Zeichensprache. Doch bleibt bei der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Denkmäler diese Frage noch unbeantwortbarer, als in den Landen jenseits des Felsengebirges, in denen diesen stummen Zeugen grauer Urzeit und ihrem doch beredten Schweigen in etwas die Zunge gelöst werden kann.

---

[1] *Garrick Mallery, Sign Language among North American Indians (Rep. Bur. Ethnol. I [1881] 406).* — [2] *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 87f.* — [3] *Chamberlain, Report on the Kootenay (VIII. Rep. North-Western Tribes [1892] 36ff.).* — [4] *Garrick Mallery, Picture Writing of the American Indians (Rep. Bur. Ethnol. X [1893] 122ff., vgl. 77, 90, 104).*

VIERTER ABSCHNITT
DICHT-, TANZ- UND TONKUNST

ERSTES STÜCK
DIE ERZÄHLUNG

Alle Kunst der Rede muss wie die des Bildens von Wiedergabe der Wirklichkeit ausgegangen sein. Das beweisen die Erzählungen der Tlinkit auf das schlagendste. Sie sind gewiss nicht Erzeugnisse unterster Urzeitstufe und trotzdem sind sie durchgehends von der Absicht beherrscht, etwas abzuschildern, was sich sicher irgendwo und irgendwann einmal begeben hat. Ihre Geschichten wollen allesamt als Geschichte gelten. So könnte man in den Anfängen der Kunst an der Kunstmässigkeit ihrer Erzeugnisse irre werden. Doch es lassen sich trotz aller Stofflichkeit und Schilderungstreue die Keime der absichtlichen Veränderung in dem überlieferten Weltbilde, die als entscheidendes Merkmal künstlerischen Schaffens angesehen werden muss, erkennen. Auch in den schlichten Erzählungen in ungebundener Rede, die man als die ursprünglichste und ungeschmückteste Form redender Widerspiegelung der Welt wird ansehen müssen, können sie nachgewiesen werden.

Diese Erzählungen gehören an sich ganz gewiss der Kunst nicht an. Denn sie sollen Gegenstände des Glaubens oder der Erfahrung überliefern und sind an sich so wenig von künstlerischer Absicht geleitet, wie eine heutige Sammlung biblischer Erzählungen oder irgendein Jahr- oder Tagebuch von Denkwürdigkeiten. Da sie von Mund zu Mund gehen, stellen sie zunächst auch in keinem Sinne ein Schrifttum dar, unter welchen allgemeinen Begriff doch auch mündlich überlieferte Dichtwerke gezogen werden dürften, sobald nur ihre Form einigermassen festgehalten wird. Näherem Andringen sind sie doch nach Inhalt wie Form als Kinder frei gestaltender, am Stoff ändernder Willkür zu erkennen und also Kunstwerke.

Ihr Stoff ist mannigfach durchsetzt mit Unwirklichkeiten, so treuherzig er auch unbedingten Glauben nicht allein von den Hörern fordert, sondern sich auch selbst beilegt. Alle Geschichten, die man von dem Heilbringer Jelch, dem Raben, erzählt, mögen an einen Kern wirklichen Geschehens, vielleicht gar an einen Menschen anknüpfen, der wirklich gelebt hat, sie mögen auch ganz beseelt sein von dem Gedanken, dass ein Rabe sprechen, sich in einen Menschen verwandeln, ein Kanu ver-

borgen bei sich tragen kann, ein fröhlicher Schalk muss sie doch das erstemal sich eingebildet haben. Ohne den bunten Vogel Zeit-Vorbei konnte man solche Fabeln nicht erfinden, mochten auch alle späteren Hörer ausnahmslos von dem wirklichen Geschehensein dieser Wunder überzeugt sein. Einer hat immer, zwar nicht dem Helden, aber seiner Einbildungskraft Flügel leihen müssen: der Dichter.

Höchst wahrscheinlich waren die ersten Urheber der Glaubenssagen von der Wirklichkeit ihrer Fabeln überzeugt, Man kann sich vorstellen, dass bei der Entstehung Viele mitgewirkt haben, dass zuerst vielleicht eine wirkliche Begebenheit mitgeteilt wurde, dass der Nächste, der sie weiter überlieferte, etwas ab- oder zutat, ein Dritter an die Stelle des menschlichen Helden einen, der halb Tier, halb Mensch war, setzte, und dass in der Folge noch eine Reihe von Händen an dem Werke änderten und besserten, es jedenfalls immer weiter ins Fabelhafte übersetzten. Behält man unausgesetzt im Auge, dass kein Tlinkit einen Raben oder braunen Bären der Vernunft und der Sprache für unfähig hielt, dass alles übrige Märchen durch Geisterbannung und Zauberei erklärt wurde, so gerät man zu der widerspruchsvoll erscheinenden Meinung, dass kein einziger der Urheber wissen mochte, dass er von der Wirklichkeit der Dinge sich entfernte, dass die ganze Schar von aufeinanderfolgenden Arbeitern am Werk aber eine nicht unbeträchtliche Spanne hinaus über die Grenze des Wirklichen und seiner Schilderung geriet. Im einzelnen Fall mag nie etwas anderes getan sein, als es geschieht, wenn Mädchen aus dem dunklen Wald kommen und von den Schrecknissen erzählen, welche ihnen dort begegnet sind. Aber die Kraft, die in allen und in jedem dieses wirkte, war dennoch die des Dichters.

So ist aus unbewusster Fälschung und halb erwachender Liebe zur Steigerung ein Gebild von grosser Lieblichkeit erwachsen. Sehr anmutig kleidet die heilige Sage sich in das Gewand der uns Märchen dünkenden Geschichte, und sie hat noch weit mehr geschaffen als die eine Erzählung von den heilbringenden Taten des Raben Jelch. Sie weiss viel lustige Schwänke von ihm zu erzählen, in denen er gar nicht als Held oder Segenspender auftritt, sondern als verschlagener Schalk. Einst besuchte Jelch seinen Freund, das Baumharz, der das ganze Haus voll von Heilbutten hatte. Jelch erkundigte sich neugierig, wo er denn diese Fische fange und bat, ihm die Stelle zu zeigen. Das Baumharz war nicht recht aufgelegt, aber Jelch beredete ihn und sie fuhren im Boot aufs Meer. Es war sehr

heiss und die Sonne schien. Dies aber konnte das Baumharz am allerwenigsten vertragen, es wurde immer weicher und schwächer. Zuletzt zerschmolz es völlig und starb. Jelch aber stahl nun eilends den gesamten Vorrat aus dem Hause und tat sich gütlich an dem mühelosen Schmause.

Ein andermal ging Jelch, der Rabe, mit seinen Neffen, den Dohlen, auf die Jagd. Sie wollten Lachse fangen. Sie fanden auch bald einen fetten Lachs, der nahe dem Strande schwamm. Jelch rief ihn an: Komm auf den Strand, wir wollen mitsammen speisen. Der Lachs aber sagte: Ich bin nicht von gestern, ich kenne deine Schliche. Er schoss sogar auf Jelch zu, der sich keines Angriffs versah, und stiess ihn, so dass Jelch von Sinnen kam. Zuletzt erholte er sich und grub nun eine Anzahl Löcher in den Sand. Dann flog er weit fort. Der Lachs kam heran, und wie denn Lachse neugierig, auch gute Springer sind, sprang er aus einem Loch in das andere. Im letzten aber, dem nächsten der Steigung des Ufers, fiel Jelch, der heimlich herzugeflogen war und darauf nur gelauert hatte, über ihn her und machte ihm den Garaus. Nun sollte der Lachs gebraten werden, und damit man auch Schüsseln hätte, schickte Jelch die Dohlen in den Wald, um Blätter zu holen. Aber sie durften die Blätter nicht in der Nähe holen. Denn er hätte seine verstorbene Frau hier in der Nähe verbrannt, sagte ihnen Jelch, jenseits des Berges müssten sie suchen. Die Neffen gingen gehorsam fort, und derweil sie fort waren, briet Jelch den Lachs und ass ihn auf bis auf den Schwanz. Dann legte er sich schlafen. Als endlich die Dohlen wiederkamen und ihn weckten, frug er sie, warum sie ihm den ganzen Lachs fortgegessen hätten und stellte sich sehr zornig. Er bewarf die Neffen mit Asche, und davon sind die Dohlen, die ehedem weiss waren, schwarz geworden, wie man noch heute sehen kann.

Selbst die eigentlichen Helden- und Segenstaten Jelchs sind mit drolligen Zwischenfällen ausgestattet. Da er dem Kanuk das süsse Wasser stiehlt, entfernt er ihn dadurch aus dem Hause, dass er ihm zuerst seine Taten und die Geschichte der Welt erzählt, dann, als er darüber eingeschlafen ist, ihm heimlich Hundekot unter die Decke steckt und zuletzt ihm vorlügt, er habe sich im Schlafe verunreinigt und müsse sich am Flusse säubern. Zahlreich aber sind vor allem die einzelgehenden kleinen Geschichten, die von Jelch erzählt werden, so zahlreich, dass, wie die Tlinkit sagen, ein Mensch sie nicht alle wissen kann. So wie er zur Möwe nach Jakutat fliegt, weil er hungrig ist und gern Fische haben möchte. Auf sein Reden

fängt sie einen Hering und verschluckt ihn. Darauf fliegt Jelch zum Kranich, erzählt ihm, die Möwe spreche schlecht von ihm und schelte ihn einen hochbeinigen, langhalsigen Gesellen. Er hetzt auch die Möwe gegen den Kranich und rät dem Kranich, ihr den Bauch aufzuschlitzen. Als er dies tut, stösst Jelch hernieder und fasst den Hering, der jetzt aus dem Innern der Möve zutage kommt. Mit diesem Hering überlistet er dann noch den Fischer und hat zuletzt mehr Fische, als er verzehren kann. So betrügt er auch den Bären, den Kormoran und manch anderes Tier.

Man sieht, wenn nicht den Dichter, so doch den dichterischen Geist des Volkes am Werke. Nicht einzelne Drolligkeiten entstehen, sondern eine einheitliche Gestalt: der pfiffigschlaue Jelch, der allen andern zur Schande und Schabernack lebt. Man kann nicht sagen, dass diese lustigen Schwänke die Grenzen des Lebens hinter sich lassen: anschlägige Köpfe mögen sie oft auch beim abendlichen Feuer erzählt haben. Aber da eine feste Überlieferung entsteht, da aufeinanderfolgende Geschlechter von Erzählern das Werk fördern, so ist schon ein ausser-, oberhalb des Alltags Stehendes gegeben. Denn nun schlägt die Einbildungskraft immer von neuem eine schon gewiesene Richtung ein. Hier die der derben Fröhlichkeit, die doch schon etwas von dem auszeichnenden Merkmal höchster Komik hat: von dem herrisch über Tod und Leben weg schallenden Gelächter.

Aber schon regen sich auch andere gewollte Wirkungen. An der Hauptperson des Jelchkreises ist noch nicht viel Heldisches zu bemerken. Das Possenhafte ihres Auftretens wirkt dem an sich entgegen, ganz abgesehen davon, dass ihre Streiche auch zuweilen, wenngleich selten, misslingen, und die Hörer über sie, nicht mit ihr lachen sollen. Ganz übergangen ist Heldentum dennoch nicht: dem verräterischen Oheim tritt Jelch mutig und sieghaft genug entgegen. Auch sonst fehlt diese Note nicht ganz: da ist Chlkajago, der vom Hunde Geborene: er war ein gewaltiger Jäger und tötete alle reissenden und grossen Tiere auf dem Lande und zur See.

Immerhin liegt diesem zwar kriegerischen, doch mehr noch listigen Jägervolke die Verherrlichung überlegener Klugheit näher. Neben den Herkules Chlkajago tritt der odysseische Jehuchklane, wie auch im Sagenkreise Jelchs viel öfter von seiner List als seiner Tapferkeit die Rede ist. Jehuchklane versteht das Ausserordentlichste. Als ihm seine Frau durch den Walfisch entführt ist, weiss er sie auf dem Boden der See noch zu

finden; ob er im Bunde mit den Schneegänsen und dem Kranich auftritt, als listiger Überwinder der grossen Seemuschel, des Einhornfisches und der Heilbutte, ob er geplagt von der Neugier der vier Weiber seines Freundes, des Walfischsklaven ist, der Fischotter, des Mink, des Masons und des Hermelins, immer verrichtet er wunderwürdige, listige Taten. Die Widerwärtigkeiten, die ihm auf seiner schaudervollen Fahrt unter See zustossen, könnten Orpheus' Abenteuer in der Unterwelt beschämen.

Tiefer greift die Trauer an das Herz und ist doch von diesen einfachen Menschen, die so viel Totenfurcht hatten, nicht allzuoft, ja auffällig selten zu künstlerischer Wirkung aufgerufen. Wo man sie zur Wirkung nutzt, scheut man sogar davor zurück, sie als das Endgültige erscheinen zu lassen, man lässt ihr Spielraum im Laufe, doch nicht am Schluss der Erzählung. Am schönsten wird dies wahr in der Erzählung von den sieben Hunden. Es lebte einst ein mächtiger Häuptling. Er hatte eine Tochter, um die viele Männer warben, aber er gab sie keinem, er war zu stolz, um sie einem andern als einem Häuptling zu geben. Er besass auch einen hässlichen Hund, und dieser, in einen schönen jungen Mann verwandelt, wusste sich die Liebe der Tochter zu erringen. Aber sie gebar nun acht Kinder von Hundegestalt: sieben Knaben und ein Mädchen. Der Vater verliess sie mit allen Genossen der Siedlerschaft, ja, er liess ihr keinerlei Speise zurück und löschte noch das Feuer aus. Nur das Mitleid einer Verwandten rettete sie: diese verbarg für sie einige Kohlen und Speisen unter der Schwelle des Hauses. Einsam und verlassen fristete sie sich und ihren Kindern das Leben, indem sie Lachse fing. Immer, wenn sie fort war, verwandelten sich ihre Kinder in Menschen: die sieben Knaben am Feuer, das Mädchen an der Tür auf die Mutter wartend. Sobald sie kam, schlüpften sie in ihr Hundegewand zurück. Einmal aber überraschte sie die Mutter, nahm die Hundefelle von der Wand und warf sie in das Feuer. Nun hatte sie Menschenkinder.[1]

Sehr keusch und spröde ist hier noch das Unglück geschildert: die Häufung der Leiden auf dem Haupt des armen Mädchens ist nur ganz gegenständlich überliefert. Die Weise des Märchens von den Sieben Raben und des von den Sechs Schwänen, die in mehrfacher leiser Wandlung das Unglück auf das kleine Schwesterchen fallen lassen, klingt an.

[1] Kürzung bei Krause, Tlinkit 269, vgl. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen ([28]1895) 78f., 138ff.

Oft verblasst die Trübsal zu kleiner Mädchennot: so in der Geschichte von der Jungfrau, die im Walde höhnisch von dem braunen Bären geredet hatte, von ihm entführt wurde und ihn dann liebgewann.

Selten ist der Preis der Liebe. Von der Frau ist bezeichnenderweise ein Trauerspiel der Eifersucht überliefert. Ein verheirateter Junana, ein Mann aus dem Volke der Berge im Binnenland, fand auf der Jagd ein anderes Weib, liebte sie und brachte ihr all' seine Jagdbeute. Seiner eigenen Frau, die er im Stich gelassen hatte, brachte er nur selten noch Wildpret. Als er ihr wieder einmal ein Stück brachte, gab sie es ihrem Söhnlein und sprach: Das ist alles, was dir dein Vater gebracht hat. Sie folgte dann ihrem Mann heimlich, tötete seine Geliebte und brannte ihre Hütte nieder. Als der Mann traurig zu ihr kommt und auf ihre Frage nach der Ursache seiner Trübsal keine Antwort gibt, verlässt sie ihn, kehrt zu ihrem Vater zurück. Der aber, ein Seher, verwandelt den ungetreuen Mann in einen Elch.

Vom liebenden Mann aber weiss eine Geschichte zu erzählen, die seltsamerweise zugleich das Unglück der Geschwisterliebe besingt. Sie war den Tlinkit offenbar nicht anstössig, wohl aber lächerlich. Der Held ist derselbe Chlkagajo, der so herkulische Taten vollbringt und zugleich der älteste von den sieben Hundesöhnen; er wird von seinen Brüdern um seiner Liebe zur Schwester willen geneckt, und eines Abends beschmutzen sie das Bett der von ihm Geliebten mit Pech. Als Chlkagajo anderen Tages mit schwarz verunstalteten Lenden erscheint, lachen sie ihn aus. Er aber schämte sich so, dass er mit seiner Schwester auf den hohen Berg von Sitka floh. Dort nahm er von ihr Abschied mit den Worten: wir müssen voneinander scheiden, aber du wirst meine Stimme hören. Darauf versank sie bis zum Grunde des Berges, er aber entflog in Vogelgestalt gegen Sonnenuntergang. Von dort her spricht er zuweilen in der Stimme des Donners zu seiner Schwester.

Aber so bunt auch das Gewand sein mag, das die erzählende Kunst angelegt hat, so bewusst die Richtung, die sie einschlägt, sie hat sich weder in der Ausübung, noch in ihrem Verhältnis zum Stoff recht vom Leben gelöst. In der Ausübung nicht, denn man erzählt sich diese Geschichten abends am Herd und von berufsmässigen Bewahrern dieses offenbar zum Teil nicht allzu alten Gutes ist nicht die Rede. Dem Stoff gegenüber nicht, denn man berichtet von Wirklichkeiten, erdichtet nicht Hirngespinste. Die geschichtliche Beurteilung ist für

uns Heutige hier besonders erschwert. Wir empfinden keine Dichtgattung so sehr als unwirklich als das Märchen: aber die Menschen, die diese bunten Fabeln erzählten und anhörten, empfanden sie wie wir eine ganz wirklichkeitsnahe Anekdote empfinden. Ein Gegensatz, der die ganze Kluft der Zeiten offenbart. Nur wenn wir die Gedanken unserer Kinder betrachten, die nie an den Märchen zweifeln und sie als Wahrheit geniessen, mögen wir sie überbrücken.

Zugleich aber lassen die Uranfänge der Dichtung selber deutlich erkennen, wie unsicher und verschwommen die Grenzen zwischen Leben und Kunst sind, selbst da, wo diese schon eine Widerspiegelung der Welt im Bild unternimmt, nicht erst das Leben selbst zu steigern bedacht ist. Ganz unmerklich wächst sie hier aus dem Leben hervor, ist selbst nur vollkommen gelebtes Leben, in diesem Fall die gesteigerte Form geselligen Gespräches.

Noch unzertrennlicher sind beide in der feierlichen Rede. Sie wird von den Tlinkit zwar durchaus nicht um ihrer selbst willen, nur im Dienst des Lebens, insonderheit des staatlichen Lebens und doch mit einer Freudigkeit und Neigung gepflegt, die künstlerischer Steigerung sehr nahe kommt. Die einzelnen Siedler-, wenn nicht gar Völkerschaften, lieben, einander durch Abordnungen feierliche Besuche abzustatten. Wie ausführlich dabei gesprochen wird, wie Reden selbst von halbstündiger Dauer gehalten werden, das ist schon geschildert worden.[1] Ist auch häufige Wiederholung des Gedankens wie der Worte von kindlicher Einfachheit, so fällt doch Stärke und Schlagkraft ebenso deutlich in die Augen, die der Sprachweise der Urzeitvölker die Kürze und Einfachheit dessen verleiht, was sie zu sagen haben. Es mag hier unser Eindruck die gleiche aufhöhende Wirkung erfahren, wie bei Würdigung der Märchen: was das schlichte Bedürfnis jener Zeiten in guter, unverdorbener, doch keineswegs gewollter künstlicher, also auch nicht künstlerischer Einfachheit schuf, scheint unseren an tausend kleine und kleinliche Zierlichkeiten und Zerspaltenheiten gewöhnten Augen stark und hoch. Die Einfalt des Erzählertons in den Sagen ist ganz gleicher Art, nur eher noch einfacher und kindlicher.

Die südlicheren Gruppen der Kolumbianer haben Sagenkreise, die denen der Tlinkit in jedem Betracht verwandt sind. Selbst Jelch hat bei ihnen noch Abenteuer erlebt, die man von

---

[1] Langsdorffs Bericht bei Krause, Tlinkit 51. Vgl. dazu o. S. 188.

den Tinklit nicht gehört hat. Er macht Lachse aus Holz, er heiratet einen toten Zwilling, er schnitzt sich einen Sohn.[1] Ein anderes Tier tritt mit dem Raben in Mannigfaltigkeit seiner Fahrten und Erlebnisse in Wettbewerb. Der Nerz klettert an einer Kette von ineinandergeschossenen Pfeilen in den Himmel, um dort seinen Vater zu besuchen. Er trägt in seinem Auftrag die Sonne über den Himmel, bewegt sie etwas, aber so verkehrt, dass er die Erde verbrennt. Er wird zur Strafe dafür vom Himmel herabgestürzt, er heiratet Pflanzen und Tiere, greift badende Frauen an, er verführt im Walde ein Mädchen — auf sehr drollige, doch nicht näher zu beschreibende Weise —, er entführt der Otter und dem Donnervogel ihre Frauen.[2] Kurz, er benimmt sich in jedem Betracht unanständig, aber auch lustbar und abenteuerlich.

Aber Rabe und Nerz sind nur zwei von vielen Tieren, die alle Held oder Dulder in noch viel mehr Geschichten sind. Der Hirsch, der Wolf, der Bär, das Hermelin, der Hund, der Lachs, die Otter, der Büffel, das Prärie-, das Rebhuhn, der Schwan, die Schwalbe, der Fuchs, der Biber, das Skunk, selbst noch die Maus und manches andere Tier treten als Träger von Schicksalen auf, denen es erfreulich zu lauschen ist. Dazu kommt eine weitere grosse Menge von Geschichten, jedoch wohl geringer an Zahl, die von Menschen erzählt werden.

Das Werkzeug, das die erzählende Vorstellungskraft hier handhabt, ist noch einfach genug. Immer muss es sich um einen irgendwie erregenden, am liebsten um einen wunderbaren Hergang handeln: aber in der Regel ist er eine Folge von sehr wenigen Handlungen und Schicksalswendungen, nach Art dessen, was wir Anekdoten nennen, und was bis zu Lesages Hinkendem Teufel und Selma Lagerlöfs Gösta Berling in der Erzählungskunst unserer Völker eine ansehnliche oder doch wenigstens beliebte Rolle gespielt hat. Noch die Novelle hat da, wo sie auf höherer Stufe in knapper Strenge gepflegt wurde, wie bei den klassischen Erzählern des italienischen Tre- und Cinquecento, kaum den Rahmen dieser kolumbianischen Erzählung überschritten; selbst der weniger kunstmässigen, als plauderhaften Art der modernen Novelle, mag sie dann nahe kommen, wenn der Erzähler oder die Erzählerin sich ein Ausspinnen der Fäden verstatteten, das auch auf dieser Stufe sehr beliebt war. Wo längere Züge von Handlungen in weiter gedehnter Er-

[1] Boas, Indianische Sagen 334. — [2] Wortlaut von Hëiltsuk-Sagen bei Boas (Indianische Sagen 215, 234, 210f.).

zählung auftreten, was nicht oft, aber doch zuweilen geschieht, ist fast immer ersichtlich, dass es sich um Aneinanderkettung ursprünglich selbständiger Einzelstoffe handelt.

Ist so das Mass schaffender Einbildungskraft, das in dem bevorzugten Teil der Fälle dem einzelnen Werk gegönnt erscheint, wenn auch begrenzt, doch, an höheren Entwicklungsstufen der gleichen Gattung gemessen, nicht gering, so ist vollends erstaunlich die Fülle dieser Geschichten. Sie zählt bei allen Kolumbianern, nur soweit der Sammelfleiss europäischer Gelehrsamkeit nachgekommen ist, nach manchem Hundert.[1] Wollte man die Zahl der Stoffe, ja, der Einzelzüge mit denen vergleichen, über die das italienische Novellenschrifttum zur Zeit seiner Blüte im sechzehnten Jahrhundert verfügte, so möchte eher bei der Urzeit, als bei der Neuzeit die grössere Zahl zu finden sein.

Allerdings, man wird den Kolumbianern diesen ganzen Schatz erfundenen zweiten Lebens nicht als eigene Errungenschaft zurechnen dürfen. Einen gewissen Abzug erleidet er schon durch die mannigfachen Gemeinsamkeiten zwischen ihren verschiedenen Teilgruppen, sei es auf Abstammung, sei es auf Übertragung beruhend. Doch ist dieser Verlust nicht allzu gross: unter einer grossen Zahl kolumbianischer Sagenstoffe hat die sammelnde Forschung nur zweihundert gefunden, die mehreren Gruppen gemeinsam waren.[2] Vielleicht muss ein bestimmter Teil dieser Menge, vielleicht auch noch ein Teil der einzeln vorkommenden Sagen auf uraltes Erbgut in Abrechnung gebracht werden: denn nicht wenige Stoffe oder Züge sind schon heute nachgewiesen, die sich bei benachbarten und selbst bei entfernten amerikanischen oder nordostasiatischen oder selbst polynesischen Gruppen wiederfinden, und die zu den Kolumbianern

---

[1] So der Stoff, den Boas (Indianische Sagen 1—328) allein zusammengebracht hat. Wie ausserordentlicher Vermehrung er aber noch fähig wäre, zeigt sich da, wo derselbe Bearbeiter weitergegraben hat. Er hat für die Kwakiutl, die in der alle Kolumbianer umfassenden Hauptsammlung nur eine von 25 Gruppen darstellen (S. 157—169), noch viel grössere Stoffmassen zusammengebracht: Erzählungen, die etwa den dreissig- bis vierzigfachen Umfang darstellen. *(Boas, The social organization and the secret societies of the Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 381—393, 396—414, 437—498;* dazu die zweite Sammlung *Boas and Hunt, Kwakiutl Texts: Memoirs Am. Mus. Natural History V 1 [1902] 1—402.)* Die mit Tanz und Gesang verknüpften und manche anderen Stoffe sind hier mit einbegriffen: jene aber sind Erzählungen so gut wie alle in schlichter Form von Mund zu Munde gehenden. — [2] Genau 214 nach dem Verzeichnis von Boas (Indianische Sagen 354—363).

auf dem Wege der Abstammung oder dem der Übertragung gekommen und erst im dritten — und letzten — Falle bei ihnen durch Gleichläufigkeit der Entwicklung zu selbständiger Ähnlichkeit erwachsen sein können.

So stark man aber auch diesen Urstamm ererbten Vorstellungsgutes anschlagen mag: aus dem Umstand, dass die Sagenstoffe, die mehreren Teilgruppen der Kolumbianer gemeinsam sind, doch nur einen Bruchteil der Gesamtmasse ausmachen, kann man den Schluss ziehen, dass seit der Spaltung der kolumbianischen Stämmefamilie eine wesentlich grössere Masse neu erfunden oder bis zur Unkenntlichkeit umgebildet sein muss. Und die Beschaffenheit vieler Erzählungen lehrt ferner, dass man die Form, in der sie von weissen Forschern aufgenommen ist, als alles andere ansehen muss, denn als einen fertigen starren Zustand: ganz leicht und spielerisch geht die stets am Werke bleibende Vorstellungskraft der Erzähler mit dem überlieferten Stoff um, wird nie müde, hier leise aufzuhöhen, dort zu tilgen, einmal zu vereinfachen, dann wieder mit üppig wucherndem Rankenwerk zu umkleiden.

Doch es ist nicht die Menge dieser Leistungen spielender, schaffender Vorstellungskraft, die allein gerühmt werden darf, es sind auch die von ihr geschaffenen Werte, die Preis und Lob fordern und verdienen. Wir sind an sich nicht allzu geneigt, die erzählende Dichtung, am wenigsten die ungebundener Sprache als Kunst anzuerkennen, und diese einfachsten ihrer Werke, die von den Kindervölkern erdacht, heut fast nur das Kindesalter noch ergötzen sollen, sind bei uns am allerwenigsten angesehen. So viel Freude ihresgleichen uns in der Jugend bereitet hat, so erscheinen sie uns vielleicht ihrer Vertrautheit wegen kaum als künstlerische Leistung. Und dennoch müssen sie als solche angesehen werden. Den untrüglichen Massstab bietet hier wie überall die Entfernung, die das Bild des Lebens zwischen sich und die Wirklichkeit legt. Sie aber wird man in diesem frühesten Alter menschlicher Einbildungskraft auch dann nicht gering bewerten dürfen, wenn sie erst zagend und zögernd wenige Schritte auf diesem Weg zurücklegt, dessen letzte Ziele doch auch wir vermutlich noch kaum ahnen, geschweige denn erreichen können. Jede erste Leistung muss um ihrer Erstmaligkeit willen hoch angeschlagen werden. Wollte man aber untersuchen, wieviel Hunderte von den Erfindungen, mit denen auch noch die heutige erzählerische Kunst, gebe sie sich nun als Heldengedicht, als Novelle, Roman oder Schauspiel ihren rastlos fortarbeitenden, stets stoffhungrigen Haushalt bestreitet, auf die Urzeit zurück-

gehen, so würde man — auf diese eine, etwas gröbliche und äusserliche Weise — innewerden, wie oft menschliche Vorstellung auf dieser untersten Stufe schon den entscheidenden Ansprung getan hat. Mehr aber besagt dies: die Schnellkraft, mit der sich der Geist hier vom Leben losriss, war auch, an sich und ohne alle Entwicklungs- und Altersvorgaben betrachtet, durchaus nicht gering.

Nichts bezeugt dies eindringlicher als die auf den ersten Blick erkennbare Bevorzugung des Tieres als Trägers und Helden der Geschichten. Denn, wie nahe diese Völkerjugend sich auch das Tier träumen mochte, so war und blieb ein Aufschwung ihrer Einbildungskraft, ihm so viel Menschenschicksal zuzuschreiben. Kein einzelnes Wunder, keine einzelne Unwirklichkeit wiegt diesen einen grossen, grundsätzlichen Phantasiestreich auf, soviel man sich auch vergegenwärtigen mag, dass diese Fischer und Jäger vom Leben des Tieres unendlich genaue Kunde hatten, dass vieles, was ihr Erzählen an Menschenähnlichkeit voraussetzt, auf dieser Beobachtung beruht, deren Genauigkeit auf den höheren Stufen zum grösseren Teil verloren gegangen ist.

Sinnt man den Möglichkeiten nach, die in diesem Entwicklungsalter überhaupt von der Wirklichkeit fortführen konnten, so war das Land der Tiere wirklich das einzige Ziel. Keine Fremdheit der Ferne konnte sich öffnen für Völkerschaften, deren Blick bei dem nächsten Gebirge Halt machte, und die allenfalls nur die Küste auf- und abzuschweifen vermochten, doch auch nicht weiter, als Ruder und unvollkommene Segel trugen, keine Schauer der Vergangenheit wirkten, da man höchstens drei Menschenalter rückwärts dachte. Das Tier aber war nahe und doch geheimnisvoll. Dass man es mit so parteiischer Vorliebe zum Helden wählte, war Romantik, Drang ins Unbekannte, Schimmernd-Verschwimmende, d. h. vielleicht die einzige Romantik, die möglich war. Schüchtern und erst in den Anfängen regt sich neben ihr die Romantik der Himmelsbetrachtung.

Also doch Romantik — und trotzdem in aller Einzelheit volle Hingebung an die Wirklichkeit. Das allermeiste, was vom Tier erzählt wird, legt ihm menschliche, also ganz wirklichkeitsnahe Vorstellungs-, Denk- und Handlungsweisen bei. Wie sich diese Gegensätze einen können, dafür mag uns das Verhalten einer anderen Kindheit Aufschluss geben, das der wirklichen Jugend. Auch das spielende Kind erklärt: du musst jetzt der Wolf sein und ich bin der Bär. Es weiss, dass es kein Bär

ist, und ist doch voll von der Vorstellung, einer zu sein. So mag auch den Völkerkindern die Wirklichkeit leicht zum Märchen geworden sein, ohne sich doch ins Grenzenlose zu erhöhen und zu entfernen. Leben wurde Traum und blieb doch Leben: damals zuerst und ganz schlicht. Aber kann auch hohe Kunst anders verfahren, will sie Wirklichkeit entwirklichen und doch wahrhaftig bleiben? Sie muss noch heut den süssen Kinderlaut des Märchens nachahmen, den dieses Alter der Menschheit zuerst erklingen liess. Und wer will sagen, ob er je wieder auf so empfängliche, so gläubige, so fromme Ohren und Herzen traf?

ZWEITES STÜCK
DER TANZ UND DAS LIED

So reich die Fülle der Gestalten und Gebilde ist, die das schlichte Erzählertum der Kolumbianer ausbreitet, es gibt eine Auffassung der redenden Künste, die die Kunstmässigkeit dieser Gattung kaum zugeben würde, die sie zu formlos finden und die strengere Fügung des Verses allein als Dichtung anerkennen würde. In der Tat, die Erzählung dieser Stufe verfügt zwar über einige Kunstmittel der Steigerung, der Zusammensetzung und vielleicht auch schon des sprachlichen Ausdrucks, aber sie ist nicht allein dem Stoffe nach, den sie nur halb für unwirklich hält, nein, auch den Formen nach zu nahe an den Gegebenheiten des Daseins, als dass man sie für mehr als einen Keim der Kunst ansehen möchte.

Man gelangt denn auch, indem man sich zum Vers wendet, der in der Tat schon vorhanden ist, in einen völlig von der Erzählung getrennten Bezirk. An Verbindungen von der Erzählung zur Verskunst fehlt es nicht, immerhin scheint der Vers durchaus nicht aus der Erzählung entstanden zu sein, sondern aus Tanz- und Tonkunst, die mit der Verskunst eine völlige Einheit bilden.

Tanz-, Ton- und Dichtkunst bilden der Bau- und Zierkunst, der Malerei und Bildnerei gegenüber eine geschlossene Gruppe: die Masse, durch deren Verteilung unsern Sinnen alle Kunst wohlzutun trachtet, sind für Tanz, Ton und Vers gleichartig Masse der Zeit, für alle bildenden Künste Masse des Raumes. Diese Einheit ist bei aller Entfaltung der Zeitkünste deutlich erkennbar geblieben: Schrittmass, Tonmass, Versmass sind ein-

ander so nahe verwandt, dass sie untereinander selbst die Namen zu tauschen vermögen. Im voraus gesehen, ist sehr wahrscheinlich, dass diese drei Künste des Zeitmasses eines Ursprungs sind, und zum zweiten, dass vom Tanz alles ausgegangen ist. Denn vielleicht hat man zuerst, sei es zu spielendem, sei es zu ernstem Zweck Anlass gehabt, Bewegungen gemeinschaftlich auszuführen, woraus dann Takt und Schrittmass hervorgegangen[1] sein könnten, und vielleicht hat man hierzu ursprünglich nur gerufen, erst weiterhin aber dazu gesungen oder gesprochen.

Wie immer es darum stehen mag, die Bewegung des Tanzes ist dem Unbewussten, Ursprünglichen so viel näher, dass es an sich am richtigsten wäre, von ihr auszugehen. Allein die Kolumbianer haben sie schon so weit ausgebildet, dass sie gesondert mit Hersagung und Gesang zu unlösbarer Einheit verbunden auftritt. Ja, der Tanz ist schon zu so reicher Fülle entwickelt, dass er Sing- und Schauspiel in sich vereinigt.

Bei den Kwakiutl, die eine kaum übersehbare Zahl von einzelnen Tänzen besitzen, sind doch die bedeutendsten an die Weihefeste ihrer geheimen Bünde geknüpft. Sie hängen auf das innigste mit dieser noch immer stärksten Form ihrer gesellschaftlichen Ordnung und zugleich mit dem Glauben an die übermächtigen Tierwesen zusammen, der mit den Geheimbünden so eng verflochten ist. Jeder Bund, ja, jedes einzelne Mitglied, hat seinen Schrei, seinen Sang, seinen Tanz, und die meisten der Spiele gelten der Aufnahme des Neulings in den Bund. Jedes solcher Feste hebt an mit dem Schlagen von kleinen Stöcken und der Trommel — im Gegensatz zu allen nichtheiligen Liedern, die umgekehrt verlaufen —; aber schon einige Takte später beginnt der Gesang: zuerst mit einer eigenen Weise, die dem Bunde des Neulings ausschliesslich zugehört. Dann folgen Worte, immer wieder von der Weise unterbrochen, die wie ein Kehrreim sehr oft wiederholt wird. Trommelschlag und Gesang bilden ein unzertrennliches Ganze, der eine ist ohne den andern kaum denkbar. Die Tonfolge — will sagen der Rhythmus — der Grundweise wie des begleitenden Trommelschlags ist auffällig kunstvoll und durchaus nicht einfach. In Sonderheit sind die Trommelschläge als Synkopen dem Gesang eingefügt, d. h. sie fallen mit den fortschreitenden Tönen nicht

[1] Nur von Kriegs- und Jagdspiel geht die Auffassung Wallascheks (Anfänge der Tonkunst [1903] 273ff.) aus, der deshalb die Darlegungen Büchers (Arbeit und Rhythmus [^{2}1899] 38ff.) ablehnt (Tonkunst 282ff.). Über Büchers an sich unzulängliche und gleichzeitig irreführende Begriffsabgrenzung vgl. u. Anhang II: Dicht- Tanz- u. Tonkunst.

zusammen, sondern schlagen nach. Der Arm des Trommlers hebt sich, wenn der Ton den Mund des Singenden verlässt, und fällt sofort danach.

Die Tanzweisen sind ebenso verschieden wie die Tonweisen. Nur dies ist ihnen allen gemeinsam, dass der Tänzer, der in dem weiten Raum des Festhauses aus der Tür hervortritt, viermal das Feuer umkreisen muss, das in der Mitte angezündet ist, doch nicht so, dass er den Kreis in einer Richtung verfolgt, sondern so, dass er noch zwischen Tür und Feuer sich wendet, zur anderen Seite schreitet und, im Hintergrunde des Feuers angekommen, sich um sich selbst dreht und dann seinen Lauf in der gleichen Richtung weiter verfolgt. Jeder Tanz besteht aus vier solchen Umkreisungen des Feuers; der Gesang zumeist aus vier Versen. Das Schrittmass der Füsse aber richtet sich nicht nach dem des Gesangs, sondern nach dem der Trommelschläge.[1]

Mit wie grosser Strenge jedes Versehen, jede Abweichung von der vorgeschriebenen Tanzweise gerügt wurde — in alten Zeiten gar mit dem Tode —, ist schon erzählt worden.[2] Wenn der Tanzende sich so weit gehen lässt, zu lächeln oder Gummi zu kauen, so gilt dies auch heute noch als ein grober Irrtum; fällt der Neuling aber, so ist dies ein Vergehen, das der Familie die schweren Kosten einer Wiederholung der Feier zuzieht. Diese Auffassung zeigt, wie ernst dies Spiel angesehen wurde; mehr noch, wie tief die Entstehung der Tanz- und Tonkunst in das Gemeinschaftsleben eingegriffen hat: die hier gegebene Notwendigkeit, die Handlungen der Einzelnen bis zu unterschiedsloser Einförmigkeit einander ähnlich zu machen, muss den Gemeinschaftstrieb als solchen auf das äusserste gefördert und gestärkt haben.[3]

Ebenso verflochten erscheinen diese Anfänge der Ton- und Tanzkunst mit dem Glauben: denn da die Weihefeste in den innigsten Zusammenhang mit dem Tier- oder Menschengeist gebracht sind, der von dem feiernden Geheimbund als Schutzherr verehrt wird, so sind mit diesem auch Tanz- und Tonweisen der Weihen verbunden. Ein schwerer Fehler im Schrittmass gilt als Beweis des Übelwollens dieses Schutzherrn, und als die Kwakiutl einmal die Nachbarvölkerschaft der Mamalelekala zu einer Winterfeier geladen hatten und einer ihrer Tänzer

---

[1] *Boas, The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians (Rep. Nat. Mus. 1895 [1897] 431ff.).* — [2] S. o. S. 151; *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 433.* — [3] Man vgl. hierzu die allgemeinen Ausführungen über „die soziale Funktion der Musik" bei Wallaschek (Anfänge der Tonkunst 270f.).

zu Falle kam, da konnte der Ordner des Festes nur mit Mühe abgehalten werden, den Ungeschickten zu töten, und Tanz und Weise wurden niemals wieder ausgeführt: man hielt den Vorfall für einen Beweis dafür, dass der Schutzgeist der Mamalelekala stärker sei als der eigene. Selbst die Werkzeuge, die für Tanz und Spiel notwendig sind, die Masken und Pfeifen, gelten als so heilig, dass sie kein Ungeweihter auch nur sehen darf. Man erzählt von einem Vater, der in alter Zeit seine Tochter getötet habe, weil sie ihn beim Schnitzen einer Maske des Sisiul, des mächtigen Wassergeistes, überrascht habe. Das Festhaus, in dem die Weihen und Spiele abgehalten wurden, heisst das ausgeleerte, weil ausser den Feiern es kein Ungeweihter betreten darf. Diese Nichtzugehörigen haben nur als Zuschauer zu den Tänzen Eintritt und müssen auf der linken Seite stehen.

Die gleiche feierliche Strenge herrscht bei Verteilung der Sitze, die in unwandelbarer und unverbrüchlicher Ordnung unter die einzelnen Bünde verteilt sind: so dass bei den Kwakiutl engeren Sinnes, bei der Völkerschaft der Kwakiutl die eine der beiden grossen Gruppen, die Seehunde, den Ehrenplatz im Hintergrunde des Hauses und unter ihnen wieder der Einzelbund der Hamatsa als der vornehmste die Mitte innehaben, neben ihnen dann die Bärentänzer und die anderen Geheimgesellschaften der Seehunde. Die beiden Flügel sind den Nulmal aufbewahrt, der letzten der acht Sondergesellschaften der Seehunde, die den Hamatsa als Boten dienen. Zu beiden Seiten schliessen sich dann die Geheimbünde der zweiten Gruppe, der Quekutsa, an: die Esser, die alten Häuptlinge, und die Wale, die jungen Häuptlinge. Den Seehunden gegenüber aber sitzen die Fjordwale und die Klippenstockfische, die beiden Bünde der jungen Männer. Die Weiber sind auf alle Seiten des Hauses verteilt: sie nehmen die hinteren Reihen ein, auch sie sind nach Bünden geordnet. Ist es ein Einzelner, der das Fest gibt, so sitzen er und seine Angehörigen stets in der rechten Ecke der Vorderseite des Hauses, alle Uneingeweihten haben die linke Ecke inne, und wenn eine fremde Völkerschaft zu Gast gebeten ist, so werden ihr die vorderen Reihen aller Seiten des Hauses eingeräumt.

Auch der Gesang ist unter strenge Ordnung und Leitung gebracht. Einige Reihen der Sänger, die aus den jungen Männern vor und nach fünfundzwanzig bestehen, schauen mit dem Antlitz dem Feuer, andere der Vorderwand zu. In ihrer Mitte sitzen der Sangmeister und seine zwei Gehilfen. Seine Pflicht ist es, neue Gesänge zu setzen, neue Worte zu alten

Weisen zu dichten, schnell die neuen Gesänge des Neulings zu lernen, mit denen dieser aus dem Walde zurückkehrt, um sie den Sängern einzuüben. Er gibt das Zeichen für jeden Wechsel im Schrittmass des Singens oder Tanzens und er stimmt an. Seine Gesellen rufen die Worte für jeden Vers aus. Die Sänger handhaben zugleich die Stöcke, mit denen getrommelt wird: es geschieht auf kleinen Brettern.

Schon die Tänze, die am ersten die Augen auf sich ziehen, sind nicht Tänze nur, noch Lieder, sondern prunkhafte Schauspiele. Zugleich aber stehen sie in engster Verbindung mit der rein erzählenden Dichtung, mit der heiligen Sage, dazu ist ihr Gepräge als Schauspiel weit mehr das des gelebten, als das des wiedergespiegelten Lebens.[1] So ist der Tanz der Hamatsa, der Menschenfressertanz, dem schlimmen Chsiwaë geweiht.[2] Von dem Neuling, der drei oder vier Monate im Walde abwesend ist, heisst es, dass er in dieser Zeit Gast seines Schutzgeistes sei. Nur seine Kinkalalala, seine Geleiterin, eine seiner Verwandten, besucht ihn unter dieser Zeit, um ihm Speise zu bringen. Kehrt er endlich zurück, so gebärdet er sich, lange bevor er im Festhause angekommen ist, so wild und menschenfresserisch, dass in alten Zeiten Leben und Spiel ununterscheidbar ineinanderflossen. Sobald er den Wald verlassen hat, stürzt er sich nämlich auf jeden, den seine Hände erreichen können, und beisst ihm in Arm und Brust. Ehemals war dies durchaus nicht Spiel und Sinnbild, sondern er riss wirkliche Stücke Fleisch aus und verschlang sie. Die Heliga, das sind die Heilenden, die Diener der Hamatsa, gingen ihm deshalb entgegen, umdrängten ihn, um ihn von solchen Anfällen zurückzuhalten, indem sie ihren beruhigenden Ruf *hörp, hörp* ausstiessen. Trotzdem hat noch vor wenigen Jahrzehnten ein Weisser mit angesehen, wie ein Sklave von einem Hamatsa, der eben aus dem Walde zurückkehrte, erst niedergeschossen und dann von ihm

---

[1] An die grosse Entwicklungslinie, die hier einsetzt, um auf höheren Stufen viel eher zum Volksschauspiel — dem Mimos der Griechen — als zum Trauerspiel grossen Stiles zu führen, sei schon jetzt erinnert. Sie ist eben von den Griechen her zunächst andeutungsweise, aber mit schlechthin menschheitsgeschichtlichem Spürsinn und in wahrhaft entwicklungsmässiger Auffassung gezogen worden in einem der wenigen Bücher, in denen von diesem, zumeist sehr umgrenzt gehaltenen Forschungsfelde weite Sichten über die Erde hin eröffnet worden sind, und in denen erwiesen ist, dass die höchste Sorgfalt der Einzelforschung mit weiten Zielen und wahrhaft bauender Wissenschaft sich wohl verträgt: in dem Werke von Reich (Der Mimus, ein literar-entwicklungsgeschichtlicher Versuch I 2 [1903] 488ff.). — [2] Über seine Gestalt vgl. o. S. 236f.

und seinen Gefährten unter dem Schrei *hap, hap* — Essen, Essen — aufgezehrt wurde. Und wenn es ein Feind war, aus dessen Arm der Hamatsa ein Stück Fleisch gebissen hatte, so trank er noch einen Schluck heissen Wassers, wenn er es verschlungen hatte, denn dann würde, so hoffte er, die Wunde sich noch entzünden.

Heute ist alle diese Wildheit verschwunden und von ihr nur ein Sinnbild übriggeblieben. Der Hamatsa ritzt die Haut des Ergriffenen nur so weit mit den Zähnen, bis etwas weniges Blut vorrinnt, und schneidet dann heimlich mit einem kleinen scharfen Messer ein Streiflein Haut ab. Doch auch dies verschluckt er nicht, sondern gibt ihn nach der Weihe dem nur zum Schein Beschädigten zurück, damit der sicher sei, dass kein übler Zauber geschehe mit dem Stücklein. Immerhin ist ein zweiter Brauch lebendig geblieben, der für unser Gefühl noch furchtbar genug ist, und den zu verstehen man sich doch wird bemühen müssen, wenn anders man dem Geist dieser frühen Völker gerecht werden will. Die Heilenden nämlich machen zuweilen einen Leichnam ausfindig, der in den Baumsärgen schnell verdorrt ist; sie entfernen von ihm alles Fleisch, bis fast nur die Haut noch übrig bleibt, und bringen ihn dann in die Nähe der Hütte des Neulings. Der lädt dann vier Tage vor seiner Weihe die alten Hamatsa, zeigt ihnen den Leichnam, den er inzwischen geräuchert hat, und sagt ihnen: dies ist der Mundvorrat, den mir Chsiwaë auf die Wanderung gegeben hat. Er ersucht jeden, ihm das Stück zu bezeichnen, das er für sich wünsche. Und so werden schon im voraus die Anteile abgezirkelt, die jedem Teilnehmer an der furchtbaren Mahlzeit zugedacht sind.

Nach einer Einholung, deren Ordnung bis ins einzelnste festgesetzt ist und die nach hundert peinlich beachteten Vorschriften stattzufinden hat, beginnt im Festhaus der eigentliche Tanz. Die Geleiterin betritt zuerst den Raum: sie trägt den toten Leib und schreitet rückwärts, das Antlitz dem Neugeweihten zugewandt, der ihr folgt, das Haupt tief zum Boden geneigt. Ist er eingetreten, so wendet er sich viermal um, schreitet dem Feuer zu, und wenn er vier Schritte gegangen ist, wendet er sich wiederum viermal. Die Geleiterin schreitet dem Grunde des Saales zu, dort wendet sie sich. Bei der Trommel, die hier, den Boden nach oben, aufgestellt ist, dreht sie sich von neuem und schickt sich an, den Körper auf ihr niederzulegen.

Inzwischen sind die älteren Mitglieder des Geheimbundes, die bis dahin ausserhalb des Hauses auf dem Dache sassen,

herabgesprungen und rennen in den Raum. Sie sind alle nackt und im Zustand der äussersten Erregung. Auch sie laufen um das Feuer, und wenn sie den Kreis viermal beschrieben haben, so ist der Herr des Festes, der schon draussen die Einholung in allen ihren Teilen geleitet hatte, an den Leichnam getreten. Und nun geschieht das Furchtbare: er zerlegt den Körper, verteilt die Stücke an die Hamatsa und die Geleiterin, und sie alle verschlucken sie, ohne sie kauen zu dürfen. Die Zuschauer zählen erregt nach, wie viele Bisse jeder tut: die Geleiterin hat vier zu verschlingen.

Ist dieser Teil der Feier vorüber, so ziehen die Heilenden jeder einen Hamatsa mit sich zur See, geleiten ihn bis zur Hüfte in das Meer, und, das Antlitz der Sonne zugewandt, tauchen sie ihm das Haupt viermal unter das Wasser. Bis dahin stossen die Bundesglieder immer wieder den erregenden Ruf *hap, hap* aus. Nach der seltsamen Taufe aber zeigen sie sich beruhigt, sie gehen zu dem Festhause still und den Blick abwärts gesenkt zurück. Ihre Aufregung hat sie verlassen, und sie tanzen in den folgenden Nächten nicht mehr hockend und kauernd, sondern aufrechten Ganges. Der Neugeweihte wird zum Schluss des Festes in ebenso feierlicher, umständlicher und an sehr viele Regeln gebundener Weise heimgeleitet. Den von ihnen Verletzten oder den Eigentümern der Leibeigenen, die er etwa getötet hat, leistet er nach der Feier, die tagelang dauert, Ersatz in Decken.

Der Tanz im eigentlichen Sinne, der in dies seltsam ernste Spiel eingeschoben ist, und den der Neugeweihte auszuführen hat, scheidet sich scharf in zwei Formen je nach dem Teil der gesamten Handlung, in den er fällt. Die eine ist voll von der äussersten Erregung, die andere still wie nach einer Beruhigung. Von den vier Reigen, die er abzuschreiten hat, gehört der zweite der leidenschaftlichen Gattung an. Der erste Tanz stellt den neuen Hamatsa dar, wie er gierig nach Menschenfleisch Umschau hält. Er tanzt ihn indem er sich niederkauert, die Arme weit seitwärts ausgestreckt und heftig zitternd. Er wendet die Arme einmal nach links, indem er auf dem linken Fuss ruht, dann nach rechts vom rechten Fuss aus, indem er zugleich den freien Fuss weit nach hinten streckt. Er bewegt sich langsam und mit langen Schritten fort. Sein Haupt ist emporgehoben, wie wenn er nach einem Körper hoch über ihm in den Lüften schaute. Die Augen weit geöffnet, die Lippen weit vorgeschoben und zuweilen sein furchtbares *hap, hap* ausstossend, so bewegt er sich vorwärts, von zwei Helfern geleitet, die ihn am Nacken-

ring halten, um ihn von jedem Angriff auf die Zuschauer abzuhalten. Ist er im Grunde des Saales angekommen, so ändert er plötzlich seine Haltung, legt die Hände in die Hüften und hüpft in langen Sprüngen mit beiden Füssen zu gleicher Zeit, da doch sein Antlitz noch den bisherigen Ausdruck beibehält. So beendet er vier Umgänge um das Feuer, immer von Zeit zu Zeit aus der langsamen zitternden Bewegung zu den langen Sprüngen übergehend. All diese Zeit über tanzt seine Geleiterin vor ihm, rückwärts, indem sie ihm das Antlitz zukehrt und hoch aufgerichtet die Arme aufwärts hebt. Ihre Handflächen sind ihm geöffnet zugewendet, gleich als hielten sie ein Stück Fleisch, das die Gier des Hungrigen stillen könnte, und starr gebannt die Blicke auf die offnen Hände gerichtet, folgt der nackte Jüngling der Führerin.

Den zweiten Reigen schreitet der Neugeweihte in aufrechter Haltung ab, die Ellbogen fest an den Hüften, die Vorderarme und die Handflächen vorwärts gerichtet, die Finger ein wenig gekrümmt. Seine Hände zittern noch immer heftig. Er ist jetzt in seine Decke gehüllt und sein Tanzen besteht nun in taktmässig abgepassten Schritten, die dem trommelnden Schlag der Stöcke folgen. Er zieht die Knie so hoch, dass sie oft seine Brust berühren und da er beim Heben des einen Beins, das Knie des andern krümmt, so senkt sich sein Rumpf sehr merklich, ohne dass er doch seine Stellung verändert. Er setzt den Fuss immer mit der vollen Sohle auf.

Nach dem ersten Auftreten verschwindet der Hamatsa in einem Raum, den man durch eine Wand für ihn von dem Festsaal abgetrennt hat. Er gilt als die Hütte Chsiwaës und ist deshalb vorn mit dem furchtbaren Antlitz des Geistes bemalt. Bald hört man die Schreie des Geweihten aus der geheimen Kammer, und wenn er wieder hervortritt, so trägt er die Kopfmaske des Raben des Chsiwaë, von der man annimmt, sie sei inzwischen aus seinem Haupt gewachsen. Er stellt nunmehr den Leibeignen des Chsiwaë dar: doch wird gegenwärtig Rolle und Maske von einem zweiten Spieler übernommen, der also in diesem Punkt der Handlung an Stelle des Neulings auftritt. Dieser Spieler duckt sich so sehr, dass der sehr lange — zuweilen mannslange — Schnabel des Vogels dicht am Boden ist und lässt den Schnabel furchtbar schnappen und klappern. Er bewirkt es mit den Händen, die völlig unter der Decke verborgen sind und mit denen er an innen verborgenen Stricken zieht. Bei den Nakoaktok, der einen von den Völkerschaften der Kwakiutl, ist diese Schnabelmaske so dicht mit Zweigen behängt, dass

auch sie gleich Federn bis zum Boden reichen, den Körper des Trägers völlig verbergen, und ihm so wirklich den Anblick eines furchtbar grossen Vogels leihen.[1] Zuweilen ist das schreckhafte Gefieder auch mit Schädeln und Holz behängt: um zu zeigen, sei es, dass der Schmuck im Kampf errungen wurde, sei es, dass Leibeigne ihr Leben dem Fest zum Opfer geben mussten.

Sobald dieser Spieler erscheint, beginnen die Sänger ihren Sang:

Wa! Über jeden Mann kommt Schrecken von der Tsetsaëka-
maske des Bachbakualanu Chsiwaë
Wa! Über jeden Mann kommt Schrecken von der Menschen-
fressermaske Koakoa Chualanu Chsiwaë
Seine Hakenschnabelmaske macht das Herz klopfen,
Seine Hochok-Hauptmaske macht das Herz klopfen!

Hat der Tänzer viermal die Runde um das Feuer gemacht, dann verschwindet auch er im heiligen Raum. Darauf erscheint der Neugeweihte wieder, kauernd wie zuvor, nur jetzt völlig nackt. Er tritt ab, und von neuem erscheint der Maskenträger, der gleiche zweite Spieler wie zuvor, nun mit der Maske des Chsiwaë selber angetan. Er bewegt sich in derselben Haltung, wie da er die Rolle von Chsiwaës Raben tanzte. Während er seinen Reigen abschreitet, singen die Sänger:

Er trägt die Hamatsa-Hauptmaske,
Er hat sie von Bachbakualanu erhalten,
Er trägt sie rund um die Welt!

Hat auch diese Maske viermal das Feuer umkreist, so tritt der Hamatsa noch einmal auf, angetan mit einem Schmuck aus roter Zedernborke: er tanzt nunmehr in aufrechter Haltung.

Damit ist das Ende der Feier erreicht. Zuweilen wie in der Kwakiutl-Völkerschaft der Lalasikoala wird das Fest viel weiter ausgesponnen. Wenn dort ein Hamatsa aus dem Wald zurückkehrt, so tanzt er vier Nächte mit Kränzen und Zweigen der Hemlocktanne, dann vier Nächte nackt, zuletzt vier Nächte in dem Schmuck von der Borke der roten Zeder. Immer aber finden auch festliche Aufzüge statt, die den Heimgekehrten in sein Haus geleiten, und die ebenso wie die Einholungen durch viele peinliche und umständliche Vorschriften geregelt sind.[2]

---

[1] *Plate 31 (Rep. Nat. Mus. 1895 zu 448).* — [2] So nach den äusserst genauen, sehr dankenswerten und für die beschreibende Forschungsweise vorbildlichen Schilderungen von Boas *(The Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 431—448, 455, 501ff.).*

DRITTES STÜCK

DAS SCHAUSPIEL UND DAS LEBEN

Art und Kern dieses seltsamen Gebildes geistiger Gesittung ist für uns stufenferne Beobachter durchaus nicht leicht zu durchschauen. Denn es mischen sich in ihm nicht allein vier Künste, Tanz-, Ton-, Dicht- und Schauspielkunst, sondern was wichtiger ist: die Kunst und das Leben selbst. Es öffnet sich hier ein neuer Weg zur Erkenntnis des Ursprunges der Kunst. Kein Zweifel, ganz wie die schlichte Erzählung, so ringen sich hier auch die weit anspruchsvolleren Formen redender, tönender Kunst erst langsam, leise aus dem allgebärenden Schosse des Lebens selbst hervor.

Dem unbewussten Sehnen ist dies Festspiel sicher teuer, weil es ein Schaustück ist. Aber wie Herrschereinzüge und Heerschauen noch heut dem gleichen Trieb entgegenkommen ohne doch Kunst zu sein, so ist dieses Weihespiel sicherlich zuerst und zuletzt gelebtes Leben, nicht aber Kunstleistung im Sinn einer vom Leben halb oder ganz losgelösten und also an sich zwecklosen, nur auf Freude abzielenden Tätigkeit. Kunst aber ist sicherlich, was hier geleistet wird, insofern mit sehr strenger, ja, mit berufsmässig ernster Zucht Handlungen geübt, Werke vollendet werden, die diese Freude bringen sollen.

Dass der Menschenfresserei eine so umfängliche Rolle eingeräumt ist, beweist, dass die Entstehung der Weihespiele sehr tief in die Anfänge der Urzeitgeschichte dieser Völker zurückreicht, weiter rückwärts jedenfalls als der heutige Zustand ihres geistigen und gesellschaftlichen Lebens. Und dennoch ist solche Lebens-Kunstübung nicht denkbar ohne eine lange, erst bei diesem Ziel mündende Vorentwicklung, die man sich aus vielerlei einzelnen einfacheren Vorformen zusammengesetzt denken muss. Denn freilich die Gesittungswerte, die aus diesem Kunstwerk des Lebens hervorleuchten, sind ausserordentlich hohe. Man wird das am besten inne, wenn man es an unserem eignen Besitz misst. Viele Völkerkundige von heute würden freilich, was hier geleistet ist, mit schnöden Scherzen über Schwindel oder einiger ebenso wohlfeiler Entrüstung über die viehische Roheit dieses Leichenschmauses abfertigen. Aber gerechter und unserem eigenen Heil förderlicher ist, nicht mit unserem gewohnten Dünkel die leicht erkennbaren Schwächen, sondern die Überlegenheiten dieser Gesittungsstufe über unsere eigene aufzusuchen.

Ein sehr hohes Mass von Selbstzucht des leiblichen wie des seelischen Ichs wird hier gefordert, und zwar nicht, wie bei uns, von einigen wenigen berufsmässig Ausgebildeten, sondern von allen. Wir gestatten uns die jammervollste Formlosigkeit der Haltung, selbst in den seltenen Feierstunden unserer Feste, die erlauchtesten Körperschaften veranstalten dann Aufzüge, die einer Hammelherde wohl anstehen würden, und man belächelt die Höfe, die so oberflächlich seien, noch für Tanz und Schreiten strenge Regeln auszusinnen. Hier aber findet sich, dass jeder Schritt in einer aus hundert Gliedern zusammengesetzten Kette von Schauhandlungen festgesetzt, dass jedes Irren, jedes Gleiten mit harten Strafen bedroht ist: in nun schon vergangener Vorzeit gar mit dem Tode. Und man denke: dies in einer Gesellschaft, die aller Wahrscheinlichkeit nach weder für Mord noch Totschlag irgendeine Strafe kannte. Selbst die Leitung des Gesanges und der Aufzüge traut man jedem zu: die Ämter sind erblich. Ein Mass von leiblicher Selbstbeherrschung und Gewandtheit und von Ordnerfähigkeit wird also jedem einzelnen anerzogen, das unserer Bildung mit wenigen rühmlichen Ausnahmen völlig fremd ist.

Zugleich aber, und damit ist die Entstehung der Kunst gegeben, verwendet man alle diese Früchte der Persönlichkeitsausbildung, um der Gesamtheit sich in besonders strenger Form darzustellen. Man schreitet zu Tänzen, Gesängen, Gedichten vor, die an sich weder aus dem allgemeinen Zweck des Festes, noch aus dem besonderen des Geisterdienstes, mit dem die Weihe in nächster Verbindung steht, abgeleitet werden können. Dass man sich freut, zusammenkommt, ist selbstverständlich, dass man tanzt, singt, dichtet: nicht. Man hat gewiss mit Recht angenommen, dass der Geist der Gemeinschaft, des Sich-nahe-Fühlens, des Vereint-sein-Wollens die stärkste Triebfeder für die Entstehung aller dieser Künste gewesen ist.[1]

Aber damit ist nur die gesellschaftsseelische allgemeine, nicht die kunstmässige besondere Quelle aufgespürt. Will man diese finden, so wird man, wie immer, wenn es sich um die Grenzgebilde von Kunst und Leben handelt, das Leben selbst befragen müssen. Alles Schauen, das die Kunst pflegt, muss in diesen ihren Anfängen auf ein Handeln zurückzuleiten sein. So ist danach zu forschen, nicht welche Freude, sondern welchen Nutzen man sich von solchem Tun versprach. Dies Fest ist genannt nach einem Geist, es ist veranstaltet, um dem

[1] Man vgl. Wallaschek, Anfänge der Tonkunst 270f.

vornehmsten der Geheimbünde ein neues Mitglied einzuverleiben. So ist es ein zauberischer Vorgang und eine Prüfung zugleich: der Geweihte will sich die Kräfte des Geistes, dessen Furchtbarkeit gepriesen wird, erwerben und muss diese Kräfte sogleich erproben. Und beides sind Lebenszwecke, die Kunst erwächst erst auf deren Boden gleichsam zufällig, als eine Nebenwirkung.

Beide Ursachen machen sich dennoch nur in seltsamer Bedingtheit und Zwiespältigkeit geltend. Vor allem ist die Weihe nicht etwa eine Glaubensfeier des Geisterdienstes. Denn von dem Geist Chsiwaë wird wohl gesungen, ganze Tänze werden mit fortwährendem Pfeifen[1] begleitet, um die Anwesenheit des Geistes anzudeuten, und die ganze Handlung beruht auf der Annahme, der Neugeweihte sei in dessen furchtbarer Behandlung gewesen. Aber schon dass ein maskierter Spieler die Rolle des Chsiwaë durchführt, lässt erkennen, dass es sich hier in Wahrheit um ein Spiel, nicht um eine Handlung der Verehrung handelt. Selbst die beschränkteste, eingeschüchtertste Frau konnte nicht glauben, dass dies Chsiwaë selbst sei: ist doch im Gesang von seiner Maske die Rede, und keinerlei Anzeichen spricht dafür, dass die Vermummung auch nur selbst als wirklich genommen zu werden wünscht, wenn das vielleicht auch in früheren harmloseren Zeiten geschehen sein mag. Es findet auch niemals eine eigentliche Anrufung des Geistes statt. Ja, mehr noch, die Sage, die von der Entstehung des Tanzes erzählt, schildert, gerade wie Tawichamaje, der mit seinem Vater Nanwakawe, der Stifter der Weihetänze war, den Geist Chsiwaë durch seine List überwindet und tötet.[2] Wenn früher der Neugeweihte selbst in der Gestalt Chsiwaës auftrat, so sollte dies vielleicht bedeuten, dass auch er Chsiwaë überwunden habe, dass er ihm nun ebenbürtig sei, ja ihm gleiche. Andererseits ist Chsiwaë furchtbar als Menschenfresser, und die Handlung des Festspieles gipfelt in einer Verherrlichung, früher selbst in einem Versuch der Menschenfresserei, und der grässliche Leichenschmaus, der bis in die jüngste Vergangenheit festgehalten wurde, ist ihr auf das nächste verwandt. So bleibt denn als Kern der Versuche, durch geheimnisvoll zauberisches Handeln die Kräfte des Geistes zu gewinnen: nur dass auch er nicht eine eigentliche Beschwörung enthält, den Geisterbeschwörungen der Seher ähnlich. Vielleicht ist dieser Kern durch Verwitterung von einer wirk-

---

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 446.* — [2] Vgl. o. S. 257 f., 237; *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 396—400.*

lichen Beschwörung übriggeblieben, vielleicht, und dies ist wahrscheinlicher, war dies eine Keim- und Vorform der späteren, vermutlich erst von den Sehern ausgebildeten Geisterbeschwörung, die der minder glaubenseifrige, mehr dem Kampf, dem Spiel und dem Leben zugewandte Geist jenes früheren Alters sich nicht hat völlig auswachsen lassen.

Zuletzt würde aber der Zauber, der mit der Handlung verbunden ist, auch wenn er stärker wäre, als wirklich der Fall ist, nur ein Mittel sein. Den innersten Zweck kann nicht die gläubige Steigerung des Lebens, kann nur das Leben, das handelnde Leben selbst, erkennen lassen.

Fasst man den Sinn dieses Spiels nun buchstäblich — wozu jeder unbefangenen Beobachtung der wirklich nicht sehr symbolfreudigen Urzeit immer zuerst zu raten ist —, so ist es offenbar eine Nachahmung des Kampfes, und zwar des blutigsten grausamsten, den es zwischen den Völkerschaften der frühen Urzeit gibt: dessen, der mit der völligen leiblichen Vernichtung des Feindes, mit der Aufzehrung seines Leibes durch den Sieger endet. Sollte diese Nachahmung des Lebens aber nicht einen Spiel-, sondern einen Lebenszweck haben, so war sie offenbar nichts anderes als Bereitung, Vorübung, Einübung des wirklichen Kampfes, eine Prüfung des Neueintretenden, um dieses Ziel auch für die nächsten Geschlechter sicherzustellen.

So und auf keine Weise sonst kann dieses furchtbare Fest einer Weihe zum Krieger gedeutet und verstanden werden. Es stammt offenbar aus einer Zeit, in der die furchtbare Not des Lebens die Menschen zwang, auch den Leib des besiegten Gegners als — vermutlich zumeist bitter ersehnte — Nahrung anzusehen. Und um den Geist erbarmungsloser Wildheit in den jungen Männern nicht aussterben zu lassen, ihn erst zu züchten, dann durch fortgesetzte Wiederholung — in den drei späteren Hamatsafesten — einzuprägen, ist dieses Spiel erfunden worden, das als Schule des Kriegs entstand und zum Schauspiel wurde. Daher denn auch die grässliche Wirklichkeit des Leichenschmauses mitten im Spiel, und fast scheint es, als sei dieses Weihefest erst zu einer Zeit Brauch geworden, zu der man schon Scheu vor der Menschenfresserei empfand, als sei es eingerichtet worden, um diese Scheu niederzuhalten, um die alte kriegerische Furchtbarkeit zu bewahren. Doch sei dies dahingestellt: ganz wohl ist auch denkbar, dass man es schon auf einer Gesittungsstufe erfand, auf der man nicht ungern die Probe auf das furchtbare Mahl des Schlachtfeldes machte, indem man die wohlgedörrten Leiber der eigenen Toten verzehrte. Ein

Kwakiutl hat einem Weissen — offenbar aus guter Kennerschaft — noch vor wenigen Jahren versichert, frisches Menschenfleisch zu essen, sei sehr mühsam, gedörrtes gar nicht. Dass die Vorstellung der Prüfung und Übung, die dem Zauber- und Weihespiel zuerst unbewusst innegewohnt haben mag, doch als Beweggrund ausschlaggebend war, zeigt sich am deutlichsten in dem Brauche, das Fest zu wiederholen: dreimal, immer je nach vier Jahren.[1] Hier verschwindet offenbar der Gedanke der Weihe hinter dem anderen der steten Aufrechterhaltung eines erwünschten Masses von kriegerischem Mut und kriegerischer Furchtbarkeit.

So ist denn auch hier wieder, was zuerst Sinnbild scheint, als Nachahmung, in diesem Fall sogar als Teil der Wirklichkeit, zu erkennen. Und vielleicht rührt die kunstmässige Ausgestaltung, wenigstens in den Anfängen, auch noch von dieser Wirklichkeit. Es ist nicht unmöglich, dass Gesang und Trommelschlag in die Handlung hinein — oder aus ihr herauswuchsen, weil der Prüfling angefeuert werden sollte, im selben Sinn, wie bei heutigen Heerübungen durch Trommelschlag und Hörnerklang der kriegerische Geist beflügelt wird. Der erste, in hockender Stellung ausgeführte Tanz, sollte vielleicht ursprünglich das Beschleichen des Feindes einüben. Auch das Auftreten des Geweihten in der Rolle des menschenfresserischen Geistes Chsiwaë könnte so zu erklären sein. Man wollte ihm den Mut und den Grimm stärken, indem man ihn selbst sich als Chsiwaë gebärden liess.

Dann aber muss sehr schnell die Lust an einer Ausgestaltung dieser Dinge emporgewachsen sein, die über den Lebenszweck hinaus die zwecklose, das ist die künstlerische Freude, zu schaffen sucht. Denn nach allem dem, was von der Kriegführung der Kolumbianer bekannt ist, ist wenig wahrscheinlich, dass sie mehr als wilden Lärm erforderlich machte, und auch vom Menschenfressen wird man nicht, ohne ins Lächerliche zu geraten, annehmen können, dass es bei Trommel- und Liederklang besser vonstatten gegangen sei. Eben der Auftritt des Chsiwaë und des Raben Koakoa Chualanu zeigt hier in einem einzelnen Stück und in geschichtlicher Beleuchtung den Fortschritt der Entwicklung: indem man nicht mehr, wie früher, den Prüfling selbst in deren Rollen auftreten lässt, sondern sie einem zweiten überträgt, bereichert man die Handlung künstlerisch: durch den zweiten Spieler wird sie bunter, lebens-

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 456.*

voller, aber dem ursprünglichen Lebenszweck entfremdet man sie. Es ist hier, wenn nicht schon zuvor bei Einführung der Geleiterin der Keim zu allem Schauspiel gegeben, wenn es auch zunächst bei dem stummen Spiel bleibt.

Wie Tanz und Gebärde, so wurzeln auch Gesang und Gedicht in dem ursprünglichen Zweck: Trommel-, Stöckelschlag und ein Sprechgesang, der sein Schrittmass von dem des Tanzes lieh. Ob zwar nicht der Rhythmus, aber die Takteinteilung aus anderer Quelle herzuleiten ist, etwa der der Ruderschläge, bleibe dahingestellt. Ebensowohl ist freilich möglich, dass das Schrittmass des Reigens selbständig und von sich aus diese bändigende und — was noch mehr sagen will — Form schaffende Wirkung auf die entstehende Dicht- und Tonkunst hervorgebracht hat.[1]

VIERTES STÜCK

GESANG UND TROMMELSCHLAG. DIE KÜNSTE UND DIE WIRKLICHKEIT

So leicht die einzelnen Künste an diesem Beispiel auf ihren Ursprung zurückzuführen sind, so ist die in Wahrheit künstlerische Leistung in keinem Falle gering. Ja, im Angesicht von ihr erhebt sich der Gedanke, ob nicht lange, lange Strecken heranwachsender und vorübender Entwicklung vorangegangen sein müssen, ehe dieses Ziel erreicht wurde. Wohl schimmert ein Merkmal aus ihnen allen durch, das ihre Ursprünglichkeit erweist: die sehr treue Nachahmung der Wirklichkeit. Aber überall machen sich schon die Anzeichen einer gewollten Abbiegung von den Gegebenheiten geltend.

Im Tanz überwiegt die Nachahmung: die Kunst, die Eigentümlichkeiten der Tiere bis zur äussersten Ähnlichkeit nachzuäffen, wird den Kolumbianern vielfach nachgerühmt. Indem sie sie ins Lächerliche ziehen, beginnt doch, wie bei jedem Zerrbild,

---

[1] Soweit wird Wallascheks (Anfänge der Tonkunst 283) Einspruch gegen Bücher (Arbeit und Rhythmus 27ff.) zunächst einzugrenzen sein. Seine Darlegungen gegen Bücher, dass aus der Regelung von Arbeiten nicht Rhythmen — d. h. Tonfolgen kürzeren und längeren Masses, je nach der Spannung des tonkünstlerischen Gedankens — abgeleitet werden konnten, erscheint unumstösslich.

stilistische Willkür sich zu regen. Der in kauernder Stellung vollzogene Tanz mag dem Schleichen auf dem Kriegspfade nachgeahmt sein: aber schon bei dem nächsten Reigen muss das Rückwärtsschreiten des Mädchens, die Erhebung ihrer Handflächen und das verzückte Blicken des Jünglings auf sie hin von hoher Schönheit sein.

Ja, schon ganz einfache Gebärden sind von solcher Absichtlichkeit, dass man blosse Nachahmung der Natur — und welcher auch? — kaum annehmen kann. Da ist der Walasacha-Tanz, zu dem sich alle Männer einer Völkerschaft vereinen. Durch das Festhaus ist ein Vorhang gespannt: er scheidet den Hintergrund ab und öffnet sich zur rechten und zur linken Hand in einer Tür. In dem weiten Raum sind die Sänger aufgestellt, zwei Männer mit Stäben stehen an der Pforte zur Rechten, hinter dem Vorhang sammeln sich die Tänzer. Sobald der Gesang anhebt, rufen die Stabträger und die Tänzer schreiten aus der Tür zur Rechten. Jeder von ihnen ist in eine Decke eingehüllt und auf dem Haupt trägt er die Maske eines Wolfskopfes mit weit vorragendem, aufgesperrten Rachen, aus dem die Zähne furchtbar drohen. Der Wolfskopf ist über der Stirn befestigt. Das Antlitz bleibt frei und unverhüllt. Jeder Tänzer tritt einzeln vor und schreitet in weitem Umkreis um das Feuer, das in der Mitte des Raumes brennt. In kurzem Zwischenraum folgt einer dem andern, in langer Kette schreiten sie vorwärts. Ihre Gebärde ist von scharfer Ausgeprägtheit: der Leib ist im Schreiten etwas vorgeneigt, die Arme sind, den Ellenbogen fest an der Hüfte, nach vorn gestreckt, die Fäuste geballt und die Daumen aufwärts gestreckt. Kommen die Tänzer an der Tür zur Rechten an, so wenden sie sich und umschreiten das Feuer nochmals und verschwinden endlich in der Tür zur Linken. Zweimal noch wird dieser Umgang wiederholt.[1]

An diesem Tanz hat die Arm- und Fingerstellung ein so ausgezacktes Profil, dass sie einen prickelnden Reiz ausübt. Einen Reiz, der unseren grenzenlos geglätteten und bis zum Nichtssagenden gerundeten Tänzen gänzlich abgeht — dem von uns mit seltsam träger Zähigkeit aufbewahrten Rokoko-Erbe des Balletts, nicht weniger aber auch den neuesten an sich erfreulichen Versuchen freien Tanzes, die sich doch wieder an antikisierende Überlieferung verschrieben haben. Und man sieht nicht ab, wie diese bizarre Gebärde durch Nachahmung eines Tieres — des

---

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 477f.,* Abbildung *Plate 38.*

Wolfes Moa, dem der Tanz gilt — entstanden sein könnte, wenn nicht etwa eine sehr ungebundene, phallische Vorstellung zugrunde liegt. Aber auch in diesem naturalistischen Fall würde die künstlerische Umbiegung fein und zugleich stark genug sein.

Soweit die Dichtung in Betracht kommt, so ist der Vorgang hell genug beleuchtet. Denn der Stoff, auf den nun hier die formende Gewalt des Schrittmasses stösst, ist gegeben in den Sagen, auf die die Erzählung nur erst wenig Kunst verwendet hatte. Der Anlass an sie so feierlich zu erinnern und sie in kurze Sprüche zusammen zu drängen, war dem Leben noch eben so nahe, wie ihre Wiederholung am abendlichen Feuer oder selbst ihre Ausspinnung im Geisterdienst. Nun aber wird die Rede in abgemessene Teile zerlegt, und wenn Hersagung und Gesang auch zuerst noch zu untrennbarer Einheit verschmolzen blieben, so war im Keim doch auch die Dichtung, das ist die an ein Versmass gebundene Rede, entstanden. Sind auch die Masse noch locker genug: die entscheidende Biegung zur Form hin vollzieht die Entwicklung der Sprache schon hier. Und erwägt man, wieviel beständiger, steter auch der Gang der Vorstellungen und der Redewendungen wird, die einmal in Verse gebunden sind, so erscheint diese frühe Errungenschaft um so bedeutender, um so folgenreicher. Eine neue Möglichkeit schönen Zwanges, erhabener Sicherheit, Beständigkeit, ja Starrheit, war nun erobert. Die Dichtung begann nun erst dem kindhaften Alter naturalistischer Formlosigkeit zu entwachsen. Wohl vermag auch die Formel ungebundener Rede Wert und Weihe des Wortes zu sichern und zu erhöhen, der Vers aber vermag beides in viel höherem Masse.

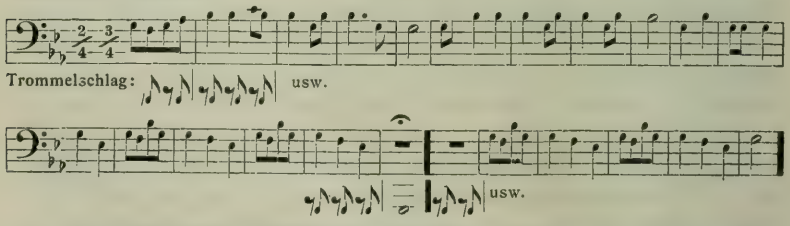
Noch deutlicher tritt das eigentliche Kunstvermögen in den Gesängen zutage. Die Weise, die im zweiten Auftritt den Tanz des Chsiwaë-Spielers begleitet, ist unendlich einfach und doch nicht ohne wirklich ausgeprägte Besonderheiten, die sie für unsere Ohren zugleich fremd und lockend machen. Sie ist einstimmig und umspannt nur eine Leiter von sechs Tönen, die sie, sei es in unmittelbarer Folge, sei es in Terzen, ordnet. Zwei Tonfolgen — Melodien, Themata — sind es, die miteinander wechseln. Die erste besteht nur aus fünf Takten; ihr Schluss wird sogleich noch einmal in leichter Abwandlung aufgenommen, dann von der zweiten abgelöst, die, viel kürzer, nur zwei Takte umspannt und sogleich dreimal genau wiederholt wird. Der zweite und der dritte Satz heben dann jedesmal mit der ersten Tonfolge in leisen Abwandlungen an und lassen auf sie die zweite dreimal hintereinander mit einer scharf hervor-

tretenden Abweichung folgen. Der vierte Satz wiederholt den ersten.[1]

Jeder Satz ist kurz genug: der erste, längste, hat 23 Takte, und da alle Ausschmückungen und Umschreibungen fortfallen, an die unser Ohr von der heutigen Tonkunst her gewohnt ist, so ist der Eindruck äusserst schlicht. Selbst ein so altes Volkslied, wie dies: „Naa Ostland wil ik varen", klingt bewegter, weil die Tonspannung grösser ist, die Tonsprünge weiter sind. Der Klang ist so einförmig, dass er weit eher an den Sprechgesang unserer kirchlichen Dienste erinnert — wie etwa an den Segen, den der protestantische Geistliche vor dem Altar singend zu sprechen hat. Dazu kommt die Kürze der entscheidenden Tongefüge: im ersten Satz besteht die erste Tonfolge zwar an sich aus fünf Takten, aber die ins Ohr fallende Tonreihe währt nur zweieinviertel Takte. Nun ist der tragende Tongedanke einer Bachschen Fuge zuweilen auch nur ganz kurz, aber auch dieser Meister der äussersten Vereinfachung — um der Wucht und Schwere willen — lässt doch das Schlingwerk seiner Formen so üppig wuchern, dass er ein unerhört viel reicheres Gemälde darbietet. Hier aber entsteht ein häufigeres Wiegen, ein schnell wechselndes Auf und Ab, neben dem die doch wahrlich rasch in den Zeilen wechselnden Tonfolgen der Volkslieder noch längeren Atemzug aufweisen. Auch das trägt zur Einförmigkeit bei.

Und dennoch fehlt es dieser kindhaft einfachen Tonkunst nicht an tiefen Reizen. Der Schreck, den die Worte verbreiten sollen, ist gemildert zu einer Schwermut, die sich zwingend auf die Seele legt. Und wenn dieser Schimmer von Trauer in uns vielleicht zu einem Teil auf die Rührung zurückzuleiten ist, zu der uns jede in ihren Mitteln noch so kindlich-thumbe Tonkunst stimmt, so sind doch überdem hier schon Mittel der Erregung,

[1] Ich setze um des leichteren Verständnisses willen die ersten Tonfolgen hierher:



So nach phonographischer Aufnahme *Fillmore, Song of the Raven Mask: Tune,* bei *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) Appendix 686.*

der Reizung des Ohrs gefunden, die in Erstaunen setzen. Die Tonwerkzeuge, die den Gesang begleiten, sind einfach genug: aber dass dies Schlagen der Stöckel auf den Brettern oder auf der Trommel in fortschreitenden, nie aufhörenden Synkopen ertönt, d. h. dass kein Schlag mit einem gesungenen Viertelton zusammen-, sondern stets in den Zeitraum zwischen zwei Viertelstönen fällt, ist schon auffällig genug. Es macht die Linie dieser Tonwellen zackig und schroff, und da der Tanz — eine neue Schwierigkeit — nicht dem Gesang, sondern dem Schlage folgt, so tritt diese gewollte Herbheit um so deutlicher hervor.

Eine andere Eigentümlichkeit ist nicht geringer: da, wo der zweite und dritte Satz des Gesanges die zweite Tonfolge des ersten wieder aufnehmen, geschieht es das erstemal in vollem Umfange, bei der zweiten Wiederholung aber brechen sie plötzlich am vorletzten Ton ab, lassen eine Pause eintreten, nehmen dann die Folge sogleich ein drittes Mal auf und lassen sie nun bis zu voller Sättigung ausklingen, ja, sie lassen einen vollen, den Zweivierteltakt ausfüllenden Ton zum letzten Abschluss folgen. Allerdings — eine neue Feinheit — dieser Schlusston lässt, da er höher liegt, die Linie nicht fallen, sondern steigen. Fernerhin ist der Schluss des letzten Satzes von noch stärker prickelnder Herbigkeit: er bringt die gleiche Wiederholung der zweiten Tonfolge des ersten, wie seine beiden Vorgänger, fängt sie dann noch einmal an, bricht wieder, wie man nunmehr schon gewohnt ist, beim vorletzten Ton ab und entlässt den Hörer plötzlich mit diesem absichtlich unvollendeten Klang im Ohr, ohne ihm die mindeste Lösung durch einen absteigenden oder selbst nur, wie zuvor geschah, durch einen aufsteigenden vollen Ton zu gewähren.

Erinnert man sich, wie die Tonkunst des achtzehnten und der ersten drei Viertel des neunzehnten Jahrhunderts tausend- und aber tausendmal unser Ohr an fallende Schlussberuhigungen, immer öfter in unerträglich alltäglichen Phrasen gewöhnt hat, so findet der Geschmack eines neuen Geschlechts, das sich in unseren Tagen von aller glatten Rundung ab und aller schroffen, scharfen Zackigkeit zugewandt hat, eine seltsame Wahlverwandtschaft in diesen Anfängen der Tonkunst.

Ingleichen hat die Art der Hersagung, die die stärkste unter den gegenwärtigen Dichterschulen Deutschlands mit so grossem Glück eingeführt hat, auffällige Ähnlichkeit mit dieser Form abschlussloser Tonkunst. Denn, indem sie sich gänzlich von Sinn und Bedeutung der Worte losgesagt, und sich ebenso ausschliesslich von Takt und Schrittmass der Verse abhängig

macht, befreit sie sich am gründlichsten von dem Singsang fallenden Tones am Schluss von Strophe und Lied, ganz wie der Gesang der Kolumbianer.

Ein zweites kommt hinzu: die äusserste Einfachheit der Kunstmittel, der Ausdrucksformen, die hier herrscht, steht im gleichen Gegensatz zu den Herkömmlichkeiten aller heutigen Kunst älterer Richtung: denn deren Grundzug und Schwäche zugleich ist eine übermässige Vielfachheit der Ausdrucksmittel. Und wieder findet hier die Gegenströmung, der schon fast das Heute und sicher die Zukunft gehört, die gleiche Berührung.

Nun ist zweifellos die Einfachheit, vielleicht aber auch die Rauheit und Herbheit dieser frühesten Tonkunst nicht ein Ergebnis gewollter Steigerung, sondern die notwendige Folge der tastenden Kindhaftigkeit dieser Stufe. Dennoch bleibt denkwürdig, dass sie weit eher zur Ausbildung scharfer und ausgeprägter, als runder und weicher Linienführung kam.

Am schwersten ist Mass und Richtung der künstlerischen Wirkung in der Dichtung zu erkennen. Ganz abgesehen davon, dass Wort- und Versbetonung in ihrem Verhältnis zueinander undurchsichtig sind,[1] so ist die Abhängigkeit des gesprochenen Wortes vom Tongebilde noch so stark, dass man überhaupt kaum von einem Eigenwert der Dichtung reden kann. Versmass und Takt des Gesangs sind offenbar völlig eins: wenigstens entspricht die Zahl der Silben fast immer der der gesungenen Takte. So hat der erste Satz 23 Silben und 23 Takte. Bei den anderen finden sich geringe Abweichungen, oder es handelt sich, wie beim dritten, der 13 Silben, 20 Takte hat, um die Wiederholung eines Teils der Worte.[2] Dass, wie in unserem Gesang, zumeist Ton und Silbe auf ein Zeitmass fallen, ist also nicht zu vermuten. Das Versmass würde, falls diese Voraussetzung zutrifft, um vieles langgeschleppter sein als die uns geläufigen. Aber auch darüber hinaus unterscheidet es sich, falls man überhaupt von einem Versmass nur gesungener Worte reden darf, wesentlich von dem geschlossenen höherer Stufen. Es findet sich keine Wiederkehr der gleichen Masse in häufigem Wechsel, wie in unseren kurzzeiligen Strophen; man könnte es also nur mit den freien Versen etwa der langzeiligsten Klopstockschen Oden oder neuester naturalistischer Liedkunst vergleichen.

Das Vorstellungsgut und die sprachliche Form dieser

[1] Hierzu mangelt es in den Angaben von Boas und Fillmore an allen Unterlagen. — [2] 23 : 23, 22 : 21, 13 : 20, 15 : 16 sind die Zahlen des Verhältnisses von Silben und Takten. Beim dritten Satz reicht das erste Thema bis zum 11. Takt.

Dichtung ist in hohem Masse abhängig von der Sage. Offenbar ist das Gedicht erst auf dem Boden der Erzählung erwachsen. Auch das vom Geist Chsiwaë: obgleich die Überlieferung hier nicht ganz vollständig ist. Es besteht nämlich eine Sage vom Geist Chsiwaë, sogar in verschiedenen Formen, aber sie kann nicht als ursprünglich angesehen werden, da sie in der Einrichtung des Chsiwaë-Tanzes gipfelt. Sie muss in dieser Fassung erst nach Einführung des Weihefestes entstanden sein. Gleichwohl ist der Kern der Sage, wie vorhandene, etwas keimhaftere und sichtlich frühere Formen beweisen, sicher alt: die wenigen Zeilen Verse sind von dort ebenso entliehen, wie der Vorstellungskern des Spieles. Ja, selbst einzelne Gebärden des Tanzes sind vielleicht schon von der Sage vorgebildet: in der alten Chsiwaë-Sage[1] tanzt der Menschenfresser aus Freude über den Leibeigenen, den man ihm zum Mahle vorsetzt, und gierig zitternd streckt er die Arme bald nach rechts, bald nach links aus.

Grösser ist offenbar die Wandlung, die der Vers mit der Sprache vornimmt. Sie ist feierlicher, gehobener als der plaudernde Ton der Sagen. Doch hat vielleicht die vielgeübte öffentliche Rede als ein früheres Zwischenglied fördernd eingewirkt.

Die Fülle der Formen, die diese Feste und Spiele angenommen haben, ist sehr gross. Es gibt einen Lachs-Tanz, einen Wespen-Tanz, einen Donnervogel-, einen Adler- und einen grossen Bären-Tanz, einen Tanz des Sisiul und des Vogels Matem, einen Tanz der Seelen. Allen ist gemeinsam: dass Zauberei und Geister- zumeist Tiergeister-Vorstellungen sich mit der Lust am Spiel gemischt haben, um sie hervorzubringen. Bei vielen fällt jene unmittelbare Beziehung zum Leben, wie sie im Hamatsa-Tanz, durch den Zweck der Prüfung und Übung hergestellt wird, völlig fort, hier verbindet sich vielmehr die Vorstellung zauberhafter Weihe durch den Tiergeist, von dem das Fest Namen und Gebärde leiht, unmittelbar mit der Lust an der spielenden Nachahmung des aussermenschlichen, insonderheit des tierischen Lebens. Jeder der Geheimbünde wünscht das Tier, dem sein Gründer begegnet ist, zu verherrlichen,

[1] Man vergleiche den Wortlaut der drei ausführlichen Sagen *(Boas, The Kwakiutl [Rep. Nat. Mus. 1895] 396—400, 400—401, 403—405)* mit der Vorform, die freilich auch schon der Einwirkung des gewordenen Tanzes verdächtig ist, der Keimsage aber sicherlich näher steht. (Boas, Indianische Sagen 164f.) und die ganz verwandte Sage von dem Wassergeist, der Menschen frisst (ebenda 164).

von ihm Kraft zu erlangen und es nachzuahmen.[1] Selbst der Vogel Matem, dessen Geschichte so einfach ist,[2] wird so von einem Jüngling gespielt, der, mit seltsamem Kopfschmuck angetan, am Leibe völlig nackt ist, der zuerst auf dem Dach sitzt, dann herunterspringt und, die Hände geschlossen auf den Hinterseiten der Oberschenkel, in kurzen Schritten um das Feuer trippelt.[3] Er singt dazu ein sehr schlichtes Lied:

Ich wurde entführt zu dem Fuss des Berges von Quarz,
Ich wurde entführt zu dem Fuss des Berges, von dem Quarz zu mir rollend herabkam.
Es flog mit mir und nahm mich mit an das Ende der Welt.
Die Wolke, die Tochter des Matem.

Überall aber leuchtet der entscheidende Grundzug dieser Kunst durch, und sie steht der Wirklichkeit noch so nahe als nur möglich, sie will nachahmen und nichts als nachahmen. Aber gleichsam unwillkürlich gelangt sie aus der Not eines noch unreifen Könnens zu Vereinfachungen oder aus der Tugend einer spielerischen Freude am Wechsel zu Abwandlungen, Steigerungen, in denen beiden das echteste Besitztum wahrer Kunst, der willkürliche Wille zur Schönheit, sich schon keimhaft zeigt.

FÜNFTER ABSCHNITT
WISSEN UND WERKZEUG

Wir haben aus einem gewissen Stufendünkel die Vorstellung, den jungen Völkern gehe jede Wissenschaft ab. Sie träfe zu,

---

[1] Auch diese Einzelbeobachtung entspricht durchaus der allgemeinen — auf Darstellungen von ganz anderen, wenngleich auch nordamerikanischen Stämmegruppen gestützten — Anschauung, die Reich (Der Mimus I 2 498 f.) vertritt. Die weitere Zurückleitung auf den werktätigen Zauber, die Reich (ebenda 499 ff.) unternommen hat, und mit der er der urzeitgeschichtlichen Forschung eine der fruchtbarsten und folgenreichsten (insbesondere durch Preuss ausgebeuteten) Anregungen gegeben hat, lässt sich für die Kolumbianer, soweit mir der Stoff bekannt geworden ist, nicht durchführen. Man wird diese Vorstufe auch hier zweifellos annehmen müssen, um so mehr, als die jener Vermutungsreihe zugrunde liegenden Nachrichten die Mandan, eine nicht allzuweit entfernte Gruppe der Nordostamerikaner, angehen. Aber es scheint, als habe die höhere Schicht der Tiergeisterverehrung sich bei den Kolumbianern so dicht über die tiefere gelegt, dass sie nicht so deutlich mehr sichtbar ist. Oder vielleicht harrt der vorhandene Stoff nur der Beobachtung und Bearbeitung. — [2] Vgl. o. S. 246. — [3] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 484.*

wollte man unter Wissenschaft aus derselben Engigkeit des Gesichtskreises heraus nur das berufsmässig betriebene Streben nach Erkenntnis verstehen. Sie ist nur halb richtig, wenn man der Wissenschaft nur das auf bestimmte Daseinsgebiete gerichtete Forschen zuweisen wollte. Und sie erweist sich als völlig unrichtig, wenn man, wie billig, allen gelegentlich oder in den benachbarten Gebieten aufgespeicherten Wissensstoff und insbesondere alle — oft mühselig genug errungene — Form des Denkens ihren Grenzen einverleibt.

Dem Naturforscher möchte nahe liegen, zuerst nach Mass und Zahl zu fragen, richtiger wird sein, von den stofflicheren Erkenntnissen auszugehen, die wohl unsicherer, aber eben darum dem noch tastenden Geist der Menschheitskindheit näher sind. Auf den nächst sichtbaren Teil der Umwelt fällt das suchende Auge des bewusst gewordenen Menschen zuerst.

Von den Tlinkit, wie von allen Kolumbianern ist anzunehmen, dass sie von der nächsten Umgebung ihres Wohnsitzes ein gutes und scharfes Bild haben. Inseln, Berge, Flüsse, selbst kleinere Gebirgsrücken, bestimmte Fischplätze, einzelne Klippen und Sandbänke tragen Namen, die in der Regel mit bildhafter Deutlichkeit gewählt sind, wie Rücken der Bergziege: der Name eines Berges, oder Heilbuttenkopf: der eines Felsen.[1] Ihr Ortsgedächtnis mag sehr viel umfangreicher sein. Der Bereich, den die geringere Zahl der Erfahrensten und im unsicheren Bewusstsein die Gesammtheit umfasst, ist weit genug: eine Entfernung wie die zwischen Memel und Kiel ist nur bei guten Gedächtnisfähigkeiten als Einheit zu umfassen. Dass es geschah, beweist der Geschlechterverband, die Gleichheit der Sitten, der Sprache, wie der gemeinsame Name: alles Errungenschaften eines vermutlich gar nicht kurzen Entwicklungsganges. Der Name freilich, einfach die Leute bedeutend, ist blass und offenbar von der Vorstellung eingegeben, andere Menschen ausser der eigenen Stammesgruppe gebe es überhaupt nicht. Wie unermesslich ihnen auch ihr Land vorkommt, bezeichnet der Zusatz: die überall Wohnenden, den sie ihrem Namen beizufügen lieben.[2] Darüber hinaus freilich hört die Kenntnis bald genug auf. Die Tlinkit haben noch Namen für die Tsimschian und Haida, ihre nächsten Nachbarn im Süden, einen einzigen für die Indianer des Innern. Den

---

[1] Krause (Tlinkit 151 f), der dies Gebiet leider unbearbeitet lässt, bietet doch in seinen Wörterverzeichnissen guten Hilfsstoff dar (381 ff.). — [2] Erman, Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Berings-Meeres (Ztschr. f. Ethnol. II [1870] 300); Krause, Tlinkit 95 Anm.

Amerikanern haben sie, als sie zu ihnen drangen, den Namen Waschten-kon beigelegt; die Weissen überhaupt nennen sie das Volk aus den Wolken, eine Bezeichnung die auf das rührendste die engen Grenzen ihres Erkennens offenbart. Eine seltsame erdkundliche Fabel, die dennoch von einem ganz verstandesmässigen Mühen um die Erklärung an sich rätselhafter Erscheinungen Zeugnis ablegt, haben die Kwakiutl ausgebildet; sie halten, wie gewiss noch viele Kolumbianer ausser ihnen, das Meer für einen Strom, und zwar für einen, der nach Mitternacht fliesst.[1]

Von angestrengtem Nachdenken zeugen die gesellschaftlichen Ordnungen der Tlinkit: sie haben ihrem Stamm, seiner Einteilung in Geschlechter und Grossgeschlechter, Siedler- und Völkerschaften ersichtlich grosse Aufmerksamkeit zugewandt. Der Doppelbau der gesellschaftlichen Ordnung, den die Kwakiutl errichtet haben, ist vollends so zusammengesetzt und verwickelt, dass es erst langer Anstrengung europäischer Forschung bedurfte, ihn zu durchschauen und recht zu deuten. Die Festordnungen, die an Umständlichkeit und Peinlichkeit die Feiern eines europäischen Kaiserhofes beschämen, verlangen eine Kraft und Übung des Erinnerns, deren die Menschen unserer Stufe wenigstens in diesem Stücke kaum noch fähig sein würden. Diese Kraft erlahmt freilich sofort, wenn es sich darum handelt, Tatsachen, und sei es auch die wichtigsten, im Erinnern festzuhalten, mit anderen Worten Geschichte wenigstens im Gedächtnis zu schreiben. Dass auch grundstürzende Ereignisse der äusseren, d. h. der am ehesten haftenden Geschichte, um 1880 kaum aus älterer Zeit als aus dem Schluss des achtzehnten Jahrhunderts und von ihnen höchstens einige und in unklaren Umrissen erhalten waren, ist bezeichnend.[2] Der ausserordentliche Gegensatz zwischen geschehener, vom Leben aufrechterhaltener und in Erinnerung behaltener Geschichte ist sehr auffällig: die Ordnungen der Gesellschaft, etwa die Geschlechterteilungen der Tlinkit oder gar die Geheimbünde der Kwakiutl reichen vermutlich sehr viel weiter zurück als diese wenigen Brocken geschichtlicher Kenntnis. Daraus aber folgt dann wieder, dass niemand daran denkt, an dem wirklichen Geschehensein der Sagen von Jelch, dem Raben, und anderen ähnlichen auch nur im mindesten zu zweifeln. Da die Sicht nach rückwärts so kurz ist und meist nicht über vier auf einander folgende Geschlechter zurückreicht — hundert-

---

[1] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 394.* — [2] Vgl. o. S. 155ff., 197ff.

zwanzig Jahre rückwärts ist deshalb im natürlichen Sinn noch ungefähr Gegenwart — so haben alle heiligen Geschichten — das sind sie wirklich in der buchstäblichen Bedeutung des Worts, nicht Sagen — ihren glaubhaften Anschluss an sie. Selbst der an sich ganz inhaltslosen Vorstellung kommt nur ganz selten der Gedanke eines noch grösseren Zeitraums: so wird eine Erzählung der Tlinkit vom Reich der Toten um sieben Geschlechterstufen — Generationen — zurückverlegt.[1] Im übrigen aber redet man nur in Laune und Willkür von alten Zeiten, und man hat diese Laune selten genug.

In unseren Augen befremdlich und zugleich die uns am schwersten zugängliche Auffassungsweise der minder entwickelten Urzeitvölker ist dies: von der Besonderheit des Menschen haben sie keinen rechten Begriff. Wenn schon für die Würdigung ihrer Kunst von Wichtigkeit war, festzustellen, dass ihre Tierfabeln von ihnen nicht als Fabeln gedichtet worden sind, so zeigt sich hier auch eine Schranke des Erkennens. Das Wort *-kon*, das sie zur Bezeichnung der Völkerschaft dem Eigennamen ihrer eigenen und fremden Gruppennamen anzuhängen pflegen, legen sie auch den Fischottern bei: sie sind eine Völkerschaft wie die Tschilkat oder Sitka und man hält sie auch sicher für Wesen, denen die Menschen wohl überlegen an Kraft sind, deren Klugheit aber hoch anzuschlagen ist. Es gibt sogar ein Dorf der Fischottern.[2] Wenn Jelch ihrer heiligen Sage eine verehrungswürdige Persönlichkeit ist, so macht er unter den Raben keine Ausnahme, im Gegenteil: nicht, dass Jelch Schutzherr eines Grossgeschlechts der Tlinkit ist, führt dazu, dass heute noch kein Tlinkit einen Raben tötet, sondern umgekehrt, nur weil man die Raben als irgendwie ebenbürtig angesehen hat, konnte ein Tlinkit zuerst darauf kommen, ihn als Schutzherrn zu verehren. Kein Zweifel, dass man die Sprache der Raben für ebenso zweckdienlich wie die der Menschen gehalten hat, aber der braune Bär, die Fischotter, der Kormoran, die Wildgans, der Walfisch sind in den Augen der Tlinkit ebenso bevorzugt: also offenbar die Tiere überhaupt.

Die Naturerkenntnis, zu der man damit schon hinübergleitet, ist, wie bei einem Volk von Fischern und Jägern nicht wundernehmen kann, im einzelnen scharf genug, aber in unseren Augen ebenso mit Fabeln und Märchen durchwoben, wie etwa die Geschichte ihres Heilbringers Jelch. Denkwürdig

---

[1] *Boas, First Gen. Rep. (IV. Rep. North-Western Tribes [1889] 48).* — [2] Krause, Tlinkit 274. Vgl. auch oben S. 290 f.

ist dabei nur, dass dieser keimhafte Forschungstrieb, der nach den Erkenntnissen mit ebensoviel Folgerichtigkeit und Stetigkeit jagt, wie ein Kind nach Schmetterlingen, und der die buntesten und schillerndsten, wie dieses, am meisten liebt, zuweilen doch Gedanken aufgegriffen hat, die ernsthaft erst auf unserer eigenen heutigen Stufe erörtert worden sind. So haben die Kolumbianer nicht einmal, sondern in mehreren nebeneinanderlaufenden Fassungen jene Sage über die Abstammung des Menschen vom Tier oder aber beider von einer dritten Mischgattung ausgebildet,[1] die nichts anderes ist als eine Keimform der heutigen Entwicklungslehre, so wenig auch gewiss irgendein Zusammenhang durch alle die langen Zwischenstufen hin nachzuweisen sein wird. Die Tierlehre legt von der kindlich-frohen Willkür dieser ersten Regungen des Erkenntnistriebes nicht allein Zeugnis ab, auch die Sternkunde ist voll von so buntem Abenteuer, das man freilich, wohlgemerkt, nur dann recht würdigt, wenn man es als vollkommen sicheren Erkenntnisbesitz ansieht. Den Regenbogen erklärt eine Sage so, dass ihn einmal ein starker Jüngling, der Seher war, zum Himmel emporwarf. Es war der Ring des Grossen Bären, von dessen Glanz jedermann angezogen war und der doch schon zwei Brüder des Jünglings durchschnitten und getötet hatte. Wenn der Mond sich verfinstert, so ist dies ein Zeichen, dass er einen grossen Verlust erlitten hat. Und obwohl er für sehr reich gilt, pflegen die Wohlhabenden dann ihre wertvolle Habe vor die Tür ihres Hauses zu tragen, gleichsam ihm davon anzubieten. Tritt eine gänzliche Mondfinsternis ein, so geht man hinaus und singt besondere Gesänge: er gilt dann für verirrt und man muss ihn auf den rechten Weg zurückrufen.[2] Dabei ist doch die Beobachtung des Mondes scharf genug, um ihnen zu erlauben, den Monaten, ich weiss nicht, ob unter europäischem Einfluss, eigene Namen zu geben und das Jahr in zehn Teile zu zerlegen, von denen einer, der grosse Mond, die Zeit von August bis Oktober umfasst.

Die Beobachtung der Tiere und Pflanzen ist nicht so scharf, wie man meinen sollte. Einzelne, die den Tlinkit besonders wesentlich sind, führen in verschiedenen Arten nebeneinander besondere Eigennamen: so die Entenarten und die verschiedenen Beerensträucher. Für andere aber braucht man Sammelnamen: kleiner Vogel, Kraut; Bussard und Uhu verwechselt man noch, auffällige

---

[1] Boas, Indianische Sagen 278, 314, 98, vgl. o. S. 243, ferner auch *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 420f.* — [2] Krause, Tlinkit 269 f.

Vogelarten sind unbenannt. Die Farben, die man zu unterscheiden und zu benennen versteht, sind noch nicht sehr zahlreich, wenngleich nicht so gering wie bei manchen anderen Amerikanern gleicher Stufe. Blau und grün sind noch nicht unterschieden, beide, ebenso wie gelb, braun, rot, sind nur unter Zusammensetzung von -farbig mit einem Vergleichsgegenstand bezeichnet, statt weiss wird gar nur Schnee gesagt. Aber auch schwarz und grau sind schon vorhanden.[1]

Alle diese Erkenntnisbruchstücke leiden in unseren Augen an dem Mangel, dass sie der frei spielenden Einbildungskraft zuviel, dem beobachtenden Verstande zu wenig einräumen. Immerhin darf nicht verkannt werden, dass irgendeine Beobachtung jedem, auch dem buntesten Fabulieren zugrunde gelegen hat. Nur zog es der Kindergeist dieser Völker vor, sie künstlerisch schaffend auszugestalten, statt sie nüchtern zu buchen und sie gedächtnismässig sammelnd, verstandesmässig schliessend auszubauen. Am verderblichsten für dieses Wissen — wie am förderlichsten für Glauben und Kunst — war wohl, dass man sich des Unterschiedes beider Geistestätigkeiten in keiner noch so dumpfen und triebhaften Weise bewusst wurde.

Aber über dem noch nicht Erreichten darf das Errungene nicht vergessen werden. Wohl ist der Verstand erst am Werke, sich seine Waffen zu schmieden: aber er verfügt schon über eine unverächtliche Rüstung. Noch ist die Sprache an abgezogenen Begriffen ganz arm und an einzelnen Stellen auffällig unlustig zur Zusammenziehung einzelner Gesamtbezeichnungen. Es gibt eine Bezeichnung für den Südwind, aber nicht für den Wind im allgemeinen, sehr viele Namen für einzelne Fischarten, aber kein Wort für Fische als solche, nur ein zusammenfassendes für Flussfische, die man wohl gering achtet. Anderwärts ist diese Vereinfachung doch schon vorgenommen: so für Tier und Stein, für das erstere allerdings noch mit der Unterscheidung von weiblichem und männlichem Tier; im Fall der Farbe ist wenigstens die Fähigkeit vorhanden, die Art durch Zusammensetzung mit dem Oberbegriff zu kennzeichnen, wofür es auch sonst nicht an Beispielen gebricht.

Wesentlich höheren Rang, ja den höchsten Rang unter allen Einzelergebnissen dieses frühen Denkens überhaupt, nimmt der Formenbau der Sprache als solcher: die Gesamtheit ihrer Biegungs- und ihrer Satzlehre ein. An ihn muss die nunmehr

---

[1] Wortverzeichnis bei Krause, Tlinkit 353, dazu 151; die Farben, soweit ich sehe, vollständig nach dem Wortverzeichnis S. 356—379.

schon beendete erste Jugend dieser Urzeitvölker den grössten oder doch den erfolgreichsten Teil ihrer Geistesarbeit überhaupt gesetzt haben. Ein erstaunlich grosser Bruchteil der Formenfülle höchst entwickelter Sprachen liegt hier schon als ein blinkend vollkommenes Rüstzeug für tausend neue Zwecke des Denkens und des Lebens fertig und zugleich als eine der besten Vorübungen für abertausend andere Notwendigkeiten menschlichen Seins.

Vielleicht älter, aber kaum weniger bedeutungsvoll ist die Aufrichtung eines Zahlenbaus, d. h. einer ganzen Gruppe von völlig abgezogenen Begriffen. Sie sind hier unter Anleitung des menschlichen Leibes zu derselben Zehnerordnung gebracht, wie bei unseren Völkern. Die schwierigsten Errungenschaften, die Auffindung der Begriffe zwei und drei sind noch am sprachlichen Ausdruck als Besonderheiten zu erkennen. Sie haben eigene Worte, während vier durch Verdoppelung, fünf wie sehr naheliegt, durch den Ausdruck Hand, sechs, sieben, acht durch Zusammenfügung von eins und fünf, zwei und fünf, drei und fünf gebildet sind. Zehn ist gleich zwei Händen, alle Zehner von dreissig ab sind, genau wie im Deutschen, durch Anfügung der Einer gebildet, zwanzig aber bedeutet ein Mann, der ja zehn Finger und zehn Zehen besitzt. Die Sitka haben zwei, drei, vier Männer für vierzig, sechszig, achtzig. Bis zweihundert haben Reisende um 1880 zählen hören,[1] vielleicht auch das schon unter Einwirkung europäischer Vorbilder oder auch altmexikanischer Einstrahlungen.[2] Doch ist ebenso wohl möglich, dass dieser Zahlenbau, der unter anderen auch bei den Nutka[3] ganz ähnlich vorkommt, von dem regen Handelsgeist dieser Fischer- und Schiffervölker ausgebildet worden ist.

Man sieht, den Fehler der Zahlenordnungen der höchsten Völker hat man, verleitet durch den bequemen Massstab der Hände und Füsse, schon auf sehr niederer Stufe begangen, statt die Acht zum Endziel der ersten Zählungsreihe zu machen: was gegenüber der Zehnerordnung eine zweifache Teilbarkeit durch zwei statt der einfachen verbürgt und damit unabsehbare Vorteile gewährt hätte. Der Geist der Urzeit als eines ganz stofffreudig, ganz wirklichkeitsnah der Umwelt hingegebenen Entwicklungsalters, hat sich hierin, und hierin ein für allemal, etwas verderblich geltend gemacht. Dem einfachen Bedürfnis der Urzeit genügt diese allzu naturalistische, allzu empirische Ab-

---

[1] Zahlenverzeichnis bei Krause, Tlinkit 352f. — [2] Vgl. jedoch o. S. 287. — [3] *Bancroft, Pacific States I 192.*

leitung des Zahlbegriffs; den viel mannigfaltigeren Zwecken der höheren Stufen wäre eine stilisiertere, abgezogenere Prägung weit diensamer gewesen.[1]

Im ganzen aber war dies der höchste und ausserhalb der Sprachform einzige Erfolg begriffsbildender Kraft. Zuweilen vermag man nicht einmal neue Begriffe, die man gewohnt ist, zusammenzufügen, noch zu trennen: wie in dem erwähnten Falle, dass man nur mein Sohn, deine Tochter und so fort, nicht aber Sohn, Tochter zu sagen weiss. Ganz selbstverständlich ist, dass höhere allgemeinere, geistigere Begriffe noch fast ganz fehlen. Seele, Geist ist der einzige sehr auffällige Fall, in dem derartiges gelungen ist.[2] Fast scheint es, als hätte nur die Majestät des Todes und die grosse Furcht vor den entrückten Seelen die Köpfe zu dieser ersten grösseren Anspannung vermögen können.

Der grosse Grundzug, der durch all diese Eigenschaften geht, ist die völlige Hingegebenheit an die einzelne Tatsache. Ein völliges Unvermögen, sich durch Verbindung mehrerer Einzelheiten zu einer Allgemeinheit, zum Herrn und Meister über ein Mehrfaches von Beobachtungen zu machen. Man sieht und nennt das einzelne Ding, das Gewachsene, wie die lateinische Schulsprache es so wundervoll bildhaft nennt, aber man vermag noch keine Gemeinsamkeiten von ihnen abzuziehen, um sich damit den Weg zu tieferen und weiteren Erkenntnissen zu bahnen. An der einzigen Stelle, wo man, bei Auffindung des Zahlbegriffs, schon einen grossen Erfolg zu verzeichnen hatte, hat man durch jenen Fehler der Zehnerordnung dieser allzu grossen Abhängigkeit von den Gegebenheiten der Natur doch wenigstens einen kleinen Zoll gezahlt.

Man nennt als den Grund eines solchen Verhaltens des Geistes wohl das Unvermögen der Einbildungskraft und die Unentwickeltheit des Verstandes. Doch möge man nicht übersehen, dass hier eben die Teile wissenschaftlichen Erkennens vernachlässigt erscheinen, die nicht mit Hilfe des aufnehmenden und sich erinnernden Verstandes zu erreichen sind, sondern gerade vermittelst der höher fliegenden Vorstellungskraft, die Unbewiesenes vorwegnimmt, voreilig vom einzelnen auf das Ganze schliesst, Zusammenhänge voraussetzt, zu deren Aufdeckung die Einzelbeobachtung nie hätte vordringen können. Am letzten Ende

[1] So laienhaft meine Anschauung dieser Dinge auch ist, wage ich hier ein Urteil gegen die Meinung der Fachmänner. Die Astronomen rühmen — mir ganz unbegreiflicher Weise — dieses Zehnergebäude. — [2] Dies alles auf Grund des Wörterverzeichnisses bei Krause, Tlinkit 354ff. Vgl. o. S. 291.

handelt es sich eher um die Ungeschultheit der Einbildungskraft, als die Unreife des ordnenden Verstandes!

Zu einem Aufflug nach höheren Blickpunkten ist es dennoch zum mindesten an einer Stelle gekommen. Man muss fürchten, das hochmütige Lächeln der Weltweisen hervorzurufen, wagt man von einer Daseinswissenschaft so junger Völker zu reden. Und dennoch sind bei den Tlinkit Keime zu ihr vorhanden. Ihr Glauben enthält sie zum grösseren Teil. Ihr Seelendienst ist ein tastender Versuch, sich mit dem quälendsten Rätsel unseres Seins, dem Tod des Einzelnen, abzufinden: durch die Annahme eines schattenhaften Fortlebens. Man wende auch nicht ein: dies sei ja ein Glauben, kein Wissen gewesen: das Gegenteil ist richtig; diese Annahmen sind als ein vorgebliches Wissen entstanden, unser Unterschied ist ein künstlich von uns Heutigen in jene Zeiten getragener, übrigens von wahrhaft Gläubigen auch unserer Tage noch nicht anerkannter. Die Sagen von Entstehung der grossen Himmelslichter und Flüsse, der Tiere und so fort, sind unzweifelhaft eingegeben von einem starken Bedürfnis nach Ursachenerklärung: und zwar, was ihren Wert vermehrt — auf die grundlegenden, ältestgewohnten Gegebenheiten der Umwelt in einem viel weniger eingeschränkten Sinn. Wissenschaft, Daseinswissenschaft ist vollends jene ältere Anschauung von der Allbelebtheit der Erde und aller ihrer Bestandteile, die in dem heutigen Zustande freilich nur noch in wenigen Restspuren vorlugt, die aber mittelbar noch immer Denken und Glauben, Leben und Kunst der Kolumbianer beherrscht. Denn sie liegt allem Zauber zugrunde, sie ist die Voraussetzung für die Meinung von der Ebenbürtigkeit der Tiere, sie beherrscht durch dieses Mittel das künstlerische wie das gläubige Schaffen, sie prägt im Tierbild selbst noch der gesellschaftlichen Ordnung den äusseren Stempel auf. Die Überbleibsel sind gering: die Geschichten von Abstammung der Menschen von Tier, Pflanze oder Stein; die anderen von leichter Verwandlung der lebenden Menschen in Tier, Pflanze oder Stein,[1] die Reste von Allkraftvorstellungen.[2] Die Auswirkungen: Zauber, Glaube, Stoff der redenden und der bildenden Künste sind um so mächtiger. Für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gedankens aber ist nur dies wichtig: das sehr ungewiss umschriebene, aber um so tiefer ergriffene Vorstellungsgebäude, mit dem sich diese ganz frühe Jugend der Menschheit das Nahe und das Ferne, das Ganze

[1] Vgl. o. S. 211, 243f.; dazu als Beispiel die Versteinerung eines Menschen *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 401.* — [2] Vgl. o. S. 262.

und die Teile der Wirklichkeit, die äusseren und die innersten Zusammenhänge alles Geschehens zu erklären sucht, ist viel weniger phantastisch als die meisten solcher Erklärungsversuche mittlerer, ja höherer Stufen der Forschungsgeschichte, ist mehr Wissen als Glauben, ist trotz aller seiner Unzulänglichkeiten und Kindhaftigkeiten eine Weltanschauung im unbedingten Sinne des Wortes. —

Für die Werkzeugkunde eines Urzeitvolkes die erreichte Entwicklungshöhe festzustellen, ist wesentlich schwieriger, als für sein Wissen, fast ebenso schwierig, wie für die Sprache das gleiche zu versuchen. Das Wissen ist Überfluss, Überschäumen, das Werkzeug Notwehr oder Angriffswaffe im Kampf um das Dasein. Mit der Sprache teilt das Werkzeug eine dem Wissen weit überlegene, überallhin dringende Verbreitung, mit ihr auch ein Alter des Ursprungs, das viel tiefer rückwärts in die Zeiten reicht.

Die Frage, ob Stein- oder Metallwerkzeug, ist für die Kolumbianer durch das letzte Jahrhundert europäischer Einwirkung nur leise verdunkelt worden. Die herkömmlichen Werkzeuge der Tlinkit waren unzweifelhaft nur aus Stein gefertigt, selbst die überlieferten Formen der einzelnen Messer, Beile und so fort sind durch die Einführung des Eisens und die nunmehr von den Kolumbianern rasch erlernte Eisenschmiedekunst nicht allzu wesentlich geändert worden. Die wesentlichsten Werkzeuge sind auf den ersten Blick von roher Herstellung: die Schneide des Beils ist an den Stock durch Bastwerk befestigt, die Messer sind kurz, drei bis vier Zentimeter lang. Doch sei dahingestellt, ob hier nicht einige Grundsätze geschickter Schwergewichtsverteilung schon rein erfahrungsmässig gefunden sind, zu denen bekanntlich selbst unsere verfeinerte Werkzeugkunst erst in allerjüngster Zeit für die einfachen, alltäglichen Werkzeuge den Weg gefunden hat. Ein Pfriemenbohrer ist erfunden, heute aus einem zugeschärften eisernen Nagel mit hölzernem oder knöchernem Griff bestehend, ehemals vermutlich mit einer Knochenspitze bewehrt, wie die noch heute gebrauchten Knochenmesser vermuten lassen.[1] Es gibt steinerne Hämmer und steinerne Streitäxte.[2]

[1] Krause, Tlinkit 210, vgl. die Abbildung Tafel IV und S. 171. — Die Geschichte des Werkzeugs ist so vernachlässigt, dass für den technisch nicht vorgebildeten Geschichtsforscher nicht einmal die wesentlichsten Punkte der Entwicklungslinie erkennbar sind. Auch die Werke von Noiré, Reuleaux, Rühlemann, Bourdeau (über sie vgl. Anhang: Hilfsbegriffe II) helfen hier durchaus nicht weiter. — [2] Erman, Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Berings-Meeres (Ztschr. f. Ethnol. II [1870] 389).

Wird also das Werkzeug der Kolumbianer durchaus von Stein und Knochen beherrscht, so kann von ihnen doch nicht ausschliesslich behauptet werden, dass ihre Gesittung der Steinzeit angehöre. Die Tlinkit haben das in ihrem Hinterland reichlich vorkommende Kupfer vielmehr nicht allein zu den Platten, von denen als wirtschaftliche Werteinheiten schon die Rede war,[1] nein, auch zu Waffen: zu Lanzenspitzen und zu Dolchen verarbeitet. Es hat dazu bei grosser Begünstigung durch die Natur freilich nicht eben bedeutender Kunstfertigkeit im Bergbau und im Schmieden bedurft. So wurde an einem der in nächster Nähe von Sitka mündenden Flüsse Kupfer in gediegenen Blöcken am Tage liegend gefunden und zwar angeblich lose, jedenfalls leicht abtrennbar. Die Tlinkit haben aus diesen Klumpen, ohne alles Schmelzen, nur durch Ausschmieden und Treiben mit ihren Steinhämmern die Platten und Waffen im kalten Verfahren gefertigt. Dass sie dieser Kunst vor aller europäischen Einwirkung mächtig waren, wird sichergestellt durch die seltsamen gebogenen, an der inneren Seite schneidenden Formen. Das Eisen dagegen, das schon Cook im Jahre 1778 an der Westküste der heute nach Vancouver genannten Insel vorfand, das ebenfalls zu Waffen verarbeitet war und das hier und da auch bei anderen Kolumbianern auftaucht, mag, wie man sicher richtig vermutet hat, aus Ostasien eingeführt worden sein, wo es schon ein halbes Jahrhundert früher bei den Urzeitvölkern der Kamtschadalen, Korjaken und Tschuktschen im Gebrauch war.[2] Im selben Sinne wurde von den Kolumbianern auch noch in jüngster Vergangenheit Eisen wie Silber, nunmehr auch in glühendem Zustand, verschmiedet, beides mit grosser Kunstfertigkeit.[3]

Die Kleidung der Kolumbianer gehört zu einem Teil den einfachsten, zu einem andern Teil den vollkommensten Leistungen ihrer Werkzeugkunst an. Die altherkömmlichen, heute schon meist verschwundenen Gewandstücke, die Lederhemden, Lederhosen, Ledermokassins und Fausthandschuhe schneiden die Tlinkitfrauen mit Messern von Halbmondform zu. Der Kunst des Nähens schon mächtig, verwenden sie nur statt des Zwirns gespaltene Sehnenfasern, am liebsten vom Rücken des Elchs und des Renntiers.

Viel höher aufwärts in der Stufenfolge der Werkzeugentwicklung führt die Weberei, die sich bei den Kolumbianern,

---

[1] Vgl. o. S. 113, 283. — [2] Erman, Küsten des Berings-Meeres (Ztschr. f. Ethnol. II) 389—393. — [3] Krause, Tlinkit 211 f., vgl. o. S. 283.

insbesondere bei den Tlinkit und bei den Tsimschian, zu hoher Vollkommenheit ausgebildet vorfindet. Ihre Frauen spinnen die Wolle der Bergziege ohne jede maschinenartige Vorrichtung, indem sie, auf den Knien ruhend, die Wolle aus dem Haufen zupfen und sie auf dem nackten Oberschenkel zu Fäden von beliebiger Stärke rollen. Auch die Weberei geschieht ohne allen Webstuhl. Ein runder, langer Stab ruht auf zwei hölzernen Ständern. Von ihm hängen die Kettenfäden senkrecht herab, unten zu Knäueln geballt. Die Spinnerin kauert vor dem Rahmen. Sie zieht die Einschlagsfäden mit der Hand durch die Kettenfäden hindurch. Die Muster entstehen dadurch, dass ein Teil der Fäden schwarz, ein anderer gelb gefärbt wird, ein dritter unverändert bleibt. Gilt es, eine Tanzdecke für einen Häuptling oder einen Seher zu bereiten, dann sind sie so vielgestaltig, wie nur die Malereien auf Booten und Gefässen. Die Tierzeichen überwiegen und wechseln nach den Geschlechtern. Umfang und Umriss sind dagegen unabänderlich an ein festes Herkommen gebunden. Einfachere Decken werden anderwärts von Hundehaar gewoben.[1]

Die Kunst des Flechtens gilt den Tlinkit als eine besonders alte: sie rechnen sie zu den Gaben ihres Heilbringers Jelch. Selbst die Forschung der Weissen glaubt der Überlieferung, dass das Flechten von der Völkerschaft der Jakutat erfunden und ausgebildet sei. Die ältesten Geflechte, die man aufgefunden hat, reichen bis in das achtzehnte Jahrhundert zurück und zeichnen sich durch Feinheit der Arbeit wie der Zierung aus. Von jeher ist der Flechtkunst schon um deswillen ein hoher Rang zugefallen, weil in diesen Gegenden nicht die mindeste Töpferei aufgekommen ist. Wasserdichte Körbe sind für die Regel als Trink- und Essgefässe, als Koch- und Wasserkessel benutzt worden; sie sind noch heute nicht allein für Fische und Beeren, nein, auch für Tran die üblichen Behälter. Der Flechthut ist überall an diesen Küsten verbreitet. Das Leben des Menschen beginnt in einer Korbwiege und endet in einer Borkenmatte.[2] Wenn man gefunden hat, dass die Zeichen, die von den Tlinkit in ihr Geflecht gewirkt werden, nur zierende, keine heilige — etwa von den Tiergeistern hergeleitete — Bedeutung haben, so kann damit nur die Gegenwart und ihre abgeblasste Anschauung getroffen werden.[3]

---

[1] Krause, Tlinkit 199ff., dazu Abbildung 200; *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 14;* Woldt, Nordwestküste 66. — [2] *Emmons, The basketry of the Tlingit (Memoirs Am. Mus. Natural History III [1903] 229f.).* — [3] Dies gegen *Emmons, Basketry 231.*

Der Stoff, den man verflicht, ist die jüngere, zähere Wurzel der Fichte. Diese und eine Anzahl von Gräsern, die man hineinwirkt, werden sehr sorgfältig ausgesucht und bereitet, auf sechs verschiedene Weisen geflochten, die an sich schon eine nicht ganz geringe Mannigfaltigkeit des Gebildes gewährleisten. Die darüber hinaus angebrachten, eigentlichen Schmucklinien werden nicht eigentlich von Anfang an in dies Bastgewebe hineingewirkt, sondern auf das schon bestehende Geflecht aufgestickt. Nur die besondere Ausstattung der Ränder, für die man mannigfaltige Muster anzuwenden liebt, ist von vornherein vorgesehen.[1] Die äusserst geometrische Linienführung des aufgestickten Schmuckes, die gerade Streifen, rechteckige Winkel, auch fortlaufende, öfters grecartige Muster bevorzugt, und die zuerst den Eindruck starker Stilisierung macht, ist so durch das Werk in etwas gegeben.[2] Die Farben Ockergelb und ein bläuliches Grün haben den Vorrang, sie werden aus Pflanzensäften gewonnen. Alles Werk, das mit der Flechterei zusammenhängt, liegt in den Händen der Frauen: vom Einsammeln der Wurzeln bis zur letzten Vollendung.[3]

Die augenfälligste und zugleich die künstlerisch bedeutendste Leistung, die kolumbianischer Gewerbfleiss aufzuweisen hat, die Holzbereitung — sei es Zimmer-, sei es Bildner- und Schnitzwerk — hat doch zur mindesten Ausbildung von Werkzeug, wenn auch gewiss nicht von Handwerks- und Werkzeugkunst, geführt. Vor Eindringen des europäischen Einflusses haben die Kolumbianer, etwa die Kwakiutl, die Bäume im Wald mit Steinäxten gefällt, sie mit hölzernen oder knöchernen Keilen gespalten. Die Bretter, die sie aus den Zedern der Berge schnitten, glätteten sie mit der Hohldeissel. Dies Werkzeug fertigten sie sich aus den Kieseln des Bittersteins und des Schlangensteins, die die Flüsse mit sich führen. Um so mehr versuchende Erfahrung und erprobte Kunst muss in diesen Dingen von den Kolumbianern erworben worden sein: im Bootebau, der im Werksinn vielleicht den Gipfel ihrer Leistung dargestellt haben mag, brachten sie es doch so weit, verschiedene Formen für die Jagd, für den Fischfang und für die Reise auszubilden.[4] Sind es auch nur Einbäume, so versteht man doch schon, sie nach Erhitzung zu biegen, und die Form bestand die ausser-

---

[1] *Emmons, Basketry (Mem. Mus. Natur. Hist. III) 239, 240—242: Fig. 294—299, 245ff.* — [2] Abbildungen *Mem. Mus. Natur. Histor. III, Plate XI, Fig. 2, 7;* vgl. auch *S. 272f., Fig. 342—347.* — [3] *Emmons, Basketry 238f., 234.* — [4] *Boas, The Kwakiutl (Rep. Nat. Mus. 1895) 319f.*

ordentlichsten Prüfungen: ohne Segel, ohne Steuer, nur mit Rudern, die je ein Mann, auf dem Boden des Fahrzeuges knieend, zweihändig führte, macht man die schnellsten Fahrten, besteht den schweren Seegang, der vor den Inseln, an den Landspitzen zwischen den Föhrden rollt.[1]

SECHSTER ABSCHNITT
HEILKUNDE

Da diese Darstellung zum erstenmal den Kreislauf durch ihre Bezirke vollendet, ist billig, dass sie zu dem Leibe zurückkehrt, von dem sie ihren Ausgang nahm, Rechenschaft gibt von der Meinung, die man sich von ihm gebildet, von der Pflege, die man ihm gewidmet hat. In die Reihe der anderen Wissenschaften lässt sich die Heilkunde auf keiner Stufe menschlicher Entwicklung einreihen, am wenigsten auf der der Urzeit. Nicht deswegen, weil man sie minder wissenschaftlich betrieben hätte — das Gegenteil wäre eher richtig —, denn im selben Sinne, wie man alles, was wir heute Glauben nennen, auf Wissen stützte, suchte man auch zu heilen auf Grund der besten Kenntnisse von Leib und Seele des Menschen. Dass diese Kenntnisse, soweit sie den Leib betrafen, erst gering waren, würde ebensowenig verschlagen. Aber freilich die Mittel, mit denen man die Krankheit bekämpfte, waren zum grösseren Teil Anschauungsquellen entnommen, die wir Heutigen als nichts weniger als wissenschaftlich anzusehen pflegen, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht. Der Arzt war Geisterbeschwörer; und es bleibt fraglich, ob das eine oder das andere von seinen beiden Ämtern das frühere war, ja, ob sie überhaupt voneinander getrennt gedacht wurden. Da die Grundmeinung bestand, dass Krankheit von üblen Geistern stamme, so ist sehr wohl möglich, dass die Ausbildung der Geisterbeschwörung ihren Ausgang von der Krankenheilung genommen hat, die ja im wesentlichen den Zweck hatte, den Geist zu bannen, der sich des Kranken bemächtigt hatte.

---

[1] *Boas, First Gen. Rep. (V. Rep. North-Western Tribes) 21,* man vergleiche die Schilderung einer solchen Fahrt von Kapitän Jacobsen bei Woldt, Nordwestküste 66f.

Dabei ist durchaus nicht wahrscheinlich, dass Geisterglaube und Geisterdienst überhaupt aus der Krankenheilung entstanden sind, wohl aber, dass nicht erst das priesterlich-berufsmässige Geisterbeschwören der höheren Urzeit, sondern schon das nicht-priesterliche, unberufsmässige Beschwören, Zaubern überhaupt, das jenem voraufgegangen sein mag, zwar noch nicht Ärztetum, aber Arzneikunde in sich schloss. So finden sich die Anfänge des Glaubens mit den Anfängen der Heilkunde, die Anfänge des Glaubensdienstes mit den Anfängen des Arzttums unlöslich verknüpft: Priester und Arzt sind auf diesem Teil der Weltbühne zuerst nicht allein zusammen, sondern sogar in einer Person aufgetreten.

Schon damit ist gesagt, dass unsere Entwicklungsstufe von allen vielleicht die ungeeignetste ist, um von ihr aus gerecht über die Heilkunde der Urzeitvölker zu urteilen. Der grenzenlosen Nüchternheit, mit der die Gegenwart alles nicht Nütz- und Greifbare durch Witzeln oder Schelten in den Staub zu ziehen sucht, mussten die kindhaft rührenden und doch oft so tiefsinnigen Versuche der jungen Völker, diese Aufgabe zu lösen, von vornherein unverständlich und darum zugleich tadelnswert und lächerlich erscheinen. Man lese nur: fast alle älteren und sehr viele jüngste Reiseberichte noch behandeln den Medizinmann, wie sie ihn abschätzig nennen, als einen im besten Fall betrogenen Betrüger und sein Werk als eine greuliche Mischung von Dummheit und Herrschsucht, Albernheit und Betrug.

Allerdings schon der oberste Grundsatz dieser ältesten Heilkunde, dass man die Krankheit des Leibes durch Einwirkung auf die Seele heilen könne, muss unserer Arzneiwissenschaft vollkommen falsch erscheinen. Ist ihr dies doch Grundstein aller ihrer Wirkung, dass man alle Übel des Körpers nur mit körperlichen Mitteln heilen könne, und dass die Seele — falls man ihr überhaupt noch ein Dasein gönnt — höchstens von gewissen Hinderungen des Heilvorganges abgehalten werden müsse. Alle die Heilverfahren, die, wie die Hypnose, die Suggestion und so fort die Seele zu tätiger, unabhängiger Teilnahme an dem Kampf gegen die Krankheit aufrufen, erfreuen sich starker Anfeindung.

Man wolle mich nicht missverstehen. Hier soll weder der Verteidigung einer Zweiheit von Leib und Seele das Wort geredet, noch die Auffassung aller geistigen Vorgänge in uns als unmittelbarer Erzeugnisse einer entsprechenden Tätigkeit unseres Leibes bekämpft werden. Noch soll verkannt werden, dass

viele werktätige Ärzte niemals das Wesen ihres Berufs als einer Kunst verkannt haben, also als eines handelnden Beeinflussens des Menschen, des ganzen Menschen, und also nicht seines Leibes nur, nein, auch seiner Seele. Aber niemand wird in Abrede stellen, dass kein Zeitalter weniger auf alle ausserleiblichen Erscheinungen der Krankheit gegeben hat, als das unsere, das, seiner grossen, heiltechnischen Erfolge froh, jede Rücksicht auf die anderen Kräfte unseres Ichs beiseitesetzen zu können meinte.

Niemand erwarte hier auch, den an sich unmöglichen Versuch einer vollkommenen Rechtfertigung dieser jugendlich tumben Heilweise zu finden. Er wäre nicht im selben Masse unstatthaft, wie ein Versuch, die Sternkunde der Kolumbianer für zureichend zu erklären, aber er würde an der Fülle grober Irrtümer, die dem Beobachter von allen Seiten entgegenstarren, ohne weiteres scheitern. Worauf es hier abgesehen ist, ist allein der Hinweis auf die Notwendigkeit, diesen Bezirk des geistigen Schaffens der jungen Völker mit demselben Sinn liebevoll verstehender Unparteilichkeit zu betrachten, wie alle anderen. Nicht mit höhnischer Miene selbstverständliche Überlegenheiten unserer Entwicklungsstufe geltend zu machen, tut not, sondern die Menschheitskindheit auch in diesem Stück aus ihrem eigenen Geist heraus zu begreifen. Diese Darstellung ist nicht im mindesten zuständig, sichere Grenzlinien dessen zu ziehen, was irrig, was zweifelhaft und was vielleicht ganz richtig gedacht und gewollt ist von dieser lallenden Heilkunde, aber sie vermag vielleicht zuweilen als guter Anwalt gegen eine hundertjährige Verkennung aufzutreten, und einer milderen nicht nur, nein, auch gerechteren Beurteilung den Weg frei zu machen.

Befremdlich genug für Europäeraugen ist die Behandlung, die ein Seher der Tlinkit einem Kranken zuteil werden lässt. Aus einer Hütte tönt Gesang; wer eintritt, findet sie voll von Menschen, Frauen und Männern, die teils nur Beschauer, teils doch auch Teilnehmer an der Handlung sind. Der Kranke sitzt neben dem Feuer auf einer Matte, der Seher, der das Haar bis zu den Kniekehlen entfesselt trägt, neben ihm. Er trägt auf dem Kopf eine Krone aus Holzstäben, die, den Hörnern der Bergziege gleichend, bei jeder seiner Bewegungen aneinander schlagen, am Nacken einen Kranz, mit allerlei ebenso wunderlichem Zierat besetzt. Er ist umgürtet mit einer bunten Tanzdecke und bis zu den Lenden nackt. Er hockt auf den Knien und bewegt den Oberkörper in krampfhaften Zuckungen hin und her, schwitzend vor Anstrengung. Er singt laut und einförmig

und begleitet sich mit einer hölzernen Klapper von Gestalt eines Kranichs, die er in der Hand hält. Oft unterbricht er sich mit heftigen Schreien und mit wildem Ächzen und Stöhnen. Sein Heilwerkzeug bilden kleine Stäbe aus gerundetem Erlenholz, die an den Enden wie Wäscheklammern gespalten sind, und mit denen er die Füsse und den Kopf des Kranken umklammert. Dann fasst er auch nach den Händen des Leidenden, legt sie über seinen Bauch und führt ihn so nach sich um das Feuer, indes er die Namen von mehreren Tieren ausruft, einmal im Kreis, dann umkehrend in entgegengesetzter Richtung. Eine Anzahl von Männern hockt um das Feuer und schlägt den Takt mit Ruderstangen und kleinen Stäben auf Bretter. Zwischen ihnen und dem Zauberarzte wechselt Rede und Gegenrede, aber nur in kurzen abgebrochenen Sätzen. Nur die Frauen verharren in schweigendem Schauen, so auch die Angehörigen des Kranken.[1]

Die Zusammenhänge mit heiligen Handlungen sehr verschiedener Art sind nicht zu verkennen. Die Tiere, die man anruft, deuten auf die Ahnentiere der Geschlechter, die Tiergeister; der eigentliche Zweck des Ganzen ist sicher die Austreibung des feindlichen Geistes, von dem der Kranke besessen ist, mit Hilfe der ihm wohlgesonnenen.

Ein seltsames Bild: die Krankenheilung wird zu einem Fest erregter Leidenschaft, das, zwar dem Gottesdienst verwandt, doch auch von einer Tanzfeier nicht allzuweit getrennt ist. Der Heilkunst ist wohl auch heute trotz aller Wissenschaftlichkeit ihr Wesen als das eines werktätigen Handelns, das wie alle Werkzeugkunde in der Mitte zwischen Forschung und Leben steht, nicht genommen. Bei den Kolumbianern aber ist sie ein noch mannigfaltiger zusammengesetztes Wesen: sie entleiht die Werkzeuge seelischer Einwirkung auf den Menschen, die sie sich vor anderen zur Pflicht macht, dem Glauben und Aberglauben, dem Tun der Priester und Zauberer, aber zugleich ist sie ebensowohl auf Wissen gegründet, wie alle Bestandteile des Seelendienstes.

Und wer dürfte diese Inanspruchnahme der Seele ohne weiteres als irrig verwerfen? Gerade wer in der Seele, in unserem geistigen Ich nur den Teil und die feinste Blume unseres Leibes sieht, kann sich dem Gedanken nicht verschliessen, dass wohltätige — wie schädliche — Einwirkungen nicht immer nur vom Stamm, sondern auch vom Wipfel auf den Stamm ausgehen können. In neun von zehn Krankheiten mag diese

[1] Krause, Tlinkit 297f.

Bahn unwegsam sein. Die zehnte mag doch von ihr erreicht werden: die ungeheure Erregung, die sich von dem Priesterarzt auf den Kranken überträgt, der aufwühlende Eindruck all dieser seltsamen Zurüstungen und einer halb festlichen, halb heiligen Handlung, sie mögen zuweilen eine Besserung herbeigeführt und deshalb dem noch tastenden Wissen dieser jungen Völker als immer richtige und angebrachte Mittel erschienen sein. Wie wenig wusste man vom Leibe: kaum dass man seine wichtigsten Werkzeuge kannte, d. h. mit Namen nannte: Herz, Hirn und allenfalls Leber und Lunge. Wie hätte man in diesem undurchdringlichen Dunkel von Unkenntnis zu besserem Wissen gelangen sollen? Es ist erstaunlich genug, wie richtig — auch im Sinn neuester Heilwissenschaft — hier wie so oft alles Wohl- und Übelbefinden auf das Herz zurückgeführt wird. Der Tlinkit, der sagen will: ich bin krank, sagt: mein Herz ist krank.[1] Mag sein, dass er es nur als dasjenige innere Leibeswerkzeug nennt, das sich ihm am stärksten bemerkbar macht. Es ist aber auffällig genug, dass er an diesem wichtigsten so zähe festgehalten hat.

Zuletzt ist die eigentliche Arzneiwissenschaft, die von den Priesterärzten der Tlinkit neben ihren Beschwörungen geübt wird, durchaus nicht so dürftig, als man meinen sollte. Die Austreibung der bösen Geister scheint nur als äusserstes Mittel angewandt zu werden. Neben ihr besteht eine Krankheitslehre, die allein acht innere Krankheiten unterscheidet und für jede von ihnen ein eigenes Heilmittel anwendet. Selbst so nahe verwandte Erscheinungen, wie Lungen- und Brustfellentzündung, werden gesondert; rheumatische, katarrhalische Fieber, Kolik und Durchfall, Husten und Kopfschmerz werden behandelt. Es ist eine ganze Reihe von Arzneipflanzen, die man kennt und anwendet. Man brüht Aufgüsse, presst Säfte, mischt sie mit dem Talg des Wildes, lässt warme Dämpfe aufsteigen, unterscheidet Blätter, Rinde, Saft der heilkräftigen Kräuter und Bäume. Geschwüre behandelt man mit Fischfett und Baumharz; den Fieberkranken bereitet man, um sie weich und warm zu betten, ein Lager aus vermodertem Zedern- und Fichtenholz über heissen Steinen und ist klug genug, diese Streu immer wieder zu erneuern. Man verbindet die Wunden fest, man schient die gebrochenen Arme und Beine. Die in der Nähe von Sitka sprudelnden Schwefelquellen scheinen für Heilzwecke schon vor Eindringen der Europäer in Benutzung genommen zu sein.[2]

[1] Im Wörterverzeichnis bei Krause, Tlinkit 366. — [2] Krause, Tlinkit 298 Anm. 1, 167.

Dies alles kann nur der Ertrag langer und eingängiger Beschäftigung mit dem Leib sein, und diesem steht ohnehin der Kolumbianer mit der kindhaften Unbefangenheit und Schamlosigkeit des Urzeitmenschen im Empfinden näher, als unserer Stufe denkbar oder auch nur möglich wäre. Es gibt eine Tiergeschichte, die das zeigt. Der kleine Vogel Anan lud einst alle Tiere zu einer grossen Feier. Um sie zu bewirten, schnitzte er sich einen Haken aus Holz und holte mit diesem viel Bergziegenfett aus seinem After hervor, so dass sie alle reichlich zu essen hatten. Die Geschichte ist gegen den Raben Pa gemünzt und gegen den dummen Hochmut, mit dem er erklärt, das könne er auch. Er lädt alle Gäste auch in sein Haus, schneidet auch einen Haken, verletzt sich mit ihm aber nur den Darm.[1] Aber sie lehrt auch, wie wenig die Übereinkünfte des Ekels vor dem Schmutzigen am eigenen Leibe noch ausgebildet sind: denn die Tiere sind auch hier nur die Träger des menschlichen Empfindens. Von solcher scheu- und ekellosen Nähe am Leib konnte man aber weit eher zu Beobachtungen seines Verhaltens kommen. Ist doch selbst ein Keim ursprünglicher Gesundheitspflege aufgesprossen! Die tägliche Waschung des Gesichts mag freilich erst sehr neuen Ursprungs sein, die Seife hat als Reinigungsmittel erst den Harn verdrängen müssen. Aber sehr umständliche und wohlvorbereitete Schwitz- und Dampfbäder, gefolgt von Seebädern, selbst im kalten Winter, sind von jeher Brauch gewesen.

Fast scheint es, als ob sich auch in dieser Entwicklung zwei Schichten voneinander absetzen, die im Lauf der Zeiten aufeinander folgend, in ihren Ergebnissen auch nebeneinander gelagert auftreten. Es ist sehr bezeichnend, dass die Kenntnis der Arzneien bei den Tlinkit allgemein verbreitet ist, während das auf Beeinflussung, Bezwingung, Betäubung der Seele abzielende Verfahren der Seher allerdings deren Vorrecht und Alleinbesitz ist. Die Anwendung der Arzneien kann nur auf die Vorstellungen von Zauber und Allkraft zurückgeführt werden; selbst das Dampfbad wird heute noch wie eine Feier, wie ein Dienst in Gemeinschaft und unter Klappern und Gesang genommen;[2] auch jene Geschichte vom Raben Pa und ihre Scheulosigkeit mag sehr alten Ursprungs sein. Vielleicht dass erst mit dem Emporwachsen der Tiergeisterdienste und mehr noch

---

[1] Sagen der Dsatloltch 5, 1 (Boas, Indianische Sagen 76). — [2] Krause, Tlinkit 298 Anm. 1; Erman, Küsten des Berings-Meeres (Ztschr. f. Ethnol. II) 320f.

des Sehertums die Seelenheilkunst der zweiten Schicht aufgekommen ist.

Sie zeigt sich wenigstens völlig eingebettet in den gesamten Vorstellungskreis dieser neueren Glaubensstufe. Wohl hat auch sie noch Reste der alten Anschauung aufbewahrt: die Seher der Kwakiutl saugen nach vollzogener Beschwörung am Leibe des Kranken so lange, bis sie die Krankheit aus ihm herausgezogen haben. Sind sie bei dieser Bemühung zum Ziel gekommen, so weisen sie den Umstehenden wohl den Stoff des Übels — in Wahrheit die *materia peccans* — vor: ein Stück Haut oder Holz oder Bein oder Quarz. Hier leuchtet noch der alte Zauber- und Allkraftgedanke durch: irgendein Stück der Natur, der unbelebten Natur, überwältigt mit seiner stärkeren, hier böse wirkenden Kraft die an sich gleichgeordnete, ebenbürtige, hier sogar unterliegende Kraft des kranken Menschen. Und um das Übel zu beseitigen, bedarf es nur der Zauberstärke des Sehers, die wiederum der Kraft des die Krankheit erregenden Naturbestandteils überlegen ist. Dies alles nimmt sich wie ein Überbleibsel des alten Zauberns aus, nur unter der Hand der Zauberärzte berufsmässig gesteigert. Ganz gleicher Linie mit Tiergeisterglauben und Sehertum aber ist die Vorstellungsreihe, die im übrigen die Heilkunst der Seher bei den Kwakiutl beherrscht. Wie sie in ihren Träumen die Leiber derer, die bald sterben werden, verlassen sehen, so ist auch ihr Bescheid, wenn sie an das Lager Schwerkranker gerufen sind und ihr Haupt, ihre Nasenwurzel befühlt haben, dass ihre Seele schon von ihnen gegangen sei. Dann befehlen sie, dass ein grosses Feuer in der Mitte des Hauses entzündet werde, und wenn die Nacht hereinbricht, versammeln sich alle Verwandten und Freunde, und der Kranke sitzt an der lodernden Flamme. Der Seher tritt nahe zu ihm und singt lange seine Zaubersänge über ihn. Zuletzt erhascht er die flüchtige Seele des Kranken. Er zeigt sie den Umstehenden auf seiner flachen Hand: sie ist anzusehen wie ein Zwerglein oder wie ein kleiner Vogel. Dann bringt er sie wieder in den Besitz des Kranken, indem er sie zuerst auf die Spitze von dessen Kopf und dann in den Kopf hineingleiten lässt. Denn die Seele bewohnt das Haupt des Menschen und füllt es ganz aus.[1]

Hier überwiegt als Ursprungsgebiet der Seelenglaube. Wie nahe aber alle diese Vorstellungen den Tiergeistern sind, zeigt

[1] Nach der ungedeuteten Schilderung bei *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 59f.*

sich deutlich in einem Brauch der Seher der Tschinuk: ihnen gilt die Krankheit nicht als Entleertheit von Seele, sondern als Besessenheit durch eine andere Seele, die Krankheitsseele. Der Seher weiss sie aus dem Kranken herauszulocken und wird sie in ein Gefäss kalten Wassers getan, so findet sie sich darin in Gestalt eines Menschenknochen, aber auch einer Wolfs- oder Vogelklaue. Alle Kraft aber, die ein Seher besitzt, und die er ebenso oft verwendet, um Gesunde krank, wie um Kranke gesund zu machen, wird ihm verliehen von seinem Schutz-, d. h. also von einem Tiergeist. Ist dieser Geist stark genug, so vermag sein Inhaber die Borke eines Baumes oder den Adler auf seinem Wipfel krank zu machen, so dass im Augenblick die Borke platzt und abfällt, der Adler aber mit blutendem Schnabel herabstürzt. Zuweilen geraten die Seher in Wetteifer: sie berühmen sich jeder ihres Geistes und versuchen sich unter einander Krankheit anzuwünschen. Keiner von ihnen aber, der einen mächtigen Schutzgeist hat, kann von solchem Angriff getroffen werden. Und einige Bevorzugte ausser dem Seher erfreuen sich gleicher Kraft: es sind die starken Männer.[1]

SCHLUSS-ABSCHNITT

DIE EINHEIT DES GEISTIGEN SCHAFFENS

Der natürliche Drang vergleichender Forschung, auch für das geistige Schaffen der Kolumbianer, neben die Reihen sachlicher Entwicklung eine weitere der Persönlichkeitsgeschichte zu stellen, wird sich von vornherein noch geringere Aussichten machen müssen, als der gleiche Versuch in dem Reiche des handelnden Lebens. Wenn sich in einem der Bezirke geistigen Dichtens und Trachtens das Gedächtnis starker Einzelner hätte erhalten müssen, dann in dem des Glaubens. Aber wie selten ist es dazu gekommen. Ist schon die Zahl der Häuptlinge gering, deren Namen aufbewahrt geblieben sind, so ist die der Seher doch noch kleiner, denen man Erinnerung bewahrt hat. Von jenem Seher der Sitka, der sich ins Meer senken liess, von einem anderen aus der Völkerschaft der Tschilkat, der eine

---

[1] Aussagen Keltees *(Boas, Chinook Texts 208f.)*. Vgl. auch *Niblack, Northwest Coast* (Rep. Nat.-Mus. 1888) *349f.*

Maske besass, deren eine Hälfte sich in Stein verwandelt hatte, während die andere Holz geblieben war, ist nach ihrem Tode noch die Rede gewesen;[1] ein dritter, auch ein Tschilkat, der das Erscheinen des Ölfisches an der Küste zu bewirken verstand, erwarb sich bei Lebzeiten grossen Ruhm.[2] Der Seher Kaka, ein Sitka, von dem schon erzählt wurde, ist vollends noch nach Menschenaltern eine Gestalt der Überlieferung geblieben.[3]

Dies Zurückbleiben der Männer des geistigen hinter denen des handelnden Tuns entspricht nur dem vermutlichen Verlauf der Entwicklung in weiter zurückliegenden Altern, auf die man aus einigen Anzeichen schliessen darf. Es scheint doch, als sei der Häuptling wesentlich früher aufgekommen als der Seher: die Ordnung der Geheimbünde der Kwakiutl kennt zwar Häuptlings-, aber keine Sehergesellschaften. Und ferner: die Weihen und Feste, die diese Bünde veranstalteten, und die so alten Ursprungs sind, kennen die Leitung durch die Seher noch nicht.[4] Dies lässt ersehen, dass die Rundheit und Ungebrochenheit des Urzeitmenschen jeder Spaltung und Arbeitsteilung im Bezirk des Glaubens länger standgehalten hat, als in dem des Staates.

Immerhin hat der Glauben das Vorrecht, die Persönlichkeit nicht allein als Träger, nein, auch als Gegenstand und Gebild seiner Geschichte aufzuweisen. Und da ändert sich der Anblick insofern, als die Persönlichkeit zwar auch hier nur erst in wenigen Fällen sich durchsetzt, aber im Zustand des Keimens doch schon die entscheidenden Entwicklungssiege des Emporwachsens und Sichdurchringens davonträgt. Denn wenn auch die Seelen der Verstorbenen zu wesenlosen und nur herdenmässig auftretenden Schattenhaufen verblassen — vielleicht auch dies ein Beweis, dass der Einzelne noch viel zu wenig als Einzelner galt, als dass er gar nach seinem Tode eine persönliche Wirkung hätte ausüben können — das Tier, ganz erfüllt von der Blutwärme eigener und dazu ihm angedichteter menschenartiger Persönlichkeit, drang höher und höher, war zuerst als Sagenheld, als Bundesstifter und Geschlechtsahn das Ziel dankbarer Erinnerung, dann als Heilbringer Gegenstand stärkerer, wenngleich noch immer launisch begrenzter Verehrung, endlich als aufsteigender und an den Himmel versetzter Gott ein Forderer und Empfänger hingebender Anbetung. Kein Zweifel,

---

[1] Vgl. o. S. 226; Krause, Tlinkit 286 f. — [2] S. o. S. 226; Krause, Tlinkit 287. — [3] S. o. S. 227; Krause, Tinkit 288 f. — [4] Vgl. o. Klassen S. 149, Glauben S. 261.

der Persönlichkeitsgedanke, der einst seine äusserste Ausgipfelung in dem Bild eines allmächtigen Himmelsgottes feiern sollte, hat in diesen frühen Entwicklungsaltern seine Wurzeln, die allem seinem späteren Aufschiessen Antrieb und Säfte bereiten sollten. Denn einmal trat das Tier zuerst als Sagengestalt, dann als Tiergeist und Schutzherr früher auf die Bahn als die Himmelskörper, dann aber steigerte es sich, seine Eigenschaften, sein Ansehen so sehr, dass es der Gottesgestalt entgegenzuwachsen vermochte.[1]

Handelt es sich darum, das Ineinanderwirken der einzelnen Formen geistigen Schaffens zu beobachten, so wendet sich wiederum der Blick zuerst den Einflüssen zu, die diese Formen allesamt oder einzeln von den allgemeinsten der Gegebenheiten, von Land und Himmel, erfahren haben. Die Erklärung aller Menschengeschichte durch die grossen Stofflichkeiten der Umwelt und ihre Einwirkung auf unser Geschlecht hat den Weg dieser Einwirkung fast ausschliesslich durch den Bezirk des Wirtschaftlichen gelegt: Ernährung, Wirtschaft, alle übrige Geschichte, das ist die Stufenfolge, von der die materialistische Geschichtsauffassung ausgeht, und die schon durch ihre allzu

---

[1] Auf einem völligen Missverständnis einmal meiner Auffassung, sodann, wie ich denke, der Natur des Tieres beruht der Vorwurf, den man mir gemacht hat, als hätte ich, indem ich auf die Schwierigkeiten einer Verpersönlichung der Himmelskörper hinwies, eine Unfolgerichtigkeit begangen, da doch der von mir angenommenen Verpersönlichung der Tiere die gleichen Hindernisse entgegenständen. (So Ehrenreich, Götter und Heilbringer: Ztschr. f. Ethnol. XXXVIII [1906] 577.) Denn hierauf ist zu erwidern: Tiere brauchen nicht erst verpersönlicht zu werden, ihnen kommt vielmehr die Persönlichkeit als innewohnender Bestandteil ihres Wesens zu. Persönlichkeit ist nämlich vor allem anderen die Besonderheit, Geschlossenheit, Selbstgenügsamkeit eines lebenden Wesens, die schon der lateinische Sprachgebrauch dem Wort *persona* in seiner abgezogenen Anwendung als notwendige Eigenschaften beimisst, und sie kann dem tierischen Einzelwesen so wenig abgesprochen werden, wie etwa den Menschen niederer Ausbildung und niederer Stufen, obgleich beide herdenmässig genug auftreten. Eben auf diese seine Eigenschaften baut sich aber die Entwicklungsfähigkeit des Tieres zum Geist, Heilbringer, Gott, gegenüber den nichtpersönlichen Naturkräften und den entpersönlichten Seelen auf, wie auch in meinen früheren Ausführungen in hinlänglicher Deutlichkeit dargelegt worden ist. (Heilbringer 17, 33f., 176f.) Vgl. auch oben S. 259f.

Zu Hilfe kommt selbstverständlich die Vorstellung, die dem Tier menschliche Meinungen, ja Einrichtungen zuschreibt. Aber sie ist einmal eine allgemeine, nicht der Glaubenssage allein angehö ende, sodann ist Vermenschlichung nicht Verpersönlichung. Die gleichen Umdeutungen von Pflanze und Stein aber hängen sicherlich mit irgend einer annähernden Gleichsetzung beider mit dem Tiere zusammen. (Vgl. o. S. 243f.)

grosse Einfachheit vor sich warnen sollte. Die geistige Entwicklung ist in diese Reihe nicht ganz ohne Widerstände einzuordnen, obwohl auch dies versucht worden ist. Insbesondere der Glauben leistet hier harten Widerstand, und schon sind in dem Lager der materialistischen Geschichtschreibung Stimmen laut geworden, die ihm deshalb eine Ausnahmestellung einräumen wollen.[1] Andrerseits ist selbständig und ohne Anlehnung an diese Geschichtsanschauung eine Ansicht von Entstehung des Glaubens ausgebildet worden, die ebenso materialistisch, wenn auch nicht ebenso ökonomistisch wie jene, in gewissem Sinn ein Seitenstück zu ihr darstellt. Sie zielt darauf ab, dass die Gestalten des Glaubens nur aus Verpersönlichung der Naturkräfte und Naturteile, insbesondere der Himmelskörper, hervorgegangen seien.

Die Schilderung, die hier von den Ursprüngen des kolumbianischen Glaubens gegeben wurde, steht zu dieser Anschauung im Gegensatz. Denn sie leitet sie in der Hauptsache aus der Verehrung der Tiere, der zu Tier-, zuletzt zu Menschengeistern gesteigerten Tiere ab. Man könnte einwenden: dieser Urquell sei nicht minder materiell als der andere, und würde sich hierin irren. Denn ein Glauben, der den Menschen von Sonne, Mond und Sternen diktiert worden wäre, wäre allerdings noch immer ein Erzeugnis des ahnenden, schauenden Menschengeistes, aber ihm aufgedrungen von einer gewaltigeren Macht der Umwelt, als die Tiere es je sein könnten. Dann wären die Dinge die grössere Hälfte des Wegs zum Menschen hin, er die kleinere zu ihnen hin gegangen. Die Tiere sind näher, kleiner, minder übermächtig als die gewaltigen Himmelslichter: umkleidete die Wunder webende Ahnung der Seele sie mit heiliger Gewalt, so war dies mehr ein Werk des Ichs, als der Welt.

Aber mit eiferndem Vorurteil hat man auch für den Glauben der Kolumbianer jene materialistische Auffassung verfochten. Man hat den Raben kurzab für eine Versinnbildlichung, eine Verkörperung des Mondes erklärt. Der Rabe sei nur ein Abbild der Mondflecken, die in seine Gestalt umgedeutet seien; in den Fassungen, die seine Sage bei den Tsimschian, bei den Tlatlasikoala — einer Völkerschaft in nächster Nachbarschaft der Kwakiutl — erhalten habe,[2] sei an vielen Einzel-

[1] Oppenheimer, Eine neue Theogonie (Neue Rundschau XVII [1906] 754), Skizze der sozial-ökonomischen Geschichtsauffassung (Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. u. Soziol. XXVII 348ff.). — [2] Ehrenreich hat meiner früheren vorläufigen Darlegung dieser Dinge (Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer [1905] 8—65) eine sehr

zügen der Mondursprung dieser Geschichten auf das deutlichste zu erkennen. Dass der Vater des Raben als Kind sich von den Eingeweiden seiner toten Mutter nährte, dass er, im Frühling befreit, sich in leuchtender Gestalt anderen Kindern beigesellte, dass er bereits als Knabe gefrässig war, dass er zum Himmel aufstieg, um die Tochter der Sonne zu heiraten, dass ihrer beider Kind eine schneeweisse Haut hatte, wiederum sehr gefrässig war, dass es nachher zum Raben wurde, dessen Gefieder sich erst bei Gelegenheit des Feuerraubes schwarz färbte — dies alles seien ebensoviel Beweise dafür, dass die Rabensage nichts anderes sei, als eine versinnbildlichende Umdeutung des Mondlaufs. Dieser, in Wahrheit etwas mondsüchtige Übereifer einer Forschung, die für eine höhere Stufe der Glaubensentwicklung die besten Erfolge aufzuweisen hat, die sie aber zu Unrecht auf die frühe Urzeit überträgt, übersieht sogar auffällige Brüchigkeiten ihres eigenen Studierstoffes. Die Überlieferung der Tlatlasikoala, wie sie hier wiedergegeben wurde, ist offensichtlich aus mehreren, mindestens zwei, ursprünglich selbständigen Sagen zusammengeklebt — ein neues Beispiel für den Vorgang fortgesetzter Zusammenfassung einzelner Sagenstoffe.[1] Um so näher liegt, auch in Hinsicht auf den Mond, eine Umschmelzung und Vereinigung ursprünglich gesonderter Stoffe anzunehmen.

Bestimmte einzelne Züge nämlich können der Rabensage sehr wohl im Hinblick auf den Mond aufgepfropft und einverleibt worden sein: so etwa der Nebenumstand, dass in der Fassung der Hëiltsuk der Rabe sich ein Kind aus der Scheidenabsonderung eines Mädchens schafft, das zum Himmel aufsteigt und — wie der Vollmond — am vierten Tage haarlos wiederkehrt. Aber wie völlig irrig wäre es um dieser und einer Anzahl ähnlicher Einzelzüge willen, den Ursprung der hundertfach mannigfaltigeren Rabensage nicht auf die wirkliche Tiersage,

---

ausführliche Besprechung gewidmet (Götter und Heilbringer, Ztschr. f. Ethnol. XXXVIII [1906] 536—610). Die allgemeinen Darlegungen, in denen sie gipfelt, und die auf eine Verteidigung der alten Herleitung aller oder der meisten Göttergestalten aus der Verpersönlichung von Naturkräften hinauslaufen, können in diesem Zusammenhang so wenig wie eine Anzahl besonderer Irrtümer und Missdeutungen erörtert und widerlegt werden. Sie reichen bis zu der seltsamen Belehrung, in meiner Umgrenzung des Begriffs Heilbringer — den Ehrenreich erfreulicherweise an- und aufgenommen hat — fehle das Merkmal, dass er seine Taten zum Wohle der Menschheit vollbringe. Warum nannte ich diese Gestalt wohl so? — [1] Dies und das Folgende gegen Ehrenreich, Götter und Heilbringer (Ztschr. f. Ethnol. XXXVIII) 568f. Vgl. o. S. 254.

sondern auf eine äusserst verwickelte und verstandesmässige Umschreibung und Umdeutung von Himmelserscheinungen zurückzuleiten. Die Rabensage selbst mit ihrer grossen Zahl von echt tierischen oder von Menschen auf das Tier übertragener Begebnisse würde einem solchen Unternehmen an sich schon genügend starken Widerstand leisten. Aber dazu kommt, und hier erleidet jede entgegengesetzte Auffassung einen tödlichen Stoss, die Rabensage mit ihren hundert einzelnen Geschichten ist ja nur aus einem wiederum zehn- oder zwanzigfach zahlreicheren Heer von anderen Tiersagen hervorgegangen. Schon ist geschildert,[1] wie fast alle Tiere, die im Lande der Kolumbianer leben, von ihnen zu Helden zahlreicher Geschichten gemacht worden sind.[2] Sollen sie nun auch alle nur Sinnbilder und Zeichen für Himmelskörper sein? Selbst die vorurteilsvollste Naturkraftallegorisierung wird das nicht behaupten wollen! Und man wende auch nicht ein, dass dies weltliche, jene anderen aber heilige Sagen seien. Denn jede entwickelnde Erforschung dieser Dinge muss, wie die auf den hier vorgelegten Blättern angestellte, zu dem Ergebnis führen, dass die Sagen, die heilige wurden, den bunten Fabeln und Märchen ursprünglich völlig gleich waren, und dass sie sich aus ihnen nur in einem langsamen, in tausend Einzelvorstösse zu zerlegenden Auslesevorgang herausgehoben haben.[3]

Zuweilen ist der Weg der Umwandlung aus einer Tier- in halbe Himmelskörpersage ganz deutlich erkennbar. So in der Geschichte von der Verwandlung Jelchs in einen Grashalm, als welchen ihn die Tochter des Häuptlings, der im Besitze der Sonne ist, verschlingt und wiedergebiert. Dass in diese Form der Sage, dass in diesen Vorgang die Vorstellung von dem Verschlungenwerden des Monds durch die Sonne hineingearbeitet worden ist, ist nicht undenkbar. Andererseits wird man an dem Uralter der hier zugrunde liegenden Auffassung nicht zweifeln dürfen: die Gleichsetzung der Pflanze mit Tier und Mensch,

---

[1] Vgl. o. S. 305. — [2] Ehrenreich (Götter und Heilbringer 568f.) verweist mich hier auf die von mir in der vorläufigen Darstellung (Heilbringer 8—15) kolumbianischer Glaubensvorstellungen allerdings noch nicht verwerteten Sagenstoffe, obwohl diese Lücken in einer neuerdings erfolgten Vorveröffentlichung (Das Tier im Stammbaum der Götter, Voss. Zeitg. [4., 6. Februar 1906] No. 58, 60) zum grossen Teile ausgefüllt waren. Ihm selbst aber, der in diesen Dingen Spezialist ist, ist die ganze breite Stoffschicht der Tiersagen vollkommen entgangen, da sie doch in der Veröffentlichung von Boas (Indianische Sagen von der Nordpacifischen Küste Amerikas [1895] 354ff.: eine Übersicht) längst in aller Fülle ausgebreitet vorliegt. — [3] Vgl. o. S. 248f.

weist immer auf jene sehr frühe Entwicklungsstufe des Glaubenslebens zurück, der noch alle Dinge durch die ihnen innewohnende Allkraft menschengleich erscheinen. Die Aufpfropfung neuer Anschauungen auf alten Sagenbesitz — entweder aus eigenem Antrieb, oder, wahrscheinlicher, durch Einwirkung fremder, sei es südlicher, von den Nahuavölkern Mexikos ausstrahlender Einflüsse, sei es aus Asien eingeschleppter Vorbilder — findet ohnehin ein stützendes Seitenstück in der wachsenden Vermenschlichung der ursprünglich tierischen Heilbringersagen. Dass zuweilen die Sonnen- und Mondsagen selbständig auftreten, erweist nur die Mannigfaltigkeit und die Gradverschiedenheit dieser Einflüsse.

Von allem Anfange an aber mag die Stellung der Himmelskörper in der Einbildungskraft der Kolumbianer die gleiche gewesen sein, wie die aller Dinge in der Natur: wie hätte die Vorstellung von der Allkraft, die den Steinen und Pflanzen unverkürzt beigemessen wurde, auf sie die so sichtlich bewegten nicht eher noch in stärkerem Grad übertragen werden sollen. Aber, und das hat — in den später rascher entwickelten Teilen der Menschheit — den Werdegang des Glaubens vermutlich für viele der späteren Alter entschieden: das Tier war so viel lebenswärmer, vertrauter, die Himmelskörper so viel ferner, unbekannter, kühler, unpersönlicher. Von den Tieren wusste man sehr viel, von Sonne, Mond und Sternen unendlich wenig. Wer da meint, der Urzeitmensch hätte die Himmelskörper den Tieren bevorzugen sollen, traut ihm zu viel Verstand und Kenntnis und zu wenig Seele zu. Kein Zweifel, die Entwicklung des Glaubens hat durch diese, seine erste nahe Verbindung mit dem Tiere eine gefühlsmässige Richtung erhalten — oder, was als ein anderes erscheint und schliesslich das gleiche ist, der Glaube hat um seiner Gefühlsmässigkeit willen weit eher die persönlich-nahen Beziehungen zum Tier, als die kälteren und zugleich weit reifere Erkenntnis fordernden zu den Gestirnen aufgesucht. —

Überschaut man die Reihe der Formen, in denen sich das geistige Schaffen der Kolumbianer betätigt, so fehlt manche, an deren Vorhandensein unser Auge gewohnt ist: so unter den bildenden Künsten die Malerei. Denn was man so nennen dürfte, sind erst dürftige Keime. Sie zeigen sich in denkbar einfacher Gestalt in ihrer Gesichtsfärbung. Sie gehen in der Regel aus vom Tier — in nächstem Zusammenhang natürlich mit dem Tiergeisterglauben, zuweilen scheinbar zu reinen Zierlinien aufgehöht oder vereinfacht, zuweilen ganz wirklichkeits-

nahe, Fische und Landtiere mit allen Einzelheiten wiedergebend.[1] Von ebenso kindhafter Einfalt sind die Malereien, mit denen man Innen- und Aussenwände der Häuser schmückt: doch mangelt es auch hier nicht an überraschenden Beobachtungsstrichen, etwa bei Wiedergabe eines langen Vogelschnabels, noch an bizarrer Phantastik bei Vereinfachung des Gefieders eines zauberhaften Luftwesens: es ist der Donnervogel, dessen Federn mit ebenso starker Stilisierung wie die Umrisse des Walfisches dargestellt sind, den der grosse Herrscher in den Lüften mit den Fängen hält, ihn zu entführen.[2] Beide sind so abenteuerlich im Entwurf, so sicher in der Zeichnung wie nur die besten unter den krustazeenhaften Zeichnungen und Wandmalereien der Neuesten unserer Gegenwart.

Wie lückenhaft erscheint vollends die Reihe der Wissenschaften, besser der Wissenschaftskeime. Aber wie stark, wie ungebrochen, wie durchaus in sich gerundet, gevölligt ist doch das Ganze. Die geistige Gesittung der Kolumbianer trägt den Stempel der Einheitlichkeit fast noch ausgeprägter an sich, als die gesellschaftliche. Der Glaube beherrscht fast alle ihre Auswirkungen mit dem Inhalt seiner Vorstellungsreihen; nur die Sprache ist von diesem Einfluss frei: ein deutliches Zeichen, dass die Wurzeln ihrer Entstehung viel weiter in die Zeiten rückwärts reichen, Kunst und Werkzeug aber, Forschung und Heilkunst, Lied und Gesang, vollends die Erzählung, sind durchtränkt von den Stoffen der Tiergeistersagen. Wollte man noch immer nach Stützen für die Ursprünglichkeit der Tierverherrlichung, für das spätere Wachstum der Himmelskörper im Glauben suchen, man könnte keine sichrere finden, als die unendlich viel häufigere Verwendung der Tiergestalt in allen diesen Bereichen; neben ihr verschwindet das Vorkommen der Himmelskörper.[3] Andrerseits ist der Glaube selbst nicht so weit von ihnen geschieden, dass nicht auch er sich von der Erzählung der Sage beherrscht zeigt. Dafür gibt es an der Oberfläche keinen schlagenderen Beweis, als dass die Dienste, soviel auf sie in den Augen dieser ganz auf sinnliche Greifbarkeit gerichteten Menschen ankommen mag, weit hinter der heiligen Sage zurücktreten und auch an sich nur wie ihre Umsetzung in

---

[1] *Boas, Facial Paintings of the Indians of Northern British Columbia (Memoirs Mus. Natur. Hist. II [1898] 14ff.,* dazu *Plate I Fig. 1—16).* — [2] Stirnwand eines Schlafraums und eines Hauses der Kwakiutl (Abbildungen bei *Boas, The Kwakiutl Plate 41, Fig. 18 [Rep. Nat. Mus. 1895] 496, 378; Boas, The Houses of the Kwakiutl Indians, Plate XL [Proceed. Nat. Mus. 1888] 214).* — [3] Auch dies übersieht Ehrenreich völlig.

Spiel und Schaustück erscheinen. Aber auch das tiefere Wesen des Glaubens ist durch diese Nähe der Sage bestimmt: in ihm überwiegt noch die spielerische Art frei waltender Einbildungskraft, noch nicht das in Regel geprägte Fühlen späterer Entwicklungsalter. Mit diesen gemeinsam ist nur die Gemeinschaftlichkeit der Überlieferung und Ausübung des Glaubens: die Verbindung mit einer Genossenschaft, die Erhalterin und Trägerin von Sage und Dienst ist. Noch erweist sich der Glauben sehr deutlich als das Werk sinnender, spinnender Vorstellung — nahe an der Wirklichkeit wohl, aber träumerisch, spielerisch sie ausgestaltend und steigernd —, noch hat das Herz nicht alle die schweren Gewichte seines Empfindens an die Gestalten des Ahnens, Bildens, Schauens gehängt, noch ist der Glaube mehr Kunstwerk als Heiltum.

Ungebrochene ausnahmslose Einheit aber weist die ganze Reihe geistiger Tätigkeiten in Hinsicht auf ihren Grundzug auf: die Nähe zur Wirklichkeit ist allen gemein. Die Umständlichkeit der endlos zusammengesetzten Satzwörter der Sprache, die Naturtreue der Tierbildwerke, die Lebenswärme der Tiersagen, die nachahmende Gebärde der Tiertänze, sie alle folgen dem gleichen Gebot. Weder fehlt es der Sprache, noch der bildenden Kunst an stilisierenden, d. h. vereinfachenden, zusammenfassenden Regungen, der Glaube beginnt zu steigern, die Rede hebt sich zum Vers — beherrschend bleibt überall der Drang, den Gegebenheiten der Natur treu und nahe zu bleiben.

SCHLUSS

ZUSAMMENHÄNGE UND ERGEBNISSE

So wenig die einzelnen Entwicklungsreihen des gesellschaftlichen, des geistigen Lebens getrennt voneinander zu denken sind, so mannigfach sind auch die gegenseitigen Beeinflussungen der beiden Gesamtbezirke des Daseins untereinander, sei es in den Teilen, sei es im Ganzen.

Glauben und Gesellschaftsverfassung erweisen sich an mehr als einer Stelle auf das innigste verflochten. Wenn die Tiergeister

der früheren Stufe den Geheimbünden seelische Weihe und Zusammenhalt liehen, so ist der Heilbringer getragen vom Geschlecht emporgekommen. Insonderheit das Umsichgreifen einer Gestalt des Tiergeisterkreises auf Kosten der anderen, wie es bei dem Raben Jelch der Tlinkit zu beobachten ist, ist fast mehr eine gesellschafts- als eine glaubensgeschichtliche Tatsache. Zuletzt scheinen in dem Wettbewerb der Tiergeister bei den früheren Tlinkit sich Kanuk, der Wolf, und Jelch, der Rabe, gegenübergestanden zu haben — sei es, dass sie alle geringeren Nebenbuhler schon zuvor aus dem Felde geschlagen hatten, sei es, dass sie von der Zeit ab, in der sich zwei Horden oder schon zwei Geschlechter zueinandergesellt fanden, als einzige den Platz behaupteten und bei den kleinen Verbänden, die sich durch Abspaltung von ihnen bildeten, bei den Geschlechtern und Teilgeschlechtern keine anderen Gestalten zu gleicher Höhe aufkommen liessen. Dass den Namen der Geschlechter und Teilgeschlechter, die jedes für sich auch innerhalb des Rabens- und des Wolfsgrossgeschlechts führte, die entsprechenden Tiergeister entsprachen, ist wahrscheinlich, aber sie haben in dem Tiergeisterkreise der Tlinkit nie die gleiche Macht erlangt, wie Rabe und Wolf. Zuletzt aber musste es auch zwischen diesen beiden zu Streit und Entscheidung kommen. Dieser Wettbewerb hat sogar in der Sage sein ganz ausgeprägtes Spiegelbild erhalten in Gestalt einer Geschichte, nach der Jelch und Kanuk einander begegnen und sich dabei in Worten und Taten messen. Kanuk fährt auf seinem Einbaum auf dem Meere und trifft Jelch. Er fragt ihn, wie lange er schon auf der Welt sei. Jelch antwortet ihm, dass er damals geboren wurde, als die Erde noch nicht stand. Auf die Gegenfrage Jelchs, wie lange denn er, Kanuk, schon lebe, erwidert Kanuk: seit der Zeit, als von unten die Leber heraufkam — eine ganz dunkle Wendung, auf die hin Jelch sich aber geschlagen bekennt. Er sagt: dann bist du älter als ich. Darauf tun sie sich gegenseitig allerlei Schabernack an, wobei Kanuk zuerst zwar obsiegt und den Raben ängstigt, Jelch aber zuletzt seinen Gegner überlistet, indem er ihm das Wasser stiehlt. Noch den Schnabel mit Wasser gefüllt, fliegt er davon, und wo er kleine Tropfen zur Erde niederfallen lässt, da werden Quellen und Bäche, und wo grosse, da Flüsse und Seen. Jelch stellt sich zugleich dar als einen fast ebenso Allwissenden, wie Allmächtigen: er erzählt von seinen Taten und dabei die ganze Geschichte der Welt.

Dass die Geschichte sehr alt ist, erweist sich in einigen

drolligen, zum Teil nicht sehr säuberlichen Zutaten.[1] Und wenn ihr Ausgang schon Jelch in der Oberhand zeigt, obgleich als einen schwer Kämpfenden, so mag darin die Eifersucht der beiden Grossgeschlechter sich spiegeln. Der endgültige Sieg des Raben über den Wolf, den der heutige Bestand der heiligen Sage erkennen lässt, entspricht jedenfalls durchaus dem gesellschaftlich-staatlichen Kräfteverhältnis der beiden Grossgeschlechter. Denn, während die 13 Völkerschaften der Tlinkit im ganzen 44 Teilgeschlechter zählen, gehören davon nur 17 den Wölfen zu, so dass den Raben 27 bleiben.[2] Wäre die Entwicklung noch etwas weiter geschritten, so wäre vielleicht der Rabe noch zum Schutzherrn der ganzen Stammesgruppe erhoben worden, wie er schon für sie die überwiegende Heilbringergestalt geworden war.

Freilich — und dies muss für die weltweiten Vergleichsmöglichkeiten einer allgemeinen Glaubensgeschichte der Menschen sehr stark betont werden — als Stammvater im Blutsinne tritt der Heilbringer der Tlinkit nicht unzweideutig und ausschliesslich auf: man wird in seiner Sage nicht eigentlich ein Erzeugnis von Ahnenverehrung erblicken können, er ist weit mehr Schöpfer als Ahn der Tlinkit, der Menschen, — welche beide Begriffe dieser Stamm mit der selbstbewussten Harmlosigkeit der Urzeitvölker gleich setzt, da ja sein Name in seiner Sprache *tlinkit antukuan* so viel wie die überall wohnenden Menschen heisst. Im Grunde ist Jelch beides, einmal Schöpfer, Heilbringer, Schutzherr, dann aber auch wieder Ahn. Fragt man nach den Gründen, die diesen seltsamen Zwitterzustand herbeigeführt haben mögen, so wird man mit allgemeinen Erwägungen — etwa einer verstandesmässigeren, gleichsam konstruktiveren, metaphysischeren Denkweise derer, die die Sage schufen, nicht viel ausrichten, sondern man wird auch hier, wie so oft, nicht ein ursprüngliches Neben-, sondern ein geschichtliches Nacheinander annehmen und die gesellschaftlichen Einungen, die Blutsverbände, ins Auge fassen müssen, die die Trägerinnen dieser Sagengebilde sind. Ist es nämlich richtig, dass die Geheimbünde wie bei den Kwakiutl — was nachweislich ist — so auch bei den Tlinkit — was sehr wahrscheinlich ist — die Muttergebilde der Geschlechter waren und ihnen mit dem Rahmen des Zusammenhaltens auch ihre heiligen Sagen vererbten, so ist nicht zu verwundern, dass die alte Form der Schutz-, aber noch nicht Ahnherrn als Über-

---

[1] Krause, Tlinkit 260f. — [2] So berechnet nach den Tabellen bei Krause (Tlinkit 112f., 116—121).

lebsel beibehalten ist. Darüber aber hat sich eine familienhaftere Auffassung als zweite Schicht geschoben: die unbefleckte Empfängnis, die Gestalt der Mutter des Heilbringers überhaupt, ist schon geschlechtermässig, frauenhaft, nicht mehr männerbundartig, männlich gedacht[1]. Und verfolgt man diese Fäden noch weiter in den Kern des gesellschaftlichen, wie des seelischen Geschehens, so kann man in diesem scheinbar allein glaubensgeschichtlichen Vorgang eine letzte Auswirkung jenes Vordringens der Frau verspüren, das überhaupt an die Stelle der männischen Horde und ihrer geheimen, nach Männern und Frauen geschiedenen Bünde das auf Ehe und Sonderfamilie aufgebaute Geschlecht schob. Auch das Muttergeschlecht als solches macht sich geltend, da, wenn auch an bescheidener zweiter Stelle, doch immerhin bemerkbar genug neben dem Heilbringer, der einst ein einzelner und natürlich männlich gedachter Tiergeist war, eine Frau, eine Mutter auftritt: zugleich mit dem Ahnherrn, wenn auch in bescheidener Unterordnung, tritt die Ahnmutter auf, die dem Muttergeschlecht als Spitze des Stammbaums wohl ansteht. Und wer der höheren Stufen der Menschheitsentwicklung gedenkt, wird die Jungfrau Maria, die ein der Frau als dem Frauendienst leidenschaftlich ergebenes Zeitalter fast zur Göttin im christlichen Himmel erhob, hier schon in der Keimform entdecken. Und wunderbar: der zarte, seelische Schmelz des Leides und ertragender Trauer haftet dieser Gestalt auch in jenem ihrem frühesten Morgenalter an: *dolorosissima* ist auch Kitchuginsi, die zehn Kinder verlor, und die wie Herzeloide den Parcival, den letzten, den einzigen Sohn in Tod und Gefahr ziehen lassen muss. Es ist von den Schönheiten, an denen die Geschichte des Weibes so reich bleiben sollte, vielleicht die schönste, dass die Frau in die Glaubensgeschichte ihren Einzug hält als die Mutter der sieben Schmerzen.

Dennoch erscheint die Mutter dieses Urzeitheilands nicht in die entscheidende Stelle gerückt: sie ist nicht einmal Ahnherrin, geschweige denn Heilbringerin. Und auch das entspricht dem gesellschaftlichen Zustand: zwar hat das Muttergeschlecht bei den Tlinkit sich völlig durchgesetzt, aber die Rechte der Frau

---

[1] Dieser ganze Zusammenhang ist von Ehrenreich (Götter und Heilbringer, Ztschr. f. Ethnol. XXXVIII 602) übersehen, wie denn diese Arbeit und die sie beherrschende Arbeitsweise viel zu sehr auf reine Glaubensgeschichte eingeschränkt ist, um glaubensgeschichtliche Gegenstände erschöpfend behandeln zu können. Von den gesellschaftlichen Zuständen nimmt sie so wenig Notiz, wie von Kunst oder Dichtung.

sind trotzdem noch gering genug.[1] Andererseits darf der Vergleich mit der heiligen Sage des Christentums nicht so weit getrieben werden, dass man in jenem alten Mann, der der Mutter Jelchs den gewärmten Stein übergibt, der als Samenkorn in ihrem Leibe aufgeht und Frucht bringt, ein Keimbild des jüdisch-christlichen Gottvaters und gar einen Beweis dafür sieht, dass der reine Eingottesgedanke die Anfänge der kolumbianischen Glaubensentwicklung beherrscht habe.[2] Diesen Missionarsgedanken, der bei der harmlosesten Verchristlichung des Glaubens der Urzeitvölker ausmündet, d. h. dort, von wo die vergleichende Glaubensforschung einmal ausging, und von dem sich schon die klugen Jesuiten der älteren Zeiten freigehalten haben, wird man kaum ernst nehmen können. Dieser Alte am Meer ist offensichtlich eine Aushilfsgestalt: die gläubige Einbildungskraft verlangte hier wohl eine vaterlose, aber darum nicht eine — nach Urzeitbegriffen — völlig unnatürliche Empfängnis, und so erfand sie diesen Greis, der eben schon durch sein unzeugungskräftiges Alter anzeigt, wie künstlich er geschaffen ist. Auf so gebrechlicher Grundlage lässt sich eine an sich so waghalsige Vermutung nicht aufbauen, und auch die Gestalt des Himmelshäuptlings, die bei den Nutka und auch sonst in kolumbianischen Sagen auftritt, und die man dafür hat in Anspruch nehmen wollen, ist wenig dazu geeignet:[3] mit dem gleichen Recht könnte man den Häuptling der toten Seelen in den Erzählungen der Kwakiutl oder den Häuptling des Fischottervolkes in denen der Tlinkit[4] für eine Keimbildung des allmächtigen Gottes der hohen Stufen erklären. Der Himmel ist in diesem Fall ein unbekanntes Land in nicht allzu weiter Ferne: ganz menschlich,

---

[1] An der oben (S. 217) gegebenen Erklärung wird man doch festhalten müssen. Die Einwendungen, die Ehrenreich (Götter und Heilbringer, Ztschr. f. Ethnol. XXXVIII 602) dagegen (d. h. meinen Heilbringer 12) vorbringt, leiden an dem gleichen Mangel der völligen Nichtberücksichtigung der Gesellschaftsgeschichte. Keinem Tlinkit wäre in den Sinn gekommen, der Frau in der Sage eine Herrenstellung einzuräumen, von der sie im Leben so weit entfernt war. — [2] So Ehrenreich (Götter und Heilbringer 602, vgl. 587f.): vermutlich auch im allgemeinen — denn dieser Eingott soll den Erdball beherrschen — der auffälligste seiner Irrtümer. Er ist von Andrew Lang *(The making of religion 193ff.)* entlehnt: aber man sollte doch wissen, wie abenteuerliche Sonderbarkeiten der geistreiche, aber völlig willkürliche Schotte schon vertreten hat. — [3] Gegen Ehrenreichs (Götter und Heilbringer 589) Annahme. Die Sage der Nutka bei Boas (Indianische Sagen 117f.) ist von Ehrenreich nicht als Unterlage angegeben, mag aber für die von ihm gemeinte Gattung als artvertretender Fall gelten. — [4] Vgl. o. S. 240, 333.

ganz irdisch und gar nicht aufgehöht gedacht. Wohin sollte denn auch die spielende Vorstellungskraft, das romantische Bedürfnis der Kolumbianer, flüchten, wenn nicht in das Reich der Tiere oder — viel seltener — das Reich des Himmels. Die Tiere treten in Gestalt der Schneckenfrauen zudem auch in dieser Geschichte auf, und damit die reifere Erkenntnis an der Erreichbarkeit des Himmels nicht Anstoss nehme, versetzt der Wortlaut der Sage das Erlebnis in die Vorzeit, als der Himmel noch nahe war. Der Häuptling selbst bleibt in der Geschichte ohne alle Auszeichnung: entschiedener konnte die Sage sich nicht von jeder Steigerung zu gottartiger Himmelsform abwenden. Kaotse aber, von dem die Nutka erzählen, dass die zwei Verwandler die Menschen aufgefordert hätten, zu ihm zu beten,[1] steht dem Heilbringerpaar viel zu nahe, als dass man ihn nicht als durch Abspaltung von diesem entstanden ansehen sollte.

Allen diesen Beobachtungen ist gemeinsam, dass sie den Glauben in irgendeinem, wenn auch noch so fernen, Sinne abhängig von der Verfassung der Familie und des keimenden Staates zeigen, in umgekehrter Richtung ist von dem starken Einfluss, den der Glaube an die Tiergeister auf Einung und Zusammenhalt zuerst der Bünde, später in etwas minder hohem Grade die Geschlechter gehabt haben, mehrmals die Rede gewesen.[2] Das Schutzverhältnis zu einem und demselben Tiergeist ist für die Mitglieder eines Geheimbundes recht eigentlich das einigende Band. Die grossen Feste gelten der Erwerbung dieses Schutzverhältnisses durch den Neuling; dessen Aufnahme erscheint abhängig davon, ob der angerufene Geist sich auch in Wahrheit auf ihn niederlässt. Gleitet er, so wird er nicht eigentlich um dieses Gleitens willen, sondern weil darin sich das Misswollen des Geistes zu erkennen gebe, zurückgewiesen. Sicher waren auch jene furchtbaren Proben des Hamatsatanzes der Kwakiutl, die auf Menschenfresserei am lebendigen und am toten Leibe gerichtet waren, ebensowohl eine Form der zauberhaften Einung mit dem menschenfresserischen Geist Chsiwaë, wie Prüfung auf Tapferkeit, Schulung zur Grausamkeit. So ist möglich, dass der Ursprung der Bünde ebensosehr zu suchen ist in dem Wunsch, eine zauberische Gemeinschaft unter sich und mit dem Tiergeist zu haben, wie in dem ganz werktätigen, ganz

---

[1] *Boas, Sec. Gen. Rep. (VI. Rep. North-Western Tribes) 41f.;* Boas, Indianische Sagen 98; doch wohl derselbe, wie der von Ehrenreich (Götter und Heilbringer 588) berufene Kage. — [2] Vgl. o. S. 168 (Klassen), 240f. (Glauben), 320f., 329 (Festtanz).

dem Leben entspringenden Bedürfnis der Einzelnen, sich zu Schutz und Trutz, zu Freude und Trauer zusammenzuschliessen.

An anderen Stellen ist wieder der Mangel gegenseitiger Beeinflussung auffällig: so zeigt sich das Recht noch in keinem Sinne vom Glauben, ebensowenig der Glauben von der Wirtschaft beeinflusst.

Von hoher Bedeutung ist dagegen, dass alles Wissen nur aus dem werktätigen handelnden Leben und für dieses Leben wächst und wird: den Anfängen der Einzelerkenntnis, der Erd-, und Pflanzenkunde und so fort ist dieser Stempel sehr deutlich aufgeprägt. Aber auch die Ahnungen, die aufgestiegen sind über Rätsel und Ursachen des Seins, so gewiss sie Bezeugungen des forschenden Geistes sind, ihren Ursprung haben sie ebenso gewiss nur in irgendeinem Willen des Lebens, zumeist in dem Vorhaben des Einzelnen, jene geheimen, erratenen Triebkräfte in Anspruch zu nehmen für die eigenen sehr begrenzten, aber zugleich für sehr wichtig gehaltenen Kämpfe. Einen Feind zu schädigen, zu vernichten, dies scheint eine der bewegendsten Ursachen alles Denkens über die Welt, hinter die Welt zu sein; dazu der Wunsch, sich vor unerklärlichen Unbilden der Natur, vor Erdbeben und Sonnenfinsternis zu schützen oder der schöpferischen, aber nicht minder im nächsten Lebenstrieb des Menschen wurzelnde Gedanke, den Fischfang reich, den Acker fruchtbar zu machen. Ihre Vorstellung von einer Allkraft bei den Lkungen so gut, wie die Zauberkünste der Seher, den Lachs herbeizuziehen oder einen Feind durch höchstens gemurmelte Formeln zu verderben, haben sicherlich alle eine Wurzel: die Absicht, die Natur dem Willen des Menschen dienstbar zu machen.

Dabei eröffnet sich eine Sicht in weiter rückwärts liegende Urzeiträume, die vermuten lässt, dass die Anfänge solchen Macht erstrebenden Forschungstriebes nicht, wie man meinen sollte, dumpfer, fabelhafter, kindlich - märchenartiger gewesen sind, sondern im Gegenteil, dass sie unserem Denken näher waren als die Gebilde, die das gereifte Urzeitalter der heutigen Kolumbianer an ihre Stelle setzt. Die Verflechtung von Leben, Wissen, Glauben zeigt sich denkbar eng. Aber fast scheint es, als ob jene Wissensform, die eine Allkraft annimmt, dem Glauben vorangegangen sei, als ob diese Annahme, die gewiss nur auf Ahnung beruhte, die aber kaum eine stärkere Zuhilfenahme der Einbildungskraft voraussetzt, als sie zahlreiche Gedankengebäude der höheren und höchsten Stufen in Anspruch genommen haben, durch die viel bunteren, aber auch viel willkürlicheren Gebilde des Glaubens abgelöst worden sei. Was ehemals mit kühlerer und,

wenn man will, verstandesmässigerer Gegenständlichkeit auf alle Teile der Umwelt, Tiere, Pflanzen, Steine, Himmelskörper verteilt erscheint, verdichtet sich in der glühenderen Einbildungskraft des Glaubens an bestimmten Gestalten zu Geschichten, die die Gegebenheiten der nüchternen Erfahrung viel weiter hinter sich zurücklassen, als jene wissensartigere Gesamtanschauung. Ein seltsamer Anblick: die heranwachsenden Kindervölker werden im Lauf ihrer Jugend nicht nüchterner, verständiger, sondern phantastischer. Der Glaube aber erweist sich als ein Kind des Bundes, den mit dem Verstand die Einbildungskraft eingegangen ist. Und es entspricht diesem nüchternen verstandesmässigeren Eindruck, den die weiter rückwärts liegenden Entwicklungsalter der Urzeit machen, dass die Sprache als ihr Erbe angesehen werden muss. Sie legt in jedem ihrer Teile beredtes Zeugnis dafür ab, wieviel sammelnde, einreihende Begriffe, über- und unterordnende Hirnkraft diese jungen Völker aufzubringen vermochten. Denkwürdig genug, dass dieses wesentlichste Denkmal der Verstandesarbeit, das die kolumbianische Urzeit in ihrer Gesamtheit — alle Teilabschnitte einbegriffen — hervorgebracht hat, nicht dem späteren, heut noch währenden, sondern dem früheren Alter der Urzeit angehört.

Die werktätigen Anwendungen, die man von jener Allkraftvorstellung für das Leben machte, waren nach unseren Begriffen allerdings schon auf jener früheren Stufe willkürlich und unverstandesmässig genug. Der Zauber, der später nur von Tieren und Tiergeistern ausging, sollte ehemals allen Dingen, belebten wie unbelebten, innewohnen, und wer weise war, vermochte sich jede Form dieser allverbreiteten Kraft unterthan zu machen. Hier aber tritt eine Änderung ein, die vorwiegend gesellschaftlicher Art ist, die aber auf die Entwicklung von Wissen und Glauben und auf ihr Verhältnis zueinander die folgenschwersten Einwirkungen ausüben sollte. Fast in dem gleichen Sinne nämlich, wie sich die Gestalten des Glaubens emporheben und verstärken auf Kosten der ehemals weithin zerstreuten Allkraft, so bereichert sich der emporwachsende Priester, der Seher an Macht und Einfluss auf Kosten des ehemals weitverbreiteten Wissens um die Allkraft und um den sie auslösenden Zauber, das heisst auf Kosten aller: denn alle waren einst Zauberer, Inhaber dieses Wissens.

Eine Geschichte, die man sich noch in jüngster Zeit am unteren Fraserstrom erzählte, macht jenen älteren Zustand sehr deutlich. Sie schildert, wie das Stinktier mit dem Präriewolf in Streit gerät, wie der Präriewolf den Ostwind um Beistand

angeht, während ein alter Mann, das Stachelschwein, dem Stinktier hilft. Alle Beteiligten aber brauchen im Kampf miteinander Zaubermittel oder wissen sich wenigstens ihrer zu erwehren. Um sich gegen die etwas unanständige Unbill zu wehren, die das Stinktier dem Präriewolf antut, benutzt dieser zunächst sein eigenes Zaubermittel, die rote Farbe, dann das seines Freundes, des Ostwindes, eine bestimmte Art der Gesichtsbemalung, durch beide aber ist das Stinktier nicht zu überwältigen. Zuletzt rettet das Stachelschwein seinen Schützling, das Stinktier, indem es durch Zauberworte Regen fallen lässt und so das Stinktier vor dem Schneefall rettet, den der Ostwind als Freund des Präriewolfs herbeigeführt hatte.[1] Ist jedes Tier des Zauberns mächtig, so ist dies wie alles Geschehen der Tierfabel ein Spiegelbild der menschlichen Zustände. Diese Geschichte selbst, so klein sie ist, trägt einige Spuren davon an sich, dass sie in die späteren Verhältnisse nicht mehr recht passte. Der Ostwind, der zuerst als schlichter Freund des Präriewolfs auftritt, wird in ihrem Verlauf zu seinem Schutzgeist, und das Stachelschwein bedarf, um den Regen zu bewirken, der Kleidung eines Zauberers.

Es konnte nicht ausbleiben, dass dieser Hergang einer allmählich fortschreitenden Bevorzugung Einzelner aus der Menge zu Kämpfen gegen Widerwillige führte: zuerst mochten die Seher für ihr Dasein, ihr Vorrecht streiten, später, als sie schon die Oberhand gewonnen hatten, fügten sich nicht alle in den Anspruch eines alleinigen und ausschliesslichen Rechtes auf Zauber, den die Seher erhoben. Daher denn die früh auftauchende Meinung, dass Zauberei ein Verbrechen sei: ist hier auch die Schädigung an Leib und Leben der Ausgangspunkt, so dass die noch nicht zur Strafe gewordene Rache sich auch gegen den Seher richtet, wenn er als Urheber gilt, so wird der Vorwurf der Zauberei mehr und mehr eine Waffe in der Hand der Seher, um Nichtseher, die zaubern wollen, daran zu hindern. Sie wird mit äusserster Rücksichtslosigkeit gehandhabt und richtet sich am öftesten gegen alte Frauen, denen der Seher am wenigsten die Ausbeutung seiner eigenen Geheimkunde gönnt. Die Seher der Tlinkit haben noch in den Jahren 1878, 1882 förmliche Hexenverfolgungen ins Werk gesetzt, und wenn die Opfer eines kleinlichen, qualenreichen Verhörs von den Weissen in Schutz genommen wurden, so gestanden sie doch selbst ihr Vergehen, das heisst ihre Zauberei, ein.[2]

[1] Wortlaut bei Boas, Indianische Sagen 44f. — [2] Krause, Tlinkit 299f. Vgl. o. Recht S. 178.

Es erscheint vielleicht gewagt, aber in Wahrheit liegt hier doch, mag sich alles auch in noch so kindlichen Massen bewegen, ein Streit zwischen freiem und an den Glauben gebundenem Wissen, zwischen selbständig Forschenden und Sehern vor. Man sieht, der Kulturkampf zwischen dem frei Wissenden und dem Priester reicht schon bis in die früheste Jugend der Menschheitsentwicklung zurück.

Des ferneren ergibt sich, wie hier eine der ersten „Arbeits"-Teilungen, wie unser nur allzu wirtschaftlich urteilendes Zeitalter zu sagen pflegt, nach beiden Seiten wirkt: fördernd auf den Einzelnen, den Bevorzugten, dessen Kräfte mit seinen Rechten ersichtlich gesteigert werden, lähmend aber auf die Zurückbleibenden, die Vielen, die Menge. Kein Zweifel, das Emporkommen der bunteren, persönlichen, mächtigeren Glaubensgebilde ist eine Folgeerscheinung dieses Emporkommens der Seher, nicht umgekehrt: die gesellschaftsseelische Steigerung der Gestalten im Jenseits des Glaubens ist eine Auswirkung des ganz diesseitigen Machtzuwachses ihrer priesterlichen Diener und Schöpfer.

Es war nicht umsonst, dass die Seher soviel erreichten: Askese und Ekstase, ein Sichversagen-, ein Sichsteigernkönnen haben sie in sicherlich geschlechterlangen Reihen durch die Zeiten an sich grossgezogen durch sich gebietende, sich beschränkende Selbstzucht. Die Aufspeicherung von Kraft durch die Ersparnis von Lust und Leisten ist schon auf dieser frühen Stufe mit erstaunlichem Erfolg gehandhabt worden. Und vielleicht hängt eng mit diesen Mitteln der Glaubenserzeugung das Überwiegen einer einzigen Geisteskraft zusammen, das für den ganzen Entwicklungsgang zuletzt das auffälligste Kennzeichen ist: das der Einbildungskraft. Für unser Empfinden ist aller Zauber leerer Aberglauben, für jene Zeiten ging er mit dem ersten, und in Wahrheit tiefen Versuch, das Rätsel des Seins zu erklären, Hand in Hand. Dieser Gedanke von der Allkraft aber wurde um der neuen bunten Gebilde willen wie eine leere Hülse dahinten gelassen, um der Tiersagen und Tierdienste willen, die weit weniger denkerisch, weit willkürlicher ersonnen waren. Welch ein Sieg der Einbildungskraft über den Verstand! Und je weiter er ausgebreitet wurde, je mächtiger die Tiergeister und aus ihrer Reihe Heilbringer und Götter emporwuchsen, desto grösser war der Anteil der Seher, der Priester daran. Sie, wie ihre Vorgänger, die Erfinder der ersten Tiersagen, haben in sich diese eine Kraft des Vorstellens, des Erschauens, Erahnens so hoch gesteigert, dass zuerst in ihnen, sodann in

allen die nüchterneren Meinungen des früheren Alters unterlagen.

Vielleicht ist der Grund von dem allen ein allgemein menschlicher, der schliessenden Seelenkunde zugänglicher. Die Entstehung des Häuptlingstums, unzweifelhaft der des Sehertums vorangegangen, hatte auf einer Auslese, Heraustreibung aller Kräfte des Handelns, des Willens beruht. Sollte sich nun jener älteren Form persönlichen Überragens im Bezirk des Geistigen eine andere an die Seite stellen, so war im Grunde notwendig, dass sie ihrerseits aus einer Auslese und Heraustreibung der Einbildungs- und Empfindungskraft hervorging. Denn diese vermögen viel mehr in den Menschen, über die Menschen, als etwa der kältere Verstand: mit ihnen, nicht mit diesem ist es möglich, Ringe um die Seele zu schliessen. Man kann Glaubende zur Gemeinde sammeln, nicht Verstehende.

Aus all diesem Hin und Her der geistigen Einschlags-, der gesellschaftlichen Kettenfäden leuchtet die einzigartige Rundheit und Geschlossenheit der Urzeitgesittung als das beherrschende Bild hervor. Allein von den Kolumbianern, als einer besonderen Gruppe, von ihrer Eigenart sagt dies Gewebe noch nichts aus: über sie kann erst aus einem Vergleich der einzelnen Teile der roten Rasse ein Urteil gewonnen werden.[1] Wohl aber tritt aus dem Gewirr seiner Linien eine Abschattung, eine Gliederung dieses Volksganzen in seinen Teilen entgegen, die erkennen lässt, dass auch innerhalb einer immerhin beschränkten Gruppe Urzeitstämme verwandten Blutes sich voneinander zu scheiden und zu unterscheiden beginnen. Auch hier wird freilich gute Vorsicht raten, die Gründe dieser Verschiedenheiten nicht allzu schnell, etwa von der Bodenbeschaffenheit, etwa von den wirtschaftlichen Voraussetzungen abzuleiten: denn für solche Schlussfolgerungen ist das Gebiet einer Gruppe eine etwas schmale Erfahrungsgrundlage. Es kommt mehr darauf an, Schlüsse, die für feine Bewegungsvorgänge nach dem Gesetz der grossen Zahl mit Sicherheit erst gehäuften Stoffansammlungen zu entnehmen sind, vorzubereiten, als sie schon endgültig zu ziehen. Behutsamkeit ist um so notwendiger, als diejenigen Teile der kolumbianischen Volksgruppen, denen die Forschung sich überhaupt zugewandt hat, zwar musterhaft genau beschrieben sind, andere

[1] Alle diese Feststellungen, wie die über die gesellschaftsseelischen Grundkräfte der kolumbianischen Entwicklung sind deshalb dem Schlussbuch dieses Teils, das einem Gesamtbild der roten Rasse gewidmet sein wird (Bd. II, Ende), vorbehalten.

aber, die zwar nicht wichtiger, aber fast zahlreicher sind, bleiben noch im halben Dunkel.[1]

Eine Scheidung,[2] die am ehesten in die Augen fällt, verlockt am stärksten, auf Boden und Wirtschaft zurückzugehen: die zwischen Küsten- und Binnenkolumbianern. Es scheint, als sei Kunst und Glauben, aber auch die Arbeit am Bau der Gesellschaft an der Küste wesentlich weiter vorgeschritten, als im Innern des Landes. Die belebende, wirtschaftlichen, geistigen Austausch fördernde Kraft des Meeres, der Reichtum und damit Sorglosigkeit, Schaffensmusse spendende Fischfang bieten sich ungezwungen zur Erklärung dieser Spaltung dar. Unzweifelhaft ist jedenfalls, dass die Kümmerformen völlig zurückgebliebener Gesellschaftsentwicklung — wie der Zustand der Kutenee[3] — den Binnenländern zugehören, nicht den Küstenbewohnern. Andrerseits hat die Pferdezucht neueren Ursprungs nicht allein die Wirtschaft, nein, auch die Gesittung der sie ausübenden Binnenkolumbianer gehoben,[4] wodurch dann freilich nur ein die wirtschaftlichen Voraussetzungen ausgleichendes Seitenstück zu dem Fischfang der Küsten nachgewiesen wäre.

Innerhalb der Küstenkolumbianer ist ein Unterschied zwischen den südlichen Stammgruppen und den nördlichen der Tlinkit und ihrer Verwandten unverkennbar: doch nicht in dem Sinne, den man vermuten könnte, dass die nördlichsten Kolumbianer, die Tlinkit und die ihnen wohl blutsverwandten[5] Haida, Tsimschian

---

[1] Eine allgemeine Bemerkung sei hier über die dieser Darstellung zugrunde liegende Quellenbearbeitungen verstattet. Die Schilderungen von Krause und Boas, die hier allen anderen Vorarbeiten vorgezogen und immer wieder als Unterlage benutzt wurden, sind als Schilderungen von vortrefflicher Beschaffenheit; sie sind den Besorgnissen der Fachgeschichtsforscher anderer — europäischer — Bezirke als Musterbeispiele entgegenzuhalten; sie sind den meisten Quellen der griechisch-römischen und frühmittelalterlichen Geschichte an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit bei weitem überlegen. Sie haben mit wenigen Ausnahmen — etwa Krauses Untersuchung des Geschlechteraufbaus der Tlinkit und eine Anzahl von Einzeluntersuchungen bei Boas — nicht geringere, aber auch nicht grössere Bedeutung als ausgezeichnete Urkundenbücher, Rohstoffsammlungen. Insbesondere enthalten sie sich jeder entwicklungsgeschichtlichen Ausbeutung ihres Stoffes. Der hier gemachte Versuch, auf dem Grund dieser Unterlagen eine bauende und entwickelnde Urzeitgeschichte der Kolumbianer zu errichten, wird nicht der letzte bleiben, aber er ist der erste und erhebt also auch für dies Sondergebiet der Urzeitgeschichte grösseren Anspruch, als den einer Wiedergabe und Zusammendrängung vorhandener Ergebnisse für menschheitsgeschichtliche Zwecke. — [2] Alle Anführungen in den folgenden Anmerkungen ohne Buchangabe beziehen sich auf den vorliegenden Band I dieses Werkes. — [3] I 125. — [4] I 125. — [5] I 141.

und Hëiltsuk hinter den südlichen, vom Himmel mehr begünstigten, zurückgeblieben wären. Im Gegenteil, die Entwicklung ihrer gesellschaftlichen Ordnung ist auffällig weiter gediehen, als etwa die der Kwakiutl: die Tlinkit haben deren halbbündische Verfassung schon völlig hinter sich gelassen und haben für den Geschlechterstaat, dessen erste Keime sich bei den Kwakiutl zeigen, schon die wesentliche Grundlage geschaffen; ihre Stammesvettern, die Haida und Tsimschian, stehen ungefähr in der Mitte: sie haben nur noch Reste der Bünde, aber auch keine so gegliederte Völkerschaftsverfassung, wie die Tlinkit.[1] Stellt man sich vor, die Kolumbianer hätten ihre Bahn ungestört weiter verfolgen können, dem Ziel des höchsten Geschlechterstaats amerikanischer Urzeit, des irokesischen entgegen, so wären dem jüngsten Zustande nach die Tlinkit die vordersten in diesem Zuge gewesen. Dafür spricht auch der Umstand, dass eben bei ihnen sich staatlich-kriegerische Unternehmungen[2] und Persönlichkeiten[3] regen. Völlig ausnahmslos ist jedoch diese Überlegenheit nicht. Gerade die nördlichsten Küstenkolumbianer, Tlinkit, Haida, Tsimschian, haben das Muttergeschlecht in voller Kraft, während die südlichen Nutka und Selisch bereits zum Vatergeschlecht übergegangen sind, die Kwakiutl aber, die doch noch soviel bündnerische Reste der Urzeit aufrechterhalten, hier und da schon sich zu diesem Übergang anschicken.[4]

Im geistigen Leben waltet ungefähr das gleiche Verhältnis zwischen nördlichen und südlichen Küstenkolumbianern ob: die Tlinkit haben die Gestalt des Heilbringers besonders rein und stark ausgeprägt, die Tsimschian gar die eines zum Himmel erhobenen vergotteten Heilbringers ausgebildet,[6] während bei den Kwakiutl der Gedanke der Tiergeisterverehrung noch sehr überwiegt.[7] Wenn weiter südlich die Wanderer, menschliche Heilbringergestalten, auftreten, so sind sie doch mexikanischer Einwirkung einigermassen verdächtig. Durchmustert man die Sammlungen von Kunst- und Handwerken, so erhält man den gleichen Eindruck einer gewissen Überlegenheit. Aus den Schränken, die den Haida gewidmet sind, leuchten wärmere Farben, weichere Linien, als aus denen der Kwakiutl: es ist, als ob, sehr starke Ausnahmen vorbehalten, auch deren Malerei und Bildnerei in etwas die Rauheit und Roheit ihrer altertümlichen Sitten und Ordnungen aus dem Zeitalter der Horde und der Menschenfresserei in sich trüge. So sind auch die

---

[1] I 172. — [2] I 192f., 195f. — [3] I 197f. — [4] I 131. — [5] I 216f., 254f. — [6] I 233. — [7] Ausnahmen: I 233, 253.

Tanzdecken der Tlinkit, insbesondere der Tschilkat,[1] und die Flechtweisen der Tlinkit, insbesondere der Jakutat,[2] vor allen ähnlichen Gebilden kolumbianischen Gewerbfleisses berühmt.

Vielleicht, dass die etwas rauhere, etwas versagendere Natur der Lande gegen Mitternacht diese fordernden, fördernden Wirkungen hervorgebracht hat. Im ganzen fällt die Einheitlichkeit der kolumbianischen Gesittung weit stärker in die Augen als jene zumeist nur sehr feinen Unterschiede. Über diesem Ganzen aber leuchtet ein Schimmer, um den noch wir Heutigen diese Völkerjugend zu beneiden zuweilen Ursache fühlen: es ist der stille Glanz einer Gesittung, die, wie kindlich sie sich auch noch gebärden mochte, mehr geistig als wirtschaftlich oder staatlich und zuletzt noch mehr seelisch als geistig war.

[1] Krause, Tlinkit 199. — [2] I 341.

ZWEITES BUCH
DIE NORDLÄNDER

EINLEITUNG
LAND UND LEUTE

Die Völker des nördlichen Europa, deren Herrschaft heute den grössten Teil des Erdballs umspannt, haben wenig Ursache, sich des milden Himmels, des freigebigen Bodens ihrer Länder zu rühmen. Es gibt auf dem Stern, den wir bewohnen, weite Räume, denen eine gütigere Sonne lacht. Aber noch immer haben Germanen und Slawen sich des getröstet in dem Gedanken, dass ihnen diese Kargheit des Geschickes eine strenge, aber gesegnete Schule auferlegt habe. Doch auch zu hart kann solche Zucht der Natur ausfallen. Ein Übermass von Schwierigkeiten des Bodens, von Unbilden der Witterung kann auf den Schultern eines Volkes als so schwere Bürde lasten, dass es unter ihr zusammenbricht, richtiger, dass es unter ihr sich nie zu aufrechter Haltung, geschweige denn zu starker Tat aufrecken kann.

Der Norden Amerikas beweist diese Regel. Er ist an sich durch seine Lage wenig bevorzugt: der ungeheure Festlandblock, den der Erdteil hier im Westen zwischen Hudson-Bai und Stillem Meer dem Pol entgegenschiebt, ist viel zu ungefüge und küstenarm, als dass er die ihn bewohnenden Völker zu bewegtem geschichtlichen Leben hätte kommen lassen können. Seinen Randländern aber, die von diesem Nachteil nicht betroffen sind, nimmt die Ungunst des Himmels diesen Vorzug fast völlig wieder fort. Die erste Voraussetzung keimender Staats- und Geistesbildung ist hier kaum erfüllt.

Nach Verwandtschaft des Blutes und der Bildung lassen sich diese nördlichsten Glieder der roten Rasse in eine Gruppe zusammenfassen: die Nordländer. Sie haben also, gegen Mittag und gegen Abend an das Gebiet der Kolumbianer angrenzend, Alaska inne, die Nordwestecke des Erdteils, dazu die Küsten

des Eismeeres und der Hudson-Bai bis zur Mündung des Churchillflusses, endlich alles Hinterland, das die volle Breite zwischen dem Stillen Meer oder seinem kolumbischen Küstenstreifen und der Hudson-Bai einnimmt, nördlich vom Laufe des unteren, mittleren und einem Teil des oberen Churchillflusses. Auch die äussersten Säume des Nordostens von Amerika, Labrador und die Inseln, die das Festland gegen den Pol hin umkränzen, ja, noch die grönländischen Küsten sind von den letzten Ausläufern dieser Stämme besetzt.

Nur um eine Stufenleiter von verschiedenen Graden der Unwirtlichkeit handelt es sich in diesen Gegenden. Da ist zunächst das ungeheuer weite kanadische Prärien-Tafelland, das sich vom Osthang der letzten Kordillerenausläufer in Kolumbien und Alaska bis zur Hudson-Bai dehnt. Nur im Süden echte Prärie, steigt es dort in zwei scharf getrennten Terrassen von Osten her nach dem Binnenland aufwärts, von einer Tafel, die fünfhundert, zu einer anderen, die neunhundert Meter über dem Meere liegt. Es ist hier wirklich Steppenland, mit Gräsern besetzt. Weiter nordwärts überzieht es sich ebenso mit Nadelwald, wie die nächst anstossenden Teile des nördlichsten Felsengebirges. Im äussersten Norden, auf dem Eisboden Alaskas, lösen dann gar die Moose und Flechten der öden Tundren die Tannen, Kiefern und Zedern ab, die noch auf den mitternächtigen Vorbergen des Felsengebirges und an den Ufern des Yukon wachsen.

Kaum minder karg teilt die Natur hier selbst am Meer ihre Gaben aus. Selbst der Inselkranz der Alëuten, der sich in weitem Bogen dem benachbarten Asien zuschwingt, ist sparsam mit ihnen ausgestattet. Diese anderthalbhundert Inseln, die sich in geringen Zwischenräumen fast anderthalbtausend Kilometer hinziehen, sind vulkanische, bergige Bildungen, denen nur einiges Schwemmland bequeme Ankerplätze und einige grasbedeckte Prärien verschafft hat. Nur zwerghafte Weiden, Erlen und Tannen kommen hier fort. Für die unvergleichlich viel umfänglichere Gruppe von Inseln, die der Nordküste von Nordamerika vorgelagert ist, und die ein so grosses Wasserbecken wie die Hudson-Bai wie einen Binnensee erscheinen lässt, kommt die Gestaltung ihrer Oberfläche kaum noch in Betracht, wenn es sich um die Geschichte ihrer Bewohner handelt. Diese Inseln sind keineswegs flach, so wenig wie das ihnen gegenüberliegende Grönland: Baffinsland wird von einer bis zu zweitausend Metern emporwachsenden Gebirgskette durchzogen, die zahllosen Meeresstrassen und -engen, die diese Inselmenge

überall durchschneiden, sind vielfach von Bergen und steilwandigen Föhrden eingefasst. In Grönland ist die Westküste ganz ebenso in bergige Föhrden und Schären zerfasert, und im Inland gibt es Berge von über dreitausend Meter Höhe.

Es ist, als ob die Natur sich in Mitteln erschöpfen wollte, diese Gegenden unwirtlich zu machen. Aber nicht der Boden, erst der Himmel vollendet das Werk. Zwar die Linie des mittleren Jahresdurchschnittes von 10 Grad Kälte steigt in Nordamerika nirgends so weit nach Süden herab, wie in Nordasien. Und noch die kältesten Punkte Nordamerikas an der Küste von Labrador und am Mackenzie haben eine ungleich geringere Januarkälte als Ochotsk und Irkutsk, die viel südlicher liegen. Dagegen steht die Jahreswärme der Labradorküste hinter der des europäischen Hammerfest zurück, obwohl es noch zwölf Grade südlicher liegt. Andererseits greift die Wärmelinie von zwanzig Grad Durchschnitt höher nordwärts als in West- und Mitteleuropa, aber nicht soweit wie in Osteuropa und Asien. Beides sagt das gleiche: die Gegensätze des festländischen Himmels sind zwar nicht so ins äusserste hinein wie in Asien, aber immerhin stärker als in Europa oder, was die Sommerwärme angeht, wenigstens in Mittel- und Westeuropa ausgeprägt.

In diesem Lande, so schildert es ein guter Landschaftszeichner unter den Völkerkundigen, beginnt der Winter um die Mitte des Oktober. Erde und Wasser überziehen sich mit einer eisigen Decke; Tiere und Vögel ziehen südwärts; die ganze Welt sinkt in Winterschlaf, der Rest von Hitze, den die Sonne noch ausstrahlt, verliert sich in den blauen Reichen des Luftraumes. Eine Kälte von vierzig, fünfzig Graden unter dem Gefrierpunkt, die Luft ist unbewegt, das Meer liegt ruhig, der Himmel ist wolkenlos. Ein Ehrfurcht und Scheu einflössendes Stillschweigen breitet sich über die trauervolle Einöde. Kein Ton ist zu hören, kein Geräusch tätiger Menschen, kein Gemurmel der Wildnis. Ein Geflüster wird hörbar auf erstaunliche Entfernung hin, und ein unerträgliches Gefühl von Einsamkeit legt sich auf das Herz des Wanderers. Nicht selten flammt das Nordlicht auf und zieht am Himmel einen glänzenden Bogen von Sonnenaufgang nach Niedergang: einmal in zitternden Schwingungen ansteigend, durch alle Farbenstufen des Blau, des Grün und alle Tinten des Violett und Karmoisin aufschiessend, schimmernd, strömend in gelben Säulen aufwärts, niederwärts; einmal stetig leuchtend, dann wieder in leisen Wellen wogend, zuweilen bis zum Zenit, auf Augenblicke die trostlose frostige Öde in königliche Glorie

wandelnd, um sie, in ermattender Kraft zusammensinkend, in nur noch schwärzerer Dunkelheit zurückzulassen. Verschwenderische Feuerspiele und Schaustücke der Natur, gegeben für die Eule, den Eisbären und den Eskimo als Zuschauer. Es ist die Zeit der ewigen Nacht.

Im Januar beginnt der Schein der Sterne um Mittag etwas düsterer zu glimmern. Im Februar bleibt zur selben Stunde ein leichter Goldstreifen an einer Stelle am Kreisrand des Himmels. Im März breitet sich die beginnende Dämmerung aus. Im April reibt sich der Eskimo, der vom Winterschlaf erwacht, die Augen, im Mai fängt der Schnee an zu schmelzen, das ungeduldige Gras, die Blumen brechen vor. Im Juni ist der Sommer wirklich da und unter den unaufhörlichen Strahlen der nie zur Rast gehenden Sonne verschwindet der Schnee gänzlich, in den Adern der Pflanzen regen sich die Säfte, da im Winter selbst die stärksten Bäume bis ins Kernholz erfrieren, die Erde legt das nahtlose Sterbetuch von weissem Schneelinnen ab und ein glänzender Ton von Smaragd schmiegt sich über die ganze Breite der Landschaft. Und wo noch eben Tod und Totenstille lag, erwacht jetzt das Leben: Tausende von Wildvögeln erfüllen die Luft mit ihrem Gekreisch, die Renntiere treten aus den Wäldern, die See hallt von dem Geräusch der spritzenden Wale wider. Es ist ein nicht aufhörendes Fest der Natur, die Hochzeit des Jahres in diesem Lande, in dem es sechs Monate Dämmerung, drei Monate ewiger Nacht und drei Monate ewigen Tages gibt.[1]

Obwohl die Wärme bis zu sechzehn Graden aufsteigt, tauen doch nur die obersten zwei, drei Fuss Erde auf. Trotzdem ist diese Witterung, die das breite Binnenland des nördlichsten Amerika beherrscht, noch gelind im Vergleich zu dem Inselland am Pol und zu Grönland. Die tiefsten Kältegrade, die auf den Inseln erreicht werden, bleiben zwar zurück hinter den tiefsten Kältegraden Nordasiens — die See mildert auch hier die Gegensätze ab — aber die Durchschnitte sind wesentlich tiefer, tiefer als irgendwelche, die auf dem Erdenrund bekannt sind. Auch der Sommer ist in den Monatsmitteln auffällig kalt, so dass die Jahresdurchschnitte — zwischen sechzehn und zwanzig Graden unter dem Gefrierpunkt — erschreckend niedrig sind. Die Witterung Grönlands ist schwankender, gegensatzreicher, die Küste etwas wärmer — Ostgrönland hat

[1] Diese beiden letzten Absätze zum Teil wörtlich übersetzt aus *Bancroft (Pacific States I S. 43ff.)*.

ein Jahresmittel von neun Graden — aber das Binnenland dafür um so kälter: Nansen hat für den Juli einen Durchschnitt von 10 Graden, für den Januar vierzig, für das Jahr fünfundzwanzig Grade unter dem Gefrierpunkt berechnet. Es ist ein Kältepol der Erde: ein unbewohnbares Land. Die Niederschläge sind auf den Inseln nicht stark, in Grönland grösser: so hat sich hier ein Eistafelland gebildet, das, über ein vermutlich sehr gebirgiges Land gebreitet, bis zu einer Höhe von zweitausend siebenhundert Metern ansteigend, im Innern fast eine regelmässige Ebene bildet und nur an den bewohnbaren Küsten ebenso zerrissen und zerklüftet ist, wie das Land selbst.

Nirgends auf dem Erdball üben Wärme und Niederschlag einen so einschneidenden Einfluss auf die Bewohnbarkeit eines Landes aus wie in Grönland. Von einer Fläche von mehr als zwei Millionen Geviertkilometer gelten nur 88000, also weniger als ein Zwanzigstel, als besiedlungsfähig: es ist der schmale Küstenrand. Man weiss nicht, wie diese ungeheure Eismasse entstanden ist, ob sie eine Bildung der Tiefe sei, durch das Ausfrieren grosser Flussnetze entstanden, zuerst die Täler anfüllend, dann über die Wasserscheiden fortschwellend und so zuletzt das ganze Land bedeckend, oder ob das Inlandeis von den Höhen herniedergeströmt ist, von den Firnen über der Schneegrenze nach Art der Gletscher abfliessend, die Täler verstopfend und schliesslich in Vereinigung aller seiner Arme die Bergzüge überschreitend und das ganze Land überschwemmend. Man ist nicht einmal sicher, ob die Oberfläche dieser Eiswüste, deren verhältnismässig ebene Gestalt in der Mitte durch Nansens Durchquerung sichergestellt ist, in ihren Schwellungen und Niederungen der Bildung des darunter vergrabenen Landes oder nur den eigenen Gesetzen dieses furchtbar wachsenden Eismeeres folgt.[1]

Das Bild der Landschaft ist eben im äussersten Norden von wunderwürdiger Schönheit. Der Sommer an der grönländischen Küste färbt das Meer tiefblau, die Eisberge, die auf der spiegelglatten Fläche schwimmen, steigen aus ihrem Lapislazuli in marmorner Weisse und von so seltsamen zackigen Formen, dass sie den Türmen und Firsten, den Dachreitern und Fialen gotischer Dome gleichen. Und als ob es noch nicht genug

[1] A. E. Frhr. v. Nordenskiöld, Grönland (Üb. 1886) 109ff. E. v. Drygalski, Grönlandexpedition der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1891—1893 I (1897) 503f., 505; Mohn und Nansen, Wissenschaftliche Ergebnisse von Dr. F. Nansens Durchquerung Grönlands 1888 (Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 105 [1892] 72ff., 76f., 78 Anm. 2).

der Schönheit sei, verdoppelt an erlesenen Tagen die Luftspiegelung dieser Gegenden das Bild. Dann lässt die reiche Laune der sonst so kargen Natur die spitzen Türme sich stetig ändern, sich heben und senken, dann stellt sich in den Wolken die höchste Spitze der schönen Trugerscheinung umgekehrt auf ihr wirkliches Ebenbild. Fährt aber ein kalter Wind über die See, dann stürzt der prunkende Doppelpalast in Trümmer, verwandelt sich in einen unbedeutenden, fern am Kreisrand des Himmels schwimmenden Eisberg, um doch in den nächsten Augenblicken schon wieder von neuem zu wachsen, sich mit Zinnen und spitzen Bogen zu schmücken. Den ruhigen Hintergrund zu diesem bewegten Schauspiel bildet die blauweisse, fast wagerechte Linie, mit der das Küsteneis das Bild begrenzt.[1]

Wären Himmel und Boden der menschlichen Siedelung hier nicht gar so unhold, die Bewässerung des Landes würde ihr besseren Vorschub leisten können. Das nordwestliche Kanadien hat einen grossen Reichtum an Seen, und der Churchill stellt mit seinen Nebenflüssen ein gewaltiges Netz von Wasseradern dar. Noch bedeutender ist der Mackenzie, der mit einem Stromgebiet von einer und dreiviertel Millionen von Geviertkilometern in Nordamerika nur dem Mississippi nachsteht. Aber, dass er in ein unwirtliches Meer fliesst, entwertet ihn wie den um die Hälfte minder umfassenden, allein noch immer stattlichen Yukon. Grönland hat ein Wunder an Schönheit in den warmen Quellen, die selbst in dem eisbedeckten Binnenland sich durch die Frostkruste einen Weg bahnen und Schächte ziehen, die aus weissem und blauem Marmor gebaut scheinen. Aber Nutzen schaffen können sie hier so wenig, wie auf dem nordamerikanischen Inselland wirkliche Flüsse.

Die Pflanzendecke, die unter diesen Voraussetzungen gedeihen kann, besteht im festländischen Norden, in Hudsonien vornehmlich, doch zum Teil noch aus Laubbäumen, die freilich sehr hinter den Nadelhölzern zurückstehen. Erlen, Pappeln, Weiden bestehen noch, die Birke erreicht erst am unteren Mackenzie ihre Nordgrenze. Der Nadelwald aber überwiegt bei weitem: dunkel und einförmig besetzt er mit seinen Schwarztannen und Graukiefern Hunderttausende von Geviertkilometern. In Grönland wagt sich die Birke nur an den Südrand der Küsten und auch da nur in die geschützten Buchten der tiefen Föhrden. Allen übrigen Boden nimmt die Heide ein. Das Insel-

[1] Brodbeck, Nach Osten, Untersuchungsfahrt nach der Ostseite Grönlands (1882) 38f., Nordenskiöld, Grönland (Üb. 1886) 94f.

land des nördlichsten Amerika ist ähnlich und nur insoweit reicher ausgestattet, als der Saum des bewachsenen Landes nicht so schmal ist. In Baffinsland kriecht die Polarweide noch am Boden hin, und wo tiefere Täler Schutz gewähren, hebt im Juni selbst ein reiches Blühen auf der Heide an. Eingestickt auf den Teppichgrund der gelbgrünen Flechten, der grünlich-braunen Heidekräuter, schimmern weisse Blumenkelche auf und schwefelgelbe Ranunkeln treten gar zu Beeten zusammen.

Auch die Tierwelt zieht sich immer enger zusammen. Eisbär und Polarfuchs, Schneehuhn und Polarhase stellen ihre bezeichnenden Vertreter dar. Die Jagd auf den Eisbären, den König der arktischen Wüste, auf den Moschusbüffel, auf die Renntiere bietet dem Nordländer Kleidung und Nahrung dar. Der Polarochse tritt noch in sehr hohen Breiten auf: wie in Ellesmereland auf einer der sehr grossen Inseln, die westlich von Grönland dem Pol vorgelagert sind, und er liefert ein köstliches Fleisch, das von dem ihm vorgeworfenen Moschusgeschmack nichts verspüren lässt.[1] Der Hund ist der treue Gefährte des Nordländers, zieht ihm den Schlitten, wozu man das Renntier hier nicht gezogen hat, und hilft ihm jagen. Das Meer liefert ihm Wal, Walross, Seehund und damit Fett und Fleisch zugleich. Die Bewohner der nordwestlichen Inseln leben nur vom Fang der Seerobben, die zu Tausenden auf das Land in die Sonne kriechen und, mit leichter List umgangen, dann mit Knütteln totgeschlagen werden. Sie liefern Felle und Fett.[2]

Alles aber, was die Natur hier bietet, mag es zuweilen auch in Überfluss gedeihen, ist ein karger, letzter Notbehelf des Lebens, der noch eben das Dasein ermöglicht. Den Völkern dieser Gegenden mag man als Beweis von Schwerfälligkeit und Trägheit anrechnen, dass sie nicht nach Landbesitz besserer Art gestrebt haben. Dass sie höhere Stufen der geistigen und gesellschaftlichen Bildung nicht erstiegen haben, wird man ihren ursprünglichen Anlagen nicht zurechnen dürfen. Die Hand der Natur liegt gar zu schwer und hart auf ihnen.

Es sind wirklich die nördlichsten der Menschen, die diese Gegenden bewohnen. Aber sie werden ihrer Leibesbeschaffenheit nach zu der grossen amerikanischen Völkerfamilie gerechnet, die den Erdteil vom Eismeer bis zum Kap Horn bewohnt. Auch sie

---

[1] Sverdrup, Neues Land, vier Jahre in arktischen Gebieten I (1903) 54ff. — [2] Ausser den genannten Reisewerken von Nordenskiöld, Mohn und Nansen, Sverdrup liegen hier die Darstellungen von Deckert (Nordamerika [²1904] 469–516) und von Sievers und Kükenthal (Australien, Ozeanien und Polarländer [²1902] 534–578) zugrunde.

wird heute nur als Rassenteil betrachtet und als die Gruppe der mongolenartigen Völker der grösseren Mongolenrasse zugeordnet, aber man ist nicht mehr, wie ehedem, der Ansicht, dass diese Nordländer die Vorposten der nordasiatischen Völker seien,[1] mögen auch mancherlei Körpereigenschaften auf ehemalige oder neuere Blutmischung deuten.

Die Nordländer weichen nämlich in ihrer Leibesbeschaffenheit von dem Gesamtbild der roten Rasse in etwas ab. Die Gestalt der Nordländer bleibt meist hinter mittlerer Grösse zurück, die Haut wird heller, grau und im nördlichen Grönland fast weiss, die Nase tritt zurück, die Augen werden schief. Die Köpfe nehmen zuweilen hässlich verzwergte Züge an, die listig, boshaft und gedrückt zugleich dreinschauen. Zuletzt überwiegt doch das Gesamtbild der roten Rasse, das weiter nach Süden hin völlig hergestellt erscheint. Im Norden sind mongolische Einflüsse unverkennbar, doch auch die Eskimo sind von festem, wenngleich untersetztem Bau und guten Körperabmessungen.[2] Trotzdem dringt daneben auch Gesichtsfarbe und Gesichtsform der roten Rasse sehr weit nach Norden vor: der Eskimo Kolotengva, ein Mann von der Insel Karma im Inglefield-Golf, also aus dem nördlichsten Ostgrönland am Smith-Sund, der reisenden Forschern oft treue Dienste getan hat, wird geschildert als von dunkelroter Gesichtsfarbe mit einem leisen gelblichen Anfluge und von leicht gebogener Nase.[3] Überhaupt wechseln unter den Eskimo aller Gruppen uns erfreuliche Gesichtszüge mit solchen, die in unseren Augen hässlich oder doch unschön sind; die letzteren mögen überwiegen. An der Beringstrasse sind jüngst Koniaga aufgenommen worden, unter denen einige von guter, fester, an die Mandschu erinnernder Männlichkeit, einige junge Männer, seltener junge Frauen von kindhafter Anmut sind, andere aber, vorzüglich Frauen, Köpfe von gleichgültiger, unerfreulicher Unregelmässigkeit zeigen.[4]

Auf die Leibesbeschaffenheit der Grönländer hat offenbar die Mischung mit Europäerblut eingewirkt, die dort schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begonnen hat. Wurde doch die Zahl der Halbbluteskimo unter ihnen im Jahre 1820

---

[1] Vgl. die Bemerkungen Gerlands (Atlas der Völkerkunde 7). — [2] Waitz, Anthropologie III 303ff., Ratzel, Völkerkunde I[2] 534f., *Bancroft, Pacific States I 45.* — [3] Sverdrup, Neues Land I (1903) 112. — [4] Man mustere die sehr guten mechanischen Wiedergaben von Photographien bei *Nelson, The Eskimo about the Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII [1899] 24ff.).* Durchschnitt *Plate III* (Mann und Frau), anmutig *Pl. VII*, stark *Pl. V* (beides Männer).

schon auf vierzehn, 1855 auf dreissig von hundert geschätzt.[1] Ja, man meint in den oft schlechthin skandinavischen Gesichtszügen der Ostgrönländer die Restspuren der älteren germanischen Besiedlung dieser Gegenden zwischen 1000 und 1342 zu erkennen.[2]

Die Gesamtheit der Nordländer, an deren ursprünglicher Blutseinheit doch nicht zu zweifeln ist, zerlegt man zunächst, der nordamerikanischen Küste folgend, in Alëuten, Koniaga, Eskimo. Alle drei Gruppen wohnen am Meer: die Alëuten auf den Inseln, die nach ihnen benannt sind, und auf der Halbinsel Alaska; die Koniaga nehmen einmal die gesamte Westküste des grossen Nordwestblocks von Amerika ein, der heute im weiteren staatlichen Sinne Alaska genannt wird. Ihre Sitze reichen dort vom Wurzelpunkt der Halbinsel Alaska und der ihm vorgelagerten Insel Koniaga bis zum Kotzebue-Sund. Ausserdem aber bewohnen sie auch die Südseite des Landes Alaska vom Eliasberge und dem nördlichsten Besitz der Tlinkit bis zum Cook-Sund und wiederum zur Insel Koniaga. Die Eskimo schliessen sich an sie an und haben von der äussersten Nordwestecke des Erdteils die ganze Länge der Eismeerküste Amerikas besiedelt, dazu das hier gegen den Pol hin vorgelagerte Inselreich und den Nordostrand von Labrador bis Neu-Fundland. Die Denee haben das weitgedehnte Binnenland inne, das von dem noch eben umschriebenen Bereich übrig bleibt. Die Grönländer endlich führen, durch den weiten Nordwestarm des Atlantischen Meeres von den festländischen Gliedern ihrer Völkerfamilie, aber nur durch den schmalen Smith-Sund von den Eskimo der nördlichen Inseln getrennt, in ihrem inselförmigen Lande ein Leben für sich.[3]

Die Stämmefamilien, die hier unterschieden werden, zerfallen ihrer Gesittung, insbesondere ihrer Sprache, wie ihrem Blute nach, in zwei grosse Gruppen. Die eine, die eigentlich arktische, umfasst die Eskimo, festländische wie grönländische, die Koniaga und die Alëuten. Von diesen an Kopfzahl sehr ungleichen Teilgruppen kommt nur der letzten und kleinsten, der der Alëuten — 1880 auf den Inseln 1890, 1890 auf dem Festlande 968 Köpfe zählend — in Rücksicht auf Sprache und Blutmischung eine gewisse Sonderstellung zu. Die Stämmefamilie, die bei weitem den grössten Landbesitz innehat, die der fest-

[1] *Rink, Danish Greenland (edited by R. Brown 1877) 163.* — [2] Nordenskiöld, Grönland 415. — [3] So nach den Abgrenzungen *Bancrofts, Pacific States I 37f., 139f.,* vgl. Gerland, Atlas der Völkerkunde Bl. VII 12.

und inselländischen Eskimo, hat man in vier Untergruppen zerlegt, mehr noch nach ihrem Wohnort, als einigen Gesittungsmerkmalen, und jedenfalls nicht nach sprachlichen oder gar staatlichen Zusammengehörigkeiten: es sind erstens die Mitteleskimo am Smith-Sund, auf Baffinsland, an der Westküste der Baffins-Bai, am Backfluss und in Boothia, zweitens die Eskimo von Labrador, drittens die am Mackenzie und endlich die von Nordalaska.[1] Die zweite Gruppe wird allein von den Denee gebildet, unter denen man vierzehn Stammes- oder Völkerschaftsgruppen unterscheidet, und die man nach ihren Sitzen in westliche, mittlere, östliche und nördliche geteilt hat.[2]

Das Gebiet, das die Nordländer innehaben, ist sehr gross: es zählt über acht Millionen Geviertkilometer, d. h. fünfzehnmal mehr als das Deutsche Reich. Es ist mehr als fünfmal grösser als das Land der kolumbianischen Stämmefamilie, und eines der grössten, das überhaupt auf der Erde von einer Gruppe einheitlicher oder doch ähnlicher Gesittung, einen oder doch nahe verwandten Blutes eingenommen wird.

Die Kopfzahlen der Gruppen sind ebenso gering, als der von ihnen in Besitz genommene Flächenraum ungeheuer ist. Verhältnismässig zahlreich sind die am Stillen Meer: man schlägt die Alëuten zur Zeit ihrer Entdeckung, nach 1745, wohl zu hoch, auf etwa 10000 an, während die Koniaga, die weite Länder besiedeln und durchstreifen, gegen 1839 nur auf 7000 geschätzt wurden.[3] Die kanadische Statistik schlägt die Indianerbevölkerung der Nordwestterritorien, die mehr, aber auch weniger Land umfassen, als die Denee bewohnen, im Jahre 1903 auf 17922 an.[4] Diese Zahl nähert sich einer anderen selbständigen Schätzung der Denee sehr, die ihnen fast 16000 Köpfe zuteilt und dabei von den einzelnen Gruppen ausgeht.[5] Das Inselland im Norden wird auf 4000 Bewohner geschätzt.[6] Die Grönländer der dänischen Westküste sind 1870 gezählt worden und hatten 9588 Seelen.[7] Trotz fortgesetzter Heimsuchungen durch die Lungenschwindsucht, trotz häufiger und verheerender Volkserkrankungen an den Pocken und an Influenza, ist auch dies eines der Urzeit-

---

[1] Nach Rinks Vorschlag: *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethn. VI [1888] 420).* — [2] *Father Morice, The Western Dénés (Proceed. Canad. Instit. III. Ser. VII) 113.* — [3] *Bancroft, Pacific States I 87, 70.* — [4] Globus LXXXIV (1903) 84. — [5] So nach den Annahmen des besten Kenners der Denee *(Father Morice, The Western Dénés, their manners and customs: Proceed. Canadian Institute III. Ser. VII [1890] 113).* — [6] Sievers und Kükenthal, Australien, Ozeanien und Polarländer [2]509. — [7] *Rink, Danish Greenland 166.*

völker, die unter europäischer Obhut an Kopfzahl wachsen. Denn 1891 wurden 10244, 1901 aber 11623 Eingeborene im dänischen Grönland gezählt. Die wesentlichste Ursache dieser erfreulichen Entwicklung mag darin zu suchen sein, dass man die dänischen Eskimo nicht mit Alkohol gesegnet hat, wie sonst so oft europäischer Brauch ist. Die Erscheinung ist neu, denn in dem Jahrzehnt zwischen 1861 und 1870 war die Kopfzahl der Eskimo lediglich stillgestanden.

Diese Gebiete gehören zu den am dünnsten bevölkerten Ländern des Erdballs. Grönland, das mit fast 2170000 Geviertkilometern das bei weitem grösste Inselland unseres Sternes darstellt, hat auf je 186 Geviertkilometern einen Bewohner, oder $^{5}/_{1000}$ Kopf auf den Geviertkilometer. Doch ist bei dieser Berechnung das öde Tafeleisland des Innern mit inbegriffen: das gletscherlose Gebiet der dänischen Besitzungen, das auf 88100 Geviertkilometer veranschlagt wird, zählt dagegen auf sieben Geviertkilometer einen Einwohner, auf einen Geviertkilometer also $^{1}/_{10}$ Kopf, ein Mass, das wesentlich geringer als die kolumbianische Bevölkerung von $^{25}/_{100}$ auf den Geviertkilometer, doch verhältnismässig hoch ist.[1] Die Bodengestalt des Landes drängt in den Talsohlen und an den schmalen Uferrändern der Föhrden alles Volk zusammen. Die ganze Armut dieser nordischen Zone wird an dem Bevölkerungsstand des Insellands im amerikanischen Eismeer offenbar; es umfasst über 1300000 Geviertkilometer und wenn die Schätzung von 4000 Bewohnern nicht gar zu weit in die Irre geht, so kommt erst auf 325 Geviertkilometer ein Mensch, auf einen nur $^{3}/_{1000}$ einer Seele. Die Zahlen steigen auf dem amerikanischen Festland: das heutige Territorium Alaska, von dessen Boden die Kolumbianer nur den geringeren Teil innehaben, zählte nach der Schätzung von 1890 auf 1376000 Geviertkilometern 23000 Eingeborene, d. h. $^{1}/_{100}$ Seele auf den Geviertkilometer; ganz Kanada hatte 1881 und nach nicht geringer Abnahme 1903 wieder den gleichen Durchschnittssatz,[2] der also auch der Stämmefamilie der weit ausgebreiteten Denee mit einiger Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden mag; die Alëuten mit ihrem Umfang von über 37000 Geviertkilometern waren 1880 noch von 1890 Eingeborenen bewohnt, d. h. sie zählten gar $^{5}/_{100}$ Seele auf dem Geviertkilometer. Unendlich spärlich muss vollends die Be-

[1] Vgl. wiederum Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre ([3]1900) 183. — [2] Auf 8767704 Geviertkilometern 1881: 108547, 1893: 99717, 1901: 99527, 1903: 108112 (die beiden letzten Angaben Globus LXXXIV [1903] 84).

völkerung der bis heute noch heidnisch gebliebenen Teile Grönlands sein, des Ostens und der nördlichen Strecken der Westküste: aus dem Osten sind in Westgrönland während dreier Jahrzehnte nicht mehr als 159 Personen eingewandert,[1] im nördlichsten Westgrönland aber schätzt man die Kopfzahl der Ansiedler zwischen Kap York und dem Kap Alexander, bei dem man die letzten Wohnstätten vermutet, auf nur 200.[2] Wie gering die Grönländer der nicht-europäischen Gegenden ihre eigene Volkszahl veranschlagen, das zeigt die rührend kindliche Angabe[3] einiger Ostgrönländer, nordwärts von ihnen wohnten noch viele, viele Menschen, so viele, dass ein grosser Walfisch kaum hinreichen würde, sie satt zu machen.

ERSTE HÄLFTE

DIE GESELLSCHAFT

ERSTER ABSCHNITT

WIRTSCHAFT, LEIBES- UND SEELENSITTEN

Die Wirtschaft der Nordländer steht auf einem tiefen Standpunkt. Sie sind wohl auch wie die Kolumbianer Jäger und Fischer, aber wesentlich niedrigerer Stufe. Schon ihre Ansprüche an die Nahrung sind denkbar geringe: wie diese Völkerschaften zu den schmutzigsten der Erde gehören — das enge winterliche Zusammenwohnen in den halb unterirdischen Höhlenhütten, die ihre Behausung darstellen, mag sie dazu machen —, so sind sie auch die unwählerischesten. Die Koniaga essen — ausser dem Schwein — buchstäblich alles, auch das Ekelhafteste, auch faulige Fische und Bärenmist. Auch hierzu

[1] Sievers und Kükenthal, Polarländer 2566. — [2] *Mylius-Erichsen og Moltke, Grønland, Illustreret skildring af den Danske literaere Grønland Ekspedition 1902—1904 (1907) 274*, vgl. auch *184*. Die Aufsuchung und Übersetzung dieser und der später angezogenen Stellen dänischer Untersuchungen verdanke ich Herrn Walter Lüher. — [3] Nordenskiöld, Grönland (Üb. 1886) 363 Anm. 1; vgl. auch Brodbeck, Nach Osten (1882) 24f.

mag die Natur selbst sie genötigt haben, die allzu karg hier fast allein auf dem Erdenrund Pflanzenkost fast ganz versagt. Berauschende Getränke hat man aus den wenigen Beeren, die es gibt, dennoch herzustellen verstanden. Seehunde, Wale, Salme und Fische aller Art, der Bär, der Polarochse, das Renntier müssen Nahrung bieten. Alle List und Erfindungskraft ist auf die Ausbildung zweckmässiger Jagdarten und Jagdwaffen gerichtet. Zum Ackerbau sind die Nordländer aus eigener Kraft gar nicht gelangt, woraus allerdings den meisten von ihnen kein Vorwurf gemacht werden kann, denn die Nordgrenze der Gerste schliesst auf dem amerikanischen Festlande alle Eskimogebiete und noch ein gut Teil der von den Denee besiedelten Länder aus. Zum Gewerbe regen sich die ersten Keime, insofern der Eskimo auch Speere und Gerät für den Verkauf anfertigt. Der Handel ist meist noch in den ursprünglichsten Formen stecken geblieben. So betreiben die Eskimo den Tauschhandel noch in der kindlichsten Weise. Der Verkaufende legt seine Ware, ein Fell etwa oder ein kunstvoll geschnitztes Gerät, auf den Boden. Dann zieht er sich zurück und wartet bis der Käufer, der inzwischen sich in vorsichtiger Entfernung gehalten hat, herangekommen ist. Dieser legt dann seinen Tauschgegenstand neben den des anderen und zieht sich seinerseits zurück. Der Verkäufer kommt wieder und besieht sich die Gegengabe; ist er zufrieden, so nimmt er sie mit sich, genügt sie ihm nicht, so entfernt er sich wiederum und wartet, bis ihm Besseres geboten wird. Dieser Tauschhandel kann trotz diesen schwerfälligen Formen sehr lebhaft werden: wie es zwischen Eskimo und Kötschin geschehen ist. Weiter sind doch die Kenai, eine Stammgruppe der Denee, gedrungen. Sie haben dort, wo der Tananah in den Yukon fliesst, für den Handel einen neutralen Grund geschaffen, einen Markt also. Sie sind auch schon zu einer geldartigen Werteinheit gekommen: der Biberpelz stellt sie dar. Zu eigentlicher Sesshaftigkeit scheinen diese Gruppen des Festlandes noch nicht recht gediehen zu sein. Wenn sich auch für die sehr zahlreichen einzelnen Völkerschaften, in die sie zerfallen, nicht ganz unbestimmte Gebiete nachweisen lassen, in deren Grenzen sie bleiben, so wechseln sie doch innerhalb von deren Bereich oft den Ort.[1]

Von Gemeinwirtschaft kann bei dem Fortfall alles Grundbesitzes am Boden doch noch insofern die Rede sein, als mehrere Sonderfamilien eine Hausgenossenschaft bilden. In

[1] *Bancroft, Pacific States I 75f., 63, 129, 133.*

Grönland hat man sie des genaueren beobachtet, doch mag sie dort zu einem Teil unter der Einwirkung der Europäer an Umfang abgenommen haben. Im Jahre 1870 gab es im dänischen Westgrönland unter 985 Winterhäusern nur noch 105 mit mehr als sechzehn Insassen. Von einer Ansiedlung in Westgrönland wird berichtet, in der fünfzig Häuser auf dreihundert Einwohner kamen; doch wird auch von ihr angenommen, dass mehrere Häuser eine Wirtschaftsgenossenschaft bilden. In Westgrönland scheinen ehemals die grösseren, wie noch heute die kleineren Hausgenossenschaften die Regel gebildet zu haben. Drei, vier, zuweilen selbst mehr Sonderfamilien wohnten unter einem Dach, ganz ebenso, wie von den Koniaga auf dem Festland berichtet wird. Da die Häuser durch gemeinsame Arbeit erbaut und erhalten werden, ist zumeist von einem Eigentümer nicht die Rede. Geschieht es dennoch, so scheinen ihm nur grössere Pflichten, nicht aber grössere Rechte zuzufallen. Die beweglichen Güter, Waffen, Werkzeug, Gewand sind wohl Sondereigentum. Aber noch für das einzige Gut, das die Grönländer erwerben, für den erlegten Seehund, gilt ein kindlich-ursprünglicher Kommunismus. Wer einen getötet hat, pflegt jedem Siedlungsgenossen ein Stück Fleisch und eine gewisse Menge Tran abzugeben.[1]

Ein Ansatz zu der höheren Form der Gemeinwirtschaft, zum gemeinsamen Bodenbesitz findet sich bei den westlichsten Gruppen der Denee. Bei ihnen gehören den Angesehensten, den Tönezoi, Jagdgründe, deren Grenzen mit hinreichender Bestimmtheit gezogen sind, wohl als persönliches und vererbliches Eigentum. Allein durch eine Art stillschweigender Einräumung haben auch andere Familienhäupter von gleichem Blutsverbande, aber geringerem Ansehen das Recht, in ihnen zu jagen. Sie sind in gewissem Sinne die Wirtschaftsgenossen des Eigentümers, insofern sie mit ihm jagen und die Beute mit ihm teilen, allerdings nur soweit er sie ihnen überlässt und solange es ihm gefällt. Schon bei den Tsekennee und den östlichen Nahanee sind diese Einrichtungen nicht mehr zu finden, die hier — wie vermutlich bei allen östlichen Teilgruppen der Denee — den lockeren Jagdverbänden mehrerer Sonderfamilien und dem an keinen Grund und Boden mehr gebundenen Schweifen und Wandern weichen.[2]

Die Wirtschaftskunst, d. h. das Vermögen, über Vorräte und Ernährung auf längere Zeit hin zu verfügen, ist selbst bei

[1] *Rink, Danish Greenland 182, Traditions of the Eskimo 32, 26f.; Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 471ff., 501ff.* — [2] *Father Morice, Western Dénés (Proceed. Canad. Instit. III. Ser. VII) 125f.*

den nachdenklichen Grönländern noch in den Kinderschuhen. Wenngleich die Kälte ihres Landes ihnen wünschenswert, ja unentbehrlich macht, Fleich und namentlich Fett in besonders grossen Mengen zu verzehren, so ist doch die Leichtfertigkeit erstaunlich, mit der sie zwischen Übermass und Not hin und herschwanken. Ja, sie sorgen oft nicht einmal beizeiten für den Ersatz der Felle, sie sie doch wahrlich bitter nötig für ihre Kleidung haben.[1]

Die Sesshaftigkeit scheint wenigstens im südwestlichen Grönland weit vorgeschritten zu sein: soweit die Winterwohnungen mit ihren festen Häusern in Betracht kommen. Die Jagdsitze des Sommers und ihre Zelte wechseln auch hier noch den Ort.[2] Weiter im Norden bei den noch freien Grönländern der Westküste gibt es zwar Familien, die feste Wintersitze haben, aber auch andere, deren Wandertrieb so unbändig ist, dass sie den Ort mit jeder neuen Jahreszeit wechseln. So erlangen sie Abwechslung in der Ernährung. Aus den Erzählungen, in denen oft von Wanderungen die Rede geht, erhellt, dass sie auf sehr weite Entfernungen sich erstreckten. Schon in älteren Zeiten müssen Familien und grössere Gruppen vom Festland und von den Inseln über den Smith-Sund nach Grönland gekommen, andere in der umgekehrten Richtung von Grönland fortgewandert sein. Bei diesen Grönländern des Nordwestens ist die Erinnerung an Einwanderungen so fest gewurzelt, dass sie glauben, selbst den Bootebau und die Herstellung einer besonderen Art von Schneehütten von den Ankömmlingen gelernt zu haben.[3] Auch die unendlich nahe Verwandtschaft, fast Gleichheit der Eskimosprachen selbst an den Endpunkten ihres so ungemein weitgedehnten Besitzes, spricht für diese Wanderungen: zwischen der Insel St. Lorenz an der Beringstrasse und der Südwestküste von Grönland sind es fünftausend Kilometer des Wegs, und trotzdem ist die Mehrzahl der Wörter der Mundart, die auf dieser Insel gesprochen wird, im Grönländischen wiederzufinden.[4]

In den starken, dumpfen Trieben, die in den Tiefen der Seele wohnen, und die doch Handeln und Leben der Menschen am nachhaltigsten bestimmen, mag sich die Natur des Landes, in das wir hineingeboren werden, am unmittelbarsten spiegeln. Kultur aber nennen wir alle die Bestrebungen, durch die die Völker über den Zwang der Umwelt hinaus den eigenen Bau

---

[1] *Rink, Danish Greenland 183f.* — [2] *Rink, Danish Greenland 176ff.* — [3] *Mylius-Erichsen og Moltke, Grønland (1907) 282, 309, 321.* — [4] **Nordenskiöld, Grönland 405.**

ihres Schaffens aufzurichten trachten. An ihm wirken Phantasie, Verstand und alle guten Geister unseres höheren Ichs mit. Und begreiflich: die nächsten Notwendigkeiten des Lebens zeigen sich in den gleichen Bann der umgebenden Natur verstrickt, während der schöne Überfluss der Feste und der zierenden Sitten auf derselben Stufe des Lebens schon weit höher hinausragt in das Luftmeer freien Gedankenspiels, herrischer Erhebung über die unmittelbare Anpassung an Boden und Wetter. So sind bei den Nordländern Kleider, Häuser, Boote wohl oft zweckmässig und sinnreich gemacht, aber erst ihre Feste, ihre Bräuche lassen erkennen, dass schon diese mindest entwickelte Jugend der Völker unermesslich höher als die dahinten bleibenden Anfänge des Menschengeschlechts gewachsen ist.

Die Kleidung der Nordländer besteht aus den Fellen, die ihnen die Jagd so reichlich liefert: Männer und Weiber tragen aus ihnen dicht anliegende Stiefeln, Beinkleider und wamsartige Jacken. Öffnungen sind möglichst vermieden, aber Hals und oberer Brustkorb freigelassen. Das weibliche Gewand entbehrt nicht einigen geringen Schmuckes, noch auch eines Überhanges, der vorn und hinten den Unterkörper verbirgt. Auch das Festkleid der Männer kehrt die Haarseite des Fells nach aussen. Denn die Zweckmässigkeit überwiegt durchaus. Die Bestimmung der Kleider, gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, überwiegt so sehr, dass Schmuckgedanken noch kaum aufkommen. Auch die Haartracht der Eskimo entspricht diesem Zustand: sie ist selbst bei den Frauen schlicht.

Wie die Kolumbianer prägen auch die Nordländer ihrem Leibe eine Form auf, die in ihren Augen gewollte Schönheit bedeutet. Freilich Kopfabplattung und Lippenpflock scheinen nur in Alaska hier und da vorzukommen. Aber die Bemalung der Haut ist noch weithin bei den Nordländern verbreitet, wenn sie sich auch notgedrungenerweise auf das Gesicht beschränkt. Sie ist am abstossendsten, wenn für sie, was bei den Eskimo vorkommt, ein schmutziges Grau gewählt ist. Die heutigen Grönländer haben auf diesen uns so befremdlichen Schmuck verzichtet. Was die Reinlichkeit angeht, so werden den Eskimo ihre Schwitzbäder nachgerühmt. Doch mag dies der einzige Zoll sein, den sie der Körperpflege nicht versagen, und bei ihren Nachbarn, den Koniaga, steigt die Schmutzigkeit bis zum äussersten Grad der Widerwärtigkeit.[1]

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 39 f.;* Ratzel, Völkerkunde I[2] 542, 544.

Die Behausungen der Eskimo sind sehr ursprünglich. Halb Erdhöhlen, erinnern sie an die Wohnstätten der untergegangenen Geschlechter der europäischen Urbevölkerung, ohne doch gewisser Kunst- und mancher Zweckmässigkeiten zu ermangeln. Man gelangt zu ihnen kriechend in unterirdischem Gang; der Rohstoff ist Holz und, wo es fehlt, harter Schnee, der regelmässig geschnitten die Steine dieser Burg des Winters abgibt.[1] Auf der Jagd bauen sie sich vollends Hütten von Schnee und Eis, in edler Kuppelform. Im Sommer schlagen sie Zelte auf. Ihre ständigen Hütten sind rund und eiförmig, in Ostgrönland jedoch schon rechtwinklig. In die dunklen, von Tranlampen verräucherten Räume, dringt durch dünne, durchsichtige Felle oder Eisplatten das Tageslicht ein. Dennoch fühlen sich die Nordländer in ihnen wohl; denn sie haben bequem zur Hand, was sie brauchen, und sie lieben die enge Traulichkeit. Die Winterhütten der Alëuten sind ungeheure Erdhöhlen, bis zu dreihundert Fuss lang und dreissig Fuss breit, mit Stangen und Erde gedeckt, so dass eines ihrer Dörfer sich ausnimmt wie ein grosser Friedhof. In Sommerzeiten aber hausen sie unter einem umgekehrten Boot.

Die Boote der Nordländer sind wie die der Kolumbianer einfach und zweckmässig. Bis zum Segeln schritt man auch hier nicht vor, aber ihre Kajaks, ihre kleinen Boote, sind wie ihre Schlitten, ihre Schneeschuhe so unübertrefflich gebaut, dass sie für den heutigen Gebrauch unserer Völker die Muster abgeben. Die Waffen der Eskimo sind berühmt: sie gelten als eines der bestbewaffneten Urzeitvölker der Erde. Ihre Wurfwaffen, insbesondere die Harpunen, die sie zur Walross- und Seehundjagd brauchen, sind unübertrefflich, wie sie denn auch kleinere Werkzeuge von auffallender Vervollkommnung erfunden haben: so das Schiffchen für das Netzeflechten und die Ahle. Sie verstehen trefflich zu flechten und zu nähen. Alle Handfertigkeiten gewinnen an Wert, wenn man sich erinnert, dass in diesen Ländern wie in ganz Amerika das Eisen unbekannt war: Knochen und hier und da Kupferwerkzeuge treten an seine Stelle. Doch auch der Nordländer Findigkeit ist vor seltsam einfachen Hindernissen zurückgescheut. Sie sind trotz der furchtbaren Kälte, mit der ihr Land sie heimsucht, nie auf den Gedanken gekommen, ihre Wohnräume zu heizen; auch wo ihnen Holz oder doch Reisig zur Verfügung gestanden hätte. Ihre Weiber ver-

[1] Abbildung bei *Petitot, Monographie des Esquimaux Tchiglit du Mackenzie et de l'Anderson (1876) 14.*

bringen einen beträchtlichen Teil ihres Lebens mit dem Schmelzen des Schnees über den trüben Tranlampen.[1] —

Auf Seele und Sitten der Nordländer wirkt die Natur, die es so überaus hart mit ihnen meint, nicht so gleichförmig ein, als man denken sollte. Die Eskimo sind ein durchaus geselliges und fast heiteres Volk. Die Denee hingegen leiden schwer unter dem Druck ihres winterdunklen, unwirtlichen Landes: sie sind traurig stumpfen Sinnes und oft aller Entschlussfähigkeit und Umsicht so sehr beraubt, dass jedes Jahr eine Zahl von ihnen Hungers stirbt. Selbstmorde sind bei ihnen nicht ungewöhnlich, und die Sprache eines ihrer Teilstämme kennt ein eigenes Wort, das all ihr Elend zusammenfasst: edmy, es ist hart. Man hört sie es oft in klagendem Ton leise vor sich hinmurmeln: edmy, edmy. Vielleicht, dass das Meer, das sich den Eskimo freilich auch den grösseren Teil des Jahres durch seine starre Eisdecke entzieht, diesen Küstenbewohnern doch die Bürde erleichtert, die den fast völlig binnenländischen Denee durch nichts vermindert wird. In ihrem Gebiet herrscht die Ebene vor: endlose Steppen und wenige Wälder. Mit dieser Stumpfheit hängt vielleicht zusammen, dass vielen von ihren Stämmen zwar Lügenhaftigkeit, aber Ehrlichkeit im Handel nachgesagt wird, und dass sie eher rauben als morden.[2]

Auf harte Proben stellt die Umwelt alle diese Menschen des Nordlands. Sie kämpfen einen täglichen erbitterten Kampf mit den wilden Tieren, mit denen sie das Land teilen. Nicht der Eisbär, wohl aber sein schlimmerer grauer Genosse sieht im Menschen ebensowohl sein Wild, seine Nahrung, wie die Menschen im Tier. Nur an der Küste, wo man mehr fischt als jagt, ist der Streit ums Dasein etwas minder heiss: hier ist der Mensch im voraus der Überlegene. Aber das Eis des winterlichen Meeres, die Schroffheit der Berge, die so oft bis nahe an die See herantreten, sie bereiten auch hier genug Mühsal und Leid. Kühne Kämpfer müssen hier aufwachsen.

Durch die Ungunst des Himmels und des Bodens werden den Nordländern wie alle Lebensäusserungen, auch ihre Feste verkümmert, selbst die des Todes und der Trauer. Ein Teil der Denee kennt weder Grab noch Scheiterhaufen: sie setzen ihre Leichen den Raubtieren und den Vögeln des Himmels zum Frasse aus. Und doch geschieht das nicht eigentlich aus ehr-

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 58;* Ratzel, Völkerkunde [2]I 550 f., 544 ff., 552 f. — [2] Waitz, Anthropologie III 309; *Bancroft, Pacific States I S. 114, 135 ff.*

furchtsloser Nachlässigkeit: denn sie haben umständliche und lang andauernde Trauergebräuche; sie setzen den Besitz eines Toten ausser Gebrauch, und sie beten zu jenen Raubtieren und Raubvögeln. Die Eskimo bestatten ihre Verstorbenen in Bretterkisten, die sie drei oder vier Fuss über den Boden auf Pfosten aufstellen. Diese Särge sind oft mit kunstvollen Schnitzereien geschmückt, und man legt Waffen, Kleider, Geräte der Toten darauf.[1]

Auch von Festen der Mannbarkeit wird bei den Nordländern wenig berichtet. Doch tätowieren die Eskimo ihre Knaben erst nach Eintritt der Reife, und in Alaska wird die Durchbohrung der Lippen, die gleichzeitig stattfindet, in festlicher Weise vorgenommen. Selbst die Hochzeit wird nicht überall feierlich begangen. Die Koniaga kennen nur wenige, die Alëuten gar keine Hochzeitsbräuche. Auch bei den Eskimo gibt es wohl Sitten der Werbung und ihrer Annahme durch die Braut, aber keine Feste.[2] Bei den Denee ist die Vorbereitung und Eingehung einer Ehe meist nur Sache eines Tages, ohne die mindeste Feier.[3]

Zuweilen aber sind die Nordländer bedacht, sich frohe Tage zu schaffen. Für die haben sie eigene Zeiten im Jahre gesetzt. Sie verkürzen sich vor allem die lange Nacht des Winters mit Tanz und Spiel. Bei dem düster glimmenden Schein der Tranlampe kommt man zusammen. Die jungen Männer, nackt bis zu den Hüften oder ganz unbekleidet, spielen zur Schau. Unter den starken Schlägen einer Trommel tritt einer von ihnen nach dem andern auf, dann formen zwanzig einen Kreis und eine Reihe von stummen Spielen beginnt. Liebe und Eifersucht, Hass und Freundschaft ziehen im Bilde vorüber. Dann wieder ahmt man zu bescheidenerer Lust, aber mit viel drolliger Kunst beim Klang der Tamburine und Gesänge die Stimmen und die Gebärden der Tiere nach. Das Lächeln der Alten, die rauchend im Kreise ringsum sitzen, und die Spenden der Weiber, die Fische und Beeren bieten, belohnen die Spieler. Der Reigen der jüngsten Mädchen nimmt eine Vortänzerin in die Mitte. Während die anderen mit verschlungenen Händen tanzend und singend sie umschreiten, schwingt sie sich erregt, und je leidenschaftlicher, wilder ihre Bewegungen sind desto grösser ist ihr Ruhm.

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 119, 69.* — [2] *Bancroft, Pacific States I 81, 83, 66.* — [3] *Father Morice, Western Dénés (Proceed. Canad. Instit. III. Ser. VII) 122.*

Den allzu wohlfeilen Rausch geistiger Getränke haben nicht alle Nordländer gekannt. Die Koniaga haben allerdings schon vor der Ankunft der Weissen einen Beerenschnaps zu machen verstanden. Die Eskimo aber meiden die berauschenden Getränke noch heute.

Eine freundliche Sinnesart verrät sich bei manchen dieser Völker in den Formen des Grusses. Zwar weiss man längst, dass auch diese äussersten Aussenwerke der Geselligkeit nicht Ausgeburten freischaltender Willkür sind, sondern in der Regel die Überreste sehr notwendiger Bezeigung von Friedfertigkeit da, wo man im Zweifel viel eher Gewalttat und Feindschaft voraussetzen musste. Aber wenn diese zum Sinnbild gewordenen Reste in besonders ausgesprochener Form beibehalten werden, so enthüllen sie auch dann noch eine Gesinnung. Die Eskimo haben die sehr zutrauliche Sitte, sich beim Begegnen die Nasen aneinander zu reiben. Sie ist Europäern bei dem üblen Duft dieser unreinlichen Menschen wenig willkommen, aber ihr Sinn ist nicht zu verkennen. Er steigert sich zu einem rührenden Vertrauen, das fast die Vorstellungen Jean Pauls von der Unschuld der Naturvölker wahrmacht, bei den Alëuten. Sie kommen, nähert sich einer ihrer Siedlungen ein Fremder, ihm schon tanzend entgegen, dann bewirten sie den Gast und erfreuen ihn zuletzt mit einem Tanz der nackten Jünglinge.[1]

Die Grönländer haben eine Fülle von Spielen ausgebildet: Fussballspiele, bei denen die Männer ganzer Siedlungen beteiligt waren, Ring- und Faustkämpfe, Bootwettfahrten — Spiele also, die allesamt eine gute Leibeszucht voraussetzen. Kaum geringere Ansprüche stellen ihre Feste an die Zusammenfassung und Steigerung geistiger Fähigkeiten. Wer gegen einen Siedlungsgenossen Klagen und Vorwürfe auf dem Herzen hat, sagt ihm einen Zweikampf in Wort und Lied an. Ist der Tag gekommen, so treten nicht allein beide Gegner mit Spott- und Hohnliedern auf, deren Absingung sie mit Tanz und Trommelschlag begleiten, nein, auch ihre Freunde helfen ihnen und lösen sie ab. Jede Partei aber erweckt in Beifall oder Ablehnung das Urteil der Versammlung, das vielleicht noch mehr der künstlerischen Leistung als dem zugrunde liegenden Zwiste gilt.[2]

So schlingt man manchen festlichen Brauch um das Leben, es mit Feiern wie mit Blumen schmückend. Noch ist Spiel und Kunst nicht getrennt; noch Tanz und stummes Schauspiel nicht

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 76, 57; 67, 92.* — [2] *Rink, Traditions of the Eskimo 34.*

Beruf geworden. Kunst und Leben sind eins, um Scherz und Schmuck zu schaffen; und da man noch das handelnde Leben zu beobachten meint, gleitet der Blick schon unversehens in das andere Lager, zum geistigen Schaffen hinüber.

ZWEITER ABSCHNITT
DIE FAMILIE

Um die Familie der Nordländer des amerikanischen Festlandes im engeren Sinne ist es ganz ebenso wie um die der Kolumbianer bestellt: Sonderfamilie, Vielweiberei als wünschenswertes Ziel, Einehe tatsächlich oft aus Not vorkommend — das sind auch hier die bestimmenden Züge. Das Geschlechtsleben vor der Ehe ist ungebunden. Weder Eskimo, noch Koniaga, noch Denee schätzen die Keuschheit bei den Mädchen, der Jünglinge ganz zu geschweigen.[1] Diese Freiheit des Verkehrs zwischen den Geschlechtern für die jüngeren Leute greift bei einzelnen Gruppen bis in die Familie der älteren über. Die Eskimo halten es für eine Pflicht der Gastfreundschaft, dem Fremden auch die eigene Frau anzubieten, wie denn ihr Familienleben kaum eine Form der Scham kennt. Sie tun alle Heimlichkeit auch öffentlich, wenn es der Zufall so fügt. Bei den Koniaga ruft der Ehebruch der Frau, wohlgemerkt, die einzige Form des Ehebruchs, die in der Regel den niederen und mittleren Stufen der Völkerentwicklung als bemerkenswert gilt, nicht den Zorn des Mannes hervor, obwohl sie im übrigen als sein Eigentum gilt. Die Alëuten lieben es, ihre Weiber auszutauschen.

Höchst auffällig ist, dass unter diesem rauhen Himmel eine Leidenschaft der Sinne flammt, wie nur in irgendeinem Lande glühender Sonne. Von den Koniaga heisst es, dass Inzucht, Tier- und Knabenliebe bei ihnen herrschen, dass nicht Brüder und Schwestern nur, auch Eltern und Kinder Geschlechtsverkehr miteinander pflegen. Die Knabenliebe wird in aller Öffentlichkeit getrieben: manche Knaben von vornherein für sie in Mädchenkleidern erzogen.

Wie viel oder wie wenig Treue die Frauen ihren Männern zu halten haben, ist zwar wesentlich für Enge oder Lockerheit

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 66, 81, 117.*

des Familienverbandes. Entscheidender ist doch die Machtverteilung zwischen Mann und Frau. Im ganzen und groben betrachtet, verschafft sie überall dem Mann ein ungeheures Übergewicht. Die Übermacht des Leibes macht sich in diesen Zuständen noch roher Gesittung auf das unverhüllteste geltend und sie zieht insbesondere bei Verteilung der wirtschaftlichen Arbeit rücksichtslose Folgerungen. Die Weiber der Eskimo haben fast Sklavenlos, alle schwere Arbeit ausser der eigentlichen Erwerbstätigkeit, dem Jagen und Fischen, fällt ihnen zu; dafür aber sind sie nie einer Misshandlung durch den Mann ausgesetzt. Bei den Kötschin, einer Völkerschaft der Denee, trägt wohl zuweilen ein Mann seine Frau so sorgsam durch den Fluss, dass ihr auch kein Fuss benetzt wird, aber schon von ihren nächsten Nachbarn, den Tenan-Kötschin, heisst es, dass sie ihre Weiber eher wie Hunde, denn wie Menschen behandeln.[1]

Die Einzelfamilie trägt zweifellos in diesen Gegenden den Stempel völliger Unterwerfung des Weibes unter den Mann. Eine Ausnahme, das Vorkommen der Ehe einer Frau mit mehreren Männern im Norden, kann daran nicht irremachen. Sie ist nur scheinbar, sie beruht offenbar auf Frauenmangel in diesem menschenleeren Lande. Von den Eskimo heisst es ausdrücklich, dass sich bei ihnen da, wo Weiber selten sind, auch wohl zwei mit einer Frau einrichten; auch auf der Halbinsel Boothia ist Vielmännerei beobachtet worden. Nur bei den Alëuten macht die Sitte, die reichen Frauen zwei Männer zu heiraten gewährt, den Eindruck, als sei sie anderen Ursprungs. Indessen ist nicht berichtet, dass eine solche Frau vor anderen bevorzugt sei.[2]

Die Nähe oder Ferne des persönlichen Zusammenhalts findet über die Verteilung der Arbeitslast, der wirtschaftlichen und menschlichen Rechte hinaus bei Urzeitvölkern leicht einen eigenen sinnbildhaften Ausdruck. So etwa die Zugehörigkeit der Frau zum Mann auch noch nach seinem Tode. Bräuche dieser Art, wie sie in der indischen Witwenverbrennung gipfeln, sind deshalb

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 66, 131f.; Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI [1888] 579).* Hierzu sei bemerkt, dass diese Gruppenbezeichnungen älteren Ursprungs sich zu einem Teil nicht mit den neuerdings von *Father Morice (Western Dénés: Proceed. Canad. Inst. III. Ser. VII 109)* mit grosser Bestimmtheit und unter heftigen Angriffen gegen die früheren Berichterstatter vertretenen decken. Doch die Formen Tachel — für Tacullie, Carriers — und Tsekennee für Sekanai sind nach Vorschrift von Father Morice eingesetzt. — [2] *Bancroft, Pacific States I 65, 92; Boas, The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV [1901] 115).*

besonders merkwürdig, weil sie in der Regel kein gewalttätiges Recht des Verstorbenen auf die ihm leibeigene Frau, sondern eine zarte Pflicht des Herzens, eine bis zu gemeinsamem Tod führende Trauer der Witwe voraussetzen oder wenigstens vorspiegeln. Bei den Tachel, einer Teilgruppe der Denee, findet sich eine Andeutung dieser Anschauung. Ihre Witwen müssen dem Verstorbenen noch, wenn er auf dem brennenden Scheiterhaufen aufgebahrt ist, ihr Haupt auf die Brust legen und dabei doch fortwährend die Flammen nähren. Und sie müssen in dieser peinlichen Stellung ausharren, bis das lohende Feuer ihnen das Haar vom Kopf gesengt hat. Sie sollen den Leichnam streicheln, bis er zu Asche verbrannt ist. Das Schmerzensgeschrei der Frau wird zuweilen durch die wilden Gesänge der anderen Teilnehmer an diesem schauerlichen Fest des Todes übertönt.

So ist der Mann bis in den Tod der Überlegene, aber man fragt unwillkürlich, ob denn die Frau nicht wenigstens in der Maienzeit des Lebens bevorzugt ist. Doch wird nur selten von Werbung und Verehrung der Umworbenen gesprochen. Zwar gilt bei den Kötschin, einer Teilgruppe der Denee, als Regel, dass, wer heiraten will, reich oder stark sein muss, aber an eine Wahl der Mädchen ist dabei schwerlich gedacht: ein guter Jäger, der viel Felle anhäuft, oder ein starker Kämpfer, der Bräute rauben kann, wird Glück haben, so heisst es. Bei den Kenai, einer andern Teilgruppe der Denee, muss der Mann, der ein Mädchen zur Frau gewinnen will, ein Jahr um sie dienen. Ohne ein Wort über sein Vorhaben zu sprechen, stellt er sich jeden Morgen im Hause ihres Vaters ein, um im Haushalt Handreichung zu leisten. Erst auf die Frage, warum er so tue, erklärt er, er werbe um die Tochter. Ein leiser Hauch der Huldigung für die Begehrte selbst ist hier wohl schon zu spüren. Aber der entscheidende Zug, die Verpflichtung des Bräutigams zu Gegenleistungen für den Empfang der Tochter leuchtet zu deutlich durch, als dass man verkennen sollte, wie wirtschaftlich das Zustandekommen der Ehe aufgefasst wird.[1]

Auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern wird zuweilen, wie bei den Kolumbianern, vom selben wirtschaftlichen Standpunkt aufgefasst. Bei den Koniaga werden weibliche Kinder nicht selten ausgesetzt, bei den Denee verhungern zuweilen die Alten beiderlei Geschlechts, weil man ihnen nichts zukommen lässt.[2]

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 125f., 131, 134.* — [2] *Bancroft, Pacific States I 81, 120.*

Für die Verfassungsgeschichte der Familie, insonderheit für die der umfassenderen Gebilde, die über die Grenzen der Sonderfamilie hinausreichen, muss zwischen den beiden grossen Gruppen der Nordländer, den Denee auf der einen, den Eskimo und ihren Verwandten auf der anderen Seite, ein grundsätzlicher Unterschied gemacht werden. Nur bei den Denee nämlich, sicher nachgewiesen nur bei den westlichen und mittleren Denee findet sich eine Geschlechterordnung, die der kolumbianischen zwar durchaus nicht gleich, wohl aber verwandt ist. Von ihr muss zuerst die Rede sein.

Die westlichen Völkerschafts- und Stammesgruppen der Denee, die Chilchotin, Tachel — auch Takulli, Carriers genannt —, Nahanee und die mittleren, die Tsekannee — auch Sekanai genannt — nehmen die Lande östlich von den Sitzen der kolumbianischen Tlinkit, Tsimschian und Haida und östlich vom Felsengebirge ein. Ihr gesellschaftlicher Zustand, oder vielmehr der eines grossen Teils von ihnen, weist bestimmte Merkmale der Geschlechterverfassung auf: jede von ihnen ist in eine Anzahl von Verbänden, in der Regel fünf, geschieden, die durch ein Heiratsverbot, und zwar unter strengster Durchführung, zusammengehalten werden; diese Verbände führen Tierzeichen, Kröte, Haselhuhn, Krähe, Biber, Lachs und so fort; die Geschlechter durchqueren die Siedlerschaften jeder Gruppe, und Mitglieder eines Geschlechts finden sich über die entferntesten Siedlerschaften zerstreut. Indessen fehlt es nicht an einer höchst auffälligen Besonderheit: diese Ordnung nämlich stellt ein Mittelding zwischen Vater- und Muttergeschlecht dar, insofern sie für die Heiratsverbote die väterliche Verwandtschaft, für die Erbfolge die mütterliche in Betracht zieht, und so halb als Vater-, halb als Mutterrecht angesprochen werden muss.

Der Tatbestand, dessen Beschreibung allerdings an Klarheit viel zu wünschen übrig lässt,[1] ist dieser. Alle Eheverbindungen nach der väterlichen Seite zu sind verboten; keinerlei, noch so nahe Blutsverwandtschaft mütterlicherseits dagegen gilt als

[1] Die Angaben von *Father Morice (Western Dénés: Proceed. Canad. Inst. III. Ser. VII 111 ff., 118 ff.)* bitte ich eingehend zu vergleichen, da sie durch ihre gesellschaftswissenschaftlich nicht ganz geschulte Formung mehr als eine Unsicherheit bestehen lassen und ohne die in den folgenden Anmerkungen gegebenen Auslegungen zu den wunderlichsten Missverständnissen Anlass geben könnten. Aber eben, weil die Unterlagen so brüchig sind, ist ihre Betrachtung von ganz allgemeinen Gesichtspunkten her um so notwendiger. Denn vielleicht regt die Aufdeckung dieser Unklarheiten zu erneuter Beschreibung und Berichterstattung an und weist ihr zugleich den Weg.

Heiratshindernis: im Gegenteil, die Heirat zwischen Vettern und Basen ersten Grades von Mutterseite her, ist häufiger Brauch, gilt fast als Pflicht. Andrerseits gilt für die Erbfolge als unverbrüchliches Gesetz, dass die Kinder in das Geschlecht der Mutter zählen, dass auch die Söhne weder Landbesitz noch Geschlechtszeichen von ihrem Vater erben können, dass vielmehr der Schwestersohn der natürliche Erbe des Familienhauptes ist.

Es läge die Vermutung nahe, dass hier unter väterlicher Verwandtschaft nicht ein Vatergeschlecht, sondern dasjenige Muttergeschlecht verstanden wäre, dem der Vater angehört, d. h. dasjenige seiner Mutter. Vorzüglich die Bestimmung, dass der Erbe des Vaters sein Schwestersohn ist, nicht seine Kinder, könnte darauf hinleiten: aber da ausdrücklich von Ahnen, nicht von Ahnfrauen die Rede ist, so scheint diese Möglichkeit ausgeschlossen,[1] der überdies ein anderer sogleich zu erörternder Umstand entgegen ist. Sind wirklich alle Angaben richtig, dann liegt hier eine Doppelung von fast befremdlicher Sonderbarkeit vor. Das Muttergeschlecht, das zwar nicht der Form, aber einer tatsächlichen Wirkung nach besteht, macht sich von der einen Seite auf das stärkste geltend in seiner Herrschaft über die Erbfolge; aber zugleich erscheint es, abweichend von sonstigen, von kolumbianischen oder nordostamerikanischen Seitenstücken, als innerlich gänzlich unausgebildet, insofern es das Ausheiratsgebot nicht nur nicht kennt, sondern es geradezu in sein Gegenteil verkehrt und in bestimmten Fällen die Inzucht schlechthin zur Regel macht, so in dem nächstliegenden der Verheiratung von Vetter und Base ersten Grades.[2] Eben diese Eigentümlich-

---

[1] Freilich nur wenn man den Gewährsmann dieser Nachricht beim Worte nehmen darf. Er sagt: *agnation and consanguinity in the direct or collateral line on the paternal side were considered powerful barriers to sexual relations, males and females descended from the same stock being always regarded as brothers and sisters.* Ferner: *as long as the commons ancestors of two individuals were remembered, the latter were easily dissuaded from contracting marriage together, even to the fourth and perhaps the fifth degree of consanguinity, especially if in the direct line (Father Morice, Western Dénés 119).* — [2] Für diesen Brauch gibt der Berichterstatter eine Erklärung, die unmöglich aufrechtzuerhalten ist. Er meint nämlich, um die Härte auszugleichen, die durch die Übergehung der Kinder zugunsten des Schwestersohnes jenen zugefügt werde, *and to permit the notable's* (d. i. des Vaters) *children who could not otherwise inherit from him, to enjoy at least, as much as was lawful of their father's succession, one of his daughters would be united in marriage with her inheriting maternal first cousin (Father Morice, Western Dénés 119).* Diese Begründung ist mehr als wunderlich, denn wie in aller Welt soll die Verheiratung einer Tochter mit ihrem Vetter mütterlicherseits ein Mittel sein, ihr einen Teil

keit lässt auch die noch eben erörterte Möglichkeit nicht zu, dass unter väterlicher Verwandtschaft das Muttergeschlecht, dem der Vater angehört, verstanden sein könnte: denn was dem förmlich bestehenden Muttergeschlecht des Vaters recht wäre, müsste dem tatsächlich wirksamen Muttergeschlecht der Mutter billig sein: nämlich das Inzuchtverbot.

Erklärt kann dieses wunderliche Geschiebe widersprechender Bildungen nur durch die Annahme werden, dass es sich einmal um einen Übergangszustand, sodann um auswärtige Übertragungen, nicht aber um ursprüngliche Entwicklungen handelt. Dass hier nicht eigentlich echte Geschlechterbildung vorliegt, geht daraus hervor, dass das Muttergeschlecht, das sich in der Erbfolge noch wirksam erzeigt, der wesentlichsten Eigenschaft ermangelt, die einem Geschlecht zukommt, des Inzuchtverbots. Andererseits macht auch das bestehende Vatergeschlecht nicht den Eindruck eines ausgewachsenen Gebildes, denn es entbehrt seinerseits des zweiten Merkmals echter Geschlechterordnung, der Erbfolge, so sehr, dass nicht einmal Zugehörigkeit und Zeichen in unmittelbarer Folge vom Vater auf den Sohn, sondern — vom Muttergeschlecht beeinflusst — vom Vater auf den Schwestersohn vererben. Es könnte scheinen, als sei das Muttergeschlecht hier nicht durch das Aufeinanderstossen und Verschmelzen zweier Geschlechter entstanden — denn sonst müsste ein Inzuchtverbot vorhanden sein —, sondern als habe es sich in eigenem, deshalb schwächerem Wachstum gebildet, habe die von der Horde ererbte Inzucht beibehalten und nur die Mutterfolge durchgesetzt. Ja, es ist möglich und fast noch wahrscheinlicher, dass dieses Muttererbrecht überhaupt keine ursprüngliche Bildung ist, sondern eine Aufpfropfung von ausserhalb: dafür spricht, dass wohl die Wirkung, aber nicht die Ursache vorhanden ist, nämlich wohl die Mutterfolge, aber nicht das Inzuchtverbot des Muttergeschlechts. Die benachbarten Gruppen der Kolumbianer, die Tlinkit, Haida, Tsimschian hätten wohl als Vorbilder dienen können.

Dann muss von aussen — vielleicht von den nicht allzu fernen kolumbianischen Stammesgruppen der Selisch und Nutka her[1] — der an sich dieser Entwicklungsstufe noch gar nicht angemessene Gedanke des Vatergeschlechts eingedrungen sein,

---

ihres väterlichen Erbes zu verschaffen, das ihres Vaters Schwestersohn zufällt. Hier scheint vielmehr der Fall vorzuschweben, dass keine Söhne vorhanden sind und dass — was sonst nicht überliefert ist — auch die Neffen der Mutter ihr gegenüber ein Erbrecht haben. — [1] Vgl. o. S. 131.

und die vielleicht schon zuvor vorhandenen Zeichen und Verbände der Muttergeschlechter an sich gerissen oder durch neue Gebilde verdrängt haben, ohne sich indessen wirklich gegen die bestehenden völlig muttergeschlechtlichen Bräuche der Erbfolge durchzusetzen. Für das Eindringen von auswärts, und zwar von Westen her, spricht entscheidend der Umstand,[1] dass nicht alle westlichen Denee die Geschlechterverfassung angenommen haben, dass vielmehr die Tsekannee, die am weitesten gegen Aufgang landeinwärts sitzen, und die östlichen Nahanee sie überhaupt nicht kennen, also noch bei der selbständigen Sonderfamilie und einfachen väterlichen Erbfolge verharrt sind.

Es liegt hier also, aller Vermutung nach, der seltsame Fall einer nicht allein doppelten, sondern in ihren beiden Bestandteilen sich sogar widersprechenden Aufpfropfung fremder Gebilde auf ein viel einfacheres Wachstum vor. Der ursprüngliche Zustand kann kein anderer gewesen sein, als der der östlichen Denee, d. h. die Sonderfamilie ohne alle weiteren Blutsverbände und mit Überwiegen der Verwandtschaftsbeziehungen nach der väterlichen Seite und daher rührender einfacher Erbfolge im Mannesstamm. Auf ihn aber ist von der einen Seite her die Mutterfolge, von der anderen Seite das Vatergeschlecht aufgepfropft worden, ohne dass es zu einer Vereinigung dieser in sich widerspruchsvollen Formen des Familienbaus gekommen wäre. Der Forscher, der in diesem seltsamen Gebilde zuerst eine neue Art des Geschlechts zu entdecken hofft, wird freilich enttäuscht durch die Bastardierung, die sich als Grund herausstellt, immerhin ist denkwürdig, wie aufnahmefähig, ja fast widerstandslos zuweilen Urzeitvölker fremden Einwirkungen gegenüber auch dann sind, wenn es sich um den Kern aller gesellschaftlichen Ordnungen, um den Aufbau der engeren und weiteren Blutsverbände handelt. Sie ahmen dann Formen des Lebens nach, von denen man in der Regel annimmt, sie könnten nur aus eigenem, langen Wachstum entstehen. Und dieser Vorgang der Aufpfropfung würde auch in diesem Falle kaum erkennbar sein, wenn nicht zwei entgegengesetzte Gebilde eingeschleppt wären. Und vermutlich liegt der Vorgang der Empfängnis nur kurze Zeit zurück: bei etwas weiter vorgeschrittener Entwicklung wäre sicherlich eine Verarbeitung und Einverleibung des fremden Gutes eingetreten, die vielleicht alle Spuren dieses Verlaufs getilgt haben würde.

[1] Überliefert, wenn auch etwas missverständlich als *father-right* gedeutet von *Father Morice (Western Dénés: Proceed. Canad. Inst. III. Ser. VII 121).*

Eine andere, wiederum ganz vereinzelte Eigentümlichkeit, und zwar nunmehr die regelmässige Form eines Geschlechterbaus findet sich bei den Kötschin, einem der nördlichsten Zweige der Denee. Hier hat jede der drei Abteilungen, aus denen die Stammesgruppe besteht, eigenen Landbesitz. Diese drei Teile der Stammesgruppe müssen als Geschlechter angesehen werden, da von ihnen das sicherste Merkmal: das Heiratsverbot innerhalb des Kreises ihrer Mitglieder sicher verbürgt ist. Die Kötschin, die ein sehr weites Gebiet einnehmen, zerfallen in etwa zwölf Völkerschaften und durch alle diese hindurch ziehen sich die drei Geschlechter als Querschichten. Es sind ausgesprochene Muttergeschlechter, denn die Kinder gehören dem Geschlecht der Mutter an und jene Bodenbesitzverteilung nach Geschlechtern wechselt deshalb beständig: sobald der Vater einer Familie stirbt, geht ihr Grund und Boden, das heisst doch wohl ihr Anteil an den Jagdgründen der Ansiedlung, in den Besitz des mütterlichen Geschlechts über.[1]

Die zweite Gruppe der Nordländer, die der Eskimo und ihrer Verwandten, muss zwar von der ersten, den Denee, gänzlich getrennt betrachtet werden, doch wird sich zum mindesten der entscheidende Grundzug von deren Familienbau, das Überwiegen der Sonderfamilie und das Zurückbleiben des Geschlechtergedankens, auch bei ihnen nachweisen lassen.

Einen letzten Nachhall der Horde wird man in den bei den Nordländern weitverbreiteten Gemeindehäusern erblicken dürfen. Versammlungs- und Festhäuser sind sehr häufig nachgewiesen worden, aber an der Bristolbai im westlichen Alaska ist auch das wirkliche Männerhaus als die Regel in allen zahlreicheren Siedlerschaften beobachtet worden. Es ist nicht nur der Zusammenkunftsort der Männer und älteren Knaben, sondern es dient den Unverheirateten und Witwern als Wohn- und Schlafhütte. Südostamerikanische Seitenstücke lassen ein solches Männerhaus als unzweifelhaften Überrest des Zeitalters der Männerbünde und der Horde erkennen. Nebenher dient die Kaschga, so wird das Haus genannt, als Beratungsraum für alle öffentlichen Angelegenheiten, als Werkstatt für mancherlei Arbeiten und als Festhaus für alle Schauspiele und Maskentänze. Das reine Festhaus, dass die abgeschliffene Form des Männerhauses darstellen mag, ist zuweilen sehr gross: bei den Koniaga sind Kaschimmen für drei- bis vierhundert Personen beobachtet worden. An der Beringstrasse, bei Point Barrow

[1] *Bancroft, Pacific States I 132.*

und bei anderen Mitteleskimo noch nachgewiesen, scheint es doch hier schon im Rückgang befindlich; in Grönland ist es ganz verschwunden, aber für die Vergangenheit noch durch die Überlieferung belegt.[1]

Bei den Grönländern der Südwestküste, die freilich in ihrem heutigen Zustand nicht geringer europäisch-christlicher Beeinflussung verdächtig sind, finden sich einige dieser Zustände etwas abgeglättet. Vielweiberei, leichte Ehescheidung durch den Willen des Mannes, Weibertausch sind trotzdem noch für nicht allzu lang vergangene Zeiten verbürgt. Brautraub, wenigstens der Form nach ist verbürgt, aber hinter dieser Maske verbirgt sich die unbedingte väterliche, im Notfalle brüderliche Gewalt in Absicht auf die Einwilligung zur Ehe eines Mädchens. Dass Neuvermählte sich mit einem der Elternpaare, also doch auch dem der Frau, in Hausgemeinschaft begeben, dass bei Ehescheidung die Söhne immer der Mutter nachfolgten, dies mögen leise Anfänge zur Bildung von Muttergeschlechtern sein. Doch scheint schon die noch unbeeinflusste Entwicklung der Grönländer auch den ersten Schritt zur Vaterfolge hin getan zu haben. Denn immer war der älteste Sohn Erbe des Vaters; und jüngere Söhne sind aus der väterlichen Hausgemeinschaft ausgezogen und haben neue eigene Sonderfamilien gegründet. Die Hausherrenrechte des Familienoberhauptes über unbeschützte Witwen, Mutter und Schwägerinnen, Neffen und Nichten, die als Pflegekinder aufgenommen wurden, vermehrten den Bestand der Sonderfamilie und diese Schutzbefohlenen scheinen, soweit sie jünger waren, fast wie Sklaven, indessen milde, gehalten worden zu sein.[2]

Die Frauen haben wohl die Freiheit sich einem Bewerber zu versagen, aber ihre Stellung ist eine gedrückte, vieles wird ihnen aufgebürdet, auch von den Sehern, die gleiches einem Mann gegenüber kaum wagen würden. Der Mann verhält sich zur Frau gütig, ja zart, solang er um sie als Mädchen wirbt. Er ist selbst heute noch, da er zu einem Viertel Europäer geworden ist, fast schämig, wenn er heiraten will. Dann kommt wohl ein Jüngling zum Missionar, um von ihm Freiwerberdienste zu erbitten. Fragt ihn der Priester, ob die Umworbene schon ihre Einwilligung gegeben habe, so antwortet der Liebhaber: Sie ist wohl willig, aber du kennst ja Weiberart. Oder es kommt vor,

---

[1] Schurtz, Altersklassen 289; *Bancroft, Pacific States I 75; Boas, Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 600ff.; Nelson, The Eskimo about Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII [1899] 285ff.).* — [2] *Rink, Traditions of the Eskimo 23—26,* eine Schilderung, die doch viele nähere Nachrichten zu wünschen übrig lässt.

dass bei einer Trauung der Bräutigam sich verkriecht aus Scheu vor der öffentlichen Handlung. Später aber macht der Ehemann seine an sich sehr ausgedehnten Hausherrenrechte auch der Frau gegenüber geltend: die Sitte erlaubte, dass er sie ins Gesicht schlagen durfte, obwohl gleiche Züchtigung weder Kindern noch Dienenden widerfährt.[1]

In wenigen Fällen muss die Frau sich doch über all diese Gedrücktheit fortgehoben haben; bei den Nehannee, einer Teilgruppe der Denee hat sich ein Weib des Häuptlingsamts bemächtigt und es mit Würde und Stärke verwaltet, dass gefürchtete Krieger vor ihr zitterten. Und bei den Grönländern gibt es eine aus ihren alten noch festländischen Zeiten stammende Sage, die von einer Frau erzählt, an deren dämonischer Furchtbarkeit gemessen noch Brunhilde sanft erscheint. Ein Weib, so heisst es, lebte abwechselnd bei den Männern der Küste und bei denen des Binnenlands: und so lange sie bei jedem Volke war, suchte sie es zu überreden gegen das andere Krieg zu führen.[2]

Auf das Einheitsgebilde, das gesellschaftliche Atom, kommt zuletzt alles an: an kolumbianischem Massstab gemessen, erscheint auffällig, dass die Sonderfamilien sich nicht zum Geschlecht zusammenschliessen. Bei den Mitteleskimo findet sich allerdings ein Brauch, der, stärker als die bisher berufenen Merkmale, darauf hindeutet, dass die Entwicklung sich diesem Ziele entgegenbewegt. Bei ihnen muss ein junges Paar in der Regel sein gemeinsames Leben bei den Eltern der Frau, d. h. in ihrer Hausgemeinschaft beginnen. Dies macht sehr wahrscheinlich, dass das Muttergeschlecht — auf der Grundlage der Hausgemeinschaft — hier aufzukeimen beginnt. Schon stellen sich auch Folgeerscheinungen ein: zuweilen hindern die Eltern des jungen Mannes eine entstehende Verbindung, offenbar aus Furcht, der wirtschaftlichen Kraft ihres Sohnes verlustig zu gehen. Als eine Art Zwischenzustand tritt dann wohl eine Heirat ein, bei der Mann und Frau je bei ihren Eltern bleiben. Gesellt der junge Ehemann sich aber dem elterlichen Haushalt seiner Frau zu, so steht er unter dem Druck seiner Schwiegermutter. Ihr steht zu, auf die leiseste Veranlassung hin die Ehe ihrer Tochter mit ihm zu lösen; und Nebenweiber zu nehmen, die auch dann der ersten, als der Hauptfrau, nachstehen, ver-

---

[1] Egede, Nachrichten von Grönland (Uebers. 1790) 206f.; *Rink, Danish Greenland 218f., 221; Traditions of the Eskimo 25.* — [2] *Bancroft, Pacific States I 125; Rink, Traditions of the Eskimo 72.*

stattet ihm der Brauch, besser die Macht der Schwiegermutter erst, wenn er sich einen selbständigen Haushalt begründet hat.[1]

Wenn bei gewissen Gruppen der Mitteleskimo, so an der Westküste der Hudson-Bai, dieses Verhältnis nicht statthat, wenn im Gegenteil dort die junge Frau dem Mann in seine Familie folgt,[2] so macht dies um so weniger irre, als wieder in anderen Gegenden beide Formen der Einbeziehung der jungen Sonderfamilie in die der Eltern nebeneinander bestehen, so im äussersten Nordwesten von Alaska bei Point Barrow,[3] es bleibt mehr als wahrscheinlich, dass hier das erste Aufspriessen des Geschlechts zu beobachten ist.

Vergleicht man diesen Zustand mit der Entwicklung von Familie und Geschlecht bei den Kolumbianern, so ist man genötigt, die vermutungsweise erschlossenen Vorstrecken von deren Entwicklung heranzuziehen. Denn dies eine leuchtet sogleich ein: das noch sehr einfache und gliederungslose Gebilde der Eskimofamilie muss einem kindhafteren, früheren Entwicklungsalter angehören, als etwa der so vielfach ausgestaltete Geschlechterbau der Tlinkit oder selbst der emporwachsende der Kwakiutl. Ist es überhaupt erlaubt, derlei bedingte Schlüsse zu ziehen, so wird man sehr weite Strecken auf der vermuteten kolumbianischen Entwicklungsbahn rückwärts gehen müssen, um zu dem Punkt zu gelangen, von dem die der Eskimo hätte abzweigen können, hinter dem also eine beiden gemeinsame Anfangslinie anzunehmen wäre.

Die Horde, als die Verbindung einer Anzahl von Männern und Frauen zu gar nicht oder erst wenig gebundenem Geschlechtsverkehr und zu einer innerlich geordneten, nach aussen abgeschlossenen Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft, die mit grosser Wahrscheinlichkeit als der Ursprung der kolumbianischen Entwicklung zu erweisen ist, ist bei den Eskimo, den Grönländern nicht mehr anzutreffen. Andererseits findet sich — mit einigen, noch zu erörternden Ausnahmen — noch keinerlei Geschlechterbildung. Zwischen diesen beiden Entwicklungspunkten also liegt die Strecke, von der die nordländische Entwicklung abzweigt. Ja, diese Strecke ist noch weiter einzugrenzen: das auffälligste Merkmal des kolumbianischen, wie noch manchen anderen Geschlechteraufbaus, seine Doppelteilung,

---

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 579.* — [2] *Boas, The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV 1 [1901] 115).* — [3] *Murdoch, The ethnological results of the Point Barrow Expedition (Rep. Bur. Ethn. IX [1892] 410).*

hatte sich auf das Zeitalter der Horde, also auf die vermutliche Bildung einer Doppelhorde zurückführen lassen. Auch von dieser Doppelhorde ist bei den Nordländern keine Spur aufzufinden. Wohl aber ist die Sonderfamilie, deren Ausbildung aus nahezu zwingenden Gründen bei den Kolumbianern erst nach der Verbindung zweier Horden zu einer Doppelhorde angenommen wurde, bei den Eskimo und Grönländern aufgekommen ohne den anspornenden Einfluss, den bei den Kolumbianern vielleicht die Verbindung zweier Horden zu einer und das aus ihr entstehende Inzuchtverbot auf die Entstehung der Sonderfamilie gehabt hat. Denn eben das Gebot, das jedem Mädchen vorschrieb, nur mit einem Mann der anderen Horde Geschlechtsverkehr zu haben, mag den Frauen die Fesselung des Mannes durch die Bande der Ehe, der Sonderfamilie, noch um vieles wünschenswerter gemacht haben.

Die Entwicklungsbahn der Nordländer müsste sich also von der der kolumbianischen Familienverfassung vor der Doppelung des Grundgebildes — Horde, Geschlecht, Hausgemeinschaft, Siedlerschaft, je nach seinen verschiedenen Altern und Auswirkungsformen genannt — abgezweigt haben, weiterhin aber insofern ihr gleichläufig vorgeschritten sein, als auch sie zur Entstehung der Sonderfamilie führte. Vergleicht man die Sonderfamilie der Beere, das Geschlecht der Traube, die Horde einer noch unzerteilten Frucht, so hat der hier vermutete Stammbaum der amerikanischen Familienverfassungen an seinem noch ungeteilten Stamm auch die noch ungeteilte Frucht, der kolumbianische Ast aber unten eine Doppelfrucht, höher hinauf — nach Entstehung der Sonderfamilie, der Beeren — eine Doppeltraube getragen, während der nordländische Ast aus der ungeteilten Frucht weiter hinauf nur eine einfache und unvollkommene Traube, nämlich eine nicht zum Geschlecht zusammengefasste Gruppe von Sonderfamilien — Hausgemeinschaft oder Siedlerschaft — zu entwickeln vermochte.

Der hier angenommene Entwicklungsgang beruht nicht allein auf Schlussfolgerungen, sondern ist nach mehr als einer Seite hin erfahrungsmässig zu stützen. Zunächst sprechen mehrere auffällig frische Restspuren an sich abgekommener Bräuche dafür, dass das Zeitalter der Horde und eines wenig eingeschränkten Mischverkehrs nicht allzu weit zurückliegen. Bei den noch heidnischen Grönländern der Nordwestküste ist der Frauentausch ein fort und fort geübter und, wenigstens bei den Männern, sehr beliebter Brauch. Alle jungen Männer verabreden sich, für eine Nacht die Frauen zu tauschen; die alten Familien

und die Unverheirateten sind ausgeschlossen, die Frauen fügen sich. Solch Tausch wird aber auch auf Monate ausgedehnt, und diese Sitte ist so eingewurzelt, dass die Verwandtschaftsverhältnisse für den europäischen Beobachter durch sie fast undurchsichtig werden. Dass der Mann befugt ist, seine Frau einem Gast, einem Fremden auszuleihen,[1] ist, als eine auch sonst bei amerikanischen Urzeitvölkern verbreitete Sitte, minder bemerkenswert, mehr, dass auch die so planmässig europäisch und christlich gemachten Grönländer sich jene wilde Lust der Tauschnächte nicht haben nehmen lassen.[2] Bei den Mitteleskimo steht derselbe Brauch im Schwange;[3] in der Nähe von Point Barrow, im nördlichen Alaska, ist er so weit gesteigert, dass innerhalb der Siedlerschaft jede Frau so lange von Hand zu Hand geht, bis jeder Mann sie besessen hat.[4]

Noch weiter geht der auch noch in neuester Zeit in Labrador beobachtete Fall, dass ein Sohn seine Mutter heiratete. Allerdings nötigte ihn dann die Ablehnung dieser Ehe durch seine Siedlerschaft, sie wieder aufzulösen und zwei andere Frauen zu nehmen — mit der Wirkung übrigens nur, dass diese von der boshaften Alten zu Tode gequält wurden[5] — aber es bleibt bezeichnend für frühere Verhältnisse, dass solche Verbindung geschlossen werden konnte. Auf gleicher Linie steht die wenigstens in den Sagen vorkommende Geschwisterehe der Grönländer, über die man in den Sagen selbst zwar spottet, die aber nicht als verbrecherisch gilt.[6] Auch minder hervorstechende Gewohnheiten, so der von den Nordländern, wie von so vielen anderen amerikanischen Urzeitvölkern geduldete Geschlechtsverkehr der unverheirateten Mädchen, oder der ebenfalls vielfach sonst beobachtete Mangel an jeder Feierlichkeit, ja, selbst an einem Anfangszeitpunkt der Ehe, wie er bei Point Barrow festgestellt worden ist,[7] machen sich, in dieser Blicklinie gesehen, als Überlebsel des freien Mischverkehrs der Horde geltend.

Grössere Schwierigkeiten verursacht die Einreihung der letzten, noch heute laufenden Entwicklungsstrecke. Sie nämlich weist

---

[1] *Mylius-Erichsen og Moltke, Grønland 40f., 230.* — [2] Sverdrup, Neues Land I (1903) 18f. — [3] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 579.* — [4] *Murdoch, Point Barrow Expedition (Rep. Bur. Ethnol. IX) 413.* Murdoch ist denn auch der einzige, bei dem ich nachträglich die oben aufgestellte Schlussfolgerung, dass hier ein Rest von Frauenkommunismus vorliegt, gezogen finde. — [5] *Turner, Ethnology of the Ungava District (Rep. Bur. Ethnol. XI [1894] 180).* — [6] *Rink, Traditions of the Eskimo 236f.* — [7] *Murdoch, Point Barrow Expedition (Rep. Bur. Ethn. IX) 411.*

zwar keinerlei ausgebildete Geschlechterverfassungen, wohl aber Kümmerformen auf, die sich wie Anläufe zu dem Ziel der Geschlechterordnung ausnehmen. Der entwickeltste dieser Fälle findet sich bei den Koniaga an der Westküste von Alaska, zwischen dem Kuskokwimfluss und dem Kotzebue-Sund, zumeist der Völkerschaft der Unalit angehörig. Sie haben wohl Totemzeichen — Wolf, Rabe und so fort —, sie haben auch eine besondere Benennung für die Genossen einer solchen Totemgemeinschaft, aber es fehlt dieser Ordnung das wichtigste und in Wahrheit unentbehrliche Merkmal des eigentlichen Geschlechterbaus, das Inzuchtverbot und das Ausheiratsgebot.[1] Dieselben Unalit nämlich heiraten mit Vorliebe Mädchen aus ihrer Blutsverwandtschaft, am liebsten Basen ersten Grades. Sie sagen, im Falle von Hungersnot — und sie ist der ärgste Feind ihres Lebens — würde eine blutfremde Frau ihrem Mann die Nahrung stehlen und sich das Leben retten, während er Hungers stürbe; eine Gattin von seinem eigenen Blute aber würde ehrlich mit ihm teilen. Nur Geschwister und Stiefgeschwister heiraten bei ihnen nicht. Dass auch nicht einmal Neigung zur Heraufführung des Geschlechts in der in der Regel ursprünglichsten seiner Formen, in der des Muttergeschlechts, besteht, geht daraus hervor, dass die Frau weit mehr zur Familie ihres Mannes, als er zu der ihrigen gezählt wird.[2] Was hier in Wahrheit übrig bleibt, ist also die etwas festere Zusammenfassung einer Anzahl von Sonderfamilien unter dem Zeichen, vielleicht auch unter dem Schutz eines Tieres, eines Tiergeistes. Diese letzte Annahme wird leise gestützt durch den Umstand, dass die Eskimo dieser Küsten Tiergeister verehren,[3] doch fehlt es vorläufig noch an dem letzten Beweis, dem Vorhandensein von Stiftersagen, nach Art der kolumbianischen. Dass aber nicht eigentliche Geschlechter es sind, die sich hier Geschlechterzeichen beilegen, mag noch dadurch bestätigt werden, dass auch Familien schon derlei Abzeichen führen.[4] Vielleicht haben Übertragungen von Süden, von den nördlichsten Kolumbianern

[1] Dieser Mangel ist von dem Schilderer dieser Verhältnisse völlig übersehen worden: von *Nelson (The Eskimo about Bering Strait: Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII [1899] 322—327)*, obgleich er an anderer Stelle (vgl. u. Anm. 2) die Nachrichten bringt, aus denen sich dieser Schluss ziehen lässt. Über die Sitze und Grenzen der Unalit vgl. *Nelson 26.* — [2] *Nelson, Eskimo about Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 291.* — [3] Von denen noch überdies gesagt ist: *it will be noted that the majority of these beasts are apparently derived from traditional accounts of existing animals or their remains (Nelson, Bering Strait 441 ff.).* — [4] *Nelson, Bering Strait 326.*

her, als Vorbilder eingewirkt, so dass sich dort nur ein etwas einfacheres Seitenstück zu der Aufpfropfung der Geschlechterordnung bei den westlichen Denee fände.

Vielleicht aber erweist sich hier nur, dass eine Entwicklung, die von dem Mischverkehr der Horde her über die Entstehung der Ehe weiter vordrang, zu einer Zusammenfassung von mehreren Sonderfamilien führen musste, auch ohne die steigernde Wirkung der Hordendoppelung und des von ihr herstammenden planmässigen Frauentausches und Inzuchtverbotes. Zu dieser Auffassung nämlich leitet eine andre Gruppe von Familienordnungen, die an sich völlig abweichender Art ist. Die Verbandszeichen der Unalit täuschen einen Geschlechterbau vor, ermangeln aber des Inzuchtverbots, bei den Mitteleskimo, wie Grönländern dagegen gibt es wenn nicht Einungen, so doch Verwandtschaftbeziehungen, in deren Bezirk Ehen verboten sind, und die deshalb gerade als Keimformen von Geschlechtsverbänden angesehen werden könnten. Bei den Grönländern sind keinerlei Blutsverbände die über die Sonderfamilie hinausreichen, aufgefunden, und es fehlt auch an Heiratsverboten, die in die Ferne wiesen.[1] Andrerseits ist das Verwandtschaftsgefühl stark ausgebildet; die Grönländer erinnern sich mit Leichtigkeit ihrer Vorfahren auf mehrere Geschlechtsalter rückwärts, und sie haben ein wohlgegliedertes Gebäude von Verwandtschaftsbeziehungen ausgebildet. Wichtiger noch ist, dass sie die Heirat von Vettern und Basen nach beiden Richtungen hin, nach väterlicher wie mütterlicher Seite, verbieten. Die gleiche Regel gilt für die Mitteleskimo, bei denen weder der Vetter die Base, noch der Oheim die Nichte,

---

[1] *Rink, The Eskimo Tribes (Meddelelser om Grønland XI [1891] 22f.).* Die zwei andern Bücher des Verfassers über Grönland, die fast um anderthalb Jahrzehnte zurückliegen, sagten über diesen wichtigsten Punkt des gesamten gesellschaftlichen Baues nichts aus. Nunmehr versichert der Verfasser ausdrücklich, dass er die grönländischen Verhältnisse mit den amerikanischen verglichen habe. Das ist dankenswert, aber einmal kennzeichnet es die Langsamkeit, mit der sich bei manchen werktätigen, an Ort und Stelle forschenden Völkerkundigen die wichtigsten Fragstellungen gesellschaftswissenschaftlicher Forschung selbst dann verbreiten, wenn sie auf urzeitgeschichtlicher Erfahrung und Beschreibung — in diesem Fall auf den Arbeiten Morgans — beruhen. Weiter aber lässt auch die Behandlung, die Rink jetzt seinen Antworten angedeihen lässt, gar nicht vermuten, dass ihm eine scharfe Begriffsumgrenzung des Geschlechtes und der Blutsverwandtschaft vorschwebt. Er erörtert weder das Inzuchtverbot, noch die Verwandtschaftsbezeichnungen. Die Erklärung: *a body of relatives corresponding to a „gens" generally will consist of occupying the same wintering place or some of its house ...* ist völlig unzureichend *(Rink, Tribes 23).*

oder die Muhme den Neffen heiraten darf,[1] auch wohl für die heidnischen Grönländer der Nordwestküste, für deren sehr kleine Siedlerschaften doch derlei Beschränkungen sehr unbequem sind.[2]

Sucht man nach einer Ursache dieser an sich nicht mit einem Geschlechterbau zusammenhängenden Heiratsverbote, so gerät man doch nur auf diese Möglichkeit: nach Entstehung der Ehe waren die miteinander verwandten Sonderfamilien die natürlich aufeinander angewiesenen. Es gab nichts Selbstverständlicheres, als dass die Blutsverwandten, sei es von der Frauen oder von der Männer Seite, eine Art lockeren Lebensverbandes miteinander schlossen. Dem entspricht es durchaus, wenn bei den Ostgrönländern innerhalb ihrer sehr umfangreichen, oft zehn Familien beherbergenden langen Winterhäusern sich mehrere Gruppen voneinander scheiden, die zwar nur irrtümlicherweise als Geschlechter angesehen werden dürfen, die aber offenbar derartige locker umschlungene Verwandtschaftsverbände sind. Es mögen dieselben sein, die auch im Sommer, wenn sich die Hausgenossenschaften auflösen, in den Zelten beieinander bleiben.[3] Innerhalb dieser Verbände aber, denen zugleich der Frauentausch an sich am nächsten liegt, mag sich nun, aus der gleichen seelisch-sinnlichen Quelle wie auf der Entwicklungsstufe der Horde in deren grösserem Verbande, der Brauch und endlich das Gebot herausgebildet haben, nur Mädchen ausserhalb des Verbandes zu heiraten: die Übersättigung und die Begierde nach Wechsel mögen auch hier die Männer zur Gewohnheit und endlich zum Gesetz geführt haben.[4]

Ob die Siedlerschaft oder eine engere Wohngemeinschaft diesen — an sich vereinzelten — Vorgang befördert hat, sei dahingestellt. Die grönländische Hausgenossenschaft dagegen — etwa acht Sonderfamilien umfassend — erinnert durchaus an die Rolle, die der gleiche Verband vielleicht in der Entwicklung der kolumbianischen Familie bei der Entstehung des Mutter-

---

[1] So ist doch wohl der nicht ganz unzweideutige Satz: *marriages between relatives are forbidden: cousins, nephew and niece, aunt and uncle, are not allowed to intermarry* . . . auszulegen bei *Boas (Central Eskimo: Rep. Bur. Ethnol VI 579).* — [2] Ein Fall bei *Erichsen-Mylius og Moltke, Grønland 320.* — [3] So, nur mit dem obigen Einwand, nach *Holm, Konebaads-Expeditionen til Grønlands Œstkyst 1883—85 (Geografisk Tidskrift VIII [1886] 90).* — [4] Sehr viel genauere Untersuchung und Beschreibung, insbesondere über die Ausdehnung des Heiratsverbotes in den Verwandtschaftsgraden, vielleicht an der Hand ihrer Bezeichnungen, ist erwünscht. Völlig in die Irre geht die Darlegung, dieser Zustand entspreche dem Ausheiratsgebot des Geschlechterstaats bei Chinesen, Indern, Römern, bei Nansen (Eskimoleben [Übers. ²1903] 145f.

geschlechts aus einem Teil der Doppelhorde gespielt hat.[1] Immer aber bleibt der Unterschied zwischen der Geschichte der kolumbianischen und der Eskimofamilie bestehen, dass die Doppelung ausgeblieben war im Zeitalter der Horde und des Mischverkehrs. Dass sie auf der späteren Entwicklungsstrecke unter der heute herrschenden Form die Sonderfamilie noch nachgeholt worden wäre, ist doch in Anbetracht jener kümmerlichen Anläufe an der Beringstrasse kaum anzunehmen. Die kolumbianische Entwicklung in der Form, wie sie auf diesen Blättern vermutet wurde, erhält aus diesem Vergleich eine sehr wertvolle Bestätigung: scheint es doch, als hätte hier die Sonderfamilie aus eigener Kraft und in ihrer eigenen Linie nicht die Fähigkeit gehabt, das Geschlecht auszubilden. Für die Seelenkunde der Eskimoentwicklung aber ergibt sich, dass dies Ausbleiben der Doppelhorden — und damit der späteren Doppelgeschlechterbildung — eine Müdigkeit bedeutet, einen Mangel an Leidenschaftlichkeit, dessen Folgen nicht so leicht, vielleicht nie wieder einzubringen waren. Denn eben der starke Stachel und Ansporn, den die kolumbianische Entwicklung in jenem Zusammenschluss, zu Anfang eher Übereinanderstürzen zweier Horden, erhalten hatte, er war hier mit allen seinen Neben- und Nachwirkungen ausgeblieben. Und war es der Geschlechtstrieb, der jene Urhorden der Kolumbianer zu- und aufeinander getrieben hatte, so wird man doch nicht eigentlich ihn und sein schwächliches Auftreten für die andere Richtung der Eskimoentwicklung verantwortlich machen dürfen, dafür ist die reizbare Sinnlichkeit dieser Nordländer zu sicher beglaubigt. Auch an die Weite des Landes, die Dünnheit der Bevölkerung wird man nicht denken dürfen: selbst in diesen Eiswüsten werden tausend- und aber tausendmal zwei schweifende Horden aufeinander gestossen sein. Es muss vielmehr die Summe der Krafteinheiten der Seele und des Willens, die sich in den Dienst dieses Triebes stellten, stellen konnten, bei den Eskimo geringer gewesen sein. Für die elementaren Entscheidungen der ältesten Urzeit müssen auch die elementarsten Eigenschaften der Völker massgebend gewesen sein. Eben die Kraft, die die zwei Horden daranzusetzen vermochten, um der Geschlechtsgier ihrer Männer die ersehnte Beute zu erobern, war es, die den Nordländern abging.

[1] Vgl. o. S. 204 und unten Verfassung: S. 409 f.

DRITTER ABSCHNITT

DIE VERFASSUNG

Die verkümmernde Wirkung des allzukargen Himmels dieser Breiten hat am härtesten vielleicht die Keime staatlichen Lebens getroffen. Von den Eskimo des nördlichsten Amerika wie von denen Grönlands gilt fast gleichermassen, dass über Sonderfamilie und Hausgenossenschaft sich noch kaum ein höherer Verband erhoben hat. Bei den Ostgrönländern wurde in der kleinen Hausgenossenschaft zwar in der Regel eines der Familienhäupter als Erster anerkannt, aber der so Bevorzugte galt der von ihm geleiteten Gemeinschaft nicht in demselben Sinne als massgebend, wie der Vater seiner Sonderfamilie. Umfassender an Kopfzahl ist die Wohneinheit einer Wintersiedlung: im Jahre 1870 hat man in Dänisch Grönland die 9588 Eingeborenen, die man damals zählte, auf 237 Wintersiedlungen verteilt gefunden, von denen eine mehr als 300, vier mehr als 200, 19 mehr als 100, 58 weniger als 26 Einwohner hatten und der Rest die Mitte hielt.[1] Diese Dörfer hatten wohl zuweilen einen Häuptling, dem indessen ein noch geringeres Mass von Ansehen und Macht zugestanden wurde, als dem Hausersten von seiner Genossenschaft.[2] Wie sich diese halbstaatlichen Genossenschaften zu den Blutsverbänden der Sonderfamilie und den wirtschaftlichen der Hausgenossenschaft verhielten, ob sie aus ihnen oder neben ihnen entstanden sind, bleibt dunkel. Nur erstreckt sich in Fällen nötiger Unterstützung der Familienzusammenhang auch über die eigene Siedlung hinaus, woraus zu entnehmen ist, dass er die halbstaatliche Ordnung der Dörfer zuweilen durchquert hat.[3] Am meisten scheinen jedenfalls die Häupter der Hausgemeinschaft hervorzutreten.[4]

Die Grönländer der Ostküste, die erst jüngst für längere Zeit von Europäern besucht worden sind und den Zustand fast

---

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 26f., Danish Greenland 166.* — [2] Der Berichterstatter drückt sich nicht sehr deutlich aus. Er sagt von der Hausgenossenschaft: *but among the heads of the several families one was generally found who was held in greater esteem than the rest,* und erklärt dann von den Wintersiedlungen: *but still less than among the housemates was anyone belonging to such a place to be considered as chief, or as endowed with any authority to command his place-mates.* Beides deckt sich nicht ganz. *(Rink, Traditions of the Eskimo 26f.)* — [3] *Rink, Traditions 26.* — [4] So erläutert sich neuerdings *Rink, Eskimo Tribes (Meddelelser om Grønland XI) 24.*

völliger Unberührtheit erkennen lassen, leben so, dass man einsieht, warum bei den weiter vorgeschrittenen Westgrönländern die Siedlerschaft ein noch neues Gebilde oberhalb der Hausgemeinschaft darstellt, das es ihr an Festigkeit unmöglich gleichtun kann. Die dänischen Reisenden, die einen Teil der Ostküste erforscht haben, zählten dort nämlich auf 413 Seelen elf Siedlungen, jede Siedlung aber bestand auch aus einem grossen Hause: hier also fiel Siedlerschaft und Hausgemeinschaft noch zusammen.

Diese Verhältnisse sind um ihrer Ursprünglichkeit willen denkwürdig genug. Die höchste Seelenzahl, die bei einer solchen Haussiedlerschaft festgestellt wurde, betrug 58. Aber noch eine wesentlich kleinere, von 38 Insassen, setzte sich aus acht Sonderfamilien zusammen. Da sie sich auf einem Raum von 28 Fuss in die Länge, 15 in die Breite, $6^1/_2$ in die Höhe einzurichten haben, nur durch niedrige Hürden voneinander geschieden, so muss viel Frieden und Eintracht herrschen, um einen langen dunklen Polarwinter miteinander zu verbringen, um so mehr, als schon unfreundliche Worte übel empfunden werden. Und in der Tat hat der Häuptling der Hausgemeinschaft keine geringe Macht: die Dänen wurden Zeugen, wie er einen jungen Mann mitten im harten Winter aus der Gemeinschaft stiess. In der Regel ist es der Älteste von den Familienvätern, doch ist die Voraussetzung, dass er selbst ein guter Fänger ist oder gewesen ist oder Söhne hat, die es sind. Man vermutet auch mit Recht, dass ihm noch mehr Strafen zu Gebote stehen müssen zwischen solcher Austreibung und dem Tadel bei dem Sanges- und Rügegericht, das auch hier Brauch ist.

Die Zwischenräume zwischen den Siedlungen sind gross: 80 Meilen betrug die weiteste Entfernung, die man überhaupt gemessen hat.[1] Und so erscheint denn die Öde und unfruchtbare Starrheit des Landes als die Ursache dieser Ordnung. Doch ist sie der Entwicklung fähig: schon bei den Grönländern der Nordwestküste hat man das Einfamilienhaus gefunden: eine Siedlerschaft der Saundersinsel besteht aus drei Steinhäusern und fünf Schneehütten bei einer Kopfzahl von nur etwa 30 Menschen.[2] Von den so viel grösseren Siedlerschaften der südlichen Westküste aber kann nicht angenommen werden, dass sie nur unter der Einwirkung der Europäer so weit herangewachsen sind.

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 25f., Holm, Grønlands Œstkyst (Geograf. Tidskr. VIII) 90.* — [2] *Mylius-Erichsen og Moltke, Grønland 184.*

Von den festländischen Eskimo, ebenso von den Koniaga, heisst es ähnlich, dass bei ihnen nur von einer hausväterlichen Regierung, wenn überhaupt von einer, die Rede sein könne. Ihre Siedlungen liegen an guten Landungsplätzen der Küste verstreut und bestehen in der Regel aus fünf bis sechs Familien. An solchem Ort gewinnt hier und da ein Alter oder Fähiger höheres Ansehen. Einzelne Gruppen der Eskimo erkennen indessen erbliche Häuptlinge an, deren Macht dann freilich mehr dem Namen, als der Tat nach besteht. In der Hauptsache regiert doch jeder Mann seine eigene Familie.[1]

Den wesentlichsten Zug teilt die staatliche Ordnung der festländischen Eskimo mit der der Grönländer: den Mangel an zusammenfassenden Einrichtungen für die grösseren Verbände. Wohl gibt es derartige Verbände, denen man eine halbstaatliche Bedeutung nicht absprechen kann, aber in der Regel fehlt ihnen jede dauernde Führung, sei es durch einen Häuptling, sei es durch eine Körperschaft; die Ausnahmen, so denkwürdig sie an sich sind, verschwinden doch im Gesamtbild. Diese Gruppen, die zuweilen Völkerschafts-, öfter Siedlerschaftsgruppen sind, sind ferner gekennzeichnet durch ihre sehr grosse Zahl und ihren sehr geringen Umfang, endlich durch den Mangel jeder Zusammenfassung zu noch höheren Einheiten, also etwa Stammesgruppen. Auch von dieser letzten Regel gibt es Ausnahmen, aber so schwacher Bildung, dass sie sich auf den ersten Blick als Keime kindhaftester Zartheit zu erkennen geben.

So kommt es, dass bei dem bedeutendsten von den vier Teilen, in die man die Stämmefamilie der festländischen Eskimo zerlegt hat, den Mitteleskimo, schon nach der ersten Schätzung neunundzwanzig selbständige Gruppen unterschieden worden sind. Von ihnen stehen in drei Fällen je zwei, in einem je vier in einer lockeren Verbindung; im übrigen sind alle einander ebenbürtig.[2] Und es ist anzunehmen, dass man bei weiterem Fortschritt der Forschung noch mehr Gruppen wird aussondern können, wie man über die erste Schätzung hinaus bereits mehr erkannt hat. Im Vergleich zu dem ungeheuren Land, das diese Teilstämmefamilie einnimmt — es reicht von der Westküste der Hudsonsbai bis zum Smithsund an der Nordküste von Westgrönland und nach Westen bis gegen die Mündung des Mackenzie — ist die Zahl der Gruppen nicht hoch; im Verhältnis zu der sehr geringen Kopfstärke aber, um die es

---

[1] *Bancroft, Pacific States I 42, 65, 80.* — [2] Liste bei *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 470.*

sich handelt — das Inselland im Norden, das doch etwa die Hälfte des Gebietes der Mitteleskimo ausmachen mag, wird auf 4000 Seelen geschätzt — ist die Anzahl der untersten Einheiten ungewöhnlich gross und ihr Umfang demgemäss ungewöhnlich gering: im Durchschnitt vielleicht nur zwischen zwei- und dreihundert Seelen. Und so sind denn auch an der grossen Bucht, die die grosse Insel Baffinsland gegen Südwesten dem offenen Meer zuwendet, am Cumberland-Sund, selbständige Siedlerschaften von zweihundert, Völkerschaften von vierhundert Köpfen[1] geschätzt worden.

Wo genau gezählt wurde, haben sich zuweilen noch geringere Zahlen herausgestellt. An der nördlichen Westküste der Hudsonsbai zwischen dem Chesterfield-Einlass und der Repulse-Bucht hausen dicht beieinander zwei ganz kleine und doch völlig unabhängige Völkerschaften: die Aivilik und Kinipetu, und von ihnen zählen die Kinipetu 146, die Aivilik gar nur 102 Seelen.[2]

Zuweilen finden sich wohl etwas minder einfache Gebilde: so auf dem nördlichen Inselland mehrere Paare von Siedlerschaften, sei es ohne eigenen Völkerschaftsnamen, wie die Iglulirmiut an der Hekla-Strasse, die mit dem Amitormiut auf der Melville-Halbinsel zusammengehören, sei es mit besonderer Bezeichnung auch für die höhere Einheit, wie die Aggomiut, die in die Tununirmiut am Sonnenfinsternis-Sund und in die Tununirusirmiut am Admiralitäts-Einlass zerfallen. Wie weit ihre Einheit reicht, ist nicht bekannt,[3] aber Tununirmiut und Tununirusirmiut werden doch als Untervölkerschaften bezeichnet. Ja es gibt einen noch mehr zusammengesetzten, in zwei Staffeln aufgebauten Körper, den man immerhin als Stammesgruppe bezeichen mag, das sind die Oquomiut vom Cumberland-Sund auf Baffinsland. Sie zerfallen nämlich in vier Völkerschaftsgruppen — Talirpingmiut, Quinguamiut, Kingnaitmiut, Saumingmiut — und diese Teile wiederum in acht Siedlerschaften, die übrigens sehr ungleich verteilt waren: denn von ihnen gehörten den Talirpingmiut allein vier, den Quinguamiut zwei, während die übrigen beiden Gruppen nur je eine Siedlerschaft zählten. Allerdings heute sind diese Einheiten winzig klein: so haben die beiden Siedlerschaften der Quinguamiut Imigen und Anarnitung nur 17 und 43, und die Kingnaitmiut von Quequerten 82, die Saumingmiut in ihrer einzigen Siedlung Ukiad-

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 425.* — [2] Nach der Tabelle bei *Boas, The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV) 7.* — [3] Angaben darüber fehlen bei *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 470, 444, 442.*

living gar nur 17, die stärkste Gruppe der Talirpingmiut auch nur 86 Menschen, die gesamte Stammesgruppe 245. Doch war es nicht immer so: die Schätzungen des Reisenden, der im Jahre 1840 als Erster diesen Sund besuchte, lassen vermuten, dass die acht Siedlungen damals etwa 1600 Bewohner gezählt haben, d. h. zu einer Zeit, als die Syphilis und die anderen Mitgaben europäischer Gesittung von den Walfischfängern noch nicht zu ihnen gebracht waren. Die Ziffer von 1600 aber stellt im Vergleich zu dem Gesamtumfang dieser Stämmefamilien eine Zahl von bemerkenswerter Höhe dar. Einschneidender ist, dass alle Anzeichen innern Aufbaus der Stammesgruppe fehlen: von Verfassungseinrichtungen ist weder für die Völkerschaftsgruppen, noch für die Stammesgruppe, ja ausdrücklich nicht einmal für die Siedlerschaften die Rede.[1] Doch wird man daran nicht soviel Anstoss nehmen, erinnert man sich, dass die staatlich höchst entwickelte Teilgruppe der Kolumbianer, die der Tlinkit, ebenfalls weder für die Gesamtheit, die Stammesgruppe, noch für die Völkerschaftsgruppen irgendwelche Verfassungseinrichtungen aufweist. Nicht einmal der Umstand, dass die Gesamtbezeichnung der Oquomiut der Stammesgruppe lediglich im Munde ihrer Nachbarn an der Davis-Strasse beigelegt wird, kann irre machen: es gibt zu viele erlauchte Beispiele in der Geschichte der europäischen Urzeitvölker hierfür.

Ein Unterschied bleibt schliesslich dennoch bestehen bei einem Vergleich dieses Gebildes mit der Verfassung der Tlinkit: es mangelt den Oquomiut auch an den Inhabern einer Gewalt niederster Ordnung, die der Staat der Tlinkit in Gestalt zwar auch nicht von Siedlerschafts-, wohl aber von Teilsiedlerschaftshäuptlingen aufweist. Von Häuptlingen der Oquomiut vernimmt man nichts: ein Siedlerzug, zu dem um 1820 eine Anzahl von Familien sich vereinigte und von dem heut noch die Rede geht, wurde von zwei tapferen Frauen, Amarok und Sigjeriak, geleitet;[2] so dass selbst für aussergewöhnliche kriegsähnliche Unternehmungen nur Gelegenheitsführer an die Spitze zu treten scheinen.

Dennoch hiesse es oberflächlich urteilen, wollte man den innersten Unterschied jener kolumbianischen und dieser nordländischen Ordnung in dem Mangel des Häuptlingsamtes suchen. Wohl aber führt er zu dem Kern der Dinge: der Tlinkithäuptling war der Führer des Teilgeschlechts. In dem Bezirk

---

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 424—442.* — [2] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 432.*

seiner Amtsgewalt liegt der Punkt, wo sich Geschlechterbau und Staatsverfassung berühren. Und so liegt denn auch der Grund der Schwäche der nordländischen Stammesverfassung weit mehr in dem Fehlen jenes starken Unterbaus der Geschlechtergliederung, als in dem des Häuptlingsamtes, wie es denn auch anderwärts bei den Eskimo und ihren Verwandten an gewissen Ansätzen zur Ausbildung einer Führergewalt nicht mangelt.

Wo genaue Nachrichten über die Zusammensetzung einer Siedler- oder Völkerschaft vorliegen, wie für jene beiden Zweigverbände am Chesterfield-Einlass im Nordwestwinkel der Hudsons-Bai, da ergibt sich eine gänzlich atomistische Zusammensetzung dieser untersten staatlichen Einheit. Die 146 Köpfe starke Völker-, oder nur Siedlerschaft der Kinipetu besteht aus 38 Sonderfamilien, in der Regel zusammengesetzt aus einem Mann und zuweilen zwei Frauen, zumeist nur einer und ein bis drei Kindern. In starkem Gegensatz zu einer Siedlerschaft der Tlinkit, die in drei oder fünf, oder gar mehr Teilgeschlechter zerfällt, fehlt es an jeder Einung innerhalb der Siedlerschaft und oberhalb der Sonderfamilie. Die Siedlerschaft steht da wie ein Haus ohne Zwischengebälk und was sicher noch wichtiger ist, es fehlt aus dem gleichen Grund auch an jenen die einzelnen Völkerschaften wie Klammern verbindenden Blutsverwandtschaften, den Querschichten, die der ganzen Stammesgruppe gemeinsam sind und überall sonst in der roten Rasse, bei Nordwest- wie Nordostamerikanern mehr als alles andere dazu beigetragen haben, stärkere staatliche Gebilde aufwachsen zu lassen. In der Schwestergruppe der Kinipetu, bei den Aivilik, die bei 102 Köpfen 32 Sonderfamilien zählt, gibt es nur vier fremde Frauen und vier fremde Männer, die von auswärts in die Siedlerschaft eingeheiratet haben[1] und von einem über die Grenzen der staatlichen Einung hinausreichenden Blutsverband ist vollends keine Rede. Man wird voraussetzen dürfen, dass die Verhältnisse der Oquomiut am Cumberland-Sund denen der ihnen nächstverwandten Völkerschaften am Chesterfield-Einlass entsprechen. Und so nimmt sich denn der an sich vielleicht höchstentwickelte Fall staatlicher Bildung bei den Eskimo und ihren Verwandten wie ein ausgeblasenes Ei aus. Dabei ist es sehr bezeichnend, dass dies Unvermögen zu staatlichem Fortschritt, das sich selbstverständlich nicht allein in dem kleinen und kleinlichen Massstab des inneren, nein, auch in der gleichen Geringfügigkeit des

[1] Nach der Tabelle bei *Boas, The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV) 7.*

auswärtigen Staatslebens zeigt, wiederum auf den Mangel an Kraft und Leidenschaft zurückzuführen ist, der die Doppelverbindung der Geschlechtsverkehrs- und Blutsverbände hier nicht hat eintreten lassen. Dasselbe Versagen zupackender Angriffslust, das die Entwicklung der Sonderfamilie zu höheren Blutsverbänden verhindert hat, ist auch dem keimenden Staatsleben verhängnisvoll geworden.

Dabei ist denkwürdig, dass das Zeitalter der Horde, in das dieses Erlahmen der Kraft zum Fortschritt auf beiden Linien zurückzuverlegen ist, auch durch den Aufbau der staatlichen Einungen noch durchschimmert. Denn die Siedlerschaft ist ja nur in Hinsicht auf die Regelung des Geschlechtsverkehrs von der Horde verschieden, insofern sie zur Bildung der Sonderfamilie fortgeschritten ist; dagegen ist sie an Umfang und als Lebens-, d. h. als Wirtschafts- und, wenn man will, auch Staatsverband der alten Einheit der Horde ganz gleich geblieben. In der kolumbianischen Entwicklung, wie sie auf diesen Blättern gemutmasst wurde, wurde die Horde als Muttergebilde nicht allein des Geschlechtes, nein, auch der Siedlerschaft angenommen. Wenn bei den Eskimo und Verwandten nun auf der Linie der Blutsverbandsgeschichte die Fortbildung zum Geschlecht völlig unterblieb, so ist doch auf der Linie des Staatsverbands — will sagen der Verfassungsgeschichte — die Entstehung der Siedlerschaft aus der Horde mit um so grösserer Sicherheit zu vermuten.

Trotz dieser Unzulänglichkeit, ja im Grunde wegen ihrer, ist jener Stammesaufbau der Oquomiut entwicklungsgeschichtlich merkwürdig: er stellt einen ersten Keim des dreifach gestuften, mehrfach gegliederten Gemeinwesens dar, das in Amerika noch die Form der höchstentwickelten Urzeitstaaten bilden sollte. Und ist es auch nur eine Art lockerster Lebensgemeinschaft, die hier vorliegt, mangeln insbesondere der Stammesgruppe alle Werkzeuge und Mittel staatlichen Zusammenschlusses, so lassen doch schon die Namen der Völkerschaftsgruppen an der Einheitlichkeit des Gesamtverbandes keinen Zweifel. Talirpingmiut, das sind die Leute zur Rechten, des Cumberland-Sundes nämlich, Saumingmiut, das sind die Leute zur Linken, Quinguamiut aber bedeutet die Leute vom Föhrdenhaupt — *quingua* nennt man jede Spitze einer Föhrde — und Kingnaitmiut sind die Leute vom Hochland.[1] Ganz traulich also dient der Sund, dessen gesamtes Küstenland den Oquomiut als Wohnsitz dient, als namengebender Ausgangspunkt. Die einzelnen Dörfer, in die die

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 424 f.*

Völkerschaftsgruppen zerfallen, mögen bei wachsender Bevölkerung junge Siedlerschaften abgespalten und entsandt haben.

Die Dürftigkeit dieser staatlichen, wie einst im Zeitalter der Horde der gesellschaftlichen Entwicklung ist sicher letzten Endes auf die Ungunst von Himmel und Boden zurückzuführen: als vermittelndes Glied in dieser Kette von Ursachen und Wirkungen aber stellt sich die Menschenarmut der einzelnen Gemeinschaften dar. Nicht dass die Öde dieses Landes so selten nur einer menschlichen Ansiedlung günstigen Raum gewährt, hat — dies wurde schon hervorgehoben — allen Fortschritt gelähmt, wohl aber dass die einzelne gesellschaftliche Einheit nur über so wenig reife Menschenkraft und jungen Nachwuchs verfügte. Jene beiden Zwergvölkerschaften am Chesterfield-Einlass im Nordwestwinkel der Hudsons-Bai zählen zwar verhältnismässig viel Kinder — die Kinipetu 44, die Aivilik 42 vom Hundert der Gesamtzahl: im Vergleich zu dem Durchschnitt der Ein- bis Fünfzehnjährigen bei den Völkern unserer Stufe, der 35 vom Hundert beträgt[1], eine hohe Ziffer.[2] Aber sie ist durchaus nicht etwa, wie man leicht vermuten könnte, auf starken Kinderreichtum zu deuten, sondern nur auf ein überaus rasches Hinsterben der älteren Lebensstufen. Denn die Kinderzahl ist nicht auffällig gross, wie man bei einem so jungen Volke erwarten sollte, sondern auffällig gering. Auf eine Mutter kommen bei den Kinipetu noch nicht anderthalb Kinder — genau 1,4 — im Durchschnitt, während noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Grossstädte wie Paris, Berlin $4^1/_2$ Kinder und noch darüber auf die Ehe zählten.[3]

Bringt man hierbei auch in Anschlag, dass für die Eskimo-Siedlung alle über fünfzehn Jahr gewordenen und alle früh verstorbenen Kinder in der gegebenen Zahl, die einen Augenblickszustand wiedergibt, nicht inbegriffen sind, so ist die Zahl immer noch dürftig genug. Unter den Kinipetu von 1893 findet sich eine Frau mit acht, eine mit fünf, zwei mit drei Kindern, alle anderen haben weniger oder keine. Zunächst den Sonderfamilien

---

[1] Im heutigen Deutschland (Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre [1–3 1900] 161). — [2] Die rein konstruktiv aufgestellte Schlussfolgerung Schmollers — „hätten wir eine Statistik der Naturvölker und früherer Zeiten, so würden wir hier ohne Zweifel einen wesentlich jugendlicheren Altersaufbau sehen“ — wird durch diesen Tatbestand aufs beste bestätigt. (Schmoller, Volkswirtschaftslehre 3 I 162.) — [3] Angaben für Paris 1746, Berlin 1710 bei Süssmilch (Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts I [2 1798] 174, 207).

von acht und fünf Kindern steht eine von vier, schon sie aber aus einem Mann mit zwei Frauen bestehend.[1]

Um so kümmerlicher ist das Gesamtergebnis: als Unterlage ein geringer Nachwuchs und darüber ein im Verhältnis zur Kinderzahl wiederum dürftiger Bestand an Erwachsenen — 56 statt 65 vom Hundert — beides gemessen an den Verhältnissen der Völker unserer Stufe. Und dies obwohl unter den Männern, wie den Frauen der Kinipetu kein einziger sich findet, der nicht verheiratet ist oder aber verheiratet war, obwohl an Frauen kein Mangel ist, obwohl das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern, das in der Gesamtheit mit 73 zu 73 sich völlig das Gleichgewicht hält, bei starkem Überschiessen der Knaben über die Mädchen — 38 zu 27 — für die Erwachsenen ein starkes Überwiegen der Frauen — 46 zu 35 — aufweist. Im Grunde erwartet man diese Dürftigkeit des Bevölkerungsstandes, aber es ist wertvoll, sie durch genaue Angaben gesichert und umschrieben zu sehen.[2]

Der Schwäche der äusseren entspricht die der inneren Entwickelung des Verfassungslebens. Hin und wieder zeigen sich Spuren stärkeren, ja erblichen Häuptlingtums: von den Völker-

---

[1] Alles dies berechnet nach den Tabellen über den Bevölkerungsstand der Kinipetu am 12., der Aivilik am 3. März 1898 bei *Boas (Baffin Land and Hudson Bay: Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV 7).* Diese Aufstellungen — die ersten dieser Art, die mir überhaupt begegnet sind — sind von hohem Wert. Man bedauert nur, dass sie sich nicht auch auf die Verwandtschaftszusammenhänge der Sonderfamilien erstreckt haben: man würde dann auch die Fruchtbarkeit der Ehen sicher erkennen können. — [2] Ich fasse noch einmal die oben benutzten Zahlen, wie die an anderer Stelle über zehn Siedlerschaften am Cumberland-Sund — wohl alle von den Oquomiut — gegebenen, zusammen, letztere vom Dez. 1883.

	Verheiratete		Verwitwete		Unverheiratete		Knaben	Mädchen
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen		
Kinipetu	35	43	—	3	—	—	38	27
Aivilik	22	28	1	2	4	4	27	15
Cumberland-Sund	96	102	5	15	10	2	c. 50	c. 48

	Männer Knaben	Frauen Mädchen	Insgesamt
Kinipetu	73	73	146
Aivilik	52	49	101
Cumberland-Sund	c. 161	c. 167	328

Hierzu ist zu bemerken, dass unter den Kinipetu und Aivilik alle kinderlosen Einzelnen als Unverheiratete, alle Einzelnen mit Kindern als Verwitwete angesehen sind; die Kinderzahlen für den Cumberland-Sund sind nur ungefähre, weil für eine der zehn Siedlerschaften 18 Kinder insgesamt angegeben, hier aber 9 Knaben, 9 Mädchen berechnet sind. (Aufgestellt nach den Tabellen von *Boas, Baffin Land [Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV] 7, The Central Eskimo [Rep. Bur. Ethnol. VI] 426.)*

schaften von Labrador wird berichtet, dass sie Häuptlinge haben, die zwar den wenig herrscherlichen Namen Angajorkak führen, der im Grönländischen soviel bedeutet wie Eltern, die aber in jeder Bucht, jeder Föhrde auftreten, und deren ältester Sohn wenigstens dann ein Recht auf die Nachfolge im Amt hat, wenn er ein ausgezeichneter Jäger ist.[1] Jene Aivilik am Chesterfield-Einlass haben einmal der Familie eines Häuptlings Kunik in drei Geschlechtsaltern — Grossvater, Oheim, Neffe — gehorcht.[2] An der Beringstrasse hat man noch jüngst beobachtet, wie Häuptlingtum entsteht: ein kühner Gesell, der sich nie ohne seine Flinte blicken liess und von dem man wusste, dass er schon vier Männer getötet hatte, hielt die ganze Siedlerschaft in Untertänigkeit und Schrecken. Dabei war er so verhasst, dass eine Anzahl seiner Dorfgenossen den Kapitän des amerikanischen Schiffes, von dem aus man dies beobachtete, baten, den herrischen Mann doch gefangen zu nehmen und fortzuführen. Andere Führer, ähnlich selbstherrlichen Ursprunges, hatten einige Abhängige um sich und setzten sich bei den übrigen Genossen durch ihre Feste und ihre Freigebigkeit in Ansehn.[3] Am öftesten scheint doch jedes Führeramt in der Siedlerschaft zu fehlen, von höheren Einheiten ganz zu geschweigen: in der Nähe von Point Barrow fand man die Eskimo ganz häuptlingslos, nur gebunden durch die Achtung vor den alten Leuten beiderlei Geschlechts und vor den sehr fest ausgeprägten Geboten der Überlieferung.[4] Als Regel für die gesamten Mitteleskimo gilt, dass ein Einzelner in der Siedlerschaft in allen wichtigen Dingen, die die Jagd und das Wandern, insbesondere von der winterlichen zur sommerlichen Niederlassung, angehen, eines halbwegs häuptlinghaften Ansehens geniesst. Neue Jagdgründe aufzusuchen, auch wohl zu bestimmen, wann und wohin der Aufbruch erfolgt, und welche Männer jagen, welche fischen gehen sollen, das sind seine Befugnisse; auch fragt ihn wohl hier und da ein Mann, der mit seiner Familie die Siedlerschaft verlassen will. Aber niemand ist gebunden seinem Befehl zu gehorchen. Schon sein Name birgt nicht ein allzu unbedingtes Ansehen in sich: Pimain bedeutet den, der alles am besten kennt. Selbst der Zusammenhalt der Siedlerschaft als eines Verbands ist locker genug: jede Sonderfamilie siedelt dort, wo es ihr gefällt; nur wenn sie sich von dem bisherigen Verband gänzlich

[1] *Rink, The Eskimo Tribes (Meddelelser om Grønland XI) 27f.* — [2] *Boas, Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV) 115.* — [3] *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 303.* — [4] *Murdoch, Point Barrow Expedition (Rep. Bur. Ethnol. IX) 427.*

trennen, sich einem andern anschliessen will, läuft ihr Haupt einige Gefahr. Es ist Brauch, dass die Siedlerschaft dem Zuzügling einen erwählten Krieger entgegenstellt, mit dem er einen Zweikampf zu bestehen hat. Dieser scheint an sich nicht lebensgefährlich zu sein, wohl aber kann dem Bewerber, wenn er unterliegt, widerfahren, dass er von der Siedlerschaft, deren Mitgliedschaft er erlangen will, getötet wird.[1] Als haltendes Band aber schliesst sich um die staatlich-gesellschaftliche Einheit dennoch eine starke Gewalt: die gleiche Sitte, die nahe Lebensgemeinschaft, die Gewohnheit sich immerdar zu helfen, miteinander zu jagen, von der Beute, auch wenn sie der Einzelne davonträgt, an alle Genossen der Siedlerschaft abzugeben, die vielfache Blutsverwandtschaft und endlich eine Fülle von überlieferten Regeln, die peinlich innegehalten werden.

Die bezeichnendste Eigenschaft des erst so ganz keimhaften Staatslebens ist die Zersplitterung aller dieser Stämmefamilien in zahllose kleinste Verbände; und die Gestaltung des Landes selbst hat darauf offensichtlichen Einfluss. Die Eskimo und ihre Verwandten — Grönländer, Koniaga, Alëuten — sind sämtlich Küstenvölker. Selten dass einmal eine Teilgruppe von ihnen das Innere des Landes dauernd aufsucht: schon dass der Fischfang ihnen reicheren und minder mühseligen Ertrag gewährt, als die Jagd, fesselt sie an das Meer. Selbst für die regelmässigen Wanderungen, von den Winter- zu den Sommersitzen, lieben sie sich auf dem festen Eislande längs der Küste den Weg zu suchen.[2] So werden denn die günstigen Fangplätze, die Buchten und Föhrden die Sammelpunkte, und da es nur vorteilhaft ist, sich weit zu zerstreuen, so ist ihre Zahl sehr gross. Fast scheint es, als seien sehr viele, wenn nicht die meisten der Siedlerschaftsnamen, vom Ort abgeleitet. Denn die Endung *-miut, -mut,* die ihnen fast allen eigentümlich ist, bedeutet ebensowohl Siedlung, Dorf als Leute.[3] Auch aus diesem Überwiegen des Orts über die Menschen leuchtet hervor, wie geringe Macht noch die eigentlich menschlichen, die Blutsverbände besitzen.

Die weiteren Einheiten, in die heute die wissenschaftliche Betrachtung diese kaum übersehbare Menge von Zweigvölkerschaften und Siedlerschaften zerlegt, haben keinerlei greifbare Erzeugnisse gesellschaftlicher Art hervorgebracht. Der Name

---

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 581.* — [2] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 460ff.* — [3] *Bancroft, Pacific States I 70, Anm. 76.*

der Koniaga ist lediglich wissenschaftlicher Herkunft und sogar als solcher ausser Gebrauch gekommen, wenngleich der russische Forscher, der gegen Ende 1839 diese Völkerschaften beobachtet hat, ihre Sprach- und Stammgleichheit behauptet hat.[1] Der Name, den die Alëuten in ihrer Sprache führen, ist dagegen ursprünglicher Herkunft: er bedeutet Männer von Osten. Da er ihnen von ihren Nachbarn beigelegt sein mag, lässt er an sich das Bewusstsein von Stammesbesonderheit bei seinen Urhebern erkennen.[2] Der Name, den sich Grönländer und Eskimo beilegen, Innuit, Menschen ist allgemein genug. Völlig wirkungslos im staatlichen Sinne ist doch auch er nicht: er macht sich in einem letzten Nachhall des Gemeinschaftsgefühls geltend, etwa wie bei den Völkern höchster Stufe noch die Rasse. Wo Eskimo mit Denee angrenzen, äussert sich dieser Zusammenhalt in andauerndem feindseligen Gegensatz gegen die fremde Stämmefamilie.[3]

Weiter südwärts und am stillen Meer, wo sich die Härten der Witterung lindern, blüht ein etwas reicheres staatliches Leben auf. Bei den Kötschin, einer Gruppe der Denee im Nordwesten, hat jedes Dorf einen Häuptling, ein Amt, zu dem Reichtum und Freigebigkeit vor allem verhelfen. Bei den Tachel ist ein angesehener Alter Schiedsrichter in Streitigkeiten. Die Gebietsgrenzen der einzelnen Siedlerschaften werden von ihnen schon sorgfältig beachtet. Bei den Alëuten hat jede Insel und auf den grösseren Inseln jede Siedlung einen Häuptling, dem ein dienender Gehilfe beigegeben ist. Er entscheidet Streitigkeiten, hat sonst aber nicht allzuviel Macht.[4]

Die südwestlichen Denee, wenngleich in Hinsicht auf die Blutsverbände weiter entwickelt als der Durchschnitt dieser Stämmefamilie, bleiben im staatlichen hinter den Kötschin zurück: es gibt bei ihnen, bei den Chilchotin, den Tachel und den westlichen Nahanee keinerlei Einrichtungen obrigkeitlicher Gewalt, weder bei den Völker- noch bei den Siedlerschaften, keine Häuptlingswürde und für die über die Siedlung hinausreichenden Verbände nicht einmal irgend einen Zusammenhalt noch die Neigung, etwa nach aussen gemeinsam aufzutreten oder Krieg zu führen. Die Geschlechter, die die Völkerschaften durchqueren, üben eher solche einigende Wirkung: ein Geschlechtsgenosse kann auch in einer fremden Siedler- oder Völkerschaft

---

[1] Waitz, Anthropologie III 301. — [2] *Bancroft, Pacific States I 70, 87.* — [3] *Murdoch, Point Barrow Expedition (Rep. Bur. Ethnol. IX) 43, 49; Nelson, The Eskimo about Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 293.* — [4] *Bancroft, Pacific States I 121, 123f., 132, 90.*

bei seinen Geschlechtsgenossen auf Unterstützung rechnen, aber diesen Blutsgemeinschaften mangeln ebenfalls alle Einrichtungen der Führung. Einen Ersatz bietet nur der Einfluss des keimenden Wohlstandes der Tönezoi, von denen noch die Rede sein soll. Weiter nach Osten hin und zwar schon bei den östlichen Nahanee und bei den Tsekennee schwindet auch dieser: die wandernden Banden gehorchen noch allenfalls dem ältesten der Familienhäupter.[1]

VIERTER ABSCHNITT

KLASSEN UND RECHT, STAATS- UND KRIEGSKUNST

Bei einem Zustand völliger oder doch halber Staatlosigkeit erwartet man kaum irgend welche Formen der Klassenteilung. Immerhin fehlt es dazu an Ansätzen nicht: am wenigsten in Hinsicht auf die Leibeigenschaft, die freilich, wie bereits dargelegt wurde, nur in begrenztem Sinne als Klassenbildung gelten kann, insofern sie als ein Verlust des allgemeinen Standes der Vollfreiheit aller Volksgenossen, nicht eigentlich als Beginn einer ständischen Gliederung anzusehen ist.[2] Aus diesem selben Grunde ist, von vornherein gesehen, Leibeigenschaft auch ohne das Bestehen einer ausgeprägten staatlichen Einung denkbar. Eine wirkliche Klassenteilung ist undenkbar ohne ein festes Ganze, das dieser Teilung zu unterwerfen wäre; der Verlust der Freiheit, Leibeigenschaft also, kann eintreten auch ohne diese Voraussetzung, zumal aus dem häufigsten ihrer Gründe, dem der Überwindung im Kampf, der Kriegsgefangenschaft. Denn auch der engste Blutsverband, der der Sonderfamilie, kann mächtig genug sein, einen Gegner zu überwältigen und zum Sklaven zu machen. So hatten denn noch in jüngster Vergangenheit auch die Südwestgrönländer Sklaven, die sie sehr mild hielten, die aber doch auch Gegenstand des Tauschhandels waren. Bei den Mitteleskimo ist keinerlei Leibeigenschaft beobachtet worden, sondern nur eine ganz linde Art der Hörigkeit, in die sich vaterlose Jünglinge und Krüppel begeben, die aber als eine Art freiwilligen Dienstverhältnisses gilt und nicht

[1] *Father Morice, Western Dénés (Proceed. Canad. Instit. III. Ser. VII) 142f.;* wo nur irreführend Toeneza steht (gegen Toenezoi auf S. 125). Vgl. o. S. 385 und u. S. 422. — [2] Vgl. o. S. 144f.

schändet.[1] Von den Koniaga heisst es, dass sie meist nur Weiber und Kinder zu Sklaven machen, die männlichen Kriegsgefangenen aber entweder sofort töten oder später martern. Die westlichen Denee, die Tachel insbesondere, stehen in dem Ruf, dass die Leibeigenschaft bei ihnen nicht allein weit verbreitet, sondern auch sehr hart sei, dass ihre Sklaven wie Lasttiere und wahrhaft unmenschlich behandelt würden.[2]

Bei dieser in so mannigfachem Betracht für sich stehenden Sondergruppe der westlichen Denee und bei einigen ihrer nördlichen Nachbarn finden sich denn auch die einzigen Anläufe zu wirklicher Klassenbildung. Bei Tachel, Chilchotin und westlichen Nahanee haben in jeder Siedlerschaft die Tönezoi Macht, Einfluss und gesellschaftliches Ansehen. Ihr Name bedeutet die einzigen Männer. Sie sind die Besitzer der Jagdgründe, an denen die anderen Siedlerschaftsgenossen von geringerem Rang nur jenen bedingt gemeinwirtschaftlichen Anteil haben, von dem bereits die Rede war. In allen öffentlichen Angelegenheiten gibt ihre Stimme den Ausschlag; fast scheint es, als ob sie einen Rat bildeten. Sie verhandeln auswärtige, schlichten innere Streitigkeiten; ja es kommt vor, dass sie Unbotmässige töten, ohne darum der Blutrache zu verfallen. Sie führen einen erblichen Tanz, einen erblichen Sang, ja erbliche Abzeichen ihres Ranges. Sie vererben ihre Würde in der Mutterfolge in der Regel an ihren Schwestersohn, der ihnen zeitig zur Erziehung übergeben wird.[3] Kein Zweifel, es handelt sich hier um einen Keim zum Adel, aber man wird die Entwicklungskraft dieses Keims ebenso niedrig einschätzen müssen, wie die gewisser kolumbianischer Seitenstücke. Es scheint nämlich, als seien auch hier nur innerhalb des grösseren Verbandes — sei es nun Siedlerschaft oder Geschlecht — einzelne Sonderfamilien zu festerer Überlieferung, sicherem Wohlstand, grösserem Ansehen gekommen. Für die Ähnlichkeit mit kolumbianischen Mustern, ja für die Nachahmung spricht, dass auch hier der Rang des Sitzes bei den Feiern und unter diesen wieder der Potlatsch, jenes eigentümliche Gemisch von Fest und Leihgeschäft, das die Kolumbianer bei sich ausgebildet haben, an erster Stelle steht.[4]

---

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 24; Bancroft, Pacific States I 65; Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 581.* — [2] *Bancroft, Pacific States I 124.* — [3] *Father Morice, The Western Dénés (Proceed. Canad. Instit. III. Ser. VII) 142f., 125f.* Vgl. o. S. 385 (Wirtschaft), S. 396f. (Familie). — [4] Vgl. o. S. 147 (Kolumbianer, Klassen), S. 112 (Kolumbianer, Wirtschaft).

Bei den Kõtschin, der nordwestlichen Gruppe der Denee, hat man in den drei Geschlechtern, in die sie zerfallen, Klassen oder gar Kasten erblicken wollen: schwerlich mit Recht, denn das Heiratsverbot, das sie trennt, weist allzu deutlich auf ihre Geschlechtereigenschaft hin. Und jene Vermutung wird nicht wahrscheinlicher dadurch, dass der Reisende, der sie ausspricht, die erste von ihnen als Adel, die zweite als Mittelklasse, die dritte als arme Leute bezeichnet, mag auch wirklich der Vermögensstand der drei Verbände dieser Stufenleiter entsprechen.[1] Dagegen mag die Heraushebung eines erblichen Adels aus der Menge der Gemeinfreien, die man bei Völkerschaften der Koniaga beobachtet haben will, dem Zustand der südwestlichen Denee entsprechen.[2] Bezeichnend bleibt, dass diese Keime einer Klassenbildung zwar nicht so unzulänglich, aber ebensowenig einer Zukunft sicher erscheinen, wie alle anderen höheren gesellschaftlichen Gebilde der Nordländer. —

Auch das Recht ist man vorbereitet, unter sotanen Umständen nicht eben entwickelt zu finden. Bei den Grönländern der Südwestküste gab es keinerlei richterliche Gewalt, abgesehen von der unsicheren und allein in Sitte und Glauben beruhenden Macht der Zauberer-Priester, der Angakut. Nur von der öffentlichen Meinung konnte ein Verletzter sich Beistand erwarten, die sich denn auch eine zwar unblutige, aber empfindlich treffende Waffe geschaffen hatte: jene Spottgedichte, die bei den grossen Spielen vorgetragen wurden.

Gewiss ist dieser Brauch nur ein Keim von wirklicher Gerichtsbarkeit, aber ein Keim von eigener Zartheit und Schönheit. Er entbehrte, wie geschildert, nicht ganz der äusseren Formen und die Gesänge selbst mögen vollends formelhafter Strenge unterworfen gewesen sein. Das ganze Verfahren setzt voraus, dass es nicht die schwersten Verletzungen zum Gegenstand haben kann, sondern vorzüglich Kränkungen der Ehre, ja vielleicht nur der Empfindlichkeit. Es wurzelt ganz in der eigentümlich feinen und rücksichtsvollen Art der Grönländer, die jedes harte Wort zu vermeiden trachten und es daher, fällt es doch, um so härter verspüren. Aber es wurden in diesen seltsamen Sängerkriegen und Wettgerichten doch alle und jede Brüche von Recht und Sitte mit Ausnahme derer, die der Blutrache verfielen, vorgebracht. Gewiss so sanft wie die Form

[1] Es ist *Kirby (Smithson. Rep. 1864) 418* bei *Bancroft (Pacific States I 132, Anm. 226).* — [2] *... there was a marked division of communities into castes; an hereditary nobility and commonalty (Bancroft, Pacific States I 80).*

dieses Streitverfahrens war auch die Strafe, die lediglich in dem kundgegebenen Missfallen der zuhörenden Rechtsgemeine bestand. Aber zuweilen wurde der deutlich kundgegebene Tadel der Zuhörer so hart empfunden, dass der von ihm Betroffene sich gezwungen sah auszuwandern. Man kann der Vermutung nicht wehren, dieser Brauch möchte ein Überlebsel sehr früher Entwicklungsstufen der wachsenden Urzeitgesellschaft sein, ein Rest des Zeitalters der Horde im selben Sinne, wie jene strengen Feiern, Tänze, Sänge der Kolumbianer, nur dass bei den harten Stämmen der Nordwestküste aus dem Tanz Gericht, ja Todesurteil hervorwuchs, bei den lindern Grönländern aber der Rechtsstreit zu Lied und Schauspiel wurde. Vielleicht dämmert aus beiden Überlieferungen das Bild einer Zeit, in der noch aller Ernst des Lebens in Spiel und Schrittmass hinüberfloss, in der aber auch Tanz- und Tonkunst die Zuchtmeisterinnen zum gemeinschaftlichen Leben, zur Gesellschaft selbst wurden.[1]

Die Sühnung der schweren Verbrechen, vornehmlich des Mordes, fiel zunächst der Selbsthilfe des Einzelnen und seiner Verwandten anheim. Die Blutrache vollzog sich in geregelten Formen: der verpflichtete Verwandte, der einen Mord am Mörder rächte, war verbunden, die neue Tötung den Verwandten des so Gestraften ausdrücklich anzuzeigen. Die Vergehen gegen das Eigentum konnten an sich nur geringfügig sein. Zuweilen aber trat bei Zauberei und Mord auch eine öffentliche Strafe ein: bei Zauberei zumeist auf Betreiben der priesterlichen Zauberer, der Seher, bei Mord auf gemeinsamen Beschluss der Männer einer oder mehrerer Siedlungen. An der Tötung mutterloser Jünglinge, Wahnsinniger oder Bedrohung der Leibeigenen — früher gewiss auch an ihrem Totschlag — nahm man keinen Anstoss.[2] An sich war der Schritt, der hier von der Einzelrache zur öffentlichen Strafe getan war, nicht allzu gross: er reichte nur von der Sonderfamilie zur Siedlerschaft, d. h. oft nur zur Hausgenossenschaft, aber immerhin er war getan.

Das Strafrecht der festländischen Eskimo ist deshalb merkwürdig, weil bei ihnen in der Regel noch entschiedener als in Grönland alle gesellschaftliche Ordnung auf der Sonderfamilie und nicht einem grösseren Verbande beruht. So ist möglich ein noch keimhafteres Aufsprossen wirklichen Rechtes aus dem willkürlichen oder allenfalls durch Sitte geregelten Rachenehmen des Einzelnen zu beobachten. Die Blutrache, die zu üben der

---

[1] Vgl. o. S. 391, dazu von den Tänzen der Kolumbianer o. S. 151, 311 f. — [2] *Rink, Traditions of the Eskimo 32, 34 f.;* Nansen, Eskimoleben 156.

nächste Verwandte nicht allein berechtigt, nein auch verpflichtet ist, hat oft ihren freien Lauf und erbt sich dann auf die Nachkommen fort, bis sie durch freies Übereinkommen ihr Ende findet und beide Parteien, eine der anderen Brust berührt und dazu sagt: *ilaga*, das ist: mein Freund. Schon aber ruft man, in schweren Fällen, die Siedlerschaft zur Teilnahme auf, die freilich noch mittelbar genug statthat. Wenn ein Mann einen Mord begangen hat oder sich durch andere Verbrechen der Gemeinschaft verhasst gemacht hat, dann ist es jedes Mannes Recht, ihm das Leben zu nehmen. Der Rächer ist nur verpflichtet, die Gesamtheit der Siedler zu fragen, ob alle den Verbrecher für einen schlechten Mann halten, der den Tod verdiene. Fällt die Antwort bejahend aus, so darf der Frager den so Verdammten töten und niemand hat das Recht, diesen Mord etwa von neuem an ihm zu rächen. Dann wieder erlaubt eine seltsame Sitte dem Mörder, in das Haus des Gemordeten zu kommen und dort wochenlang zu verweilen, obwohl er weiss, dass den Verwandten seines Opfers verstattet ist ihn zu töten. Er wird aber von ihnen wohl aufgenommen, doch nach einiger Zeit von ihnen auf der Jagd angegriffen und getötet. Oder aber, und dies ist die ehrlichere und offenere Art des Verfahrens, man bietet ihm einen Ringkampf an; unterliegt er in ihm, so hat er das Leben verwirkt, siegt er, so darf er einen aus der Partei seiner Gegner töten.[1] Dieser letzte Brauch scheint früheren Ursprungs als die Einmischung der Gemeinschaft zu sein: er stellt eine Regelung des Kampfes noch zwischen den zwei beteiligten Sonderfamilien und ihren Blutsverwandten dar. Ganz zuletzt mag erst die Siedlerschaft aufgetreten sein: zwar nicht als Vollstreckerin, aber doch als die Sprecherin eines Urteils. Entschiedener ist ein Eingreifen der Gesamtheit, das man an der Ungava-Bai beobachtet hat: wenn dort ein Mörder, um der Blutrache zuvorzukommen, auch den Rächer noch tötet, so lebt er nur noch kurze Zeit, dann verhängt die Siedlerschaft den Tod über ihn. Ein äusserstes Mass von Hinterlist und Blutvergiessen erregt doch tiefen Schrecken und legt zugleich die seelische Ursache aller Rache und Strafe bloss: eine Insel in derselben Gegend, auf der die ganze Mannschaft eines gescheiterten Schiffes erschlagen war, wurde von niemand mehr betreten: man fürchtet die Seelen der Erschlagenen, zu deren Befriedigung nichts geschehen sei, könnten Übles über die Besucher des Eilands verhängen.[2]

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 582.* — [2] *Turner, Ungava District (Rep. Bur. Ethnol. XI) 186.*

Dass keine, auch die ärgste geschlechtliche Ausschweifung nicht als Gegenstand der Strafe oder auch nur des sittlichen Bedenkens angesehen wird, ist selbstverständlich: bei Kap Barrow gilt öffentlicher Geschlechtsverkehr nicht allein zwischen Ehelosen, nein auch zwischen Kindern, zwischen Verheirateten nur als Anlass zur Heiterkeit.[1] Die Zauberei dagegen ist ein schädliches Verbrechen und wird vielleicht eher und nachdrücklicher als der Mord für ein Unrecht gegen die Gesamtheit angesehen. An der Westküste der Hudsonsbai ereilte einmal selbst einen Seher das Schicksal, von der Siedlerschaft zum Tode verurteilt zu werden: ein anderer Seher hatte entdeckt, dass er über eine Anzahl seiner Siedlungsgenossen todbringende Flüche ausgesprochen hatte, und nun stiess ihn, der sich über ein Eisloch bückte, ein Alter in die Tiefe, nicht ohne dafür allgemeinen Dank zu ernten.[2]

Als Form des Lebens betrachtet müssen alle Bräuche der Verfassung der Sonderfamilie, der Geschlechterordnung, der Hausgenossenschaft, der Gemeinwirtschaft als Teile eines keimenden bürgerlichen Rechts angesehen werden. Bei den Mitteleskimo finden sich für den Erbgang wie für das Jagdrecht eine Anzahl peinlich innegehaltener Gewohnheiten. Dass Erbrecht überhaupt aufkommt, ist bemerkenswert. Denn von der Fahrhabe, die überhaupt im Besitz des Einzelnen und an sich nicht umfangreich ist, wird ohnehin beim Tode ihres Inhabers ein gut Teil verbrannt, alles nämlich, was in seinem ganz persönlichen Gebrauch stand; Harpune, Schlitten, Hunde, Kajak, Boote und Zeltpfähle, wohl auch Gewehr des Mannes sollen dem ältesten derjenigen seiner Söhne zufallen, die noch im elterlichen Hause leben. Im Jagdrecht, das recht eigentlich Wirtschaftsrecht ist, sind die Bestimmungen so genau, dass sie feststellen, wie viel von einem Walross, wie viel von einem Walfisch, wie viel von einem Seehund an die Jagd- oder gar an die Siedlungsgenossen abzugeben ist, und dass ein Bär oder ein junger Seehund dem gehört, der ihn zuerst sah, nicht dem, der ihn erlegt.[3]

Wenigstens bei den westlichen Gliedern der Denee entspricht ihrer sonstigen Gehobenheit auch der eine oder andere Fortschritt im Recht. Die Zwiespältigkeiten ihrer Geschlechterordnungen setzen ein sehr feines Unterscheiden von erb- und

---

[1] *Murdoch, Point Barrow Expedition (Rep. Bur. Ethnol. IX) 419.* — [2] *Boas, Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV) 117f.* — [3] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 581f.*

eherechtlichen Bestimmungen voraus, und im Strafrecht sind die Tachel immerhin so weit gediehen, den Mord innerhalb der eigenen Siedlerschaft als Verbrechen anzusehen, ja die Kötschin haben bereits ein Wergeld ausgebildet: vierzig Biberfelle für den Kopf — ein Zeichen, das immer auf die stärkere Geltendmachung öffentlicher Strafgewalt schliessen lässt.[1] —

Recht und das, was wir auswärtige Staats-, was wir Kriegskunst nennen, fliessen im Urzeitalter fast in eins zusammen. Kein Wunder, denn die Streitigkeiten, die auf den höheren Stufen durch die Gewalt grösserer Verbände in Frieden beigelegt werden, werden auf der niedersten zunächst von den Einzelnen und ihren nächsten Verbündeten oder, was oft nur einen geringen Unterschied ausmacht, von den kleinsten möglichen gesellschaftlich-staatlichen Einheiten, den Siedlerschaften gewaltsam ausgefochten; bilden sich für den Verlauf, den Beginn, die Beilegung solcher Streitfälle gewisse Gebote der Sitte und Gewohnheit aus, was sehr frühzeitig eintritt, so ist oft zweifelhaft, ob sie als Keime des Rechts oder eines entstehenden Völkerrechts anzusehen sind, ob sie den Verlauf einer Fehde oder die Sühne eines Mordes regeln sollen. Immer von neuem macht sich geltend, dass nur die Ausdehnung der gesellschaftlich-staatlichen Einheiten auf der einen Seite — innerhalb ihrer Grenzen — Recht entstehen, auf der anderen — jenseits ihrer Grenzen — die Streitigkeiten so an Umfang und Bedeutung wachsen lassen kann, dass nunmehr Staatskunst heissen muss, was ehemals Vertrag des Einzelnen und der Familie war, und Krieg, was zuvor Zweikampf und Mord war.

Schon das Verfassungsleben der Nordländer lässt darauf schliessen, dass ihre auswärtige Staatskunst sich nur in den denkbar kleinsten Massstäben bewegen kann: denn eben die ordnende und leitende Zusammenfassung grösserer Verbände, die den grönländischen wie den festländischen Eskimo fehlt, entsteht den Urzeitvölkern sicherlich weit eher aus dem Bedürfnis des Zusammenhalts gegen Fremde und Feinde, als aus dem Bedürfnis innerer Ordnung. Wenn nun aber selbst die Grönländer der Südwestküste, die immerhin die volkreichsten Ansiedlungen aufzuweisen haben, nicht zu irgendwelchen Einungen über die Hausgenossenschaft hinausgediehen sind, so darf man sich nicht verwundern, wenn nicht einmal bei ihnen in der Überlieferung eine Spur von grösseren auswärtigen Unternehmungen, sei es feindlichen, sei es freundlichen, zu finden

[1] *Bancroft, Pacific States I 124, 130.*

ist.[1] Nur dass die Siedlerschaften zusammenhalten und öfter in Kampf geraten, ist an den heut noch unberührten Ostgrönländern zu beobachten. Aber bei der Dünne der Bevölkerung verliert sich auch hier wie in dem ebenfalls noch ungestörten Nordwesten alles nach auswärts gerichtete Handeln in kleinste Zufälle: weisse Männer, die in einem grossen Schiffe kommen, werden mit Harpunen getötet, ein Zugewanderter, den man lästig findet, wird ums Leben gebracht.[2] Und so mag es auch im südwestlichen Grönland hergegangen sein; dort besteht noch heut die Regel, dass niemand einer Siedlerschaft zuwandern darf, es sei denn mit Zustimmung aller ihrer Mitglieder.[3]

Bei den Aleuten sind die Siedlerschaften in stete Kämpfe untereinander verwickelt, und eine von ihnen, die von der Insel Unimak, hat in jüngster Vergangenheit sogar eine Art Vorherrschaft über die ganze Gruppe erlangt.[4] Aber dies ist im ganzen Bereich der Nordländer eine Ausnahme. Wenn selbst bei den sonst mannigfach vorgeschrittenen westlichen Denee zu einem Kampf nie auch nur eine Völkerschaft, geschweige denn eine Einung von zweien sich zusammenschliesst,[5] so ist von den übrigen Nordländern und ihren bis ins Zwerghafte zersplitterten Verbänden noch weniger dergleichen zu erwarten. Wohl geschieht es, dass zwei Siedlerschaften miteinander in so lang andauernde Feindschaft geraten, dass zuletzt die eine von der andern ausgerottet wird. Und wie noch auf unserer Stufe die grossen Völker sich gegenseitig üble Eigenschaften nachreden, so gilt auch hier schon eine Siedlerschaft im Munde der andern als streitsüchtig oder verräterisch.[6] Aber schliesslich löst sich doch alles in ein unübersehbares Gewimmel kleinster, zufälligster Berührungen auf, kaum unterschieden von dem der engsten gesellschaftlichen Verbände, der Sonderfamilien. Die Mitteleskimo kennen, mit wenigen Ausnahmen, so meint man, überhaupt nicht einmal Kämpfe zwischen ganzen Siedlerschaften, sondern nur zwischen Sonderfamilien und ihrem Anhang.[7]

Erstaunlich genug, dass sich trotzdem schon eine nicht geringe Anzahl Vorschriften herausgebildet hat für die Begrüssung eines Fremden in der Siedlerschaft. Sie haben im wesentlichen zum Ziel, den Kommenden zwar freundlich, ja

---

[1] *Holm, Grønland Œstkyst (Geogr. Tidskrift VIII) 90.* — [2] *Erichsen-Mylius og Moltke, Grønland 463f., 221.* — [3] *Rink, Traditions of the Eskimo 27.* — [4] *Bancroft, Pacific States I 91.* — [5] *Father Morice, Western Dénés (Proceed. Canad. Instit. III. Ser. VII) 142.* — [6] *Boas, Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XII) 6, 116f.* — [7] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 465.*

festlich aufzunehmen, ihn zugleich aber einer sehr harten Probe der Wehrhaftigkeit zu unterwerfen, der er zuweilen unterliegt. Alle Männer der Siedlerschaft stellen sich in eine Reihe, ein Mann an der Spitze. Der Fremde nähert sich, die Arme über der Brust gekreuzt und das Haupt gegen die rechte Seite geneigt. Darauf schlägt ihm der Mann an der Spitze mit aller Kraft auf die rechte Wange und hält dann seinerseits den Kopf vor, um den Streich des Gegners zu erwarten. Unterdes spielen alle anderen Männer der Siedlung Ball unter Absingung von Liedern. Der seltsame Wettkampf wird fortgesetzt, bis einer von beiden unterliegt. So ist der Brauch der östlichen Mitteleskimo, die westlichen fügen dazu Faust-, Ring-, ja Messerkampf — zuweilen enden die ernsteren Kämpfe mit dem Tode des Unterliegenden, meist aber doch friedlich. Harmloser erscheint das andere Kampfspiel, bei dem die beiden Gegner sich auf ein Tierfell setzen und einer den andern am Arm zu zerren hat — vielleicht ein wenig nach Art des oberbairischen Fingerlns. Doch auch hierbei hat der Sieger das Recht, den Unterlegenen zu töten. Diese Bräuche, die auch in Grönland verbreitet sind, haben nach der Aussage der Eskimo selbst den Sinn, festzustellen, wer von den beiden, der erlesene Kämpfer der eigenen Siedlung oder der Kömmling der bessere Mann sei.[1] Das leuchtet ein, insoweit die jetzige Meinung der Eskimo in Betracht kommt. Der Ursprung mag doch ein anderer sein: nämlich die Stilisierung, die allmählich fortschreitende Regelung des anfänglich sicher unvermeidlichen Zweikampfs. Man fällt über den Fremden nicht mehr im Haufen her, man stellt ihm nur einen Gegner, man regelt den Kampf, man macht ihn schliesslich nur noch zu einer Andeutung, einem Sinnbild des ernstlichen Streits. Aber wo die Völkerschaften wilderen Sinnes geblieben sind, bricht der alte blutige Ernst doch noch vor.

Eine gewisse Zusammengefasstheit des auswärtigen Verhaltens der Nordländer in alten Zeiten könnten die Wanderungen voraussetzen, die man für die älteren Zeiten annimmt. Für solche Wanderungen fehlt es weder in der Sage, noch in der Sprache an Zeugnisspuren. Gerade wenn man die Eskimo nicht für einen Vorläufer und Zweig der nordostasiatischen Mongolen hält, so sind die Reste mongolischer Blutmischung, die ihre Leibesbeschaffenheit unzweifelhaft aufweist, ein Beweis für einen ehemals asiatischen Aufenthalt dieser Gruppen. Sie haben den Beschluss der grossen Völkerwanderung über die Nordwestenge

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 465, 609.*

gemacht, die einst den Erdteil gefüllt hat, und haben eben als letzte Nachzügler der roten Rasse den Einfluss mongolischen Blutes am leichtesten erfahren können. Und selbst von den Grönländern lässt sich erweisen, dass sie von Amerika her in ihr Land kamen. Ihre Sagen sind noch durchsetzt mit Erinnerungen an die Zeiten, da sie die festländische Nordküste innehatten.[1]

Doch freilich feste, grosse Verbände brauchen für diese ältesten Untersuchungen nicht vorausgesetzt zu werden. Sehr locker und unsicher wogend wird man sich vielmehr auch so starke Strömungen wandernder Urzeitmenschen denken müssen. Wohl könnte man meinen, die Grönländer hätten in frühen Zeiten ein Werk durchgeführt, das zersplittert wandernde Geschlechter schwerlich zustande gebracht haben würden, und das man doch als ein Werk urzeitlicher Staats- und Kriegskunst wird gelten lassen müssen: haben sie doch die europäischen Vorbesitzer des Landes überwältigt. Die Normannen haben, wie man annimmt, im Jahre 985 oder 986 Grönland entdeckt. Die Skrälinger aber, wie die Eskimo in Normannenmund hiessen, scheinen damals das südliche Grönland einmal vorübergehend besiedelt zu haben, denn man fand an der Ost- und Westküste von ihnen Wohnungen, Waffen, Boote. Aus dem Norden Grönlands, in den sie damals, wie zu vermuten ist, gezogen waren, sind sie von 1379 ab wieder vorgebrochen, haben damals den ersten Zusammenstoss mit den Normannen gehabt und haben sie vermutlich eher durch Blutmischung allmählich aufgesogen, als durch Kampf aufgerieben. Als gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die zweite europäische Besiedlung begann, glaubte man bei einem namhaften Bruchteil der Bevölkerung Spuren einer älteren Blutmischung mit Germanen feststellen zu können. Im Jahre 1757 noch hat ein dunkles Gerücht die dänischen Ansiedlungen der Westküste erreicht, dass es am Ostrand von Grönland Menschen gäbe, vor denen die Eskimo flöhen, die sie als grausam und furchtbar beschrieben, und von denen sie sich nach Gefallen ausrauben liessen. Im Jahr 1881 meint ein dänischer Missionar Trümmer eines Normannenhauses an einer Föhrde der Ostküste gefunden zu haben.[2]

Die Leistung, die hier durch ein Urzeitvolk vollbracht ist, steht ganz vereinzelt da und ist nicht gering: man hatte eine Ansiedlung von bestem europäischen, von germanischem Blute

[1] S. o. S. 386. *Rink, Traditions of the Eskimo 70ff.* — [2] Waitz, Anthropologie III 300f.; Nordenskiöld, Grönland 408ff., 412ff.; *Rink, Traditions of the Eskimo 74f.;* Brodbeck, Nach Osten, Untersuchungsfahrt nach der Ostküste Grönlands (1882) 72, 70 f.

bis zum Erlöschen fast jeder Spur verschwinden lassen. Aber aller Vermutung nach ist sie nicht das Werk einer grossen Zusammenfassung staatlicher, kriegerischer Kräfte gewesen, sondern langsamen Einsickerns und öfter friedlichen Niederziehens als gewalttätigen Überwindens. So fehlt es denn auch der Geschichte der endgültigen Unterwerfung der Nordländer durch die Europäer an den grossen Zügen starken Widerstandes und leidenschaftlicher Aufraffung, an der sie in Nordostamerika so reich ist. Die Denee sind Engländer und angelsächsische Amerikaner erst in der Gegenwart und in der jüngsten Vergangenheit im Begriff zu überwältigen. Auch von den festländischen Eskimo und gar von denen auf den Inseln sind die meisten noch frei. Öfter gegen die Denee als gegen sie haben die Europäer viel hundert Einzelkämpfe geschlagen, an der Küste von Labrador haben die Franzosen, an der Hudsonsbai die Engländer vom siebzehnten Jahrhundert ab Vesten errichten müssen, um das den alten Besitzern entrissene Land gegen sie zu schützen, und noch heut zieht sich durch das nordwestliche Kanada eine lange Kette von Forts. Aber von keinem Aufflammen grosser Aufstände meldet die Überlieferung.[1] Das Begehren der Weissen selbst war auf die kargen Länder nicht so heftig gerichtet: es ist, als ob die gleiche Härte der Natur, die diese Völker nicht zur Entfaltung eines reicheren Wachstums gesellschaftlicher und staatlicher Gebilde kommen liess, sie auch vor allzu stürmischem Angriff bewahrt hätte. Bezeichnend ist, dass die Gewalt, mit der die südlichsten Nordländer am meisten zu schaffen hatten, nicht ein Staat, sondern eine Handelsgesellschaft war: die Hudson's Bay Company, die unter der Führung zweier Franzosen, aber unter englischem Schutz und zum Vorteil Englands von 1668 ab am Südende der Bucht ihre Ansiedlungen gründete, und die viel weniger auf Landerwerb und Unterwerfung als auf die Betreibung vorteilhaften Handels, insbesondere mit Pelzen, und also auf die Anknüpfung friedlicher Beziehungen ausging.[2]

Noch ebener und leiser, wenngleich gewiss nicht kampflos vollzog sich die endgültige Unterwerfung Grönlands durch die Dänen. Für sie ist sinnbildlich, dass sie begonnen wurde mit der Unternehmung eines sehr glaubenseifrigen und sehr kühnen

---

[1] *Stearns, Labrador, a sketch of its peoples ... (1884) 284; Bryce, The remarkable history of the Hudson's Bay Company (1900) 11, 21; Thomas, The Indians of North America in historic times (The History of North America II [o. J. 1903] 358 ff.).* — [2] *Bryce, Hudson's Bay Company 10, 22 ff.*

Sendboten des Christentums. Von dem 3. Juli des Jahres 1721, an dem sich der Norweger Hans Egede auf einer Insel in der Godthaab-Föhrde mit seiner Frau und seinen Kindern landen liess, hat die Unterwerfung der Südwestküste von Grönland viel mehr Fortschritte durch Überredung und gütliche Behandlung vonseiten der Missionare und durch den Handel der Kaufleute gemacht, als durch Gewalt und Kampf. Allerdings traten die Dänen von 1728 ab auch mit gewaffneter Hand auf. Aber dadurch dass der Staat auch den Handel übernahm und nach Unterbrechungen zuletzt in den Händen behielt, wurde diesem Siedlungswerk noch mehr ein friedliches Gepräge gegeben.[1] Die Geschichte auch der Unterwerfung von Grönland — oder wenigstens seiner Südwestküste, denn der Nordwesten und der Ostrand sind bis auf den heutigen Tag noch frei — hat dadurch den gleichen leidenschaftslosen, freilich auch etwas müden Grundzug erhalten, der seine eigenen gesellschaftlichen Zustände kennzeichnet. Den Grönländern selbst ist durch dies etwas schwache Sichbeugen vor der Übermacht freilich viel nutzloses Blutvergiessen erspart worden; aber um so schneller haben sie auch den Preis des Verlustes ihrer eigenen Gesittung zahlen müssen.

So milde die Regierung der geistlichen und kaufmännischen Herren des Landes war, so tödlich war sie doch auch der Eigenart der Grönländer da, wo diese ihr missfiel. Insbesondere der Glaubenseifer der christlichen Sendboten und Seelenhirten hat den Grönländern nicht allein den Glauben, nein, auch die Lebensfreude der Väter nach Kräften zu zerstören getrachtet. Er hat den Neubekehrten die höchste Gestalt ihrer gläubigen Vorstellungskraft mit einem Kunstgriff zu verleiden gesucht, der doch auch dem eifrigsten Verbreiter des Christentums sittliche Zweifel hätte eingeben sollen, indem er sie mit dem Teufel in eins setzte. Er hat, was übler war, dem ihm anvertrauten Zöglingsvolke die besten Quellen seines Frohsinns und seiner schaffenden Lust verstopfen wollen: Tanz und Gesang wurden verfolgt, man verbot selbst den Trommelschlag, und einmal, als die frommen Brüder zwei junge Männer beim Faustkampf betrafen, wurde über diesen Greuel bis nach Herrnhut berichtet; wusste man doch, dass diese Übeltat nach dem Urteil berühmter Gottesgelehrter zu der Gattung von Handlungen gehöre, die der Sünde nächst benachbart sind. Schon 1770

---

[1] Cranz, Historie von Grönland (1765) 364 ff.; *Rink, Danish Greenland 33—38.*

sind einem etwas minder strengen dänischen Geistlichen Zweifel darüber aufgestiegen, ob die Lieder der Grönländer von den heldischen Taten ihrer Ahnen, oder von den Tieren und ihren Kämpfen, oder die fröhlichen Weisen der Abendgesänge wirklich denn Sünde seien.[1] Seitdem aber sind alle unbefangenen Beobachter, Kaufleute wie Forscher, einig in der Verurteilung dieses Verfahrens gewesen, an dem sich, wie aus der Fortdauer der Klagen zu schliessen ist, nicht allzuviel geändert zu haben scheint. Welch ein Verbrechen am Leben ist hier begangen worden, dass man einem Volk, das sich ein wahrlich hartes und dunkles Los durch unschuldige Lustbarkeit zu erleichtern suchte, auch diese letzte Freude zu verfinstern suchte.

Die geistlichen Herren von Grönland haben sich in ihrem eifernden Drang, das Heidentum auszurotten, ebensowenig übelgenommen, auch die Einrichtungen der Urbesitzer des Landes anzutasten, die recht eigentlich die Säulen aller guten Ordnung waren. Die Seher, die bei dem Mangel jeden staatlichen Führertums ein um so grösseres Ansehen auch in weltlichen Angelegenheiten ausübten, waren ihnen, wie stets der Priester dem Priester feindlichen Glaubens, tödtlich verhasst, und die Mittel, mit denen man sie bekämpfte, blieben nicht immer geistliche noch geistige. Schon Hans Egede schlug, als er dem Kinde eines Sehers ein Amulett mit Gewalt entriss und als der Vater dagegen beteuerte, Tornarsuk sei kein böser, sondern ein Heil spendender Geist, diesem unliebsamen Widersacher ins Gesicht. Und der fromme mährische Bruder Cranz, der die Geschichte erzählt, fügt mit Genugtuung hinzu, dass, als dieser Übeltäter sich noch ferner vermittelst seines bösen Maules habe rechtfertigen wollen, der Gottesmann ihm noch weitere Gaben von der gleichen Art verabreicht habe. Noch unrichtiger war, dass man auch die Sangesgerichte unterdrückte, die einzige und sehr zarte Form des Gerichts, aus deren Bestehen schon man die sittliche Gehobenheit der Grönländer hätte abnehmen müssen, in denen Egede aber nichts als Narrheit zu erkennen vermochte.[2] Welch ein Gegensatz zwischen der hochmütigen Verblendung dieses in der Tat etwas harten Luthertums und dem weiten, freien Blick, den im selben Zeitalter ein anderer Protestant, ein Führer der salzburgischen Auswanderer, die um ihres Glaubens willen vertrieben waren, amerikanischen Urzeitvölkern gegen-

[1] *Rink, Danish Greenland 140f.; 149.* — [2] *Such habits as gradually have become a sort of law to the Greenlanders appear very foolish to people who have other laws and customs,* sagt Egede. *(Rink, Danish Greenland 143f., 145.)*

über bewahrte.[1] Gleichwohl soll diesen dänischen und deutschen Geistlichen unvergessen bleiben, mit wie viel Milde sie sonst ihres Erzieher- und Lehrerwerks gewaltet haben — mit solchem Erfolge, dass nun schon seit Jahrzehnten Grönländer sich fast alle Werkzeuge europäischer Durchschnittsbildung angeeignet haben.

Der Staat vollends, der nicht als Herr nur, sondern mehr noch als Kaufmann sich mit den Grönländern befasste, hat schwere Mängel vermieden: insbesondere hat er den Verkauf von Alkohol an die Eingeborenen des Landes völlig untersagt. Zwar kommen ihnen die starken Getränke, die sie sehr einsichtigerweise „das, wovon man den Verstand verliert", nennen, auch so noch oft genug zu, und sie lieben den Rausch so sehr, dass, wenn einer Anzahl von ihnen bei der Arbeit je ein Morgenbranntwein verabreicht wird, jeden Tag ein Mann alle Gläser trinkt, was reihum geht. Aber die schädlichste Quelle der Verbreitung ist doch verstopft. Auch dies Verbot ist freilich, was bei der kindhaften Unbesonnenheit so junger Völker nicht Wunder nehmen kann, der Anlass zu neuer Schädigung geworden: die Grönländer trinken sehr starken Kaffee in schlechthin abenteuerlichen Mengen, am liebsten zwei Spülnäpfe voll, und dies vier bis fünfmal des Tages, weil man davon, wie sie sagen, so lustig wird. Die Nerven- oder richtiger wohl die Herzkraft der Grönländer hat durch diese Gewohnheit so gelitten, dass ihre Seefahrer- und Fängertugenden dabei zurückgegangen sind und dass sie aus eigener Erkenntnis schon den jungen Leuten diesen Genuss gesperrt haben![2] Die wirtschaftliche Ausbeutung, die man dem Staatshandel zum Vorwurf gemacht hat, insbesondere die Zahlung allzu niedriger Preise für die Ausfuhrerzeugnisse und die Ausnutzung jener Leidenschaft für den Kaffee, ist durch die Darlegungen, mit denen man sie teils hat leugnen, teils als unschädlich hat darstellen wollen, keineswegs völlig gerechtfertigt: immerhin scheint sie in engeren Schranken als in anderen Ländern europäischer Siedlung und privater Kaufmannschaft gehalten zu sein. —

Von einer Kriegskunst der Nordländer im eigentlichen Sinne kann bei so zwerghaftem Masstabe aller auswärtigen Staatsunternehmungen kaum gesprochen werden. Wohl ist bekannt, dass die Koniaga sich früher mit Holzschilden und vergifteten Pfeilen und Lanzen bewaffneten, dass die Eskimo ihren Feind

---

[1] Vgl. Bd. II Nordostamerikaner, Verfassung. — [2] *Rink, Danish Greenland 147, 161f.*, Nansen, Eskimoleben 82f., 80.

durch furchtbare Mimik zu erschrecken suchen.[1] Was man schon für die niederen Kolumbianer beobachtet hat, mag auch für ihre nächsten Nachbarn unter den Nordländern zutreffen: dass die Kriege, die selbst zwischen zwei ganzen Siedlerschaften entbrannt sind, so geführt werden, dass möglichst mehrere einen Einzelnen von der anderen Partei überfallen.[2] Die westlichen Denee sogar, die staatlich höchst entwickelte aller Teilgruppen, haben es in der Regel nicht über den nächtlichen Überfall der feindlichen Siedlung als Massenleistung hinaus gebracht, grössere Gefechte waren höchst selten.[3] Kein Zweifel, viel Jägerlist und Jägertapferkeit, vielleicht auch mancher Kunstgriff des Einzelkampfes, ist von diesen Völkern schon ausgebildet worden, die Kötschin, jene Gruppe der Denee, die auch sonst in manchem Stück sich ausgezeichnet hat, haben weithin den Ruhm einer mutigen und trotzigen Völkerschaft erworben, aber ein wirkliches Kriegerhandwerk, im Sinn einer Kunst des Kampfes geordneter Scharen, ist hier noch nicht erwachsen. Am denkwürdigsten ist an diesen Verhältnissen vielleicht, dass auch Krieg und Kriegskunst erst die entwicklungsgeschichtliche Errungenschaft der höheren Unterstufen des Urzeitalters sein konnten.

ZWEITE HÄLFTE
GEIST

ERSTER ABSCHNITT
DER GLAUBEN

ERSTES STÜCK
DIE EIGNER UND DIE TIERGEISTER

Um den Glauben der Nordländer in seinem Kern zu enthüllen, liegt es nahe, den der Grönländer zunächst ins Auge zu fassen. Hat auch naturgemäss das Christentum ihn noch schneller und nachdrücklicher zerstört, als die dänische Herr-

[1] *Bancroft, Pacific States I 79, 68.* — [2] *Gibbs, Tribes of Western Washington and Northwestern Oregon (Contributions to North American Ethnology I [1877] 190f.* — [3] *Father Morice, Western Dénés (Proc. Canad. Instit. III. Ser. VII) 141f.*

schaft die gesellschaftliche Ordnung, so können die alten Überlieferungen für um so ursprünglicher gelten, als hier fremde südlichere Einwirkungen am ehesten ausgeschlossen sind.

Die Grönländer glauben an die Eigner. Nichts nämlich gibt es in der sichtbaren Welt, keinen Gegenstand, keine Eigenschaft, keine Kraft, die nicht besessen werden könnte von einem höheren, einem unsichtbaren Wesen. Jnua heissen sie, das sind Menschen, Bewohnende. Sie sind Geister, und es scheint, als gehörten die Seelen der Menschen, die die Eigner ihrer Leiber sind, zu ihnen, und als seien die Seelen der Toten die Eigner der Leichname. Aber ihre Zahl ist weit grösser als die der Menschen, ein Berg, ein Ort, ein See, eine menschliche Eigenschaft, wie die Stärke etwa, eine menschliche Tätigkeit, wie das Essen, sie alle können ihre Eigner haben.

Die Eigner haben, soweit man sie mit gewöhnlichen Sinnen überhaupt erblicken kann, das Aussehen eines Feuers oder eines glänzenden Lichtes. Sie zu sehen, ist in jedem Fall gefährlich, denn sie bringen Todesschrecken und kündigen das Ende eines Verwandten an. Mehr, einige von den Eignern vermögen die Seele eines lebenden Menschen für einige Zeit von seinem Leibe zu trennen. Ein Mensch, dem dies widerfährt, ist imstande, schreckliche Gefahren aufzusuchen, weil er nunmehr durch sein Aussersichsein ganz unempfindlich gegen sie geworden ist. Wohl sind die Eigner an die Orte oder das Wesen der von ihnen besessenen Dinge oder Eigenschaften gebunden, aber sie führen doch auch ein Dasein ausser ihnen als selbständige Wesen. Menschen und zuweilen selbst Tiere können übernatürliche Kräfte ausüben, eben weil ihr Eigner die Eigenschaft besitzt, mit Hilfe deren sie solches ausführen können. Bestimmte Eigner werden, doch ohne dass etwa bestimmte Geister von eigener Art und Benennung aus ihnen würden, auch von einzelnen Menschen, die einmal wirklich lebten, hergeleitet.[1]

Die Seele der Menschen ist ganz unabhängig vom Leibe, sie kann ihn noch bei Lebzeiten zeitweise verlassen. Sie oder die Seele eines Verstorbenen zu bemerken, ist nur Menschen gegeben, die in einem besonderen Geisteszustand oder mit besonderen Eigenschaften ausgestattet sind. Erblickt man sie aber einmal, so zeigt sie den gleichen Schatten wie der Leib, dem sie angehört, ist aber von feinerer, ätherischerer Beschaffenheit. Auch die Seelen der Toten haben, so scheint es nach dem Glauben der Grönländer, ein eigenes Dasein vor und nach dem

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 36f., 43f.*

Tode, und es sind Spuren gefunden worden von einer Annahme der Seelenwanderung von toten zu lebenden Menschen und von Menschen zu Tieren. Doch ist man nicht sicher, ob es sich dabei nicht um sinnbildliche Meinungen handelt. Verbürgt ist, dass manche Seelen zum Teil in einen anderen Menschen übergehen und ihm Ähnlichkeit mit dem zuerst von ihnen Besessenen geben. Die Seelen können verletzt, ja, gänzlich zerstört, dann aber auch wieder geheilt und von neuem belebt werden.

Die Seelen sind ohne Ausnahme imstande, nach dem Tode als Geister wiederzuerscheinen. Ungewöhnliche Menschen, solche, die nicht so wie andere sind, nennt sie der Grönländer, sind aber auch während ihres Lebens mit übernatürlichen Eigenschaften ausgestattet. Die Seelen der Verstorbenen gelten als die Eigner ihres Grabes und ihres persönlichen Besitzes, sie melden sich oft, am harmlosesten, indem sie den Hinterbliebenen ins Ohr flüstern, zumeist weil sie Speise begehren. Übler ist es schon, wenn Schatten die Gestalt bestimmter Menschen, etwa von Wahnsinnigen oder von Geisterbeschwörern, annehmen. Aber sie sind auch die Schutzgeister ihrer Kinder und Enkel, insonderheit derer, die ihren Namen tragen. Die Seele eines Erschlagenen aber fährt in den Mörder, wogegen nur hilft, wenn dieser ein Stück von der Leber des Getöteten verzehrt. Alle Dinge, die einem Verstorbenen gehören, können leicht Unglück bringen, und sei es auch nur schlechtes Wetter und schlechte Jagd.[1]

Die Vorstellungen vom Wohnsitz der Seelen nach dem Tode sind wesentlich weiter entwickelt, als etwa bei den Tlinkit. Die Erde mit der von ihr gestützten See ruht auf Pfeilern und überdeckt die Unterwelt, zu der verschiedene Eingänge führen, vom Meere aus und durch die Schlüfte der Gebirge. Über der Erde ist eine Oberwelt gegründet, in der sich das blaue Himmelsrund wie eine Schale wölbt. Es ist ganz fest und dreht sich, wie einige sagen, um eine hohe Bergspitze weit im Norden. Es ist eine Fortsetzung des Erdbodens in die Höhe, und ein Mann, der einmal weit über das Meer fuhr, fand dort am anderen Ufer die blaue Himmelsglocke aufgestülpt. Die Oberwelt stellt ein wirkliches Land dar, mit Bergen, Tälern und Seen. Nach dem Tode entweichen die Seelen in eines von den beiden Totenreichen. Die Unterwelt ist bei weitem vorzuziehen, denn sie ist warm und reich an Nahrung. Dort sind die Wohnungen der Glücklichen, der Arsissut, d. h. derer, die im Überfluss leben. Dagegen haben die in der Oberwelt von Hunger und

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 36f., 44f.*

Kälte zu leiden. Es sind die Arssartut, die Ballspieler. Sie spielen Ball mit einem Walrosshaupt, demselben, von dem der Nordlichtschein ausgeht. Mit Himmel- und Höllenbegriffen im sittlichen Sinn haben Ober- und Unterwelt nichts zu schaffen; dass in ihnen auch die sonst bräuchlichen Vorstellungen von Annehmlichkeit oder Widerwärtigkeit vertauscht erscheinen, ist merkwürdig, aber bei einem Volke begreiflich, das vor der überharten Winterkälte seines Landes in der Erde seine Zuflucht zu suchen pflegt.

Prüft man die Summe dieser Vorstellungen auf ihre Urbestandteile, so wird eine umfängliche Grundlage von Seelenvorstellungen sogleich deutlich. Sie scheinen etwas mehr gegliedert zu sein als etwa bei den Kolumbianern, immerhin bemerkt man keinen wesentlichen Fortschritt: etwa eine Steigerung der Seelen zu Geistern. Wohl werden von den halbgesungenen Zaubersprüchen, die die Grönländer in mancherlei Gefahr murmeln, einzelne auch an die Seelen der eigenen Vorfahren gerichtet: wer zu erfrieren fürchtet, ruft mit ihnen seine Grosseltern an. Und solche Ahnenzauber werden in den Familien vererbt. Aber nirgends zeigen sich Übergangsformen zwischen den Seelen der Toten und der höheren eigentlichen Gattung der Eigner. Ja, es erscheint nicht einmal völlig sicher, ob die Seelen wirklich den Eignern zugerechnet sind.[1]

Um so wichtiger sind jene höheren Eigner. Aber man gewahrt sogleich, dass Geister besonderer Eigenschaften keine ursprünglichen Wesen sein können; sie sind offenbar die höchsten Ausgipfelungen einer Entwicklung, nach deren unreifen Ergebnissen man zuerst sucht. Da zeigen sich Tiergeister der einfachsten Form: Füchse, Hasen, Vögel, Eisbären. Sie alle treten in den Sagen in ähnlichem Sinne wie die einfachen Tiergeister der Kolumbianer auf. Über sie hinausgewachsen sind Tiergeister von ungewöhnlicher Art. Da ist der Atalik, ein Tier mit sechs oder gar zehn Füssen, da ist der Kugdlugiak, ein Wurm von ungeheurer Grösse, mit vielen Füssen, auf denen er sehr schnell davonläuft. Und damit auch dieser Übergang nicht unvermittelt erscheine, erscheint der Amarok, der bei anderen Eskimogruppen ein Wolf ist, in Grönland als ein Tier von ganz unbestimmter Art, nur von Entsetzen erregender Grösse.

Weiter aber tauchen halbtierische, halbmenschliche Gestalten auf, wie die Erkigdlit, die den Oberleib eines Mannes und die unteren Gliedmassen eines Hundes haben. Und

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 52, 37.*

schliesslich treten rein menschliche Geister in das Bild: Zwerge, die eine Waffe führen, mit der sie jedes Wesen töten, auf das sie nur zielen; Riesen, die ein Land bewohnen jenseits der See, wo alle Dinge, in gleichem Verhältnis wie sie selbst, grösser sind als in Grönland, und wo auch Leute mit einem Auge sitzen; Kajakmänner von ausserordentlicher Grösse, die immer eine grössere Strecke weiter vom Land zu fahren scheinen, als die eigentlichen Jagdgründe reichen. Sie sind erfahren in mancherlei Art von Zauberei, vor anderem in der Kunst, Sturm und übles Wetter heraufzubeschwören. Die See haben die Meermänner, die sehr gierig auf das Fleisch der Füchse sind, das man ihnen deshalb auch opfert. Aber sie stehen nicht in allzu grossem Schrecken: man droht den ungehorsamen Kindern mit ihnen, deren alte Feinde sie sind. Dann gibt es Männer, die immer mit einem Topf auf der Schulter wandern und sich im Gehen ihr Mahl kochen. Ganz nahe den Menschen sind die Gross-Feuer-Geister, sie haben ihre Wohnungen mitten unter den Ansiedlungen an der Küste: doch ihr Eingang ist verborgen und sie liegen unter dem Erdboden, vermutlich in irgendeinem Zusammenhang mit der Unterwelt. Sie leben wie die Grönländer, nur sind ihre Wohnungen und Geräte schöner und reicher ausgestattet. Es gibt Gute und Böse unter ihnen: die einen unterstützen die Menschen, wenn sie auf den Kajakbooten jagen: sie folgen ihnen dann in einiger Entfernung, den Begünstigten selbst nicht, anderen, Entfernteren aber wohl sichtbar. Die Schlimmen greifen die Kajakmänner, schleppen sie in ihre unterirdischen Wohnungen und halten sie dort in peinvoller Gefangenschaft. Die guten Feuergeister sind anzusehen wie Menschen, nur dass sie weisse Haut, schmale Nasen und rötliche Augen haben — fast möchte man glauben, sie sind ein Nachhall der einst nach Grönland verschlagenen Nordmänner. Die schlimmen aber haben zwar auch Menschengestalt, jedoch keine Nasen. Ähnlich sind ihnen die Tornit, die Mächtigsten der Geister im Binnenland: auch ihre Wohnungen sind nahe, aber verborgen. Sie gehen auch jagen auf der See, aber nur im Nebel und ohne Boot: sie sitzen auf dem Spiegel des Wassers. Sie sind sehr weise und erkennen die Gedanken der Menschen, bevor sie ausgesprochen sind. Sie sind doppelt so gross wie die Menschen.

Man ist gespannt, zu vernehmen, ob sich, wie bei den Kolumbianern, aus der Reihe der Tiergeister einer erhoben habe, dem höhere Kräfte oder Taten einen Vorrang vor allen anderen zuwiesen Doch zeigen sich dazu nur erst Ansätze,

wenn anders nicht die freilich noch sehr bruchstückhafte Berichterstattung hier Lücken aufweist. Da ist unter den Geistern ein übermächtiger: Tornarsuk, der sich in Namen und Wesen dadurch vor allen auszeichnet, dass er als Einzelpersönlichkeit auftritt, während alle anderen Geister in der Mehrzahl erwähnt werden. Tornarsuk ist der Schutzherr der Angakut, der Seher, und sie sind ihm ergeben, weil in seiner Macht steht, die geringeren Geister zu nötigen, ihnen Schutzgeister zu werden. Und insofern er durch diese Obergewalt auch grösseren Einfluss auf alles Naturgeschehen hat, könnte in ihm ein keimender Gott vermutet werden. Sein Sitz ist in der Unterwelt der Seligen. Aber irgendwelche bestimmtere Ausprägung seines Wesens ist nicht berichtet. Nur an seiner Persönlichkeit, seiner Herkunft von einem leibhaften Wesen ist nicht zu zweifeln: denn einige stellen ihn in Gestalt eines Bären vor. Ja, vielleicht führt sein Wesen in noch dunklere, in allererste Anfänge der menschlichen Glaubensformen zurück: es heisst von ihm, er habe die Gestalt eines Fingers. Erinnert man sich an die Vorstellungen der unreifsten Menschheit von der Zauberkraft einzelner Gliedmassen des eigenen Leibes, so gerät man auf die Vermutung, hier könne sich ein trümmerhaftes Bruchstück so kindhafter Annahmen erhalten haben.[1]

Neben Tornarsuk steht noch ein anderer übermächtiger Geist, Arnarkuagssak mit Namen, was soviel bedeutet wie altes Weib. Sie wohnt im Grunde des Meeres, und von ihr gehen alle Tiere aus, die Nahrung spenden. Nur zuweilen lässt sie in diesem wohltätigen Werk nach, dann haben sich schädliche Parasiten um ihr Haupt gesetzt, und das Amt des Angakok ist, abwärts zu ihrer Behausung zu dringen und sie von ihnen zu befreien. Dazu ist nötig, zuerst in das Reich der glücklicheren Toten, Arsissut, zu dringen, dann einen Abgrund zu überschreiten, in dem ständig ein Wal, so schlüpfrig wie Eis, sich dreht, dann einen siedenden Kessel, angefüllt mit Seehunden; und wer unangefochten so weit gedrungen ist, muss noch die Wächter vor der Wohnung der Geister bestehen, Seehunde oder Hunde, schreckliche Tiere, und selbst in dem Hause noch muss er einen Abgrund überschreiten, über den nur eine Brücke führt, nicht breiter als eines Messers Schneide.[2]

An der ursprünglichen Tierhaftigkeit auch dieser Geister

---

[1] Über die Zauberkraft von Zehen bei den Yoruba vgl. Preuss, Der Ursprung der Religion und Kunst (Globus LXXXVI [1904] 383); *Rink, Traditions of the Eskimo 39.* — [2] *Rink, Traditions 40.*

wird bei so viel tierischer Umgebung nicht zu zweifeln sein. Eine Beziehung zwischen Tornak und Arnarkuagssak scheint nicht zu bestehen. Als Heilbringer wird man keine von beiden Gestalten ansehen dürfen. Und auch sonst ist vom Dasein einer ausgeprägten Heilbringervorstellung nicht die Rede. Nur wenige Nachrichten gibt es, die für sie einen schwachen Anhalt gewähren. So die Erzählung von dem ersten aus Erde geschaffenen Menschen und einer ersten Frau, die sich jener aus einem Büschel Gras gemacht habe, und von einer Sintflut bei den südwestlichen und die von einer Schöpfung bei den nordwestlichen Grönländern.[1] So die Sage, die schon im achtzehnten Jahrhundert von einem europäischen Berichterstatter aufgezeichnet worden ist: zwei unter den ersten Menschen stritten sich: der eine wünschte, dass Tag und Nacht einander ablösen, und dass die Menschen, jeder zu seiner Zeit, sterben sollten; der andere aber wollte, es solle immer Nacht bleiben und die Menschen sollten unsterblich sein.[2] Da hier ein Brüderpaar und ein Streit gegeben sind, so könnte eine Heilbringervorstellung hier in verdunkelter Form vorliegen. Doch ist die Überlieferung, sei es der Grönländer selbst, sei es des europäischen Aufzeichners, so mangelhaft, dass mehr als Vermutung hier nicht erlaubt ist.

An dem Massstab der örtlich und sachlich nächsten, der kolumbianischen Entwicklung gemessen, erscheint die grönländische verwandt und doch eigentümlich. Die Eigner sind den Schutzgeistern der Kolumbianer höchst ähnlich, soweit sie in einem Beschützerverhältnis zu lebenden Menschen auftreten. Aber sie sind über sie hinaus entwickelt, wo sie als Inhaber von Bestandteilen der unbelebten Natur auftreten: und zwar nicht in der phantasiestarken Richtung, in der der kolumbianische Glauben aus den Tiergeistern die Heilbringer hat hervorgehen lassen, sondern auf einem verstandesmässigeren Wege, der viel schneller zu dem letzten Ziel geführt haben würde, das auch die Kolumbianer erreicht haben: zu der Verbindung persönlicher Geister mit einzelnen Naturkräften. Der gleiche Zug unkörperhafter, unsinnlicher und denkerischer Art — derselbe, von dem auch das Begriffs- und Formengebäude der grönländischen Sprache so beredtes Zeugnis ablegt — zeigt sich in dem verhältnismässig schnelleren Zurückweichen der tierischen Gestalt

[1] Letztere Nachricht nach dem Vortrage von Mylius-Erichsen über die dänische Expedition in das nordwestliche Grönland (Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, Maisitzung, Voss. Ztg. 13. Mai 1905); erstere bei *Rink, Traditions of the Eskimo 38.* — [2] Egede, Nachrichten von Grönland (Übers. 1790) 157.

dieser Geister. Zwar ist es völlig irrig, dem ursprünglichen Glauben der Eskimo das Tier als Besitz abzustreiten,[1] denn es ist genügend stark vertreten, um selbst anzunehmen, dass auch die menschenähnlichen Geister, genau wie bei den Kolumbianern, aus der Reihe der Tiere hervorgegangen sind. Aber der Verlauf dieser Umwandlung scheint hier früher eingesetzt zu haben.

Dass die Folge, in der hier die einzelnen Gruppen der Geister des heutigen Glaubens der Grönländer aufgezählt wurden in der Tat dem zeitlichen Nacheinander ihrer Entstehung entspricht, wird man nicht beweisen können. Wahrscheinlich ist es im höchsten Masse: die Rangordnung nicht allein der Gestalt, nein, auch die der Eigenschaften lässt darauf schliessen. Zuerst hat man mit einfachen Tiergeistern vorlieb genommen, die auch nur sehr einfache Zaubergaben haben, dann höhte man sie zu Halbmenschen und schliesslich zu Menschen auf, mit immer besondreren Fähigkeiten. Und als eine Bestätigung dieser Annahme zeitlicher Steigerung mag gelten, dass noch die bedeutendsten dieser Geister irgendeine Regelwidrigkeit in ihrer sonst menschlichen Gestalt aufweisen. So auch gibt es nicht allein Halbtiere, die den Übergang zu vermitteln scheinen, nein, auch Wesen, von denen überhaupt nicht überliefert ist, ob sie Tiere oder Menschen seien: wie jene Ungeheuer, die Dickbäuche und die Schatten, die auf dem Grunde der Seen und im Schoss der Felsen wohnen.[2]

Und man sieht sogleich, dass alle diese Geister handhafter und greifbarer sind, als jener allzu begriffliche und abgezogene Name die Eigner vermuten lässt, den sie allesamt tragen, und auch als jene Geister, von denen es heisst, dass sie bestimmten Tätigkeiten innewohnen — so dem Hungern, dem Essen, der Verhinderung. Diese Einzelformen von Geistern, nicht jedoch der Gesamtname, mögen das Ergebnis einer spätesten gedanklichen Durchdringung und Fortführung der ursprünglichen, viel einfacheren Grundgestalt sein. Ja, der Name Inua, Eigner, selbst, der ursprünglich nur Menschen bedeutet, wie der Stammesname der Festlandeskimo Innuit, könnte vermuten lassen, dass er auch in dieser seiner Anwendung auf die Geister zuerst nur Menschen besagte; dann wäre er das Ergebnis der Entwicklungsstufe, die die Geister von der Tier- zur Menschengestalt steigerte.

---

[1] Gegen *Boas, The Folk-Lore of the Eskimo (Journ. Am. Folk-Lore XII [1904] 2, 5).* — [2] *Rink, Traditions of the Eskimo 46—49,* dazu für die Ostküste: *Holm, Grønlands Œstkyst (Geograf. Tidskrift VIII) 93,* für die Nordwestküste: *Mylius-Erichsen og Moltke, Literære Grønland Ekspedition 495f.*

Ganz in die gleiche Richtung würde eine andere, höchst eigentümliche Verkettung weisen. Es ist die sehr auffällige Verörtlichung der Geister, die hier vorgenommen wird. Die Tornit, von menschlicher, doch riesenhafter Gestalt, die den Menschen so nahe wohnen, schicken sich an, mit den einzelnen Hügeln, unter deren Halden sie hausen, gleichgesetzt zu werden; die schlimmen Gross-Feuer-Geister mit den Meeresnebeln, in die gehüllt, sie ihre Untaten an den Kajakmännern ausüben; die Dickbäuche und Schatten mit den Seen, Felsen, in denen sie wohnen. Wie Vorwegnahmen viel späterer Entwicklungen nehmen sich dagegen jene Geister des Hungers, des Essens und der Behinderung aus: hier betätigt sich eine gesteigerte Kraft abgezogener Begrifflichkeit. Die Brücke mögen Wesen bilden wie die nordgermanische Trolle, die den Menschen ärgern und necken. Gleichwohl sind in ihnen schon die Ahnen jener ganz abgezogenen Gottheiten höherer Stufen zu erkennen, wie sie die etwas dürr verstandesmässigen Völker, wie die Römer — mit ihrem Terminus, dem Gott des Endens, ihrer Cardea, der Göttin der Türangeln, ihrer Domiduca, der Beschützerin des Heimwegs — und Chinesen — mit ihren Geist des Ackerbaus — besonders geliebt haben.

So würde eine Auffassung entstehen, nach der die Grönländer zuerst den Weg der Kolumbianer vom Tier- zum Menschengeist gegangen wären, dann aber diese Geister zu Bewohnern von Örtern gemacht und so nachträglich eine Verbindung von Personen und Teilen der unbelebten Natur hergestellt hätten, die vorher nie bestanden haben würden. Eine sehr wesentliche weitere Beobachtung aber, die einer ganz anderen, viel weiter rückwärts liegenden Entwicklungsschicht angehört, verhindert dies.

Es ist ein Verdienst jüngster Forschung, auf eine älteste Form des Glaubens der Menschheit aufmerksam gemacht zu haben: auch sie findet sich in trümmerhaften, aber bemerkenswerten Überbleibseln erhalten. Es ist der Glaube an die allen Dingen, den belebten wie unbelebten, innewohnende Zauberkraft.[1] Man hat nun noch jüngst bemerkt, dass die Grönländer jedem Dinge, selbst noch den Hausgeräten, ursprünglich eine Seele beigelegt haben.[2] Ist dem so, so wird man trotzdem nicht

---

[1] *Hewitt, Orenda and a definition of religion (Am. Anthropologist IV [1902] 33ff.;* Preuss, Der Ursprung der Religion und Kunst (Globus LXXXVI [1904] 321 ff.). — [2] Nansen, Eskimoleben (übers. 1903) 199. Doch wäre höchst erwünscht, wenn alle diese Dinge noch einmal sorgfältig untersucht würden. *Rinks (Traditions of the Eskimo 36f., 43f.)*

etwa annehmen dürfen, dass die Geister der Felsen und Seen unmittelbar aus dieser Quelle ihren Ursprung genommen. Sie nämlich ist völlig ausgeschlossen durch die nachweisbare Tierherkunft dieser Geister: es haben sich hier vielmehr zwei Vorstellungsreihen durchkreuzt[1] und die jüngere, viel frühere, stärkere, hat die ältere, die vermutlich schon in etwas verblasst war, völlig beiseite gedrängt. Wie und an welchem Punkt der Entwicklung diese Verflechtung anzunehmen ist, lässt sich erst erkennen, wenn man vom Seher- und Zauberertum der Grönländer weiss.

ZWEITES STÜCK

SEHER UND ZAUBERER

Den Verkehr mit den Geistern pflegen die Angakut, Geisterbanner, die in jedem Betracht den Ichta der Tlinkit ähnlich sind, nur dass hier Frauen ebensowohl wie Männer zu dem heiligen Amte zugelassen sind.

Wer Angakok — das ist die Einzahl von Angakut — werden will, begibt sich schon als Kind zu einem alten bewährten Seher in die Lehre, muss dann in die Einsamkeit gehen, seine Seele dort ausser sich bringen und Tornarsuk, das Meerweib, um einen Tornak, einen Schutzgeist, anflehen. Widerfährt ihm diese Gnade, so fällt er plötzlich in Bewusstlosigkeit. Erwacht er aus ihr, so kehrt er zurück und darf seine neue Kraft erproben. Zehnmal hintereinander darf er es versuchen, gelingt es ihm nicht, einen Geist zu bannen, so muss er den Anspruch auf den Rang eines Angakok aufgeben. Die erfolgreicheren Geisterbeschwörer aber ersteigen höhere Grade: den höchsten stellt die Würde des Poolik dar, der Bär und Walross zu beschwören vermag; Kranke zu heilen durch Anrufung und Austreibung der Geister, Zauberer zu entdecken, deren Dasein schuld an grossem öffentlichen Unglück zu sein pflegt, gutes Wetter, Jagdglück zu verschaffen, Verlorene und Verirrte wieder aufzusuchen und schliesslich Regeln der Enthaltsamkeit auf-

---

Darlegungen lassen vor allem die eine quälende Lücke offen zwischen der Allgemeinheit, der Allverbreitetheit des Eignerbegriffs und jenen ganz greifbaren Gestalten der grossen mit Namen benannten Eigner. Sie muss ausgefüllt werden. — [1] Auch dies sieht Nansen (Eskimoleben 200) ganz richtig, wenngleich er die Ortsgeister fälschlich oder ungenau aus den Seelen herleitet.

zustellen, Ratschläge für Leben, Jagd, Reise zu erteilen, dies alles ist sein Amt.

In der Kunst durch hochmütig abwehrende, aber auch schöne Mittel sich von der Menge abzuschliessen, sich über sie zu erheben, haben die Angakut schon ein gut Stück Weges zurückgelegt. Bei den Eskimo am Cumberland-Sund und bei Port Clarence in Alaska hat man eine eigene Priestersprache gefunden, d. h. die Angakut benutzen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Worten, die ihren eigenen Völkerschaftsgenossen unbekannt sind. Meist sind sie von anderen Gliedern der Stämmefamilie der Eskimo übernommen. So brauchen etwa die alaskanischen Geisterbeschwörer Worte aus dem Grönländischen oder aus der Eskimosprache von Labrador.[1] Es ging der Trieb, Ehrfurcht und Scheu zu erwecken, mit höhender Kunst von jeher Hand in Hand vereint.

Auch hier entbrennt aber, wie bei den Kolumbianern, der Kampf zwischen berufenen und unberufenen Bezwingern des Überwirklichen, zwischen Angakut und Zauberern. Die Zauberer können sich nicht auf ein höheres Wesen berufen, das etwa zu der gnädigen Tornarsuk im Gegensatz stünde. Immerhin suchen auch sie, geheime Kräfte ihrem Vorhaben dienstbar zu machen, nur dass es zum Schaden anderer geschieht. Man hat die Vermutung aufgestellt, die Zauberer seien nur die Überbleibsel eines älteren Priestergeschlechts. Das ist fraglich, da eher anzunehmen ist, dass die Zauberei, ähnlich wie die ihr verwandte Arzneikunde, aufgekommen ist als eine Kunst und Kunde Aller. Wohl aber mögen bei weiterem Umsichgreifen des Sehertums nur wenige noch Widerstand geleistet und an ihrem alten Rechte festgehalten haben. Sehr wahrscheinlich aber ist ihre Lehre die alte, in Allkraft und Zauber wurzelnde, eben weil von Anrufung keines Geistes bei ihnen die Rede ist, sondern nur von Anwendung der Zaubermittel und Zauberformeln. Die Vermutung, sie möchten ein — nach Art des christlichen Teufels — der Tornarsuk entgegengesetztes Geistwesen angerufen haben, ist ungegründet.[2] Die berufsmässigen Seher ihrerseits haben nicht ermangelt, den Zauberern den schlimmsten Leumund zu bereiten: sie seien verworfene Selbstsüchtige, die übernatürliche Mittel nur zum eigenen Nutzen und zum Schaden anderer an-

[1] *Boas, Eskimo Tales and Songs (Journ. of Am. Folk. Lore VII [1885] 46ff.); Boas, Notes on the Eskimo of Port Clarence Alaska (ebenda Sep.-Abz. 207f.).* — [2] Dies gegen *Rink (Traditions of the Eskimo 42),* der hier nur den — noch ganz unentwickelten — Keim der Heilbringersage (s. o. S. 441) zur Begründung anzuführen weiss.

wendeten. Dass die Zauberei, wie selbstverständlich, geheim geschah, war ein neuer Gegenstand des Ärgernisses. Zur Strafe aber, dies war die Lehre der Seher, würden die Zauberer in die schlimme Oberwelt kommen, während derer, die auf Erden heldische Taten verrichtet oder allzu grosses Leid erlitten hätten, wie der Männer, die in der See ertrunken, der Frauen, die im Kindbett gestorben seien, die Unterwelt wartet.[1]

Ganz mit Recht hat man aus diesem Verhältnis gefolgert: es widerlege die Meinung, dass unentwickelte Völker noch keine Vorstellung von gut und böse haben.[2] Denn allerdings mag der Ausgangspunkt zu solcher Unterscheidung in der Verurteilung der Zauberei zu suchen sein: Zauberei ist hier wie in so vielen anderen Fällen das einzige Verbrechen und also auch das einzige Böse, das man kennt. Aber die Quelle, aus der diese Erkenntnis von gut und böse der Menschheit gesprudelt hätte, wäre irdisch genug in der Eifersucht des entstehenden Priestertums gegen jede Aufrechterhaltung des alten allgemeinen Zauberertums aller Gläubigen zu suchen.

Zu diesem, immerhin noch halbgeistigen Gegensatz tritt ein anderer, lediglich gesellschaftlicher. Als böse gebrandmarkt wird die Zauberei doch offenbar nicht um ihrer selbst willen. Denn die geordneten Geisterbeschwörer tun im Grunde genau dasselbe wie die Zauberer. Es kann auch nicht allein die Vorstellung sein, dass der Zauberer immer nur andere durch sein dunkles Handwerk schädige, das ihn so verhasst macht. Denn man ist gegen Schädigungen viel offenbarerer Art, Mord und Totschlag mit eingeschlossen, nicht mit so schweren Verdammungsurteilen eingeschritten. Man rächt sich wohl für sie, aber sie gelten nicht als todeswürdiges Verbrechen, überhaupt nicht als Verbrechen. Es ist vielmehr der allzusehr in den Dienst der Einzelnen gestellte Zweck des Zauberers, der ihm solchen Hass zugezogen haben muss. Der Begriff des Gesellschaftsfeindes entsteht bei dieser Gelegenheit. Die Gemeinschaft, die man vielleicht nur triebmässig gegründet und gepflegt hat, wird sich ihrer bewusst — wie so häufig durch ein ihr feindliches oder abträgliches Verhalten. Die Zauberer aber mögen die Menschen sein, die in Erinnerung an einen alten gemeinschaftslosen Zustand ihre Zwecke selbständig und abgesondert rücksichtslos verfolgen.

Sicher aber sind die Seher, die Angakut, als Beauftragte und geistige Führer der Gemeinschaft entscheidend an dem

---

[1] So *Rink, Traditions of the Eskimo 42.* — [2] *Rink, Traditions 41.*

Vorgang beteiligt, insofern sie einmal die Verletzung des Gemeinschaftsgefühls als die Nachdenklicheren schneller und stärker empfunden haben mögen, und weil sie weiter auch das Zaubern der Einzelnen als eine Beeinträchtigung ihres eben erst entstehenden Beschwörerberufs betrachten mussten. Die Begründung, dass der Zauberer schlecht, böse sei, mag ihnen dann nachträglich gekommen sein, wie so viele von den angeblichen Ursachen unseres Handelns. Der Zauberer wurde nicht verfolgt, weil er böse war, sondern weil er nicht zugunsten der Gemeinschafts- und Priesterzauberer auf etwas Verzicht leisten wollte, was früher sicher jeder Einzelne betrieb. Auch die wirkliche Bosheit, die Hinterlist heimlichen Sündigenwollens, die die Angakut vor allem gegen die Zauberer geltend gemacht haben mögen, war kein eigentlich unterscheidendes Merkmal zwischen der alten und neuen Zauberei: die gewerbsmässigen Geisterbeschwörer waren hier, wie sonst so häufig, deshalb gefürchtet, weil sie nicht selten gegen die, denen sie Schaden tun wollten, tückische Hinterlist betätigten, eben indem sie sie der Zauberei bezichtigten und eine allgemeine Verfolgung gegen sie einleiteten. Aber seit damals mag, wie auch bis auf den heutigen Tag, jede Rachsucht als sittlich gelten können, wenn sie nur die Maske einer Wahrung des öffentlichen Wohles vorzunehmen versteht. Der Zauberer alter Art war gewiss nicht besser, aber er bedurfte wenigstens dieser Maske nicht.

Der Priester zeigt sich in diesem Betracht, da er sein Amt auf Erden antritt, nicht von der besten Seite. Ganz falsch wäre, darob die Weisheit und Güte zu vergessen, die den hier aufkeimenden Stand ebensosehr ausgezeichnet haben mag. Er war sicher vornehmlich der Träger der neuen Gemeinschaftsgedanken und damit freilich auch einer neuen Gesinnung. Aber Doppeldeutigkeit, Doppelseitigkeit ist Menschenart. Gut und böse hat es von jeher geheissen, nicht gut oder böse, oder vielmehr, da auch diese Formeln Täuschung, Kunstwerk sind: Selbst- oder Nächstenliebe, Ich- oder Gemeinschaftsdrang.

Ja, man hat den Eindruck, als habe dieser Gegensatz von alter und neuer, besser von Gemeinschafts- und Aussenseiterzauberern am meisten dazu beigetragen, den Begriff böse zu prägen. Es kann kein Zufall sein, dass bei den Grönländern, wie noch bei so vielen anderen amerikanischen Urzeitvölkern, das Zaubern das erste nachweisbare und auf lange hinaus einzige Verbrechen war, doch die einzige Missetat, die nicht von den Betroffenen, sondern von der Gemeinschaft verfolgt

— will sagen bestraft — wurde. Der Priester erscheint mithin auch als Schöpfer des Sittengebotes, allerdings aus zunächst sehr fragwürdigen Gründen, aus Eifersucht und Amtsneid. Aber so trüb die Quelle war, dass auch sehr reines Wasser ihr entsprudeln kann, ist offenbar. Wurde einmal alles, was der Gemeinschaft — oder, zunächst wenigstens, ihrem geistig-geistlichen Führer — schädlich war, mit dem Makel der Schlechtigkeit behaftet, so konnten tausend gute und schöne Vorschriften der Gemeinschaft an diesen einen Ausgangspunkt geknüpft werden. Vor allem aber war damit die Möglichkeit geschaffen, dass mit Hilfe der Gemeinschaft der Einzelne Hand an seine Seele legte, dass — wie zuvor unbewusst vielleicht schon in vielen Stücken — nunmehr auch bewusst das Ich sich in Selbstzucht nahm unter Aufsicht der Genossenschaft: ein Vorgang von unabsehbarer Tragweite.

Nunmehr ist möglich, zu dem Ausgangspunkt dieser Untersuchung zurückzukehren und die eigentümliche Verflechtung zweier Entwicklungsreihen, einer jüngeren mit einer älteren, klarzulegen.

Legt man auch an die Entwicklung des Glaubens der Eskimo kolumbianischen Massstab an, so fällt als Unterschied in die Augen, dass der Eignerglauben weiter rückwärts zu den Ursprüngen aller übernatürlichen Vorstellungen, der Allkraft und dem Zauber führt, als der Tiergeisterdienst der Kolumbianer und der ihm verwandte Tier- und Menschengeisterglaube der Grönländer selbst. Denn es war eine kürzere Strecke Wegs von der Anschauung, dass in jedem Ding, belebten oder unbelebten, eine Kraft sei, anders und höher noch als die Lebenskraft,[1] zu einem Geisterglauben, der jedem Ding einen Inhaber, einen besitzenden Geist gab, als zu den Tiergeistern, die doch schon eine Auslese aus den Wesen, die solcher Besessenheit durch einen Geist, solcher Steigerung zum Geist oder, richtiger gesagt, solcher Einsheit — Identität — mit einem Geist fähig waren. Die Eigner erscheinen fast wie ein ganz allgemeiner Versuch der Verpersönlichung aller Zauberkräfte, während bei den Kolumbianern die Tiere allein die Erben der beiseite geschobenen Allkraftvorstellungen sind, die sie in ihrer lebenswarmen Persönlichkeit besonders leicht an sich zu ziehen und in sich zu sammeln und zu steigern geeignet sind. Der heutige Zustand der Grönländer lässt allerdings vermuten, dass man in ihm ein Übergangsalter vor Augen hat, das dennoch im Begriff

[1] Vgl. die kolumbianischen Vorstellungen o. S. 262 f.

ist, jene weiter verbreiteten, aber deshalb auch blasseren Geistervorstellungen verschwinden zu lassen, zugunsten der neueren, lebensvolleren tierischen und menschlichen Gestalten.

Die Träger dieser Neuerung sind die Seher, die Verehrer, die Schützlinge Tornarsuks. Aber sei es, dass sie schon früher, zur Zeit des Emporsteigens des Eignerglaubens, aufgekommen sind, sei es, dass sie nötig hatten, auch die altheiligen Überlieferungen sich anzueignen, bei ihnen finden sich doch auch viele Reste des alten Zaubers, und ausserhalb ihres Wirkungskreises bei den Volksgenossen oder gar bei den Zauberern sind diese Vorstellungen vollends übermächtig. Da gibt es fetischartige Amulette, die zwar nicht mehr ihre ursprüngliche Natur beibehalten haben, von denen man aber vermuten muss, dass man sie anfänglich wert hielt, um den ihnen innewohnenden Teil der Allkraft mit dem eigenen zu verbinden. Dieser — als Wurzel angenommenen — Urform stehen am nächsten die seltneren Amulette, die durch ihre Gestalt etwa mit dem erwünschten Zweck Ähnlichkeit haben. Die Kraft anderer wird doch hergeleitet von ihren früheren menschlichen Besitzern: man erhält sie zumeist in frühester Kindheit von den eigenen Eltern. Auch hier muss gleichwohl die Anschauung einer eigenen Zaubermacht der unbelebten Dinge obschweben: denn warum hätten sie sonst die Eltern schon so hoch gehalten? Noch andere Amulette sind schon in vollkommene Übereinstimmung mit dem neuen Tier- und Menschengeisterglauben gebracht: sie gelten deshalb als besessen von mächtigen Eignern, am liebsten denen, die in Hügeln wohnen.

Weiter gehören die Arzneien zu diesen Trägern starken Zaubers. Die alten Frauen, die auch um die Kraft der Amulette wissen, kennen sie am besten.[1] Man möchte vermuten, die heilkräftigen Kräuter haben der jungen Menschheit in den Urzeiten sogar den ersten Anlass zu ihren Zaubervorstellungen gegeben, und zwar völlig folgerichtigerweise. Wie anders sollten sie sich das Weichen der Krankheit vor einem Stoff erklären, als durch die Annahme, hier sei eine Kraft einer stärkeren gewichen. War aber in so vielen Fällen das Vorhandensein einer Kraft bewiesen, warum sollte es nicht auch in allen

[1] Nach den Angaben von *Rink (Traditions of the Eskimo 52f., vgl. 46).* Als eine wertvolle Bestätigung der schon für die Kolumbianer (oben S. 349) aufgestellten Vermutung, Arznei und Zauber hingen ursprünglich zusammen, sei verzeichnet, dass dieser erfahrene Forscher bemerkt: *Probably the choice ... of things most useful ... for amulets was akin to their faith in different medicines. (Rink, Traditions 52f.)*

anderen Dingen ringsum, den belebten wie den unbelebten, angenommen werden?

Auf gleicher Linie mögen die zauberhaften Worte stehen, die man, wie es scheint, nie nach eigener Wahl, sondern immer in einer Formel anwendet, die Wortlaut und Tonfall zugleich umfasst. Sie sind durchaus getrennt von den Anrufungen der Eigner, die wirklichen Gebeten in unserem Sinne nahekommen. Sie nennen auch keinen Erfüller dessen, was erbeten wird, sondern einzig und allein den erwünschten Gegenstand. Sie sind nur wie ein Schrei der Sehnsucht. Sie mögen in die Uranfänge der Sprache zurückleiten, die sicher mit dem Zauber in engster Verbindung gestanden haben. Sie erweisen auch die uralte Einung von Wort und Tonkunst: denn auf die Tonfolge, den Singsang, in dem die Worte gesprochen werden, kommt alles an. Der Zauber solcher Worttöne ist so stark, dass ihre Wirkung von der Person dessen, der sie hersagt, hersingt, ganz unabhängig ist. Sie sind meist sehr alt: sie offenbaren sich in plötzlicher Entschleierung nur den Weisesten.[1]

Zu höheren, neueren Stufen der Entwicklung leiten jene Anrufungen, die mächtigen Eignern gelten, ja, schon die Zauberworte selbst, wenn sie in Gedanken an die Ahnen dessen, der sie ausspricht, gerichtet sind; ferner die Tierfelle, die man anlegt, um die Gestalt — und wohl auch die Kraft — der Tiere zu gewinnen, denen sie geraubt sind, endlich die künstlichen Tierpuppen, die aus Körperteilen verschiedener Tiere angefertigt werden, und die ebenfalls die Macht verleihen, in Gestalt dieser Tiere aufzutreten.[2]

Der gleichen Zauberschicht mögen alle die Vorstellungen angehören, die nach unseren Begriffen gänzlich grundloser Aberglaube sind, und die bei den Eskimo wie bei den meisten Urzeitvölkern eher noch zahlreicher sind, als bei unserm Landvolk, das doch in unsern verstandeskahlen und überlieferungslosen Zeiten der getreueste Bewahrer dieses Urväterhausrats der Seele ist. Wenn die Grönländer darauf sehen, dass über dem Haupt einer gebärenden Frau eine Schale, gefüllt mit Harn, gehalten wird, um allem bösen Einfluss zu wehren oder, wenn die Eltern eines Neugebornen einen Stiefel auszuziehen und ihn unter die Schüssel zu stellen pflegen, damit der Sohn zu einem guten Jäger heranwachse,[3] so sind diese, wie hundert andere

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 51f.* — [2] *Rink, Traditions of the Eskimo 52f.* — Doch könnte hier auch irgendein Zusammenhang mit den abgeschnittenen Fingern der Sednasage vorschweben (vgl. u. S. 452). — [3] *Rink, Traditions of the Eskimo 56, 55.*

verwandte Bräuche, als Ausfluss der alten Allkraftvorstellung zu erklären. Sie beruhen auf einer wissenschaftlichen Gesamtvermutung, die in ihrer inneren Schlüssigkeit gar nicht so sinnlos ist, wie sie uns erscheint, nämlich auf der Voraussetzung, dass alles in Tragweite des menschlichen Blickes in einiger Zeitnähe Geschehende miteinander durch Ursachenzusammenhänge verknüpft sei, die, an sich undurchdringlich, nur auf dem Wege der Beobachtung, der Erfahrung zu vermuten seien. Irgendein Zufall oder eine an sich vielleicht ganz vernünftige Sitte, von der aber im Veralten nur ein an sich unvernünftiges Bruchstück übriggeblieben, schaffen den Brauch; ein Kindbettfieber, das eine Gebärende dahinrafft, über der jene Schale nicht gehalten wurde, befestigt ihn; zuerst hat ihn ein Mann, eine Frau in ihrem Hause aufgebracht, dann ahmen ihn andere Familien als bewährt nach, schliesslich hat und hegt ihn ein ganzes Volk.

Grönländer des heidnischen Nordwestens sagten noch jüngst einem Reisenden, als ein furchtbarer Sturm tobte, sie hätten ein solches Unwetter noch nie erlebt, aber sie hätten schon lange derartiges erwartet: denn einer von ihnen habe Eis vom Meere geholt, obwohl seine Eltern eben erst gestorben seien. Und, nach den Gründen dieser Meinung befragt, erklärten sie: indem man gewisse Dinge zu tun vermeidet, hält man das Gleichgewicht aufrecht zwischen Meer und Erde und Himmel und allem, was ist; wenn man nicht darauf Rücksicht nimmt, heben sich die Winde und die Wasser. Hier ist in die Vorstellungswelt des Zaubers und der Allkraft zwar schon der Totenglaube getreten, ein ihm vermutlich an sich fremder Bestandteil, aber die Gedankenverkettung ist die gleiche. Und auch die Festigkeit, mit der junge wie alte Völker, diese wenigstens in ihren jung gebliebenen Schichten, an derlei Erbgut festzuhalten pflegen, ist in an sich ganz vernünftigen Erwägungen gegründet. Jene Nordwestländer antworteten auf die Frage, ob ihnen selbst denn schon so üble Folgen solchen Abweichens vom Gebot der Sitte begegnet seien: das Wissen der Ahnen ist die Richtschnur für das Verhalten der Nachkommen; man soll nicht wider angeerbte Weisheit handeln.[1] Die kindhafte, aber tausendfach bewährte Meinung, dass eine einmal erworbene Erfahrung festgehalten werden muss, spricht sich in diesen Worten bewegend genug aus.

[1] *Mylius-Erichsen og Moltke, Literære Grønland Ekspedition 495f.*

DRITTES STÜCK

FESTLÄNDISCHE SAGEN UND GESTALTEN

Weder Sagenbesitz noch Sehertum tragen bei den festländischen Eskimo wesentlich andere Züge; zahlreiche Einzelgeschichten, wie die grossen Grundlinien, sind den Grönländern und den südlichen Eskimo gemeinsam.[1] Gleichwohl fehlt es nicht an leisen und doch denkwürdigen Abwandlungen. Bei den Eskimo der mittleren Lande, von der Hudsons-Bai westwärts, tritt an die Stelle Tornarsuks ein Weib, Sedna genannt. Von ihr geht eine Sage, die an sich kaum mehr als eine Erzählung bedeutet: sie wuchs als ein schönes Mädchen bei ihrem Vater auf und verschmähte doch alle Freier. Eine Eismöwe aber überredete sie, ihr als Gattin zu folgen, denn sie würde bei ihr ein Lager aus weichen Bärenfellen, ein warmes Zelt und immer eine brennende Lampe und eine gefüllte Fleischschüssel finden. Aber alle diese Versprechungen blieben unerfüllt, die Tochter sang klagend ihr Lied in die Lüfte, und als übers Jahr der Vater sie besuchen kam, erzählte sie ihm ihren Jammer. Er tötete ihren Mann und entführte sie. Allein, sein Boot war erst kurze Zeit unterwegs, als das Volk der Eismöwen, das sogleich sich zur Rache und Verfolgung aufgemacht hatte, ihn einholte. Sie erregten auf dem Meere einen furchtbaren Sturm, und in seiner Not entschloss sich der Vater, die Tochter den Bedrängern zu überlassen, und warf sie in die See; ja, als sie sich mit den Händen an den Bord des Bootes klammerte, hackte er ihr die Glieder der Finger ab. Aus diesen Stümpfen aber entstanden im Meer die Wale, die Seehunde, die Robben. Die Seemöwen in dem Wahne, Sedna sei ertrunken, liessen nun von der Verfolgung ab, der Sturm legte sich, und der Vater nahm die Tochter wieder in das Boot. Sie aber schwor ihm Rache und, sobald sie nur wieder in der Heimat waren, befahl sie nachts, als ihr Vater schlief, ihren Hunden, ihm Füsse und Hände abzufressen. Der Vater in seinem furchtbaren Erwachen verfluchte sich, die Tochter und die Hunde, die Erde öffnete sich und verschlang sie alle: seitdem leben sie im Lande Adlivun; in ihm ist Sedna Herrin.[2]

Von auffälliger Unvollkommenheit sind die Schöpfungs-

---

[1] *Boas, Central Eskimo (Rep. Bur. Ethn. VI) 583; Boas, Baffin Land (Bull. Mus. Natur. Hist. XV 1) 358;* eine Zusammenstellung gemeinsamer Sagenstoffe ebenda 359ff. — [2] Wortlaut bei *Boas, Central Eskimo (Rep. Ethn. Bur. VI) 583—585.*

geschichten. Sie sind alle ganz gelegentlich und anekdotenhaft, beziehen sich nur auf einzelne Tiergattungen, ja, sie erwecken den Eindruck, als beträfen sie nicht die Gattungen, sondern nur die bestimmten Einzeltiere, von deren Erschaffung die Rede ist, als wären sogar die Gattungen schon zuvor vorhanden gewesen. Es fehlt die Vorstellung, die im übrigen Nordamerika so weit verbreitet ist, als hätten die Tiere ehemals menschliche oder eine dritte, Tieren und Menschen gemeinsame, Gestalt gehabt. Es fehlt den Geschichten ferner der Beweggrund, dass durch diese Tierschöpfungen den Menschen ein Heil gebracht werden solle.[1] Damit ist auch schon der Ansatz zu eigentlichen Heilbringertaten in Frage gestellt. Aber eben, wer das langsame Aufkeimen der heiligen Sage der Kolumbianer auf einem reichen Wiesenteppich vieler anderer, ganz irdisch-bunter Märchen vor Augen hat, wird diese Unvollkommenheit nur als einen neuen Beweis dafür ansehen, dass bei den Nordländern eine Entwicklung erst zu sprossen beginnt, die bei den Kolumbianern schon zur Blüte entfaltet ist.

Nicht Heilbringer, aber Ahn ist der Hund, den einst ein Menschenweib freite. Sie hatte von ihm viele Kinder, die alle Hundegestalt hatten. Sie wurden von ihrer Mutter nach verschiedenen Himmelsrichtungen gesandt: einige wurden die Ahnherren der Eskimo, andere die der Weissen, noch andere die der Indianer und einiger fabelhafter Stämme.[2]

Die reine Tiersage ragt in diese Geschichte hinein. Man hat gemeint, diese Gattung von Sagen sei den Eskimo, den grönländischen wie denen auf dem Festlande, nur von aussen gekommen: aber diese und eine gar nicht geringe Anzahl anderer Geschichten sprechen dawider: Rabe, Ente, Gans, Eule, Schneevogel, Fuchs und Zobeltier, Walross und Schwertfisch treten auf.[3] Allerdings stellt sie nur einen Bruchteil aller dar: unterscheidet man aber, was durchaus nötig ist, unter den Sagen diejenigen, die das Gepräge uralten Ursprungs und zugleich

---

[1] *Boas, The Folk-Lore of the Eskimo (Journ. of Am. Folk-Lore XVII [1904] 4f.).* — [2] *Boas, Baffin Land (Bull. Mus. Natur. Hist. XV 1) 359.* — [3] Die Darlegung, die die Ursprünglichkeit der Tiersage bei den Eskimo leugnet, bei *Boas (Folk-Lore of the Eskimo: Journ. Am. Folk-Lore XVII 6)* erscheint an sich nicht sehr überzeugend, noch weniger aber, wenn man die Zahl der Tiersagen mustert, die sich zusammenbringen lassen (vgl. *Kroeber, Animal Tales of the Eskimo: Journ. Am. Folk-Lore XII [1899] 22f.;* dazu o. S. 438f., 441). Auf das Schärfste muss hier der Sachverhalt für die Glaubenssage und für die Erzählung als Dichtungsart geschieden werden. Für diese trifft alles zu, was für die Glaubenssage durchaus nicht behauptet werden darf.

keimender Kraft an sich tragen, von den andern, die nur das leichte Gespinst einer leichten, erzählerischen Schilderungslust sind und dem Gestern oder Ehegestern angehören, so ändert sich dieser Eindruck von Grund aus. Man überschaue nur die in Wahrheit heiligen Geschichten der Grönländer, unter ihnen ist kaum eine, die nicht das Tier in den Mittelpunkt stellt oder doch streift.

Nur so viel bleibt bei solchem Vergleich auffällig: den Kolumbianern war offenbar geläufig, auch jene kleinen Geschichten spielerischen Inhalts sehr oft in Tiermasken zu kleiden, den Eskimo nicht. Vielleicht ist hieraus, ähnlich wie aus der Trennung der Entwicklungslinien in Hinsicht auf Eigner und Tiergeister dies zu folgern: der Glauben der Eskimo ist nicht als Ganzes hinter dem der Kolumbianer in dem Sinne zurückgeblieben, dass er bei weiterem Fortschritt doch bei dessen Zielen hätte anlangen müssen. Es ist vielmehr eine Spaltung der Bahnen eingetreten: die Ausbildung der Tiersage und der Tiergeister ist nur bis zu einem gewissen Punkt gediehen — dieser Zweig ist nicht weiter gewachsen. Der unmittelbar aus dem Allkraft- und Zaubergedanken entsprossene Ast der Eignervorstellungen ist übermächtig emporgeschossen, hat die Tiergestalt nur zum Teil sich einverleibt und hat vielmehr den Übergang zu rein menschlichen Gestalten in der heiligen, wie in der weltlichen Sage auf Kosten jener entscheidend gefördert, so dass diese hier schneller überwogen, als bei den Kolumbianern, die erst spät ihre Tiergeister zu vermenschlichen begannen.

Ein wichtiges, wenngleich noch ganz unvollkommenes Beispiel solcher unmittelbaren Vermenschlichung bietet eine Geschichte, die bei den Eskimo der verschiedensten Lande verbreitet ist.[1] Sie ist von allgemeiner Bedeutung, denn sie beweist zum ersten, dass es zu ganz unvermittelter Verpersönlichung von Himmelsvorgängen kommen kann, zum zweiten aber auch, wie gelegentlich, kindisch-spielend und offenbar zu weiterer Entwicklung von Glaubensgebilden untauglich derlei Verknüpfung

---

[1] Am Smith-Sund: *Kroeber, Tales of the Smith Sound Eskimo (Journ. Am. Folk-Lore XII [1899] 179),* an der Nord- und Westküste von Labrador: *Turner, Ethnology of the Ungava District (Rep. Bur. Ethn. XI [1894] 266, 306,* in Westalaska am unteren Yukon: *Nelson, The Eskimo about Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethn. XVIII [1899]) 481f.,* am Mackenzie: *Petitot, Traditions indiennes du Canada nord-ouest (1886) 7,* in Baffinsland: *Boas, Baffin Land (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV 1 [1901] 173),* überhaupt *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 643.*

sein kann. In alten Tagen, so lautet die Mär, vergnügten sich die Mädchen in einem Hause mit Spielen. Abends aber, wenn alles zu Ende war, dann blieben sie im Freien, und die jungen Männer jagten nach ihnen, um mit ihnen zu kosen. Aber keine von ihnen wusste in der Dunkelheit, wen sie zum Liebhaber hatte. Eine Schöne unter ihnen wollte die Wissende werden, und ehe noch das nächtliche Jagen anhob, tauchte sie ihre Hände in Russ. Als das Liebesspiel zu seinem Ende gekommen war, strich sie ihrem Freier über Rücken und Schenkel. Da sie nun im Innern des Hauses bei Licht die jungen Männer musterte, so fand sich, dass ihr Bruder der Gezeichnete war. Sie nahm ein Messer, schärfte es und schnitt sich beide Brüste ab. Die reichte sie dem verliebten Bruder und sprach zu ihm: es scheint, dass mein Leib dir Lust macht, nimm dies, ich bitte dich, und iss. Da redete er stürmisch und unzüchtig zu ihr und liebkoste sie heftiger, als je zuvor. Und da sie in der Hütte umherjagten, griff er nach etwas schlechtem Moos und zündete es an, und sie griff nach etwas gutem Moos und entzündete es ebenfalls. Er lief hinaus, sie ihm nach, und plötzlich fühlte sie, wie sie emporgehoben wurde und immer höher in die Lüfte aufstieg. Zuletzt war des Bruders Licht erloschen, die Schwester aber zur Sonne geworden, dass sie den Waisen Wärme gebe. Trotz ihrer Schönheit ist sie schaurig anzusehen: kehrt sie den Rücken, so zeigt sich, dass sie zum Totengerippe geworden ist.[1]

Eine seltsame Mischung bietet diese Geschichte dar: zuerst ist sie ein lustiger Liebesschwank, offenbar aus der Zeit rührend, da man den Geschlechtsverkehr zwischen Bruder und Schwester zu meiden begann. Diese erste Hälfte könnte ganz wohl für sich bestehen: der Zug von Abschneidung der Brüste ist nicht leicht zu erklären, ist aber vielleicht wirklich als ein Beweis äusserster Liebesraserei zu verstehen. Bis dahin ist der Vergleich mit Sonne und Mond noch nicht zu verspüren: man wird kaum annehmen dürfen, dieser so ausgeprägte Teil der Erzählung sei wegen des Vergleiches mit Sonne und Mond hinzuerfunden. Nur der ganz bestimmte Zug des Hintereinanderlaufens zweier Wesen ist diesem Vergleich gewidmet. Man sieht, wie oberflächlich hier die Ineinssetzung von Menschen und Himmelskörpern vollzogen ist. Und jedenfalls ist damit nur der erste Schritt auf der sehr langen Bahn getan, den die Glaubens-

[1] Wortlaut nach einer sehr alten Handschrift: *Rink, Traditions of the Eskimo 236f.*

entwicklung der Kolumbianer von den einfachsten Tiergeschichten bis zur Ausbildung ihrer halbtierischen, halbmenschlichen Heilbringergestalten zurückgelegt hat. Selbst, gesetzt den Fall, die Glaubensgeschichte der Eskimo hätte noch durch lange Zeiten ungestört ihren Weg verfolgen können, es wäre wenig Aussicht gewesen, dass diese schwachen Anläufe einer Vermenschlichung der Gestirne den starken Vorsprung hätten einholen können, den auch hier die aus Tieren entsprossenen Gestalten der heiligen Sage oder die halbmenschlichen Eigner schon längst vor sich gebracht hatten.

Für die Entwicklungsgeschichte des Glaubens ist vor allem folgender Unterschied massgebend. Es fehlt dieser Gleichsetzung von Mensch und Naturbestandteil jene tiefe Einwurzelung in den alten Allkraft- und Zauberglauben, die den Tier- und späteren Menschengeistern so wahrscheinlich macht, dass sie aus diesem allnährenden Boden der Glaubensgebilde erwachsen sind.[1] Die Verknüpfung ist hier noch zu novellistisch gelegentlich, als dass aus ihr der Keim eines Sonnengottes hätte entstehen können. Gewiss stellt diese Geschichte, deren Alter und weite Verbreitung so sicher verbürgt ist, einen der ersten noch tändelnden, noch spielerischen Versuche dar, Sonne und Mond in den Bereich phantastischer Beobachtung und Benutzung zu ziehen. Aber ihm geht alle die Beziehung zum Menschen als einem unterstützungsbedürftigen und beeinflussbaren Wesen ab, die die Tiersage so rasch aus dem Born der Allkraftvorstellungen geschöpft hat.

Dieser Quell aber sprudelte auch hier: eben die westlichsten der Festlandeskimo, die Koniaga an der Beringstrasse, haben aus diesem ältesten Alter der Glaubensentwicklung Anschauungen frisch erhalten, die tief hineinleuchten in jene frühen Dämmerungen. Die Völkerschaften dieser Gegenden, die Unalit und ihre nächsten Verwandten, haben mehr als ein Stück ihrer Gesittung gemeinsam mit den Kolumbianern, mit denen sie ein nicht allzu weiter Seeweg verbindet, so die Keime einer Geschlechterverfassung, so aber auch eine Tiergeisterverehrung, die vermutlich mit jener in nahem Zusammenhang steht.[2] Es

---

[1] Eben diese Erwägung wird auch als ein allgemeines Bedenken gegen die Darlegungen Ehrenreichs (Götter und Heilbringer: Ztschr. f. Ethnol. XXXV [1906] 580f.) geltend gemacht werden müssen. So stoff- und gedankenreich und deshalb in jedem Sinne dankenswert sie sind, sie stehen zu sehr im Banne einer heute herrschenden Meinung. — [2] *Nelson, The Eskimo about Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 441,* vgl. o. S. 405.

sind Geister in Gestalt teils wirklicher, teils von wirklichen abgeleiteter Tiere, von derselben Gattung, wenn auch nicht die gleichen Einzelwesen, wie sie hier aus dem Besitz der Kwakiutl beschrieben wurden.[1] Ja, es tritt aus ihrer Reihe auch hier ein Überragender hervor, der zum Heilbringer herausgebildet ist, und der einst aus der grossen Flut die Erde geschaffen hat. Die Gestalten der Tiergeister schon nehmen sich wie ein Leihgut aus, das diese Nordländer den Kolumbianern schulden; der Heilbringer vollends, der ein Rabe ist, wie der Jelch der Tlinkit, ist aller Vermutung nach, trotz mannigfacher Abweichung in den einzelnen Zügen,[2] nur ein Erzeugnis der Ausstrahlung kolumbianischer Glaubensformen. Der eigentümliche Wert, den die Anschauungen der Unalit darzubieten haben, liegt auch nicht in diesen Gebilden höherer Stufe, die sie zu entwickeln selbst vermutlich noch gar nicht die Kraft gehabt hätten, sondern in den sehr seltsamen Vorstellungen, die im Bereich ihres Glaubens die Bindeglieder zwischen diesen halbfremden und den echt eskimoischen Gestalten darstellen, von denen ihre heilige Sage mit leiserer Stimme raunt.

Auch sie nämlich glauben an die Eigner, die nur bei ihnen ein noch etwas minder persönliches, noch etwas mehr sachlich-natürliches, wenngleich ebenso geheimnisvolles Gepräge tragen. Die den Dingen, allen Dingen innewohnenden Kräfte sind nämlich einmal als Eigner, Inua, in menschlicher oder halbmenschlicher, halbtierischer Gestalt gedacht, dann aber heissen sie doch auch wieder Yua, das ist Geheimnisse. So ist die Meinung, dass ein See sein Yua, sein Geheimnis hat; er trocknet aus, wenn dieser sein Einwohner von ihnen geht.[3] Kraft und Geist schmelzen hier ganz in Eins. Für alle nordländischen Glaubensvorstellungen ist diese Verflechtung wichtig: denn sie enthebt nun auch die Verknüpfung der grönländischen Eigner hoher Stufe mit der viel grösseren Schar der namenlosen Eigner, die allen Dingen innewohnen, und dieser wiederum mit der ebenso allen Dingen zugeschriebenen Allkraft jedem Zweifel. Ja, es lässt sich aus ihr ein Schluss ziehen, der für die Entwicklungsgeschichte allen Glaubens überhaupt hohen Wert hat.

---

[1] Vgl. o. S. 236f. — [2] *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 425ff., 452ff.;* vgl. o. S. 210ff. — [3] Hierzu die Darlegungen in dem Aufsatz von *Hill-Tout, The origin of the Totemisme of the Aborigines of British Columbia (Mémoires et Comptes Rendus de la Société Royale du Canada II. Ser. VII [1901] Sect. II 8f.),* eine Untersuchung von ungewöhnlichem Wert; die Unterlagen bei *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII 427, 437, 443).*

Fast nämlich scheint es, als luge hier eine neue Eigentümlichkeit jenes Allkraftglaubens hervor, den man recht eigentlich als das Bekenntnis der Ururzeit wird ansehen müssen. Er beruht, wie dargelegt wurde, auf dem Gedanken, dass in allen Dingen, lebendigen wie unlebendigen, eine Kraft wohne, die unabhängig von der Lebenskraft oder gar der menschlichen Bewusstheit ist und eben deswegen Steinen, Bäumen, Tieren ganz im selben Sinne beigelegt werden kann und muss wie den Menschen. Diese Anschauung führt für alle Dinge und Wesen zu der völligen Ebenbürtigkeit und Gleichgeordnetheit, die in den späteren Teilaltern, den höheren Unterstufen der Urzeit nur noch für Mensch und Tier mit aller Deutlichkeit ausgeprägt erscheint und die uns Heutigen schon für sie zu begreifen so schwer wird. Haben wir sie uns gleichwohl zu eigen gemacht, so verstehen wir sie durchaus als eine abgezogene Vorstellung von jener allverbreiteten Kraft, die dem Menschen mit dem Stein, dem Tier mit der Pflanze gemeinsam ist. Die Anschauungen aber, die sich bei den Unalit frisch erhalten haben, machen wahrscheinlich, dass die jugendstarke Einbildungskraft jener frühesten Menschen hieraus sogleich viel buntere, farbigere und körperhaftere Schlüsse zog. Es scheint, als hätten sie Tier und Mensch, Stein und Pflanze nicht allein die gleiche Kraft, nein, auch dieselbe Gestalt beigemessen, und zwar mit der selbstverständlichen kindhaften Verallgemeinerung des eigenen Ichs über die ganze sichtbare Welt, die allen Stufen der Menschheit gleich eigentümlich ist, die menschliche Gestalt. Alle die Geschichten von der ehemaligen Gleichheit von Menschen und Tieren, von der leichten Verwandlung von Tieren und Menschen, ja auch das entwicklungsmässige Hinübergleiten von Tier- in Menschengeister, die alle auch bei diesen Gruppen an der Beringstrasse überliefert werden,[1] werden, von hier aus gesehen, viel begreiflicher. Und so wäre denn eine ganz frühe, ganz allgemeine Form der Verpersönlichung aller Dinge zu vermuten, in dem Sinne, dass allen, den belebten wie den unbelebten, nicht allein eine der menschlichen ebenbürtige Kraft, nein, auch die menschliche Gestalt verliehen wäre.[2]

---

[1] *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 394f.* — [2] *Hill-Tout (Origin of the Totemism: Mem. Soc. Roy. Can. II. Ser. VII) [1901] Sect. II 8f.)* zieht noch nicht die obige Folgerung, die vor Hewitts Orenda (1902) auch noch kaum zu schliessen war. Es handelt sich hier wahrscheinlich um ein Zusammentreffen zweier Unterstufen der Urzeit. Das Orenda ist sicher ein Überrest des Allseelenglaubens, aber vermutlich ein bei weiterer Entwicklung verstandesmässig zugespitzter.

Dass diese Gedanken Erbgut ältester Urzeit sind, wird man nur schliessen können. Es spricht dafür auch eine Glaubensform bei denjenigen Gruppen der nächstbenachbarten Kolumbianer, die ihrer ganzen Gesittung nach die am weitesten zurückgebliebenen sind. Einzelne Völkerschaften der Inland-Selisch nennen den persönlichen Schutzgeist des Einzelnen sein Sulia. Jedes Ding aber vermag ein Sulia zu sein: ein Fisch, ein Vogel, ein Stein, eine Muschel, ein Zahn, selbst das einzelne Glied eines Tieres oder Menschen: die Nase des Hirsches, die Hand des Mannes, der Geschlechtsteil der Frau, dann wieder auch ganz ferne Dinge, der blaue Himmel, das Totenreich, der Osten, der Westen. Auch Sterne und Sternbilder können Sulia sein, Sonne und Mond dagegen — das ist bemerkenswert — seltener. Auch diese Gegenstände oder Wesen sind Schutzgeister nicht eigentlich an sich, sondern es sind die Wesen, die diesen Dingen innewohnen, ihre Geister. Schon ihr Name weist auf diese ihre ganze unwirkliche Nebenbedeutung hin: Sulia heisst eigentlich Traum. Und während alle gemeinen Sterblichen diese Geister nur durch Weihe erhalten können, kündigen sie sich einigen bevorzugten Sehern ungerufen durch Träume und Erscheinungen an.

Diese Vorstellung ist an sich und im Bereich des kolumbianischen Glaubensbezirkes von höchster entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung: es stellt das fehlende Glied dar zwischen den Allkraftvorstellungen und den Tiergeistern. Der Lauf der Entwicklung der auf diesen Blättern nur vermutungsweise angenommen wurde: die allmählich fortschreitende Einengung von allen Dingen auf das Tier wird vollauf bestätigt, ebenso der Rest von Fetischnatur in den Tiergeistern und Wappenpfählen.[1] Denn je näher die Völkerschaften der Selisch der Küste wohnen, d. h. je weiter sie vorgeschritten sind, desto mehr treten alle anders gearteten Sulia zurück zugunsten der Tiergeister, mit denen gleichzeitig, an der Küste selbst, die Geschlechterverfassung aufkommt. Nach der anderen Seite, noch weiter rückwärts in der Entwicklung mag hier, wie man mit Recht vermutet hat, der reine Fetischglaube anschliessen, der freilich nie wie plumper Europäerdünkel so oft angenommen hat, auf das Stück Holz oder den Stein beschränkt gewesen sein mag: einige Völkerschaften der Binnenselisch bevorzugen Sulia, die ein Knochen, ein Zahn, eine

[1] Vgl. o. S. 367 und 263. Die Darlegungen über die Binnen-Selisch bei *Hill-Tout (Origin of Totemism: Mém. Soc. Roy. Can. II Ser. VII Sect. II 10f.)* wurden mir erst lange nach Drucklegung jener Teile dieses Bandes bekannt.

Muschel, ein Korb sind, die also als Einzelstück in ihres Inhabers körperlichen Besitz geraten können.[1] Endlich sind hier die Wurzeln der späteren innigen Verbindung zwischen Tiergeistern und Geschlechtern oder Männerbünden zu finden. Denn die Sulia wurden erworben bei den Jünglingsweihen und, in bevorzugten Fällen, geerbt von den Eltern. Sehr wahrscheinlich ist, dass aus diesen Schutzgeistern der Einzelnen und der Sonderfamilien allmählich die erblichen Geister ganzer Bünde und Geschlechter hervorgewachsen sind.[2]

Für die Glaubensgeschichte der Eskimo ist diese benachbarte Vorstellungsreihe die beste Stütze, insofern sie jene Abzweigung der nordländischen von der kolumbianischen Frühentwicklung vor Ausbildung der Tiergeister hier, der höheren Eigner dort erst recht sicherstellt.[3] Die Amulete, die auch an der Beringstrasse verbreitet sind,[4] stellen sich nunmehr als unmittelbare Überbleibsel jener kolumbianischen Fetische, ja als ihresgleichen selbst dar. Andrerseits wird von hier aus auf Zusammenhänge, die die kolumbianische, wie manche von den sonstigen nordländischen Glaubensentwicklungen im Dunkeln lässt, neues Licht geworfen. Es stellt sich hier eine Verwandtschaft der Seelen- und der Geistervorstellungen heraus, die dort überall durchaus nicht zu beobachten war. Zugleich ergeben sich unerwartete Aufklärungen über die Natur nicht allein nordländischer, nein auch kolumbianischer Tiergeister.

Die sehr reich bevölkerte Geisterwelt, die den Glauben der Unalit beherrscht, ist nicht eine unterschiedslose Menge. Die Eigner sind einmal jene Yua, die auf Orten, auf Wasser, Meer und Luft, auf allen unbelebten Dingen ruhen, sodann aber die Tungät, wandernde Geister, die den Tieren, den Menschen innewohnen. Man sieht, es bereitet sich in dieser Teilung schon die auf höherer Stufe — etwa bei den Kolumbianern — vollzogene Absonderung der Tiergeister vor, die zuletzt mit gänzlicher Zurückdrängung der Kräfte in den unbelebten Dingen endet. Zugleich aber zeigen sich die Tungät,

---

[1] *Hill-Tout (Totemism 10)* hat, wie ich mit Genugtuung anmerke, die gleiche Abneigung gegen die missverständlich grobe Auffassung der Fetischverehrung, die ich des öfteren vertreten habe (so in dem Aufsatz Vergleichende Geschichtsforschung: Hardens Zukunft LIV [27. Jan. 1906] 145 f.). Er erklärt: *Do we not catch here a glimpse of the real mental attitude of the „worshippers of wood and stone“? It is not the wood and stone they worship or adore, but the indwelling essence of the being their idols typify. (Hill-Tout 9 note 1.)* — [2] So sicher richtig *Hill-Tout, Totemism 9 Anm. 2.* — [3] Vgl. o. S. 448 f. — [4] *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII 434f.*

die auf lebenden Wesen ruhenden, den Seelen aufs nächste verwandt. Die menschliche Form der Eigner nämlich, die alle diese Schutzgeister, Tungät wie Yua, annehmen können, heisst eigentlich Inua, und sie wird einmal mit der Seele des lebenden Wesens, sei es Mensch oder Tier, ferner nach seinem Abscheiden mit der Totenseele, mit dem Schatten, wie man ausdrücklich sagt, gleich gesetzt. Den Sehern ist gegeben, Geister selbst vom Mond und aus dem Himmelsblau auf sich niederzurufen und darzustellen, ja hinter dem Tierleib die menschliche Gestalt des Eigners dieses Tieres zu erkennen, in ihren Maskentänzen ahmen sie nicht das Tier, sondern eben den menschlichen Eigner in ihm nach, weshalb dann die eigentümliche halbmenschliche, halbtierische Form ihres Auftretens bei diesen Tänzen, sich nicht als eine Unvollkommenheit der Tiernachahmung, sondern als eine ganz beabsichtigte Mischung herausstellt. In alten Zeiten, so glaubt man, war es jedem Tiere möglich, seine menschliche Gestalt anzunehmen. Es liess dann sein Maul oder seinen Schnabel fallen, wie eine Kapuze und nahm sie wieder auf, wenn es wieder Tier sein wollte, durchaus im Sinn einer Maske. Viele Tiere reden miteinander wie Menschen und können auch zuweilen die Sprache der Menschen verstehen. Heute vermögen noch einige bevorzugte Tiere sich in Menschen zu verwandeln, aber nur die Seher erkennen sie. Von dem Seher, der in einem Tanz als Tiergeist auftritt, glaubt man, er sei in Wahrheit dieser Tiereigner, oder er sei doch wenigstens mit dessen geistigem Wesen begabt.[1]

Man sieht sogleich, wie viel neue aufhellende Lichter von hier aus auf den Tiergeisterglauben der Kolumbianer, auf den Sinn ihrer Weihetänze, aber auch auf ihre heilige Sage und deren tausendfach vorkommende Verwandlungen von Tieren in Menschen bis zu dem Heilbringer Jelch aufwärts geworfen werden, wie leicht aber auch bei den höher gestiegenen Nordländern selbst, etwa bei den Grönländern Tier- und Menschengeister ineinander überfliessen konnten.

Die Seelen der Menschen ferner werden in Wahrheit mit ihren Schatten halbwegs gleichgesetzt: als ein reisender Forscher am unteren Yukon von den Bewohnern einer Siedlung Lichtbilder aufnahm, flohen alle, die noch eben sich geduldig dargestellt hatten, sobald der Häuptling unter das Tuch gesehen und den Schreckensruf ausgestossen hatte: er hat alle eure Schatten in dieser Büchse. Im Grund unterscheidet man zwei

[1] *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII, 394f., 425.*

Schatten: der eine ist unsichtbar, mit Gefühl ausgestattet und für das zukünftige Leben bestimmt, der andere hat kein Gefühl, gibt dem lebenden aber Wärme und verfliegt in der Luft, wenn der Mensch stirbt. Nach dem Tode gehen die Schatten, die Eigner der Seher und der Menschen, die eines gewaltsamen Todes starben, in das Himmelsland, wo Licht, Nahrung und Wasser im Überfluss vorhanden sind, die der andern in eine Unterwelt. Dort hängen sie, was Speise, Trank, Kleidung angeht, ganz ab von den Totenopfern ihrer Hinterbliebenen und was ihre Kleidung betrifft, von dem, was man ihnen bei ihrer Leichenfeier mitgab. Sie wohnen allen Festen zu ihren Ehren bei, versieht man sie nicht mit Opfer, so leben sie vergessen wie die Armen und Freundlosen auf Erden. Die Seelen einiger Toter, von Dieben, Zauberern oder bösen Sehern befinden sich übel. Alle aber wohnen in Dörfern und Häusern wie auf Erden. Nur zuweilen kehren sie wie die Seelen der toten Tiere auf den Schauplatz ihres Lebens zurück. Auch den Seelen der Tiere, die man erlegt hat, ist geraten, zu opfern. Denn auch sie haben im Land der Toten Siedlungen und Häuser gleich den Menschen.[1]

Aus dem allen ergibt sich, dass die Seelen der toten Menschen, auch der Tiere — und lebenden — zwar in allen Stücken mit den Eignern zusammenfallen, aber doch nur mit jenen zahllosen der niederen Stufe des Allkraft-, besser vielleicht Allgeister-, Allseelenglaubens, nicht aber mit den besonderen, die sich aus dieser Masse herausheben, und die auch schon von den Unalit und ihren Verwandten als höher geartete Wesen aus ihr ausgesondert sind. Es führt kein Weg von den Gestalten bestimmter Menschen aufwärts zu dem Wesen, aus denen die höheren Geister und endlich die Götter hervorgehen sollten.[2]

Die Glaubensvorstellungen der Denee scheinen, soweit sie selbständig sind, nicht sehr reich zu sein. Bei den westlichen Stämmen finden sich die gleichen Anschauungen von den zwei Seelen der Menschen wie bei den Unalit und deren Verwandten, und auch die Schutzgeister, die die Seher bei ihren Heilungen herbeirufen, scheinen denen jener Gruppen ähnlich zu sein, während die Vorstellung von dem übeln Zustand der Toten im Totenreich weit mehr an den Glauben der diesen Denee ja noch

---

[1] *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 422—425.* — [2] Die Abscheidung der Seelen von den Geistern, wie sie für die Kolumbianer oben (S. 240) vorgenommen wurde, wird also bestätigt.

näheren Tlinkit anklingt.[1] Bei den nördlichen Gruppen, den Hunderippen und Hasenfellen am Mackenzie, machen sich andere Gemeinsamkeiten geltend: mit den Algonkin, deren Flutsage in der Geschichte von Kunjian, dem Klugen, mit gewissen Abweichungen wiederkehrt. Zwar der Heilbringer, der bei den Algonkin noch die Gestalt eines Tieres, des grossen Hasen, hat, ist hier schon Mensch geworden, ein weiser Alter, aber sein Begleittier, der Fuchs, der einen Teil seines Amtes übernimmt, nämlich die aus dem Wasser geschaffene Erde durch immer neues Umkreisen grösser und grösser zu machen, verrät vielleicht seinen Ursprung. Im übrigen finden sich viele Einzelzüge der Algonkinsage:[2] die Herstellung eines Flosses, die Mitnahme der Tiere, das Heraufholen einer Krume Schlamms vom Boden des Meeres, das dreimalige Tauchen;[3] eine Besonderheit, das Aufschlucken alles Wassers durch ein Wesen, dem man in die Seite stechen muss, damit es für Flüsse und Seen das Wasser wieder herausgebe, findet gar noch in der Glaubenssage der fernen Irokesen ihr Seitenstück, nur dass sie einen Frosch, die Geschichte der Hasenfelle aber eine Rohrdommel auftreten lässt.[4] Da auch die Tschippewä-Denee, die südlichste der Teilgruppen, diese Flutsage haben,[5] so ist der örtliche Zusammenhang mit den hier unmittelbar angrenzenden Algonkin wohl vorhanden, indes mag ganz dahingestellt bleiben, ob hier Übertragung oder gemeinsames Erbe von einer älteren Volkseinheit, von der Denee und Algonkin beide abgestammt wären, stattgefunden hat. Die zweite Möglichkeit mag die wahrscheinlichere sein. Aber die heilige Sage ist bei den Algonkin, so viel reicher aufgeblüht, dass ihre nordischen Seitenstücke sich nur wie kümmerlichere Zweiglein des im Süden weit voller erblühten Astes ausnehmen.

Nur ein Glaubensgebilde der Denee, und zwar der westlichen, erscheint, soweit die bisher freilich nur kärglichen Berichte erkennen lassen, von Eigentümlichkeit und zugleich Bedeutung. Es ist der Begriff des Yuttäre, das ist dessen, was

---

[1] *Father Morice, The Western Dénés (Proceed. Can. Instit. III. Ser. VII) 158f.*, vgl. o 219. — [2] Vgl. Bd. II: Nordostamerikaner, Glauben, Algonkin und meine vorläufige Darstellung (Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer [1905] 21ff.). — [3] *Kunyan (le Sensé) ou Ekka-Dékhiné (celui qui traverse sur l'eau toutes les difficultés) Légende des Dènè Peaux-de-Lièvre,* in einem freilich nicht allzu ursprünglich erscheinenden Wortlaut bei *Petitot, Traditions Indiennes du Canada Nord-Ouest (1886) 141—149.* — [4] Vgl. meine kurze Wiedergabe (Heilbringer 36). — [5] *Légende des Dènè Tschippewayans,* in freilich sehr verstümmelter und abgeblasster Form bei *Petitot, Canada Nord-Ouest 377f.*

in der Höhe ist. Zwar ist es ganz gewiss keine Gottheit, wie man meint, dazu geht ihm viel zu sehr alle Persönlichkeit ab, wie diesem Wesen denn auch keinerlei Dienste zuteil werden. Alles Mühen der Seher richtet sich vielmehr, wie bei den Eskimo im Norden und Westen, auf die Beschwörung der Einzelgeister, die als diesem höheren Wesen dienstbar gedacht sind, und nur im Notfalle auf die des Yuttäre. Denn man fürchtet es und sucht ihm nach Kräften auszuweichen. Vielleicht ist es der Keim eines Himmelsgeistes: denn Regen und Schnee, Winde und andere Himmelserscheinungen werden ihm zugeschrieben; doch spricht dagegen sein unpersönliches Gepräge. Vielleicht ist es eine Zusammenfassung aller oberen Gewalten und Eigner nach Art des Henochonokee der Irokesen.[1]

Was von dem Glauben der zweiten grossen Stämmefamilie der Nordländer bekannt geworden ist, erscheint dürftig. Eine Entschädigung aber bietet der gestaltenreiche Geisterhimmel der Eskimo und ihrer Verwandten. So hoch, so begrifflich einige seiner Bilder von den Grönländern entwickelt worden sind, so tief erscheinen die Eigner doch da, wo sie sich ursprünglicher erhalten haben, wie bei den Unalit, eingewurzelt in das zeugende Erdreich des Allglaubens der dämmernden Morgenzeiten der Menschheit.

ZWEITER ABSCHNITT
DIE BILDENDE KUNST

Erst ein Vergleich der nordländischen Kunst mit der der Kolumbianer lässt erkennen, wie reich und blühend deren Gesittung in Wahrheit ist. Denn wohin immer man die Blicke über die Grenzen Kolumbiens nach Norden oder Osten schweifen lässt, überall führt der Weg abwärts in arme, oft öde Niederungen der Urzeitkunst. Es ist, als ob der winterliche Norden in der starren blendenden Weisse seiner Schnee- und Eisebenen alle Farben hätte vergehen lassen. Ja, er hat offenbar die künstlerische Lust selbst, auch die an Linie und Fläche gelähmt.

[1] *Father Morice, The Western Dénés (Proc. Can. Inst. III. Ser. VII) 157;* vgl. Heilbringer 92, *Morgan, League of the Ho-dé-no-sau-nee or Iroquois (1851) 162.*

In nächster Nähe des kolumbianischen, genauer gesagt des küstenkolumbianischen Kunstbezirkes gibt es allerdings noch einige Grenzmarken, in die eine starke Ausstrahlung die Keime jener reicheren Kraft getragen haben muss. So finden sich bei den Ahtena, die nördlich an der Nordgrenze der Tlinkit, westlich von den dortigen Koniaga der Küste landeinwärts sitzen, zwar schon Lederkleider von der für alle Nordvölker bezeichnenden weissen Farbe, mit Pelzbesatz und einem guten, aber sehr einfachen Muster der wechselnd weissen und dunkelbraunen Randstreifen,[1] daneben aber auch Lederriemmesser, die auf weissem Grunde doch in Rot und Schwarz die Augenzeichnung von völlig kolumbianischer Linienführung aufweisen. Und die gleiche Denee-Völkerschaft benutzt Holzkeulen — von dreiviertel Armlänge — die rot bemalt und holzfarbig, im Otterkopf auslaufend die kolumbianische Arbeit mit viel plumperen Kunstmitteln völlig nachahmt,[2] wenn sie nicht gar von jenseits der Grenze stammt. So auch ist uns von ihnen ein Essnapf über das Meer gekommen, hölzern und viereckig, von guter starrer Stärke, ein wertvolles Stück, aber der Biberkopf, der seine Stirnseite schmückt, ist von ganz kolumbianischer Schnitzart.[3] Das Festgewand eines Sehers der Ahtena besteht in den Gewandbestandteilen, in Wams und Hosen, aus weissem Leder, aber all' der abenteuerliche Schmuck, der das Kleid erst recht für seinen feierlichen Zweck, für die Beschwörung des Geistes und mehr noch die Erregung des Kranken geschickt macht, ist kolumbianischer Art. Der Schurz mit seinen langen dünnen Fransen ist schwarz und rot mit dem Augenmuster bemalt, die Maske von blauem Grund mit roten Lippen und schwarzen Augenbrauen, unschön, aber nicht grässlich, bequem stilisiert, aber gewandt, weist in die gleiche Richtung.[4]

So ist man denn wenig erstaunt, von den westlichen Denee, den Tachel insbesondere, zu hören, dass sie sich nicht einmal auf die Flechterei verstehen, und dass ihr Schnitzwerk nicht über kümmerliche Ansätze hinausreicht.[5]

Selbständiger und zugleich erfolgreicher sind die Glieder der Eskimofamilie, die von dem Eliasgebirge nordwärts die Küstenlande bis zur Beringstrasse und darüber hinaus innehaben. Insbesondere die Masken zeigen eine völlig neue

---

[1] Berlin, Museum für Völkerkunde I A 92 (alte No.). — [2] Berlin, Museum: Schrank der Ah-tená. — [3] Berlin, Museum IV A 6606. — [4] Berlin, Museum, Schrank der Ah-tená. — [5] *Father Morice, The Western Dénés (Proc. Can. Inst. III. Ser. VII, 136f.*

Handschrift: es bedarf geringer Übung, um ihren Stil von dem kolumbianischen zu unterscheiden. Europäischem Geschmack stehen sie schon als Menschenmasken näher: aber auch die Form ist angenehm, oft vornehm. Die Farbe ist freilich erloschen oder sehr zurückgehalten: ein weisses Grau oder die ungeränderte Farbe des Holzes mit leis angetönten Augenbrauen, oder ein rötliches Braun. Die Eiform des Gesichts ist betont die in der Regel edel langgezogenen Augen, Augenbrauen, Mund, Nase sind mit scharfen, nahezu geraden Strichen angedeutet; die Nase noch steiler und starrer stilisiert, als die einer Madonna des Duccio. Nichts von den Grässlichkeiten der Kwakiutl oder Nutka, kein Schreckenwollen; eher ist die steinerne Ruhe des Todes nachgeahmt. Die geraden Linien können nicht allein auf kindhaftes Ungeschick zurückgehen, müssen in etwas auch Erzeugnis eines unbewussten Strebens nach gehaltener, edler Form sein.[1]

Wieder anderen Sinnes müssen die Kwichpagmiut sein, so nahe sie den Unalit wohnen. Sie haben Masken gebildet, deren Tierheit freilich nur wenig deutlich hervorgetrieben ist, deren schlechthin karikaturistische Stilisierung aber um so auffälliger ist. Die hölzerne Maske eines Berggeistes, der einer Bärenmutter gleichen soll, ist bis auf die roten Lippen ungefärbt; der mit den Augenbrauen in eines gezogenen Nase, den Augen, von denen eines mongolisch schief gestellt und langgeschlitzt, das andere aber in lächerlichem Gegensatz kreisrund und klein ist, und endlich dem mondsichelartigen und schief verzogenen Mund sind allen Linien gegeben, die Wilhelm Buschs besten Zeichnungen Ehre machen würden. Noch abenteuerlicher ist eine zweite Maske gleichen Zweckes, in deren Kreisrund Augen, Mund und Nase zu bizarren Arabesken verwandelt sind, die doch mit sicherer Kraft in einen wunderlichen Wirbeltanz gezwungen sind. Selbst die dünnen zündholzartigen Stäbchen, mit denen in dem offenen Maule die Zähne angedeutet sind, wirken kindhaft, aber nicht ungeschickt, sondern komisch. Scherzhafte Wirkung hervorzubringen, war die Absicht des Künstlers wahrscheinlich nicht, aber die Phantastik der Linienführung ist ihrer Mittel so gewiss, dass ihr Können Achtung einflösst, auch wenn die Komik, die wohl gemerkt nur unsere Augen ihr entnehmen, nicht beabsichtigt ist.[2]

---

[1] Berlin, Museum: Schrank der Unalagmut. — [2] Berlin, Museum IV A 4426, 4428. Andere, zum Teil abweichende, zum Teil Mischformen vergl. bei *Nelson, The Eskimo about Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 393ff., Plate XCVff.*

In Wahrheit verrät denn auch der sehr bemerkenswerte Versuch einer zwar etwas geometrischen, aber wechselreichen Schmuckform auf dem Saum eines Pelzrockes der gleichen Völkerschaft, wie viel ihre Zierkunst da vermag, wo es ihr nur um die Form und nichts als die Form zu tun ist. Der Anzug selbst ist kostbar genug um des vortrefflichen lichtbraunen Pelzes willen, aus dem er gearbeitet ist; das eigentlich künstlerische Wagnis aber stellt ein zwei Hand breiter Besatz dar, der aus sehr kleinen, wechselnd weissen und lichtbraunen Pelzstückchen zusammengestickt ist. Es ist völlig geglückt, denn die Zierleisten, die so entstanden sind, Rauten, dreieckige Zackenlinien und so fort, sind des prachtvoll in den Farben, in den Lichtern spielenden Stoffes nicht unwert.[1]

Diese Küsten sind dann auch der einzige Bezirk, in dem sich, freilich auch hier selten genug, die künstlerische Leistung soweit steigert, dass sie wirklich Formenreiz auszulösen vermag. Da gibt es bei den Nusagagmut nicht allein mit rechtem Sinn ausgezierte Nadelbüchsen, nein auch eine Gürtelschnalle, deren schneckenförmige Schweifungen immerhin gut sind, da haben die Kuskwogmiut, fast nächste Nachbarn der Unalit, vor allem für ihre Mädchen und Frauen Geschmeide aus Bein angefertigt, das vielfach gut geordnete Schmucklinien aufweist, in Gipfelwerken höheren Ruhm verdient. Ein Ohrgehänge stammt von ihnen, dessen scharf nach unten zugespitztes Schild durch leicht gebogene Linien in schwarzer Ritzung so verführend geteilt ist, dass hier einmal dem Kunstdurstigen vollkommene Süssigkeit sich schenkt.[2]

Aber darin ist fast noch mehr Urteil, Verurteilung, als Lob beschlossen. Wie erstaunlich, dass in einer stattlichen Sammlung von einem ganzen Völkerstamm, von allen Nordländern nur ein Stück diesen höchsten, den sinnlichen Reiz der Form ausströmt! Es ist doch, als laste die Bürde des Lebens zu schwer auf diesen nördlichsten Menschen, als dass es ihnen die Fähigkeit liesse, Anmut zu schaffen, nur um der Anmut willen. Ihre Sehnen sind zu hart geworden im Kampf gegen Nacht und Winter, um auch gelenkig zu bleiben für dies feine Spiel. Welch ein Abstand von den Kolumbianern, denen freilich Schicksal und Himmel ein viel linderes Los bereitet hatten.

Nur an einem Punkt hat sich der künstlerische Geist dieser Völker Ausweg und Entschädigung zugleich geschaffen: be-

[1] Berlin, Museum IV, 4430. — [2] Berlin, Museum, Schrank der Nusagagmut, Vitrine 14a.

zeichnenderweise in der nüchternsten und verstandesmässigsten Gattung der bildenden Kunst in der Zeichnung. Kaviagmut und Malemut, nächste Nachbarn der Unalit haben in diesem Betracht Ausserordentliches geleistet. Auf leise gebogenen Bohrerbügeln von Bein, ganz schmalen, auch nur einen Zentimeter starken, einen halben Arm langen, im Durchschnitt viereckig geformten Stäben haben sie in langer Flucht Zeichnungen eingeritzt und durch Schwärzung der Vertiefungen hervorgehoben, die mehrere Dutzende von Gestalten zählen. Trotz der winzigen Kleinheit sind Menschen, Boote, Walrosse, Walfische in vollkommen bezeichnenden Linien wiedergegeben, wohl in kindhaft ungewollter Vereinfachung, aber mit scharfem Blick für bestimmte Stellungen, in sichtlichem Bestreben nur Wirklichkeit wiederzugeben, vielleicht gar mit der Nebenabsicht der Zeichenschrift und der geschichtlichen Festlegung der geschilderten Vorgänge.[1] Auf einem beinernen Dreieck von der Insel Sankt Lorenz, das nur etwa fünf Zentimeter in der Höhe misst, sind ganze Jagd- und Kriegsauftritte wiedergegeben. Zelte, Wild, Männer, die mit Bogen und Pfeil, mit Streitäxten gegeneinander stehen, strichdünn, aber völlig erkennbar dargestellt.[2] Gewiss Formenreize sind hier nicht ausgelöst; es ist eine erzählerische, beschreibende Kunst, die hier aufkeimt, mehr um des Dargestellten, als um der Darstellung willen. Aber die Fähigkeit, zu sehen und Gesehenes weiterzugeben, ist erstaunlich.

Die Werke dieser Kleinkunst scheinen sehr selten zu sein: bei neuerer Beobachtung dieser Küsten sind sie überhaupt nicht wieder aufgefunden worden.[3] Sie sind auch wesentlich ausgeführter und bedeutender als die geritzten Zeichnungen, die sich wohl auch sonst bei den Eskimo finden.[4] Sie haben nur ihresgleichen in einigen ähnlichen Stücken alaskanischen Ursprungs.[5] Um so schwerer fallen sie in die Wagschale. Ein Truhendeckel aber, der von den Kajuchotana, einer Denee-Völkerschaft am Yukon, die wohl der Kenai-Gruppe zuzurechnen ist, herstammt, und der mit einer Tierzeichnung viel grösseren Massstabes, aber ganz ähnlicher Richtung ausgeziert

---

[1] Berlin, Museum IV A 5917, 3156. — [2] Berlin, Museum IV A 5955. — [3] *Nelson (Bering Strait: Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII 196ff.)* erwähnt keine ähnlichen Stücke, doch sind im Nationalmuseum zu Washington noch mehr Schätze gesammelt. — [4] Vgl. Fig. 2, 3 bei *Hoffman, Comparison of Eskimo Pictographs with those of other American Aborigines (Transact. Anthropol. Soc. 1883) 5, 7.* — [5] Abbildungen nach den Urstücken im *San Francisco Museum of the Alaska Commercial Company* bei *Hoffman, Comparison (Trans. Anthr. Soc. 1883) 13 Fig. 10, 11.*

ist, mag doch eher Nachahmung als Vorbild jener Werklein sein. Denn so deutlich auch auf dem roten Holz die vier springenden Tiere – sind es Renntiere oder Elchhirsche? — erscheinen, so wohl der etwas ungefüge umrissene Mann mit Bogen und Pfeil zu erkennen ist, der Vorgang ist weder so bezeichnend, noch so mannigfaltig dargestellt, wie in den Zeichnungen der Malemut. Diese nordwestlichsten Denee, denen zwar prachtvoll schlanke, pfeilhaft gebaute Schlitten, einfache, aber gute Bastflechtereien und treffliche Zierlinien auf ihrem Geschirr nachzurühmen sind,[1] mögen doch eher die Schüler als die Lehrer ihrer Eskimo-Nachbarn gewesen sein.

Aber wer auch, abgesehen von diesen höchsten Leistungen, die Kunst der alaskanischen Eskimo arm schelten wollte, der wird, wenn er die Blicke weiter nach Osten schweifen lässt, gewahr, wie reich sie im Verhältnis zu den weit übler bedachten Gliedern der Stämmefamilie am Nordmeer ist. Erst ein Vergleich mit ihnen ergibt, wie viel Vorteil die Anwohner des Stillen Meeres von ihrem freien Verkehr mit den Kolumbianern, weniger wohl von dem mit den Denee gezogen haben. Denn nur jene können in Betracht kommen: hätte Denee-Nachbarschaft helfen können, so hätten auch die östlichen Eskimo ähnliche Förderung erfahren müssen.[2] Das aber ist mit nichten der Fall: denn schon von Kap Barrow ab[3] wird der Kunstbesitz der Eskimo immer ärmlicher. Die Masken treten zurück, und alles Gerät und Gewand wird schmuckloser. Wohl wurden auch von der Hudsonbai und von Labrador, vom Smithsund und aus Ostgrönland Röcke zu uns gebracht, deren Farben- oder richtiger Fleckenpracht königlich ist, aber Natur selber war hier die Künstlerin. Das lichtbraune Fell des Renntiers und die fast noch samtigeren, fleckigen und kurzhaarigen Felle der einzelnen Seehundarten wetteifern miteinander, aber die Urheber dieser Kleider haben kaum ein anderes Verdienst, als diese Herrlichkeit gewählt und sich zunutze gemacht zu haben, fast jeder Schmuck, ja jede Zutat fehlt.[4] Der Stoffreiz allein wirkt.

Ganz seltene Ausnahmen bestätigen die Regel, fast noch

---

[1] Berlin, Museum, Schrank der Kayuchotana. — [2] Diese Einschränkung ist nötig gegen den Satz von *Boas: All these data seem to me to prove conclusively that the culture of the Alaskan Eskimo is very greatly influenced by that of the Indians of the North Pacific coast and by the Athapascan tribes of the interior (Boas, Baffin Land and Hudson Bay: Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XV 369f.* — [3] *Boas, Baffin Land 368.* — [4] Berlin, Museum IV A 2, 126, 7603/04, 7348.

mehr durch ihre Dürftigkeit als durch ihre Seltenheit. Die Grönländer, die es sich im Haus bequem machen wollen, pflegen sich — Männer wie Frauen — ganz oder fast ganz auszuziehen. Dann legen sie eine Haushose an, die bei den Männern schmäler, bei den Frauen ebenso breit wie die Schwimmhose unserer Männer ist. Sind an ihr einige braune und weisse Streifen als Saum angesetzt, so fällt dies schon als Schmuck auf; sind die Streifen rot, so ist dies bereits ein Kennzeichen europäischen Einflusses.[1] Wenn das lichtbraune Sommerwams einer Frau mit einem drei Finger breiten Besatz dunkelbraunen Pelzes an Hals und Ärmelöffnung besetzt ist, so ist's ein Prunk. Die Kopfriemen, mit denen sich die Ostgrönländer das Haar zusammenbinden, sind nichts anderes als zwei dünne Lederstreifen, verbunden mit den Stücken eines zerschnittenen Federkiels.[2] Ein Augenschützer aus Grönland, der Saum und Streifen in Weiss und Braun zeigt, ist ein auffälliges Zierstück.[3]

Wo auch der Stoffreiz fehlt, da tritt die nackte Nützlichkeit in ihr Recht. Nur an einem Gerät sei — für die gesamte Stämmefamilie — dieses Verhältnis eingehend aufgezeigt. Die Lampe hätte genug Gelegenheit gegeben, an ihr Schmuck anzubringen, und sie ist auch wichtig genug, um solche Auszeichnung zu verdienen, denn sie ist in Wahrheit der Brennpunkt des häuslichen Lebens der Eskimo, sie gibt nicht allein Licht und Herdfeuer, sondern ist auch die einzige Wärmequelle; das Haus ist auf sie zugeschnitten, und sie spielt eine grosse Rolle im ehelichen Güterrecht: die Frau, die heiratet, muss zuerst eine Lampe besitzen. Auch die Zwecke wechseln: man braucht sie doch nicht nur als Hauslampe; es gibt auch besondere Lampen für Sommer und Reise, wie für das Schmelzen von Schnee. Aber auch hier macht sich die künstlerische Anmut nordländischer Zierkunst geltend: die meist aus weichen Steinarten, Seifenstein etwa, angefertigten Gefässe zeigen ganz selten, fast nie Schmucklinien. Und selbst die Form, vom Kreis- zum Eirund und zum Dreieck schwankend, ist zwar nicht schlecht, hin und wieder, etwa bei nach aussen gerundeten Dreiecklinien, nicht reizlos, aber unendlich wenig mannigfaltig, und sehr einfach zugeschnitten.[4] Eine Tranlampe, die man in Ostgrönland einem Grabe entnommen

---

[1] Berlin, Museum IV A 7011, 7600. — [2] Berlin, Museum IV A 160; 7013. — [3] Berlin, Museum IV A 6967, 151. — [4] *Hough, The Lamp of the Eskimo (Rep. Nat. Mus. 1896 [1898] 1040ff.) Plate 1ff.*, insbesondere *Pl. 24:* Übersicht der Formen.

hat, hält man wohl für besonders altertümlich und schwer:[1] in Wahrheit entspricht sie nur dem allgemeinen Bild.

Und es mag nicht allein die zunehmende Entfernung von den Brennpunkten höherer Urzeitgesittung sein, die dieses Abnehmen erklärt. Offenbar wird auch der Kampf mit den widrigen Mächten der Umwelt immer härter: alles Denken richtet sich nur mehr auf Nutzen und Zweck, für die Schönheit bleibt weder Zeit, noch Kraft: die Kunst friert ein.

DRITTER ABSCHNITT
DIE SPRACHE

Die Zugehörigkeit der Nordländer zur roten Rasse, an der man über ihrem oft sehr mongolenähnlichen Aussehen und manchem Gesittungsbesitz zuweilen irre werden möchte, wird durch nichts so unwiderleglich erwiesen als durch ihre Sprache. Sie teilt, trotz selbstverständlich völlig abweichendem Wortschatz viele und gerade die bezeichnendsten Eigentümlichkeiten des Satzbaues der Amerikanersprachen. So vor allem ihre einverleibende Wortverkettung. Sie erstreckt sich im Grönländischen schon auf das Hauptwort, zu dem diese Sprache zuweilen auf eine wunderlich umständliche Weise gelangt. Aus der dritten Person der Gegenwart des Zeitwortes macht man durch ein Anhängsel, das den Raum oder die Zeit anzeigt, ein Hauptwort: etwa *er-wacht-ort* aus *er wacht*, gleich Wächterhaus. Das würde noch einem Wort wie Zusammengesetztheit halbwegs entsprechen, aber man spricht auch von ganz zufälligen und wechselnden Begegnungen so: ein grönländisches Wort, das buchstäblich heisst *kommt-Ort*, auch *kommt-Zeit*, bedeutet Ort oder Zeit der Ankunft, wobei aber auch ein Ort gemeint sein kann an dem nur zufällig und einmal jemand ankam. Und in wunderlicher Rückkehr zum Zeitwort heisst dann wieder das Hauptwort *redet-zu-ihm-Ort* auf eine Person angewendet, soviel wie *hat ihn zum Redeort*, *redet zu ihm*.

Die Eigenschaftswörter werden ebenfalls den Hauptwörtern völlig einverleibt, indem man sie in verkürzter Form an sie anhängt. So fügt man beliebig den Begriff des Neuen, Frischen,

---

[1] Berlin, Museum IV A 185a.

oder des Alten, Verstorbenen, Vergangenen oder des Kleinen, Hübschen an — ähnlich dem italienischen *signorone*, der grosse, üble Herr und *signorino*, das Herrlein. In die Entstehung neuer Sprachbegriffe, in den Übergang der Wörter von gewachsenen, einzigeren zu abgezogenen, allgemeineren Bedeutungen leuchtet zugleich hinein die Anhängung von *-liak* und *-siak*, die einander halb gegensätzlich ergänzend das erste Jäger, Fänger, dann gemacht, vollendet, das zweite gekauft, dann erworben, erhalten bedeuten. So heisst *kajak* das Mannsboot, *kajar-siak* ein gekauftes Boot, *pannik* die Tochter, *pannik-siak* die Pflegetochter. Man sieht sehr deutlich, wie die häufigste Form des Erlangens, die gewalttätige, die Bedeutung des Erlangens überhaupt annimmt, und die häufigste Form des Erwerbens, die durch Kauf, den Sinn des Erwerbens überhaupt erhält. Auch hier aber kehrt die Ausdrucksweise zum Zeitwort zurück; statt zu sagen: wer hat diesen Sack gemacht, fragt man: wessen Sack gemachter das?

Völlig aufgesogen durch Einverleibung erscheinen Binde- und Umstandswörter. Und, aber, entweder, oder, ziemlich, beinahe, gerade, nur werden alle durch Anhängung bestimmter Nachschübe hergestellt. Einer ganzen Reihe allgemeiner und vielfach verwendbarer Eigenschaftswörter widerfährt die gleiche Behandlung: so mehr, viele, die meisten, ähnlich, hässlich, schön, gut, lieb. Dabei aber liegt, wenigstens nicht sichtbar, nicht im mindesten Zusammensetzung vor im Sinne der Aneinanderschweissung sonst selbständiger Worte. Denn zwar die Haupt- oder Zeitwörter führen auch sonst ihr eigenes Leben, nicht aber die Anhängsel, die für sich gar nicht vorkommen. Ihre Zahl ist ungeheuer: man hat siebzig zusammengebracht und man liebt sehr feine Unterscheidungen durch Häufung zweier oder mehrerer Eigenschafts- oder auch Besitzfürwörter herbeizuführen, die unseren Sprachen gänzlich abgehen. Der Grönländer unterscheidet sein Fleisch, wenn damit das Fleisch seines eigenen Leibes gemeint ist, und sein Fleisch, wenn damit nur in seinem Besitz befindliches Fleisch bezeichnet werden soll, das etwa von einem Wilde stammt. Auch Hauptwortanschübe sind vorhanden: *-t* mit verschiedenen Selbstlautern davor bedeutet Mittel, Werkzeug, *-iak* den der noch etwas geht oder etwas holt; *-se*, *-te* den Handelnden.[1]

Die Deutung liegt hier nahe: die Umständlichkeit und Lang-

[1] Steinthal-Misteli, Abriss der Sprachwissenschaft II (²1893) 136—140.

samkeit, mit der schon die Binnenkolumbianer ihre Zeitwortgebilde häufen, steigert sich insofern, als man die an sich geruhigeren Hauptworte nun auch so behandelt. Es klingt etwas von der Schwerflüssigkeit und Bedächtigkeit der Menschen, die grosse Teile ihres Tages allein damit zubringen müssen, den Schnee zu Wasser zu schmelzen, aus diesen schleppenden Wortbildungen. Auch die beherrschte Umsicht, die aus den so häufig vorgeschobenen Beigaben der kolumbianischen Worte redet, ist hier verschwunden: der Grönländer fügt sie nämlich durchaus nur in der Form des Anschubes, des Anhängsels, nicht aber des Vorschubes bei. Dabei ist nicht zu verkennen, dass ein wohlgeübtes begriffliches Denken hier waltet, das jedem wichtigen Bilde der Rede sogleich eine Anzahl von abschattenden, oder aufhöhenden Lichtern aufzusetzen liebt.

Fast ebenso reich sind die den Zeitwörtern im besonderen zukommenden Anhängsel. Wo das Lateinische etwa die eine Form der Wiederholung und Gewohnheit, z. B. *habitare* hat, da stehen im Grönländischen An- oder Einschübe für eine ganze Anzahl von Begriffen: wie, anfangen, allmählich etwas tun, zukünftig etwas tun, bereits nicht mehr etwas tun, immer mehr etwas tun, kommen um, sich beeilen um etwas zu tun, wollen, gern mögen, können, fähig werden etwas zu tun, jemanden fähig machen etwas zu tun, sehr leicht tun können, mehr tun können, nun nicht mehr tun können. Dazu dann eine fast ebenso lange Reihe von Gradunterschieden eines Handelns: sehr, tüchtig, ein wenig, schlecht, gut, besser als vorher, nur, durchaus, völlig, zu sehr, ebenfalls etwas tun. Man kennt nicht nur Formen der Verursachung — tun lassen —, sondern auch der Verhinderung — zu tun hindern, ferner tun helfen, für jemanden tun, denken, dass jemand tut, warten, dass er tut.

Man ist in Verlegenheit, wie man diese Eigentümlichkeiten werten soll. Zwei Erwägungen nämlich halten sich die Wage. Einmal ist das Grönländische den Sprachen auch der höchsten Gesittungsstufen offenbar in mehr als einer Hinsicht überlegen. Es ist hier eine Feinheit und Zerspaltenheit des Begriffsausdrucks bewirkt, die bei gleicher Gedrängtheit von jenen durchaus nicht erreicht wird. Der Europäer steht staunend vor der Formenfülle dieses Sprachbaues, vor dem Reichtum geistiger Arbeit, den ein so junges Volk in seiner Sprache niedergelegt hat. Man hat die Vorstellung, dass die ganze Länge der ewigen Winternächte von Nordland, aber auch viel grübelnder Scharfsinn nötig waren, um dieses Erzeugnis hervorzubringen. Aber zugleich empfindet man diesen Reichtum der einschränkenden, steigernden, ändernden

Zusätze, wie eine Überlast, wie ein Entwicklungshemmnis. Denn wohl waren diese Wortgebilde sehr mannigfaltig, aber ihre Mannigfaltigkeit war nicht beweglich, nicht trennbar genug. Man hat das Gefühl, man möchte diesem offenbar hart mit dem Verstande arbeitenden Volk einen geistigen Hammer reichen, damit es die ganze Fülle seines Wortgliedschatzes aus den so fest geschmiedeten Ketten seiner Wortvereinigungen losschlagen könne.

Ein anderer Vorwurf, den man dem Grönländischen gemacht hat, kann in keiner Weise zugegeben werden. Man hat erklärt, den Anhängseln fehle es an Allgemeinheit, sie seien zu besondere. Sicher mit Unrecht, denn die allermeisten von ihnen sind so abgezogen wie nur die Vor- und Verbindungs-, Eigenschafts-, und Umstandswörter einer hoch entwickelten Sprache sein können. Auch darüber, dass das Grönländische bei seinen Einverleibungen zu wenig zwischen Sprachformen und Sprachstoff unterscheide, hat man Klage geführt. Mit anderen Worten, man hat bemängelt, dass die Zusätze, die ursprünglich auch in den indogermanischen Sprachen allesamt eine eigne selbständige Bedeutung gehabt haben mögen, hier zu wenig abgeschliffen seien — dem Laut, wie dem Sinne nach, als dass sie zu reinen Formbestandteilen hätten werden können. Es ist aber nicht abzusehen, warum dies ein so grosser Schade ist, den fast alle die Begriffe, die durch diese Zusätze vergegenwärtigt werden sollen, werden in unseren Sprachen durch wohl ausgewachsene Worte vertreten, denen noch niemand vorgeworfen hat, dass sie nicht formelhaft und kurz genug seien. Im Gegenteil, die Abschleifung dieser Anschübe geht im Grönländischen so weit, dass sie vielleicht eher schädlich gewesen ist, insofern sie einer Zersetzung und Aufdröselung dieser Wortverknüpfungen entgegen gewirkt hat.[1]

Aber so wenig sich diese besondere Bemängelung des grönländischen Sprachgeistes aufrecht erhalten lässt, jene allgemeinere Zwiespältigkeit ist seinem Fortschreiten hinderlich genug gewesen. Diese Sprachentwicklung war gleichsam auf ein totes Gleis geraten. Es war sehr viel Scharfsinn an eine verlorene Sache gesetzt: die grossen Wortketten waren trotz ihrer begrifflichen Zergliederung an sich nicht beweglich genug,

---

[1] Dies gegen Steinthal-Misteli (Sprachwissenschaft II 142), dem ich hierin zu widersprechen wage, weil es sich hier nicht um fachlich sprachwissenschaftliche Fragen, sondern um allgemein begriffliche Deutungen handelt.

um selbst den Zwecken etwa höherer Dichtkunst dienen zu können; gleichzeitig waren sie zu kunstvoll und zu fest geschmiedet, um ein allmählich fortschreitendes Abbröckeln ihrer Glieder gestatten zu können.

Andere etwas geringere, doch immerhin beträchtliche Mängel des Grönländischen liegen unbestreitbar zu Tage. Die Unentschlossenheit, die Abwendung von gerade zustossender Zeitwort-Entschiedenheit, die schon an der breiten Ausdehnung des Einverleibungsgedankens erwiesen wurde, macht sich an anderen Stellen noch empfindlicher geltend. Gar nicht selten gleitet das Zeitwort mindestens durch gleichlautende Formen halb in das Eigenschaftswort hinüber, der Satzbau verwischt zuweilen das Verhältnis zwischen regierendem und regiertem Teil. Die Formen sind wohl da, aber durch Abweichung nicht genügend gegeneinander abgegrenzt. Man hat den Eindruck, als sei der alte Zustand, in dem die Sprache aus reinen Nennworten — den *nomina* unserer Schulsprache, d. h. also den Haupt- und Eigenschaftswörtern — bestand, hier noch nicht genügend überwunden. Dem entspricht völlig, dass der unterworfene Satzteil — das Objekt der Schulsprache — noch völlig im Vordergrund steht. Bildet er doch in den Anfängen der Sprache das wesentlich Mitteilenswerte eines Satzes. So auch sind Zeit- und Hauptwortbildungen des gleichen Satzes seltsam ähnlich: der Anschub *-b* wird ebenso wohl in dem Satz: des Menschen Kleid, dem Wort Mensch, das hier ein Besessenwerden anzeigt, wie in dem andern: der Mensch entkleidet, dem hier herrschenden Wort Mensch angehängt. Der Besitzende wie der Ausübende sollen ausdrücklich kenntlich gemacht werden — das ist sehr scharf —, aber die Spitze wird dadurch sogleich wieder abgestumpft, dass Haupt- und Zeitwort das gleiche Kennzeichen erhalten, es geht vollends in der Mehrzahl wieder verloren, wo der Anschub wieder abgeworfen wird. Vor allem aber beweist die Gleichheit dieser Zusätze für Zeit- und Hauptwort wie wenig man sie noch trennt.[1]

Für die Beleuchtung des Begriffskerns durch die Sprachschale hindurch ist diese Gleichsetzung sehr lehrreich, wie sie denn dem Gedanken nach unanfechtbar ist. Die Einheit des Sinnes ist über die Formen Haupt- und Zeitwort hinaus siegreich zur Geltung gebracht, die Beugung des Haupt- und die des Zeitworts — von unserer Schulsprache schon durch die an sich ganz leeren Bezeichnungen Deklination und Konjugation geschieden — schmelzen hier noch in eins. Aber freilich: es

[1] Steinthal-Misteli, Sprachwissenschaft II 145f., 147f.

ist auch hier sicher ein Noch-Nicht der Entwicklung, das aus diesem Verhältnis herauszulesen ist und der Gewinn an begrifflicher Einheit wird durch den Verlust an Brauch- und Erkennbarkeit der Formunterschiede mehr als wettgemacht.

Da viele derartige Verbindungen untereinander vorgenommen werden können, so ergibt sich für den deutschen Satz: der Ochs kennt seinen Besitzer und der Esel ebenfalls die Futterstätte der Tiere seines Herrn, das folgende grönländische Wortgefüge, wobei die Worte gesperrt sind, denen der Anschub des Regierens beigefügt ist: *der Ochs, Mensch-sein, kennt er ihn, der Esel- und, Herr-sein, Tiere-dessen, Futterstätte-deren, kennt-ebenfalls-er-sie.* An diesem Beispiel ersieht man also die gleichmässige Behandlung des besitzenden Hauptworts, gleichviel ob es ein anderes Hauptwort unmittelbar regiert — so also *Herr-sein, Tiere dessen* — oder ob es das andere Hauptwort durch Vermittlung eines Zeitworts beherrscht — wie *der-Ochs, Mensch-sein, kennt-er-ihn.*[1] Die nachträgliche Beugung des regierten Hauptworts in der Person seines Stellvertreters, eines Fürworts, vermehrt noch den Eindruck grosser Schleppfüssigkeit.

Immer von neuem macht auch die Formenlehre des Grönländischen offenbar, dass diese Sprache auf der einen Seite einen grossen Reichtum angesammelt hat, auf der anderen auffällig arm ist. Die Beugung des Hauptwortes müsste, wie man bei der Fähigkeit der Sprache, durch Anschübe Bedeutungswechsel hervorzurufen, erwarten sollte, eine besondere Fülle aufweisen. Das trifft auch zu: neben Ein- und Mehrzahl ist, wie im Griechischen, eine Zweizahl vorhanden, und es gibt fünf Fälle, die das Deutsche nicht besitzt: einen, der auf die Frage wo antwortet, einen zweiten auf woher, von wem her, der also dem lateinischen Ablativ entspricht, einen dritten auf wodurch, auf welchem Wege, vermittelst wessen, einen vierten auf wohin, zu wem, einen fünften auf wie antwortend. Um so erstaunter ist man, von den viel notwendigeren gemeinen vier Fällen unserer Hauptwort-Beugung nur zwei zu finden: den ersten und den vierten, die den Fragen wer und wen Antwort stehen.[2]

Man wird doch ohne Voreingenommenheit für unsere Abwandlungen sagen können, das Grönländische hat sich hier eine Anzahl von an sich nützlichen, aber entbehrlichen Werkzengen geschmiedet, für die notwendigen aber nicht gesorgt. Denn die

---

[1] Steinthal-Misteli, Sprachwissenschaft II, 149. — [2] Bourquin, Grammatik der Eskimo-Sprache ... an der Labradorküste (1891) 14—17.

gute Erfahrung unserer Sprache zeigt, wie nötig ein Wessen- und ein Wem-Fall sind, während man ohne alle anderen wohl auszukommen vermag.

Man würde aber diesem, so wenig wie jedem anderen geschichtlichen Gebilde gerecht werden, wollte man es nur an reiferen oder höheren Erzeugnissen seiner Art messen. Nur an sich gewürdigt, bietet es nicht geringe Fähigkeiten dar. Die schleppende Langsamkeit haben die Grönländer, die Eskimo, mit allen Gliedern der roten Rasse gemein. Und wäre sie noch stärker ausgeprägt, so dürfte man in diesem Lande, in dem die Natur drei Viertel des Jahres schläft, nicht darüber staunen. Um so bewunderungswürdiger ist, mit wie viel scheidendem und unterscheidendem Scharfsinn seine Bewohner dies Werkzeug ihres Geistes bis in das kleinste ausgemeisselt, es mit einer Filigranarbeit von Einzelzügen, Einzelbeziehungen überdeckt haben. Schon kleine Eigentümlichkeiten des Grönländischen beweisen das: wohl gibt es eine Zweizahl zwischen Ein- und Mehrzahl der Hauptwörter, aber wo der Nebenumstand, dass der bezeichnete Gegenstand doppelt vorkommt, selbstverständlich ist, da wird sie nicht angewandt. Der Grönländer sagt nicht: zwei Beine, zwei Arme, sondern schlechthin Beine, Arme. Die Sprache verschmäht hier ihre eignen Mittel, sie ist gleichsam zu vornehm, sie bei allzu leichter Verständlichkeit anzuwenden.[1]

Von peinlicher Sorgfalt ist der grönländische Satzbau da, wo es gilt, die Abhängigkeit der einzelnen Glieder einer längeren Satzreihe voneinander zur Geltung zu bringen. Die Beugung des Zeitwortes bietet eine genügende Fülle von Bildungen: sie hat eine Anzeigeform, eine Befehls-, eine Bedingungs-, eine Grund- und Mittelform — den Infinitivus und das Participium der Schulsprache — wie das Deutsche, dazu aber fügt es noch eine Abhängigkeitsform — Subjunktiv genannt — die anders als unser sähe, käme nicht Ungewisses, Bedingtes ebenso wie Gewiss-, jedoch Abhängig-Gedachtes bezeichnet, sondern nur Gewisses, während die Bedingungsform dem Abhängig-Ungewissen vorbehalten bleibt. Der Grönländer hat ein Bedürfnis in dem Satz: er sagte, dass er gern sähe, deutlich die beiden Möglichkeiten, die das Deutsche offen lässt, dass das Sehen wirklich geschehen, oder dass es nur als möglicherweise hingestellt wird, also erst in Zukunft geschehend, deutlich auseinanderzuhalten. Wo das Grönländische für zwei von den Abwandlungen unseres Zeitworts nur eine hat, wie auffälligerweise in der Anzeigeform

[1] *Byrne, Structure of Languages I 142.*

der Gegenwart und in der der Vergangenheit, von welchen beiden nur die zweite vorhanden ist, fehlt es nicht an einem begrifflichen Grunde: kann man nur sagen, ich sah, und — in besonderer Abhängigkeitsform — dass ich sah, aber nicht, ich sehe oder dass ich sehe, so hindert dies die Deutlichkeit der Rede deswegen nicht allzusehr, weil jedes erzählte Begebnis ja in der Regel schon der Vergangenheit angehört.[1]

Möge der folgende Satz veranschaulichen, wie zart diese Sprache jedem leisen Winke des Gedankens folgt. Sie tadelten ihn, sagen wir im Deutschen, wie er ihm nicht gab, als er hörte, dass er fortgehen würde, weil er nichts mehr hatte. Der Grönländer drückt das so aus: etwas ohne sein (!) — er abgehen wollend — er hört (!) — er ihm gibt (!) nicht, er ihm — billigen nicht sie ihn, wobei das Zeitwort jedesmal dort, wo hier ein Ausrufungszeichen steht, in die nicht bedingte Abhängigkeitsform gesetzt ist. Man sieht, dreimal ist die Abhängigkeit deutlich gekennzeichnet. Das Mittelwort wollend ist ebenfalls gewählt um die Abhängigkeit von dem nächstfolgenden Satzglied anzuzeigen, dessen Objekt es bildet.

Eine Einzel-Feinheit ist in dem obigen Satze, dass die verschiedenen „er", die bei uns und in jeder anderen indoeuropäischen Sprache gleichlauten, obwohl sie zwei verschiedene Personen bezeichnen, im Grönländischen unterschieden sind. Er heisst in dem Satzglied *er abgehen wollend ioq*, in dem Satzglied *etwas ohne sein* dagegen *ame*. Das Satzgebäude, das für das Deutsche unklar ist, wird im Grönländischen völlig durchsichtig.[2]

Aber noch ein anderes möge man diesem Satzgebilde entnehmen, das unserem Ohr so fremdartig klingt. Die Stellung der einzelnen Satzglieder in der ganzen Satzkette ist mit der unseren verglichen schlechthin umgekehrt. Beziffert man die Teile, in die das Satzgebäude zerfällt, so folgen im Deutschen 1 2 3 4 5, im Grönländischen aber 5 4 3 2 1 aufeinander. Das würde wenig besagen, wenn die Erzählung kinderartig lallend lautete: er nicht haben, abgehen wollen, er — der andere — hört es, gibt ihm doch nichts, sie tadeln das. Aber eben die sehr sorgfältig gewählten Sprachmittel zur Wiedergabe auch der leisesten Schattierung der gedanklichen Abhängigkeiten beweisen, dass von solchem Naturburschen-Leichtsinn nicht im mindesten die Rede sein kann. Was den begrifflichen

---

[1] Bourquin, Eskimo-Sprache 100 f. — [2] *Byrne, Structure of languages I 140, 141.*

Bau angeht, so ist kein Zweifel, dass die deutsche Folge der Satzglieder ihr entspricht. Den Grönländer aber bewegt offenbar die zweite mögliche Erwägung, dass auch die zeitliche Folge der Ereignisse berücksichtigt werden kann. Gleichwohl lässt er die völlig umgekehrte begriffliche Ordnung auch nicht aus den Augen, bringt sie vielmehr durch eine nicht geringe Zahl von Kennzeichen zum Ausdruck. Wie viel voraus schauende umsichtige Art aber muss ein Volk in seinem innersten Wesen besitzen, wenn es gewohnt ist — ohne das Gedächtnismittel des Schriftbildes zu besitzen — so masslos verwickelte und abgestufte Satzgefüge zu bilden.

Wer aber hat unter uns ein Recht, ein Volk, das diese Sprache geschaffen hat, Wilde zu schelten oder es ein Naturvolk zu nennen? Wenn dieses feine Werkzeug des Geistes nicht von Kultur zeugt, nicht selbst Kultur ist, dann ist das Wort Kultur selbst sinnlos.

Man ist gespannt, wie weit sich dieses kostbare Gut auch bei den Nordländern des amerikanischen Festlandes verbreitet findet. Der Gedanke läge ja nahe, dass den grüblerischen Grönländern Ziele zu erreichen gelungen wäre, zu denen die verschwisterten Gruppen nicht gekommen wären. Doch ist das Gegenteil der Fall. Die Sprachentrennung ist auffällig viel geringer als bei den Kolumbianern, ja die Unterschiede sind so klein, dass im gesamten Bereich der Nordländer fast nur von Mundarten gesprochen werden kann. Die Abweichungen zwischen dem Grönländischen und der Sprache der Eskimo, etwa an der Labradorküste sind kaum der Beachtung wert,[1] Eskimo und Koniaga wiederum haben in sprachlicher Hinsicht als eine Gruppe zu gelten. Spielarten sind allerdings überall vertreten — ein russischer Forscher hat allein bei den Koniaga sechs Unterabteilungen geschieden. Die Sprache der Aleuten scheint etwas selbständiger zu sein, immerhin ist selbst in den Wurzeln und Wörtern die Verwandschaft nirgends zu verkennen.[2] Diese sprachliche Zusammengehörigkeit ist umso bemerkenswerter, als die Trennung der einzelnen Gruppen nachweisbar sehr alt ist: so die der Grönländer von den Labradoreskimo, deren Sprache als Mundart des Grönländischen gelten kann, etwa ein Jahrtausend.[3]

Eine eigene Stellung nehmen dagegen die Denee ein, deren

---

[1] Bourquin, Eskimo-Sprache S. VI. — [2] *Bancroft, Pacific States III 575, 577;* dazu das vergleichende Wörterverzeichnis 580. — [3] Kleinschmidt, Grammatik der grönländischen Sprache (1851) S. III.

Sprache einen so ungeheuren Raum erfüllt und gar noch über den eigentlichen Bezirk der Gruppen fortreicht. Sie umfasst nämlich nach Süden nicht nur die Tachel und Tschippewä, mit deren Südgrenze auch die Gruppengrenze zusammenfällt, sondern hat noch einige weit vorgeschobene Sprachinseln in Oregon, Kalifornien, ja in Mexiko, hier in Gestalt des weit gedehnten Landbesitzes der Apatschen. Die bräuchlichsten Wörter, die man über dies ganze weite Sprachgebiet hin verfolgt hat, zeigen doch noch sehr viele Wurzeleinheit; so dass an der sprachlichen Verwandtschaft auch der entferntesten Gruppenteile nicht zu zweifeln ist. Der Eskimosprache gegenüber scheint dagegen eine sehr deutliche Grenze der Wortverschiedenheit zu ziehen zu sein.[1]

Die Sprache der Denee zerfällt, der Zahl ihrer Einzelgruppen entsprechend, in eine lange Reihe von Mundarten. Deren Wortschatz ist immerhin so weit verschieden, dass selbst Tachel und Tsekanne, wenngleich nächste Nachbarn einander nicht verstehen. Der Sprachbau aber und dazu eine gewisse Anzahl von Wörtern ist gemeinsames Gut.[2] Was die Zerspaltung angeht, so stehen die Denee also mitten innen zwischen der in Amerika einzig dastehenden Sprachgeschlossenheit der Eskimo-Stämmefamilie und der endlosen Zersplittertheit, dem auf wenige Meilen regelmässig eintretenden Wechsel des gesamten Wortgutes bei den Kolumbianern. Die Formenlehre trägt durchaus das Gepräge der gesamtamerikanischen Wortverkettung, dazu das der feinsten und mannigfachsten Beugungs- und Abwandlungsfähigkeit.[3] Man hat behauptet, ihre Zeitwörter könnten vermöge dieser ihrer vornehmsten Eigenschaft auf 150000 Formen gebracht werden.[4]

Das Auge kehrt suchend zu dem Grönländischen zurück, aus dessen reichen Schächten die grabende Forschung kein Sondergut, sondern weithin verbreiteten Gemeinbesitz der Nordländer zu Tage gefördert hat. Und man ist begierig den scharflinigen Aufriss des Sprachbaus durch die sinnlicheren farbigeren Vorstellungen der Laute zu vollem Leben zu füllen. Die Kehle dieser Nord- und Nachtmenschen ist nicht so rauh, als man denken mag. Unter den Mitlauten klingen zwar die tief aus der Gurgel dringenden *k*, *g* und vermutlich *ch* vor; aber ganze Gruppen von unseren Mitlautern fehlen *h*, *d*, *f*, *v*, *w*, *z*. Auch werden weder zu Beginn noch am Ende des Worts zwei Mit-

[1] *Bancroft, Pacific States III 584,* vergleichendes Wörterverzeichnis 603. [2] *Father Morice, The Western Dénés (Proc. Can. Inst. III. Ser. VII) 113f.* [3] *Father Morice, The Déné Languages (Transact. Canad. Inst. I [1891]), 211.* — [4] *Father Morice, Western Dénés (Proc. Can. Inst. III. Ser. VII) 166.*

lauter zusammengestellt. Ja, zwei Mitlauter kommen überhaupt kaum in unmittelbarer Folge vor, wo die Niederschrift es so scheinen lässt, verschmilzt sie der Mund zu einem neuen Mischlaut. Zwar werden die Mitlauter scharf und bestimmt ausgesprochen, aber die Selbstlauter erhalten auch ihr volles Recht, werden sehr stark ausgestossen und vielfach abschattiert. So entsteht ein klangreiches Tonbild, das um so entschiedener gefärbt ist, als nur die drei Hauptselbstlauter *a, i, u* vorkommen; die gemischten *e, ü, o* sind an sich nicht vorhanden, wenngleich auch jene stärkeren zuweilen zu ihnen abgeschwächt erscheinen. *Sueru kame aut dlasa aoq tusar amiuk tuninin mago ilnar inilat,* so heisst jener eben so viel besprochene Satz: sie tadelten ihn und so fort. Die Schönheit zu verstärken dient eine Wortbetonung, die die drittletzte Silbe bevorzugt: eine männliche Form der Aussprache, die der Umständlichkeit und Weitläufigkeit der grönländischen Wortgebilde sicher viel von ihrer schleppenden Wirkung nimmt. Von der Satzbetonung, auf die soviel ankommt, berichten die Sprachforscher nichts. Soviel aber steht fest: diese Sprache ist ein Gebilde von äusserster begrifflicher Zergliederung und mannigfaltiger sinnlicher Schönheit. Es bleibe dahingestellt, ob eine grönländische Formen- und Satzlehre nicht mehr Raum beansprucht, als eine griechische. So zahlreich sind ihre Regeln. Sie alle auszusinnen und stets einzuhalten bedeutet nicht allein eine Leistung hohen Verstandes, nein auch sehr ausgeprägten Formensinnes, desselben Formensinnes, von dem alle Kunst der Rede wie des Bildens ihre Nahrung zieht. Diese Sprache selbst ist ein Kunstwerk, bizarr und wuchernd wie eine spätgothische Kathedrale, aber streng gebunden an ihre selbstgesetzte Regel, wie nur die Schöpfungen herben Schönheitswillens.

VIERTER ABSCHNITT
DICHTUNG, TANZ UND TONKUNST

ERSTES STÜCK
DIE ERZÄHLUNG

Wieder, wie bei den Kolumbianern tritt im Bereich der Dichtung die Erzählung in den Vordergrund. Sie ist hier wie dort zunächst ganz gewiss nicht Kunst, sondern Nachhall des

Lebens. Aber die Spuren kunstvoller Anordnung und Steigerung sind in den Stücken, die europäische Zuhörer bei den grönländischen Eskimo gesammelt haben, nirgends zu verkennen. Zuweilen freilich ist die Steigerung kaum mehr als eine stoffliche: so wird in der Geschichte von Akigsiak, die in Grönland weit verbreitet ist, nur dies in sichtlicher Abweichung von der Wirklichkeit gesagt, er sei zweimal so breit wie ein Mensch der Küste und fast zweimal so hoch gewesen. Aber diese Märchenhaftigkeit, die auch einigen geringeren Zügen der Erzählung aufgeprägt ist, ist an sich nicht dichterisch: denn man glaubte sicher allgemein an dies furchtbare Volk der Inländer, dem Akigsiak angehörte und von dem er auch seine entsetzliche Grösse geerbt hatte, obwohl seine Mutter eine Küstenbewohnerin war, die einst Akigsiaks Vater entführt hatte. So bleibt denn das Gefüge der einzelnen Taten und Erlebnisse des Helden als einziges Erzeugnis der wandelnden Kraft des Erzählers: nicht mehr, aber auch kaum weniger als im heutigen Roman geringen Ranges. Akigsiak, der selbst als Erzähler seiner Taten auftritt, begegnete einem Drachen, so gross, dass seine Augen Fenstern glichen: der wollte ihn packen, aber Akigsiak floh vor ihm und immer wenn das Ungeheuer ihm nahe kam, entging er ihm, indem er über seinen Rücken fortsprang und ihm dabei einen Stich mit seinem Speer versetzte. Endlich verlor er das Bewusstsein, aber als er wieder aufwachte, lag das Ungeheuer tot vor ihm. Akigsiak eilte nach Haus und traf die Genossen seiner Siedlerschaft dem Hungertode nahe. Sie gingen aus nach dem erlegten Tier, so von Hunger matt, dass viele von ihnen unterwegs starben; die aber, die das Ziel erreichten, fanden, dass das Ungeheuer ganz aus Fett bestand und nun hatten sie den ganzen Winter über zu leben. Dann wieder erzählt Akigsiak wie er einen Walfisch fing, oder einen Salm. Als er aber zum vierten Male zur Küste niederstieg, tötete er, aufgereizt von einem zweiten Inländer, im Mutwillen einen Kajakmann mit einem Stein. Wohl erschlug er den bösen Ratgeber aus Reue, aber er kam dann nie wieder.[1]

Allein diese schlichte Erzählerkunst verzichtet auch wohl ganz auf den Reiz des Wunders und vermag sich dann zuweilen seelisch bis ins Erstaunliche zu vertiefen. So in der Geschichte von den beiden Freunden. Zwei Männer waren einander sehr zugetan: der eine von ihnen wohnte an der Spitze der Föhrde und pflegte landeinwärts zu ziehen und zu jagen, um

[1] Wortlaut bei *Rink, Traditions of the Eskimo 116—119.*

sich zu nähren, der andere aber sass auf einer der äusseren Inseln und lebte von den Robben. Immer wenn der eine von der Jagd zurückkam, so brachte er dem Freund ein ganzes Renntier mit, eines von den besten, eines mit Sammet-Hörnern. Der Mann auf den Inseln aber bewahrte ihm grosse Stücke von den Seehunden auf. Und so lebten sie in gutem Einvernehmen miteinander. Einmal blieb der Jäger lange aus und sein Freund ass schliesslich alle die guten Stücke, die er ihm aufgehoben hatte auf und war sehr bös auf den Ausbleibenden. Als er hörte, dass der Jäger zurückgekommen sei, ging er ein Stück verwesten Fleisches zu holen und bestrich damit den letzten Rest der Seehundmahlzeit. Ihn setzte er dem Jäger vor, als der endlich kam und erzählte, er habe kein Glück auf der Jagd gehabt. Den Jäger aber, der schon zulangen wollte und der ein Angakok war, zupfte etwas am Bein und als er darauf nicht achtete wiederholte sich das Ziehen. Er ging aus der Hütte und draussen warnte ihn sein Schutzgeist. Er ass nun von der anderen Seite der Schüssel und so entging er der Gefahr. Als der Seehundfänger ihn das nächste Mal besuchte, setzte er ihm ein Stück Renntier vor, das er vergiftet hatte. Der Mann von den Inseln ass und als nach langer Zeit der Jäger ihn wieder aufsuchte, traf er seine Hausgenossen auf der Flucht: der Robbenjäger war wahnsinnig geworden und drohte, sie alle aufzufressen. Als der Jäger sich dem Kranken nahte, rief der ihm zu: weil du mich schlecht bewirtet hast, habe ich alle meine Hausgenossen aufgegessen und jetzt werde ich dich verzehren. Der Jäger floh zu seinem Boot, aber der Wahnsinnige lief ihm nach und rief ihm zu: ich bin jetzt wieder gesund, komm zu mir. Wenn ich dich einen Tag nicht gesehen habe, sehne ich mich zu sehr nach dir. So näherte sich der Jäger wieder, aber der Robbenjäger wollte ihn wieder greifen, so dass er mit genauer Not entkam. Der Jäger war voll tiefer Trauer und des anderen Tages ging er allen Warnungen zum Trotz wieder zu seinem verlassenen Freund. Der sprang von neuem ihm nach und der Jäger entfloh diesmal nur mit Mühe. Am dritten Tage hielten ihn seine Hausgenossen zurück, aber er sagte: wenn ich meinen Freund einen ganzen Tag lang nicht gesehen habe, so muss ich sterben vor Sehnsucht; ich kann es nicht lassen, zu ihm zu gehen. Und so entriss er sich ihnen. Doch als er zu dem Haus des Robbenfängers kam, fand er ihn nicht darin. Er macht sich auf ihn zu suchen, er fand Spuren und folgte ihnen in die Berge, bis er zu einer Höhle kam. Dort fand er den Robbenfänger zusammengekauert, aber als er

ihn aufzuheben trachtete, sah er, dass er tot war und die Augenlider voll von Blut hatte. Da setzte er ihn in aller Sorgfalt in der Höhle bei, verschloss ihren Eingang, ging von dannen und war hinfort freundlos.

Diese Geschichte[1] offenbart ein Wissen um Tiefen und Untiefen der Seele, das erstaunen macht und das sehr weit entfernt ist von der kindlichen Einfalt der Märchen. Dann wieder tauchen einfache Vorgänge auf, wie sie auch unser Märchen liebt, wenn es sich des Wunders entschlägt, aber es geschieht mit einem fast grotesken Humor. So in der Blaubartgeschichte von Igimarasugsuk. Von Igimarasugsuk erzählten sich wohl die Leute, dass er immer seine Frauen in ganz kurzer Zeit verlöre und dass er immer wieder sehr schnell heirate. Aber niemand wusste, dass er sie immer tötete und aufass und ebenso seine kleinen Kinder. Zuletzt heiratete er ein Mädchen, die einen jüngeren Bruder hatte. Diesen Bruder tötete er zuerst meuchlings und zwang die Schwester, seine Frau, Stücke von seinem Leibe für ihn zu kochen. Ja er nötigte sie, an diesem Schmause teilzunehmen. Doch warf sie ihren Teil in die Asche. Als er ihren Bruder aufgezehrt hatte, begann Igimarasugsuk seine Frau selbst zu mästen. Er gab ihr nur Renntierfett zu essen und sie durfte nur soviel trinken, als eine kleine Muschel enthält. Zuletzt war sie so fett, dass sie sich nicht mehr bewegen konnte. Ihr Mann ging eines Tages auf die Renntierjagd, nicht ohne das Sommerzelt, in dem sie wohnten, von aussen mit festen Banden zu schliessen. Die Frau aber rollte sich mit grosser Anstrengung von der Bank herunter bis zur Tür und durchschnitt die Stricke. Dann kugelte sie sich zu einem schmutzigen Tümpel und trank aus ihm mit tiefen Zügen. Nun fühlte sie sich wieder leichter und vermochte in die Hütte zurückzukehren, wo sie ihre Jacke auszog, sie ausstopfte und mit dem Rücken nach dem Eingang auf die Bank setzte. Dann floh sie ein Stück weit bis zu einem Haufen von Treibholz. Über ihn murmelte sie einen kräftigen Zauberspruch und so tat er sich auf und schloss sich über ihr zusammen. Bald kehrte ihr Gatte zurück und sie merkte, wie er das Zelt nach ihr durchsuchte und mit dem Speer die ausgestopfte Jacke durchstiess, wie er ihren Fussspuren folgte und immer wieder bis an den Holzhaufen kam. Dann hörte sie ihn sagen: o, was für ein Jammer, dass ich so lange wartete, bis ich sie tot machte, o ich Armer, Unglückseliger. Und dann wieder: warum habe ich nur

[1] Wortlaut bei *Rink, Traditions of the Eskimo 119—123.*

so lang gewartet, bis ich sie aufass. Als er umgekehrt war, weil er nirgends weitere Fussspuren von ihr fand, zog sie ihres Wegs und kam zuletzt zu einer anderen Siedlerschaft, wo sie wohl aufgenommen wurde. Bald aber kam ihr Gatte, auch er wurde in das Haus geladen und gut bewirtet; die Frau aber verbarg sich hinter einem Vorhang. Nach dem Mahl reichte man ihm die Trommel, darauf zu spielen, bald gab er sie einem der Wirte. Der aber stand auf, rührte die Trommel und sang dazu: Igimarasugsuk, der grausame Mann, welcher ass seine Frauen — schon bei diesen Worten wurde Igimarasugsuk rot bis in den Hals hinein. Als der Sänger aber fortfuhr: und sie ward gezwungen zu essen von ihres Bruders Arm, da trat die Frau hinter dem Fell hervor und sprach: Nein, wahrlich, das tat ich nicht, ich verbarg mein Teil unter der Asche. Jetzt aber sprangen alle auf ihn zu und griffen ihn und das Weib durchbohrte Igimarasugsuk mit einer Lanze und sprach dazu die Worte: denkst du daran, wie du deinen Speer in meine Jacke stiessest!

Man kann aus dieser Geschichte [1] lernen, dass sich Menschenfresserei und eine etwas wehleidige Gefühlsamkeit ganz wohl miteinander vereinigen können. Der sardonische Humor und zuletzt der furchtbare Scherz auf den Lippen der Frau, die mit eigner Hand sich ihre Rache an dem mörderischen Gatten nimmt, stehen dem harten Zeitalter, dessen Nachhall die Erzählung ist, besser an; aber sie heben das Werklein auch künstlerisch fast über die Höhe des deutschen Märchens.

Märchen kann hier nur in dem Sinne gelten, dass es auch die Geschichte mit umfasst, die nicht von der Wirklichkeit fortführt. Und diese Form ist es denn auch, die in den besten Geschichten der Grönländer erreicht wird, wie in der Erzählung von den beiden Freunden, und dort zu einer Vereinfachung des äusseren Herganges, einem Verlassen des grell Abenteuerlichen und Erstaunlichen, selbst innerhalb des Menschlichen führt, die diese Widerspiegelungen des Lebens nahe an die Novelle der neuesten Zeit heranrückt. Dann wieder geht es lauter her, Blut wird vergossen, Schuld begangen und gerächt, aber der Schauplatz endet mit den Grenzen des Menschlichen und die Verwickelung wächst wenigstens insofern schon der Romanform entgegen, als zwei Handlungsreihen miteinander verflochten werden, so einfach sie auch sein mögen. So in der Geschichte von den Söhnen, die ihre Mutter rächen. Sie handelt von

[1] Wortlaut bei *Rink, Traditions of the Eskimo 106—108.*

den Brüdern, die ihre Mutter verloren haben und dann einen alten Nachbarn dabei überraschen, wie er der Verstorbenen Grab schändet. Sie erschlagen ihn und der Älteste zwingt die älteste Tochter des Gemordeten — er hat nur Töchter zu Kindern — ihn zu heiraten. Sie wird genötigt, ihm in sein Haus, sie weigert sich aber, ihm auf sein Lager zu folgen. Sie tötet den Gatten und flieht mit ihrer Mutter und ihren Schwestern über See in ein fremdes Land; dort siedeln sie sich an und ihr junger Bruder verheiratet sich, und ihm wird ein Sohn geboren. Seine Grossmutter reibt ihn sogleich nach der Geburt mit dem Lügenstein ab, und murmelt über ihn: Kind, werde hart wie dieser Stein. Inzwischen sind die Brüder des Ermordeten die Küste auf und ab gefahren, um die Mörderin zu fangen, schliesslich als ihre Verfolgung fruchtlos bleibt, fahren auch sie über See und sie kommen zu demselben Land, wie die Schwestern, nur viel weiter nordwärts. Nach Jahren will es das Verhängnis, dass die Brüder von dem Zufluchtsort erfahren, und sich zu rächen kommen. Sie treten in das Zelt der Schwestern und der nunmehr älteste der Brüder sieht die Mörderin, seine Schwägerin, und fragt grimmig: sollen wir euch leben lassen, nun da wir euch endlich haben. Der Bruder der Schwester aber stellt seinen jungen Sohn in die Mitte des Zelts und sagt: seht hier dieser arme Bube ist nach seinem Grossvater benannt, den ihr ermordet habt, stillt euren Durst nach Rache an ihm, und tötet ihn. Und der Rächer, der schlimme Mann, zückt auch das Messer nach dem Knaben und wirft es auf ihn. Es trifft, aber prallt ab und es klingt, als wäre das Messer auf einen harten Stoff gestossen. Der Segen der Grossmutter hat gewirkt. Da weichen die Rächer und ziehen ab, und die Verfolgten können nun im Frieden an ihrer neuen Stätte leben.

Man sieht, es ist die Geschichte der Blutrache, die hier einfach erzählt wird,[1] und das Wunder tritt nicht weiter in den Vordergrund, als im Leben selbst. Dann wieder macht sich das Märchen stärker in den Nebengestalten als in den begleitenden Umständen geltend, aber der beherrschende Zug ist ein menschliches Schicksal. So in der Geschichte von dem Mädchen, das zu den Inländern floh, weil es seiner Schwester die Nadel aus Renntierhorn zerbrochen hatte und von ihr aus dem Haus gejagt war. Da treten wohl Zwerge und Elfen auf, ein Inländer verwandelt sich in einen Feldstein, und ein Haus,

[1] Wortlaut bei *Rink, Traditions of the Eskimo 341--346.*

das zuerst ganz klein ist, vermag sich unter der Einwirkung eines kräftigen Zaubers zu voller Grösse auszudehnen. Aber der Stoff ist das ganz einfache Trauerspiel eines Liebespaares aus zwei verschiedenen Völkerschaften, das sich zwar heiraten darf, weil es in der Verbannung lebt, das aber durch die Abneigung beider Familien gegen die ungewohnte Art des fremden Teils auseinandergerissen wird, da es erst versucht, bei den Verwandten des Mannes, dann bei denen der Frau zu leben. Das Weib, das von der Küste stammt, wird von den Mädchen der Inländer gehöhnt, weil es nicht behende laufen kann, und der Mann gilt am Meer bei der Sippe seiner Frau nichts, weil er nicht versteht, auf Enten zu jagen. Es ist sehr einfach erzählt, wie der Mann zuletzt seiner Gattin erklärt, er wolle in die Heimat ziehen und schauen, ob ihr Kind noch lebt, und wie er dann übers Jahr zurückkehrt mit der Nachricht, dass es gestorben sei, und dass er nun von ihr scheide. Sie und die Ihrigen sahen ihn nie wieder, so schliesst die Geschichte mit ganz leisem, ganz verhaltenem Trauerklang.[1]

Zuweilen waltet in den Geschichten Zufall und Mord so roh, dass der Eindruck verbleibt, dem Erzähler habe wohl eine erst tragische, dann versöhnende Wirkung vorgeschwebt, ein wirkliches Erleben aber halte ihn so sehr im Bann, dass er über nur halb geordnete Stofflichkeiten nicht hinausdringt, wie in der Geschichte vom einsamen Kajakmann, die mit viel sinnlosem Blutvergiessen anhebt und einen im Grund ebenso unbegründeten versöhnenden Schluss hat.[2]

Ganz anderer Art sind die Mären, die alle Wunder des Glaubens aufschliessen. Auch sie sind ja recht eigentlich Besitz und Gegenstand der erzählenden Dichtung: alle Vorstellungen von Geistern und von ihrer Wirkung auf die sterblichen Menschen sind Sagen, überliefern sich in der Form von Geschichten, die mit viel bestimmten Einzelheiten ausgeschmückt sind. Zu ihnen leiten dann mehr erzählerische Stücke hinüber: von der Frau, die mit den Ingnersuit, mit dem Unterweltvolk bekannt wurde, oder von dem Mann, der vom Tod auferweckt wurde, und der auch zu den Ingnersuit kam.[3] Die schaffende Einbildungskraft, die die Gebilde des Glaubens wirkte, ist zuletzt selbst Stärke der Dichtung, Lust zu fabulieren, nur auf tiefere lebenswierigere Zwecke gerichtet, als die Geschichten vom Leid und Leben der Menschen.

---

[1] Wortlaut bei *Rink, Traditions of the Eskimo 217—221.* — [2] Wortlaut bei *Rink, Traditions of the Eskimo 288—291.* — [3] Wiedererzählt von *Rink, Traditions of the Eskimo 262 ff., 298 ff.*

Doch freilich auch da, wo diese höhere, vorstellungsstärkere Stufe erklommen ist, ist alle künstlerische Leistung an sich mehr auf die Erfindung, auf den Gegenstand gerichtet. Aber man ist froh zu finden, dass auch der Form schon ein Teil dieses Mühens gilt. Alle die einfachen Mittel der Stilisirung durch Wiederholung sind selbstverständliches Handwerkszeug, es kommen schon die feineren der Verwicklung und Spannung in Betracht. Die Sprache ist in unserem Sinn einfach und traulich erzählerisch; von der Redeweise anderer, auch amerikanischer Urzeitvölker her gesehen, flüssig und gewandt in den Ausdrucksmitteln wechselnd. Und zuweilen dringt doch schon ein Laut von vollkommener Süssigkeit aus diesen Reden. Man höre nur den Anfang einer der ältesten Geschichten, der von Bruder und Schwester, die sich liebten und sich doch flohen: ein altes Paar blieb immerdar zu Hause, während ihre Kinder sich draussen mühten, den ganzen langen Sommer hindurch. Eines Tages blieb nur die Frau daheim, denn der Mann war auf der See im Kajakboot. Sie hörte plötzlich ein leises Geräusch von nahebei, und sie verbarg sich hastig unter den Decken ihres Lagers. Nach einer kleinen Weile wagte sie hervorzulugen, und da sah sie den kleinen Vogel Schneebunt. Er hüpfte draussen auf dem Flur und zirpte: ein Andrer wird bald hereinkommen, und der ist willens, dir ein Ding zu sagen. Nach einer Weile wurde sie von einem noch stärkeren Geräusch gestört, und da sie wieder aufsah, so gewahrte sie den Vogel Weizenohr, der gleicherweise auf dem Flur hüpfte und dazu sang: bald wird jemand kommen und dir ein Ding erzählen. Er flog davon, und bald kam ein Rabe, aber auch der ging wieder, und gleich danach hörte sie Schritte wie von einem Menschen, und diesmal sah sie eine sehr schöne Frau, die eingetreten war. Diese Frau nun, es ist die Heldin der Sage, erzählt ihre Geschichte.[1] Man sieht, die Einleitung hängt gar nicht mit dem Stoff der Geschichte zusammen, sie könnte vor jeder anderen Erzählung stehen. Aber wie selten wirksam bereitet sie nicht vor. Es ist, als ob mit wenigen Worten der Schauer der Erwartung auf das Wunder über den Hörer gebreitet werden sollte. Näher noch liegt dem Sinn der Urzeitmenschen die einfache Stärke der schicksalwendenden Worte, wie die, mit denen das verfolgte Weib den mörderischen Gatten tötet. Das tiefe Empfinden, das wieder und wieder als der bewegende Grund aller der Erregung bei Erzählern und Hörern sich fühlbar

[1] Wortlaut bei *Rink, Traditions of the Eskimo 236;* vgl. o. S. 452.

macht, offenbar sich zumeist nach der keuschen Weise junger Herzen nicht stark, sondern zurückgehalten und stammelnd, gleich als sei es kaum zum Bewusstsein seiner selbst gekommen. Nur zuweilen bricht es stark hervor, wie in der Erzählung von dem Seehundsfänger auf der Insel Aluk an der Ostküste, der die Heimat so sehr liebte, dass er sie nie, auch im Sommer nicht, verliess. Es war seine Freude, die Sonne an jedem neuen Morgen aus dem Meere tauchen zu sehen. Da er alt geworden war, beredete ihn sein Sohn, gegen Westen mit ihm zu reisen. Als die Fahrenden aber so weit gekommen waren, dass sie morgens die Sonne über dem Lande und nicht mehr über der See aufgehen sahen, da kehrte der Alte um. Auf Aluk kamen die Reisenden am Abend wieder an, sie schlugen sogleich ihr Zelt wieder auf, und am anderen Morgen noch vor der Dämmerung hörte man den Greis hinausgehen. Man wartete auf seine Rückkehr, doch er kam nicht. Man ging zum Strand, und da fand man den Alten tot. Er hatte die Sonne wieder aus dem Meere tauchen sehen, und die Freude hatte ihn getötet.[1] Es lag dem Kindervolk nahe, für den einfachen Vorgang die Einfachheit des Vortrags zu suchen, die uns fast als Stil erscheint. Aber es bleibt dieser Einfachheit der Wert des künstlerischen Vermögens, das hier die bewegende Bewegtheit zu ihrer Innerlichkeit begrenzt und sie durch keine Zutat stört. Doch freilich schöner noch als die Kunst dichtete hier das Leben.

Wer von den Kolumbianern und ihrer unendlich stoffreichen und zugleich unendlich kindhaften und — das Wort im guten Sinne genommen — einfältigen Fabel weiss, den nimmt an den Erzählungen der Grönländer zweierlei Wunder. Zunächst das Zurücktreten des Tieres in dem Personenbestand des Vordergrundes. Wohl gibt es die eine oder andere Geschichte von Tieren, so die von dem armen Knaben, der in die Einöde verstossen ist, und dem, auf seinen Anruf: Herr der Stärke komm hervor, Herr der Stärke komm zu mir, ein Wolf erscheint und ihm übermenschliche Kräfte verleiht; oder die von den beiden Mädchen, die von einem Adler und von einem Walfisch entführt werden, oder die von dem Knaben Tugtutsiak, der zum Scherz den Angakok spielte und einen Bär und ein Walross herbeibeschwor, und von ihnen über See, in ein neues Land gebracht wurde.[2] Aber allen diesen Erzählungen ist gemein, dass nicht

---

[1] *The sunrise (Rink, Traditions of the Eskimo 466).* — [2] *Kagsagsuk (Rink, Traditions of the Eskimo 93—99), A tale about two girls (126—128), The Angakok Tugtutsiak (324—328).*

Tiere allein die Träger der Handlung sind, wie bei den Kolumbianern so oft, noch dass auch nur Tiere die Helden sind, sondern immer treten sie in Gemeinschaft mit Menschen auf, immer sind ihnen nur Nebenrollen angewiesen. Der Umstand, dass Tiere wie Menschen reden, und sich wie Menschen gebärden, erscheint in diesen Geschichten nicht als geradezu unwirklich, aber auch durchaus nicht mit der schlichten Selbstverständlichkeit, wie in den Erzählungen der Kolumbianer. Ja, zuweilen gilt diese Tatsache selbst schon als so erstaunlich, dass sie zum alleinigen Gegenstand einer Geschichte wird, wie in der kurzen Fabel von dem Mann, der von drei Wanderern besucht wird. Ihm fällt an dem ersten auf, dass er von gedrungener Gestalt und langnasig ist, am zweiten, dass er kleiner ist und eine platte Nase hat, am dritten, dass er sehr klein und sehr weiss ist; aber er bewirtet sie und plaudert den ganzen Abend über mit ihnen. Aber erst als sie Abschied nehmen und davon laufen, wird er zu seiner Verblüffung gewahr, dass ein Renntier, ein Fuchs und ein Hase seine Gäste gewesen sind.[1]

Kein Zweifel, die gleichen Gründe, die unter den Gestalten des Glaubens die Tiere nicht dauernd eine so überwiegende Rolle haben spielen lassen,[2] sind auch für den Personenbestand der freien dichterischen Erzählung mächtig geworden. Oder vielmehr, es ist derselbe Vorgang, um den es sich handelt; die Tiere haben nicht so viel Macht gewonnen über die Einbildungskraft der Grönländer, wie über die der Kolumbianer. Und hier noch mehr als im Bezirk des Glaubens wird deutlich, dass es ebensowohl ein Noch-Nicht der Entwicklung ist, das hier vorliegt, wie ein Nicht-Mehr. Einmal nämlich mag das Tier hier in früheren Altern noch nicht ausschliesslich, wie bei den schneller entwickelten Kolumbianern, alle anderen Teile der Natur in den Hintergrund gedrängt haben. Später aber scheint die nachdenkliche Art dieses Volkes der endlosen Winternächte schneller den Weg zum Menschen und zu seiner Eigentümlichkeit gefunden zu haben.

---

[1] *The visiting animals (Rink, Traditions of the Eskimo 450).* — [2] Vgl. o. S. 440 und S. 453 Anm. 3. Der Ton liegt auf dauernd; dass die Tiere ein gewichtiges Anfangsglied in der Kette der grönländischen Geisterentwicklung bilden, muss aufrecht erhalten werden. Für die freie Erzählung aber haben die Beobachtungen von *Kroeber (Animal Tales of the Eskimo: Journ. Am. Folk-Lore XII [1899] 20),* der auf 380 ihm bekannte Sagenstoffe nur 30 Tiersagen, also weniger als 8 v. H. zählt, ihre volle Bedeutung. Vgl. dazu *Boas (The Folk Lore of the Eskimo: Journ. Am. Folk-Lore XVII [1904] 7 f.).*

Und hier begegnet sich die eine der Abweichungen des grönländischen vom kolumbianischen Erzählen mit der anderen. Weit wichtiger als die Entferntheit vom Tier ist die seelische Vertiefung des Geschehens: die kolumbianischen Geschichten sind weit bunter, stofflicher, äusserlich-erzählerischer als die grönländischen: oder richtiger gesagt, Höchstmass und Durchschnitt der Erzählungskunst beider Gruppen scheinen sich so zueinander zu verhalten. Auch diese Überlegenheit kann nur ein Erzeugnis des einwärts gewandten Winterlebens sein, vielleicht auch des innigeren Zusammenhalts von Familien- und Hausgenossen, der das auszeichnende Merkmal aller Völker eines Nordens, nicht allein dieses höchsten Nordens ist. Und sie mag mehr als alles andere die Verdrängung des Tieres aus den Gestalten der Dichtung befördert haben, dem man wohl die oberflächlichen Menschenähnlichkeiten, nicht aber dies zartere Erleben der Seele anzudichten Ursache hatte.

Der Erzählungsbestand der fest- und der inselländischen Eskimo ist dem der Grönländer nahe verwandt und teilt mit ihm eine nicht geringe Menge von einzelnen Stücken — sei es aus gemeinsamem Ursprung, sei es durch Übertragung: das erste bei nächster Blut- und Sprachverwandtschaft so wahrscheinlich, wie bei der Häufigkeit weiter Wanderung einzelner Volkssplitter das zweite. Wenn es schon fast selbstverständlich ist, dass die Geschichten der Eskimo vom Smiths-Sund zumeist mit grönländischen zusammentreffen,[1] so finden sich doch auch für Baffinsland und Grönland noch viel Gemeinsamkeiten, und eine gewisse, wenngleich beschränkte Anzahl von Sagen ist über den gesamten Bereich der Eskimo-Stämmefamilie von Ostgrönland bis zur Beringstrasse verbreitet. Viele örtliche und nur auf geringe Entfernungen verbreitete Stoffe treten dazwischen, dann wechseln wohl auch die Gegenstände, um wieder auf weithin die gleichen zu bleiben: so von den Mitteleskimo, will sagen etwa von der Hudsonsbai ab bis zu der Mündung des Mackenzie und bis zur Nordwestecke von Alaska,[2] wie denn sogar Trümmerstücke von Flut- und Schöpfungssagen, die man auf Algonkinursprung zurückführen möchte, bis an die Mündung des Mackenzie und bis an die Ungavabai von Labrador zu verfolgen sind.[3]

---

[1] Man vergleiche die Nachweise bei *Kroeber, Tales of the Smith Sound Eskimo (Journ. Am. Folk-Lore XII [1899] 166ff.).* — [2] Listen bei *Kroeber, Animal Tales of the Eskimo (Journ. Am. Folk-Lore XII [1899] 22f.); Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 641f., 643.* — [3] *Petitot, Vocabulaire Français - Esquimau Dialecte des Tchiglit (1876) S. XXXIV, Turner, Ungava District (Rep. Bur. Ethnol. XI) 261.*

Die Erzählungsweise der Denee hat mehr Verwandtschaft mit der der nächsten Stämmefamilien der Nordostamerikaner, namentlich der der Algonkin, als mit den Dichtungen der Eskimo. Sie weiss mehr vom Tier zu erzählen, als diese, aber sie tut es nicht in so kindlicher Einfalt, wie die Fabel der Kolumbianer, und am öftesten breitet sie bunte Bilder von allerlei Menschenschicksal, von Leiden und Listen der Frauen, Abenteuern der Männer aus. Die Hasenfelle, die am mittleren Lauf des Mackenzie wohnen, erzählen nebeneinander märchenhafte Ungeheuerlichkeiten, wie die von der Meerschlange, die so gross ist, dass sie sich von der Oberfläche der See bis zum Gewölbe des Himmels erheben kann, die jeden verschlingt, der sich ihr nähert, und die schliesslich doch durch einen Fleischköder und einen darin verborgenen übergrossen Widerhaken getötet wird, und dann wieder Geschichten, die sich gestern zugetragen haben können, die dabei viel Wissen um die Tiefen und Untiefen der Seele, selbst der Frau, verraten, und die so einen seltsamen Stoffreiz ausüben, um schliesslich freilich doch wieder in düstere Wunder und Geheimnisse auszulaufen. So die Erzählung von Atra-Natsandee, der Frau, die so schön war, dass alle Männer verschworen waren, sie ihrem Gatten zu rauben.[1] Immer war ihr Mann auf der Wanderfahrt mit ihr; er dachte, es ist nicht nötig, dass meine Frau mich verlässt. Eines Tages, als er über einen zugefrorenen See voranging, machte er sorgfältig Zeichen, damit sie, die ihm nachfolgen sollte, den Weg nicht verfehle. Aber sie war gefallsüchtig und missbrauchte seine Ergebenheit; sie sah die Zeichen wohl, aber sie bog doch von dem Pfade ab. Sie kam zu einem volkreichen Dorf, in dem die Leute viel Fleisch hatten. Ein Mann erblickte sie und hielt sie für seine Frau, obgleich ihre Kleider ganz andere waren. Er ergriff sie am Ellenbogen und sagte zu ihr: folge mir auf mein Lager. Sie lachte ihm ins Gesicht, aber er schlug sie und hiess sie Holz im Walde sammeln. Sie ging wohl in den Wald, aber sie brachte kein Holz und sagte, mein Strick ist gerissen. Da schlug der Mann sie abermals, sie floh vor ihm, aber er fing sie bald. Inzwischen hatten ihr Gatte und seine Eltern sich aufgemacht, sie zu suchen. Atra-Natsandee traf sie im Wald und verabredete mit ihrem Mann, er solle in der Nacht wohl den Feuerstein schlagen, aber die Funken verbergen. Da sie zu ihrem Entführer zurückgekehrt war, sagte sie zu ihm: ich

[1] *Ghu Ttuwé (Petitot, Traditions indiennes du Canada Nord-Ouest [1886] 296); L'Atra-Natsandé (157—162).*

glaube, die, die da kommen, um dich zu töten, haben ihren Plan aufgegeben. Es sind Faule, der Weg ist ihnen zu weit. So hast du nichts zu fürchten. In der Nacht aber hörte sie in der Nähe ihres Zeltes den Feuerstein schlagen und konnte doch keinen Funken erblicken. Auch hörte sie ein Haselhuhn glucksen. Da wusste sie, dass ihr Gatte draussen warte, nahm eine Axt und tötete den Mann an ihrer Seite. Der Gatte draussen hörte die Schläge und lachte: Ha, ich denke, mein Feind lässt sich von seiner Geliebten schön tun; sie neckt ihn wohl. Dann aber fielen er und die Seinigen über das Dorf her und erschlugen alle. Und da der Sieger abzog, führte er nicht allein seine schöne Gattin, nein, auch die des Erschlagenen mit sich und machte sie zu seiner zweiten Frau.

So weit bleibt das Abenteuer in den Grenzen des Lebens, dann aber reiht sich ein zweites daran, das über sie hinausschreitet. Wieder war der Gatte in Sorge, dass ihm seine Schöne entführt werden könnte, und er zog wieder weiter, bis er an den Strand des Meeres kam. Dort lagerten sie, und nachts erhob sich Atra-Natsandee vom Lager, zog ihre weisse Haut von dem Vogelkopf, den sie unter ihr barg, ihr Mann schlief, sie verschwand. Es kamen Bewaffnete, aber ihr Mann schlief weiter. Doch ihm war, als hörte er den Lärm von Männern, die kämpften, von Männern, die getötet wurden. Dann hörte er nichts mehr, und doch auch war sein Zelt mit Blut überschwemmt, und er unterschied Leichname, die darin schwammen, gleich den Leibern grosser Tiere. Am Meer aber sass ein grosser Vogel und frass die Leichname mit scharfen Zähnen. Und Atra-Natsandee blieb auch am nächsten Tag verschwunden, aber schon als ihr Gatte erwachte, sah er die Körper der Toten und das Blut und sah, wie das gefrässige Tier die Leiber verzehrte. Am zweiten Morgen aber fand er beim Erwachen Atra-Natsandee neben sich auf dem Lager, gleich als ob nichts geschehen wäre.

ZWEITES STÜCK

LIED, TANZ, GESANG

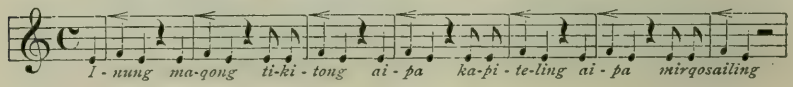
Unendlich viel zarter und seltener blüht neben dem wuchernden Reichtum der Erzählung die feine Pflanze des Liedes auf, auch hier, aller Vermutung nach, aus der Wurzel des Tanzes entsprossen. Allerdings eine scharfe Grenze zwischen

den beiden Bezirken der erzählenden und der singenden Dichtung besteht nicht. Die Mitteleskimo haben die Gewohnheit, viele ihrer Geschichten, es sind wohl die durch längere Zeit überlieferten, in der Klangfärbung der tonkünstlerischen Erzählung — des Rezitativs — herzusagen. Manche von ihnen, deren Inhalt man als ganz bekannt voraussetzt, werden in ganz abgekürzter Form vorgetragen, die sich dem Lied noch mehr nähern mag; so jene Sage von Sedna und ihrem schlimmen Geschick. Noch wieder bei anderen, die im übrigen nur im Sprechton aufgesagt werden, schiebt der Erzähler an einigen Stellen ein solches Tonstück ein. So wenn der gütige Meergeist Kalopaling den Knaben, den seine eigne Grossmutter ihm übergeben hatte, da er ihr verhungerte, warnt, als er ihm wieder entführt werden soll. Der Knabe sitzt ahnungslos auf einer Klippe, aber als die beiden Entführer sich nähern, singt Kalopaling: zwei Männer kommen, der eine in dem Doppelrock, der andere in dem Fuchspelz.[1] Dann schwimmt der Meergeist in die See und der Knabe verschwindet. Die Tonfolge, ein Beispiel für diese Mischgattung überhaupt, ist einfach genug und erreicht an Wechsel und Bewegung kaum die Responsorienweise der Formeln unserer kirchlichen Dienste. Es ist, als ob die kindhafte Einfachheit dieser Geschichte von der Liebe des Meergeistes zu dem Menschen doch in dem schlichten Tongebilde den rechten Ausdruck fände. Recht gesagt und recht gehört, rühren sie uns beide leis ans Herz.

In Grönland sind alle alten Formeln und Zaubersprüche an und für sich Tongebilde; sie wirken ebensowohl ihres Klanges wie ihrer Worte wegen. So auch reicht der Brauch der Sängerstreite und Rügegerichte offenbar in eine Zeit, in der, wenn nicht alle, so doch jede feierliche Rede gesungen wurde. Der Wortlaut eines Neidsanges auf Kukook, der ein schlechter Fänger war und um die Freundschaft der Europäer buhlte, und der vor mehr als neunzig Jahren gesungen worden war, ist überliefert: da er so lange Zeiten überdauert hat — er ist gegen 1875 aufgezeichnet worden — mag er als ein Meisterstück gegolten haben. *Der elende kleine Kukook, imakaja ha, haja, pflegt zu sagen, imakaja haja, ich will gehen aus diesem Land . . . in einem*

---

[1] *Kalopaling*, Wortlaut bei *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 620f.* Die Tonfolge mit den Urworten lautet:



grossen Boot . . . um dieses süssen kleinen Weibes willen, so beginnt es. *Dann wenn ich draussen war,* so fährt der Hohngesang fort, *imakaja haja, da werde ich wiederkehren . . . Meine kleinen schmutzigen Verwandten . . . alle werd' ich zu mir laden . . . und ihnen eine Tracht Prügel geben . . . mit eines dicken Taues Ende . . . Dann werd' ich Hochzeit machen . . . mit zwei Frauen zu gleicher Zeit . . . Die liebe kleine Süsse . . . sie soll nur Kleider von geflecktem Seehund tragen . . . und der andere kleine Liebling . . . soll Röcke haben von jungem Hauben-Seehund.*[1]

Der Wortlaut führt nicht eben aufwärts; ein Anlauf zur Form ist dennoch gemacht. Ein eigentlicher Reim ist nicht vorhanden, aber der immer wiederholte Kehrreim *imakaja ha,* der jede Zeile schliesst und dann sogleich noch einmal gleichsam eine Zeile für sich bildet, stellt doch ein haltendes Band dar. Der Ruf *haja,* der jede Zeile eröffnet, bedeutet einen neuen Formenzwang. Ein Schrittmass des Verses ist, nach der Silbenzahl zu urteilen, jedenfalls nicht genau eingehalten; doch da die Silbenzahl zwischen fünf und acht schwankt, so mag es wohl zugrunde liegen, wenngleich mit grosser Lässigkeit gehandhabt. Der Trommelschlag, der den Sang stets begleitet, bietet hierfür hinreichende Gewähr.

So auch sind die eigentlichen Lieder der festländischen Eskimo an ein sehr fest vorgeschriebenes Schrittmass von Hebungen und Senkungen gebunden. Da ist des Fängers Sang, der auf einem Ton ausgehalten wird, dafür aber einen um so genauer vorgeschriebenen Wechsel von betonten und unbetonten Silben aufweist.[2]

Als Gebilde der Tonkunst erscheinen die Lieder der Mitteleskimo von etwas leichterer Flüssigkeit, etwas süsserer Reife, als die kriegerisch rauhen Klänge des Tanzliedes der kolumbianischen Kwakiutl, die auf diesen Blättern wiedergegeben wurden.[3] Die Ausdrucksmittel sind etwas reicher, der Wechsel in der Tonlage ist häufiger, die Zwischenräume weiter gespannt. Der Sommersang, der dem Tanzlied der Kwakiutl am nächsten ist, löst doch an einer Stelle in dem Sprung zur Quinte einen

---

[1] *Nith-Song of Kukook (Rink, Traditions of the Eskimo 66).* — [2] Das Versmass lautet:

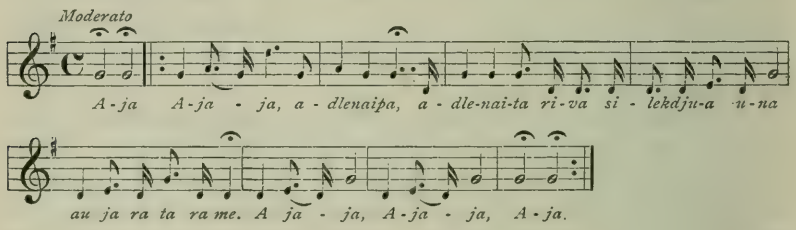
(Boas, The Central Eskimo: Rep. Bur. Ethnol. VI 650.) — [3] Vgl. o. S. 326.

stärkeren Reiz aus, ohne doch den schwermütigen Schmelz rührend kindhafter Einfachheit aufzugeben.[1] Aller der Tonkunst, die bei uns noch ältestes Gut der frühen Zeiten aufbewahrt, sind sie nahe. Ein lebendiges Jägerlied, zu singen auf der Rückkehr von der Jagd,[2] nähert sich in einigen Takten einem Kinderlied, das sie in Thüringen den kleinsten der Kleinen zum Tanz singen: diese Kinderlieder, auf die unsere Volkskunde als die berufene Wahrerin des Urzeitgutes alle Ursache hat, jedes erdenkliche Augenmerk zu richten, scheinen in einem ähnlichen Sinne wie die Märchen, die Kindererzählungen unendlich zäh und also leicht unendlich alt zu sein. Aber bezeichnend ist, dass die Ähnlichkeit da aufhört, wo die geläufige Alltäglichkeit unserer Schlusssenkungen einsetzt.

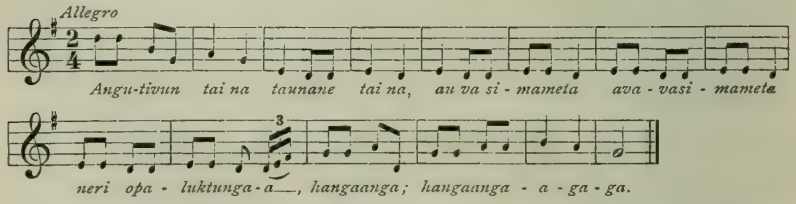
Dann wieder weckt der Gesang des Ititaujang, des Helden einer Sage, unmittelbar die Erinnerung an die ältesten Festklänge der mittelalterlichen Kirche. Auf einen einfach herben Eingang folgt in ihm ein Stück erzählender — rezitierender — Tonkunst, das mit seinen feierlich über sieben Silben ausgehaltenen ganzen Noten, keine Messe, gesungen in San Ambrogio zu Mailand, schänden würde, nur dass auch hier der zum Eingang zurück-

---

[1] *Summer Song.* Notenaufzeichnung bei *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 653.*



[2] *The Returning Hunter* (Notenaufzeichnung bei *Boas, Central Eskimo 653).*



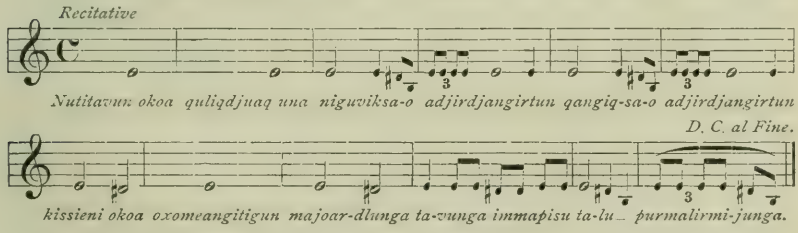
Das anklingende Kinderlied beginnt mit den Worten: Hans Philippchen geig einmal, Kindchen will mal tanzen.

kehrende Schluss die strenge Eintönigkeit der Urzeitweise zu seinem Rechte kommen lässt.[1]

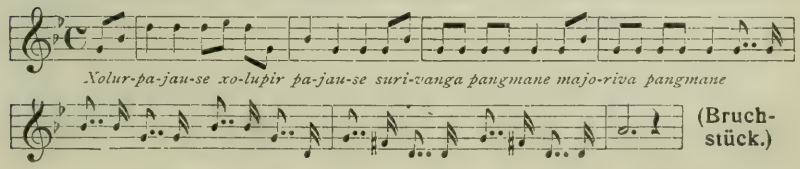
Die köstlichste Gabe, die uns Heutigen diese Tonkunst zu schenken vermag, ist einmal ihre Befreitheit von der grossen Menge nun schon Jahrhunderte alter Übereinkünfte, über deren zeitlich bedingte, von vieler leerer und allzu weicher Glätte entstellte Eigentümlichkeit unser Hören durch die einschläfernde Macht der Gewohnheit hinweggetäuscht wird. Zum zweiten ihre Einfachheit, die, von dieser Stufe selbst nur aus Mangel höherer Übung gewählt, doch zu der tausendfachen Zersplitterung und Zerteilung unserer Tonwerke ein heilsames Gegengewicht schaffen kann. Zum dritten, und hier mischt sich Gefühlsinhalt und Formenreiz: die schwermütige Klage, die alle diese Lieder singen. Es gibt einen Gesang zum Ballspiel, der wertvollste von allen bekannt gewordenen, von dem man meinen sollte, er sei als Leiter zu Lust und Spiel allem Druck von Trauer und Trübsinn enthoben. Und doch wird er von einer Tonfolge eröffnet, die, von auffälliger Ähnlichkeit mit dem Eingang von Rubinsteins Asra — die ersten vier Takte sind es, d. h. die herrschende Tonfolge des Liedes, dazu die Tonart — schon dadurch sich als in tiefe Trauer versenkt bezeugt, und selbst die eigentliche Begleitung des Spiels hält all den weichen Schmerz dieser trüb bewegenden Klänge fest.[2] Mag auch in diesem Lied die Tonkunst der Eskimo, die hier an Erfindung des Tongedankens und an Höhe der Formengebung fast den Meister später Zeit erreicht, einen Gipfel ihres Leistens erklommen haben, er ist hoch genug, um über den sehr weiten

---

[1] *Ititaujang's Song* (Notenaufzeichnung: *Boas, Central Eskimo 655).*



[2] *Playing at ball* (Notenaufzeichnung: *Boas, Central Eskimo 657).*



(Bruchstück.)

Raum aller zwischen ihm und uns liegenden Entwicklungswege der Menschheit zu uns herüber zu grüssen.

Die enge Einheit von Tanz oder vielmehr von taktmässiger Körperbewegung und Gesang, die für ein Lied überliefert ist,[1] mag für die Anfänge immer die Regel gewesen sein. Dabei fällt aber auf, dass bei den Grönländern und Eskimo Sang und Tanz zwar auch als völlig einverleibte Teile ganzer Feste auftreten, dass aber nicht im mindesten der Reichtum und die Mannigfaltigkeit kolumbianischer Feiern sich hier wiederfindet. Wohl ist auch hier eine sehr bestimmte Ordnung für die Sitze vorgeschrieben, aber es sind keine Einungen innerhalb der Siedlerschaften, für die Rang und Ordnung festgesetzt ist. Die verheirateten Frauen, so ist die Vorschrift bei den östlichen Grönländern, nehmen in dem kreisrunden Festhaus die äussersten Plätze zunächst der Wand ein, vor ihnen die Mädchen, vor diesen die Männer, die Sänger am Eingang, in ihrer Nähe die Kinder. Viele Feste sind einfach genug. Ein Sänger tritt dann auf, singt ein Lied — auch hier ist es oft ein Spottlied, wie in Grönland — die Männer hören schweigend zu, die Frauen aber fallen ein bei dem nie ausbleibenden Kehrreim Amna Aja. Mit dem Sänger wechselt ein Tänzer ab, das Tamburin, eine Handtrommel schwingend[2].

Jedes Festhaus ist einem Tornak, einem Schutzgeist als seinem Inua geweiht, und insofern steht jede Handlung, die in diesem Raum geschieht, mit den Geistern in Beziehung. Aber grössere Feiern sind mit den Oberen viel enger verflochten. So vor anderm das Fest zu Ehren Sednas, das im Herbst begangen wird. Im Herbst, wenn die Stürme anheben, hört man in ihrem Brausen die Seelen der Toten — hier Tupilak geheissen — und die bösen Geister. Wehe dem, den sie fassen können, sie bringen ihm Krankheit und frühen Tod. Die schlimmsten von allen aber sind Sedna und ihr Vater.[3] Da die anderen Geister die Luft und das Wasser erfüllen, erhebt sich Sedna aus dem untern Grunde. Das ist die Zeit im Jahre, da man der Seher am meisten bedarf. Sie ziehen von Hütte zu Hütte, und bei dem düstern Glimmen der Lampen vollziehen sie die Beschwörung. Sie legen das Oberkleid ab und ziehen das untere über das Haupt, stossen darunter unbeschreibliche Laute aus und geraten gänzlich ausser sich, damit sie einen guten,

---

[1] *Boas (The Central Eskimo: Rep. Bur. Ethnol. VI 649)* macht sonst hierüber keine Bemerkungen. — [2] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 600, 602.* — [3] Vgl. die Sage o. S. 452.

einen Schutzgeist herbeirufen zum Beistand gegen die bösen. Die mächtigste von ihnen ist Sedna, und um sie fern zu halten, wird ein allgemeines Fest veranstaltet, und es zu leiten ist dem mächtigsten von allen Angakut vorbehalten.

Ein Seil wird in einer geräumigen Hütte so aufgewickelt, dass es vorn eine Öffnung hat, ähnlich dem Luftloch eines Seehundes; zwei Angakut stehen mit Harpune und Leine neben ihm. Ein dritter aber, der stärkste Seher, sitzt im Grunde des Hauses und singt einen Zaubergesang wider Sedna. Endlich steigt sie aus dem harten Gestein und nähert sich den beiden Angakut. Sie werfen die Harpune nach ihr, aber sie reisst sich von dem Strick, an dem die Seher mit aller Kraft ziehen, los, und es bleibt von ihr nur einiges Blut an den Harpunen, das die Wissenden stolz den gläubigen Zuschauern vorweisen.

Den Tag darauf findet zur Feier des Sieges über Sedna ein etwas minder heiliges, froheres Fest statt. Hierbei teilen sich die Männer in zwei Parteien, die einen, die im Winter Geborenen, die andern, die Sommerkinder. Dann beginnt man ein lustiges Seilziehen, und wenn die Sommerpartei siegt, dann ist für den Winter viel gutes Wetter zu erwarten. Dann folgt ein ruhigerer, ernsterer Auftritt, von einfacher und doch bewegender Handlung. Alle Genossen der Siedlerschaft bilden einen Kreis um ein Gefäss mit Wasser. Der Älteste tritt hervor, schöpft aus dem Gefäss und sprengt einige Tropfen Wasser auf den Boden, indem er sich in der Himmelsrichtung neigt, in der der Ort seiner Geburt liegt, und nennt seinen Namen und seine Heimat. Ihm folgt eine alte Frau, die das gleiche tut, und so tuen alle, die beieinander standen. Für die Kinder treten ihre Mütter ein; nur die im letzten Jahr Geborenen werden übergangen. Den Alten lauscht der Umstand ehrfurchtsvoll, die berühmten Jäger zeichnet er durch Beifall aus; über die Missliebigen werden Spottreden laut.

Zuletzt mischen sich Ernst und Scherz, Zauber und Spiel. Zwei Vermummte treten auf, mit Masken vor dem Antlitz. Der eine von ihnen, der Quailertetang, treibt Männer und Weiber zu Paaren — im buchstäblichen Sinn des Worts; denn der Mann und die Frau, die zusammenkommen, dürfen den folgenden Tag und die folgende Nacht als Gatten beieinander sein. Nach diesem Spiel von wilder Lust aber schreitet der Vermummte zum Strand und ruft in einem Zaubergesang den Nordwind, dass er im Winter oft blauen Himmel schaffe, und wehrt dem Südwind. Dann wieder stellen alle den beiden Geistern nach; man wirft und sticht nach ihnen, und zuletzt bleiben sie

für tot liegen. Am Abend schliesst ein grosses Ballspiel das Fest.[1]

Aller Urzeitzauber, der noch auf den unberührten Festen unseres Landvolkes liegt, findet hier sein Seitenstück: aber was heut Spiel und Mummenschanz ist, gilt den wirklich noch in der Urzeit Verharrenden als völliger, den Wissenden wenigstens als fast völliger Ernst. Denn die eigentlich schauspielerischen Künste, mit denen die Seher dem Weihefest nachhelfen, sind doch nicht als Betrug ersonnen: die Seher selbst sind ja die Träger der Geister, die von ihnen Besessenen und Begünstigten.

Kein Zweifel: die Einübung der Spiele, Tänze, Lieder hat auch hier die Einzelnen zur Einung gezwungen, früher vielleicht, als wirtschaftliche, staatliche Zwecke. Die Selbstherrlichkeit des Einzelnen ist aber auch in diesem Bezirk noch nicht ganz verloren gegangen: die Lieder, die die Sänger bei den Festen vortragen, sind von ihnen selbst ersonnen und gesetzt. Überdies hat fast jeder Mann sein eigenes Lied und seine eigene Weise.[2] Die gute Übung der Gemeinsamkeit überwiegt immerhin bei weitem: bei Kap Barrow ist beobachtet worden, wie trefflich die zum Gesang Versammelten Takt halten, wie gut geschult die Ohren — auch zur Nachahmung englischer Lieder schnell bereit — wie wohlklingend die Stimmen der Eskimo sind. Sie sind ein Volk, das in Sang und Klang lebt: sie haben die Gewohnheit, auch allein in ihren Häusern zu singen, und auf Weg und Steg brummt und singt jeder für sich hin. Wer in der Nacht aufwacht, fängt an zu singen.[3]

Der Tanz der Eskimo bleibt vielleicht hinter ihrer Tonkunst zurück: der mindere Reichtum ihrer Zauberspiele, verglichen mit dem Besitz der Kolumbianer, mag diese Verarmung zur Folge haben. Die Wurzel für Gedicht und Gesang muss er auch hier sein. Das Schrittmass des Verses muss in Wahrheit dem Wort durch den stampfenden Fuss auferlegt sein. Dafür legt die Gestaltung des Verses ein sehr beredtes Zeugnis ab. So willkürlich der dichtende Sänger, der singende Dichter auch mit den Worten verfährt, er macht sich doch die Länge und die Kürze der Silben zum unausweichlichen Gesetz. Eine lange Silbe, die die Hebung trägt, kann nicht durch eine kurze, sondern nur durch zwei oder drei kurze Silben ersetzt werden. Die

---

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 604ff.* Weitere Feste beschreibt *Nelson (The Eskimo about Bering Strait: Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII 357ff.).* — [2] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 602, 649.* — [3] *Murdoch, The Point Barrow Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. IX) 388f.*

Beobachtung der Längen und Kürzen ist so streng, dass sie wie im griechischen und lateinischen Versmass den Vorrang vor der Wortbetonung hat. Das Wort *palirtúgun* kann im Versmass *palírtugún* betont werden. Nur in altüberlieferten Liedern ist dieses Auseinanderklaffen von Wort- und Versbetonung vermieden. Für die Herrschaft des Reigenschrittes über Wort und Gesang ist noch beweiskräftiger, dass die Einschnitte im Vers durchaus denen des Gesanges entsprechen.[1]

Wo der Tanz in den Vordergrund tritt, ist er von zurückgehaltener und doch wirkender Schönheit. Auf der Schlitteninsel in der Beringstrasse haben Kaviagmut, das sind nächste Nachbarn der Unalit, an einem Abend mehr als zwanzig verschiedene Reigen aufgeführt unter ebensoviel begleitenden Gesängen. Einmal traten sechs Männer auf, dann ein Mann und eine Frau, darauf ein halberwachsenes Paar. Dieses beugte sich erst nach der einen, dann nach der anderen Seite, endlich nach vorn, fast so tief, dass die Stirnen den Boden berührten. Es folgten noch viele Bewegungen, doch immer in strenger Übereinstimmung für den Knaben, für das Mädchen, viele von köstlich schwebender Anmut. Und immer neue Tänzer traten auf, immer neue Reigen wurden abgeschritten: manche langsam und feierlich, manche rasch und heftig.

Der Tanz paart sich nicht allein mit Gedicht und Gesang, nein, auch mit der Erzählung, verleibt sie sich gänzlich ein und wird dann, noch dazu ohne alle Verknüpfung mit Zauber oder Weihe, zum stummen Schauspiel. Am unteren Yukon sah ein Forschender einen Auftritt, in dem eine Frau die Lebensgeschichte ihres Vaters darstellte. Sie vermochte durch ihre Gebärden, heimliches Heranschleichen an den Feind und Rückzug, Kampf und Flucht, plötzliche Umkehr und glückliche Erlegung des Verfolgers mit dem Speer zu schildern, dazu noch vieles andere, das dem Weissen unverständlich, von ihren Volksgenossen völlig aufgenommen wurde. Eine andere Spielerin stellte die sömmerlichen Geschäfte der Frauen dar, insonderheit das Beerenpflücken. Dabei passten beide, die eine das leidenschaftliche, die andere das ruhende Leben ganz in den beherrschenden Rahmen der begleitenden Trommelschläge, und jede ihrer Bewegungen war von freier Anmut. In einer Siedlung der Unalit tanzen zwei Mädchen und ein Jüngling die Jagd eines Wolfes auf Renntiere, der Jüngling mit der Maske des Tieres auf dem Haupt, aber nackt bis zu den Hüften:

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 651.*

auch dies ein Spiel von völlig stilisierter Nachahmung des Lebens. Die Bewegungen der Mädchen sind denen des Jünglings ganz gleichförmig; er greift nach ihnen, ohne sie doch je zu fangen.

Allein es scheint, als erreiche diese Kunst der schönen zwingenden Herrschaft über den Leib, die nie vom Augenblick eingegeben, immer wohl vorbereitet und lange eingeübt ist, dann ihr lockendstes Ziel, wenn sie sich ganz ruhevoll und gehalten gibt. Den Gipfel des Abends der zwanzig Tänze auf der Schlitteninsel machte ein Reigen aus, nach dem der Leiter der Festes, der Häuptling der Siedlerschaft, sich stolz rühmte, dass mehrere von den Spielerinnen seine Frauen seien, und der doch nur im Sitzen ausgeführt wurde.[1] Neun Frauen und Mädchen sassen auf einem Lager entlang der Wand, alle in einer Richtung schauend, alle mit Kopf und Körper nicht nach vorn, sondern seitwärts gewandt, alle mit gekreuzten Beinen kauernd, alle nackt bis zu den Hüften. Es begannen die Männer einen Sang von Trommelschlag begleitet, seltsamer als alle anderen. Die Frauen aber antworteten den Tönen mit Neigungen, Beugungen, Drehungen der Arme, der Köpfe, der Schultern in immer neuem Wechsel und doch jede in strenger Gleichförmigkeit von allen neun Spielerinnen ausgeführt. Langsam schwebten in weichem Wellenspiel die gestreckten Arme, leise bogen sich in verführender Anmut vorwärts und rückwärts, zur Rechten und zur Linken die entblössten Leiber, weiss leuchtend vor der nächtig schwarzen Wand.

FÜNFTER ABSCHNITT

HEILKUNDE, WERKZEUG, WISSEN

In den grossen und groben Zügen erscheint die Heilkunde der Nordländer mit der der Kolumbianer so nahe verwandt, dass es nicht not tut, von ihr von neuem Bericht zu erstatten. Auch hier gilt die Krankheit als Hervorbringung der bösen Geister, auch hier ist die Aufgabe des Seheramtes, durch Beschwörung hilfreicher Geister, insonderheit des eigenen Schutzgeistes, den Kampf mit diesen üblen Feinden aufzunehmen,

[1] *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 354ff.*

auch hier ist der Priester recht eigentlich als Zauberer-Arzt emporgekommen, auch hier wirkt diese Behandlung nur, soweit dem Kranken eine grosse Durchschütterung der Seele nützen kann, darüber hinaus ist sie gänzlich machtlos. Damit mag zusammenhängen, dass die Eskimo einem Kranken dann, wenn sein Übel schlimm wird, abseits vom Hause ein Schneehaus oder ein Zelt erbauen, in dem man ihm wohl einige Nahrung, aber keine Wartung angedeihen lässt. Doch scheint dies Verhalten nicht so sehr von Mangel an Gefühl, als von einer schönen und gefassten Gleichgültigkeit gegen den Tod herzurühren, die insonderheit die Sterbenden selbst an den Tag legen. Man besucht ihn wohl; ist ihm aber das Sterben nahe, verschliesst man diese Hütte des Todes gänzlich und lässt den Leidenden das Ende allein erwarten.[1]

Die kolumbianische Vorstellung, dass die Krankheit selbst ein körperliches, greifbares Etwas sei, findet auch hier sein Seitenstück: die Eskimo am Smiths Sund werden von ihren Angakut dahin belehrt, dass die Krankheit durch einen Vogel herbeigeführt werde; alle Pein entstehe durch das Picken seines Schnabels; er sei nur dem Seher sichtbar. Dessen Aufgabe ist, ihn zu töten. Allein, und hier macht sich eine sonst seltene Umgestaltung des ärztlichen Amts in das priesterliche geltend, der Kranke kann auch am Auftreten der Krankheit schuld sein. Hat er sich gegen eine der in diesen Gegenden sehr zahlreichen tabuartigen Vorschriften vergangen, hat er Renntierfleisch in sein Boot genommen, wenn er auf die Walrossjagd ging, so wird er krank; hat eine Mutter die Tranflecke unter der Lampe beseitigt, so wird ihr Kind krank. Und dies geschieht so, dass sich ihm etwas anhängt, sei es der verletzte Geist, sei es der Geist der Übertretung selbst, und vielleicht ist der Vogel nur die Verkörperung dieses üblen Anhängsels.[2]

Die Sorge der Eskimo um ihre Gesundheit ist gering; die verdorbene Luft ihrer Erdhäuser, deren Öffnungen sie ängstlich schliessen, um die kostbare Wärme im Innern zu erhalten, verursacht ungewöhnlich viel Erkrankungen der Lunge. Der Skorbut, an dem sie ebenfalls oft leiden, mag aus der gleichen Quelle oder aus Unzweckmässigkeiten der Ernährung stammen[3]. Auch hier ist das Schwitzbad, dazu die vernünftige Sitte, im

---

[1] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 602f.* — [2] *Kroeber, The Eskimo of Smith Sound (Bull. Am. Mus. Natur. Hist. XII [1899] 309),* dazu *Boas, The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay* (ebenda XV 1) *358, 124f.* — [3] *Turner, Ungava District (Rep. Bur. Ethnol. XI) 187.*

Hause die Kleider abzuwerfen, das einzige Verdienst, das sich ihrer Aufmerksamkeit für das Heil des Leibes nachrühmen lässt. Immerhin sind sie doch auch zu Augenschützern[1], Blendschirmen aus Holz oder Haut gekommen, mit denen sie ihren ohnedies vom Qualm der Tranlampen arg geplagten Augen gegen den gleissenden Glanz der endlosen Schnee- und Eisebenen zu Hilfe kommen.

Die Arznei tritt neben allem Geisterbeschwören zurück, aber sie wird angewandt; vielleicht auch deshalb seltener, weil die Bewahrer des Zauberglaubens, in Grönland zumeist alte Frauen, zu den Sehern in so schroffem Gegensatz stehen. Die Bewohner der alaskanischen Küsten haben Formen des Aderlasses und des Zahnziehens gefunden.[2]

Vom Werkzeug der Nordländer war schon die Rede.[3] Die Werkzeugkunde der Denee ist freilich weit zurückgeblieben; selbst die westlichen Gruppen sind von ihren kolumbianischen Nachbarn abhängig und kennen nicht einmal das Beil, ja, mit Ausnahme der Chilchotin, sogar nicht den Steinhammer. Die Eskimo von Alaska dagegen haben sogar die Brennerei von Gefässen ausgebildet, eine um so erstaunlichere Leistung, als sie sie den Kolumbianern, die die Töpferei selbst nicht kennen, nicht ablauschen konnten.[4] Den Gipfel aller eskimoischen Werkzeugkunst bedeutet das Kajakboot der Grönländer, das ganz schlanke, schmale Boot, das für einen Mann bestimmt, oben gedeckt ist und nur eine runde Öffnung für seinen Körper frei lässt. Verbindet der Mann, der es innehat, noch seine Jacke mit diesem Deck, so ist das Ganze völlig wasserdicht: ein Wunderwerk urzeitlicher Werkkunst, nur die Rippen aus Holz oder Walfischrippen bestehend, alles übrige aus Seehundsfell, leicht wie eine Feder und von so klug berechneten Formen, dass alle heutigen Rennboote, selbst noch unsere kleinsten Kriegsschiffe, von ihm in gewissen Stücken gelernt haben. Die grossen Boote, deren Bau die festländischen Eskimo ausgebildet haben, zeugen von unverächtlicher Schiffsbaukunst, aber ihr massiges Gefüge, ihr schwerer Rippenbau und Belag, lässt sie nicht die wunderwürdige Höhe der Kajaks erreichen.[5]

---

[1] Berlin, Museum IV A 135, IV B 25. — [2] *Rink, Traditions of the Eskimo 52f., Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 309f.* Mir will scheinen, als müssten in dieser Richtung noch mehr Nachrichten gewonnen werden können. — [3] Vgl. o. S. 388f. — [4] *Father Morice, The Western Dénés (Proc. Can. Inst. III. Ser. VII) 137f., Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 201.* — [5] Nansen, Eskimoleben 26ff.; *Rink, Traditions of the Eskimo 6; Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 527f.; Bancroft, Pacific States I 59.*

Der Hausbau kann kaum als Kunst angesehen werden, als Erzeugnis des Handwerks ist er unverächtlich. Das unterirdische Höhlenhaus der festländischen Eskimo, das man am Mackenzie aufgefunden hat, und das sicherlich die älteste Form darstellt, ist im Innern doch schon völlig mit Holz ausgeschlagen und durch Stämme, die als Säulen dienen, gestützt.[1] Das in Grönland beliebte Erdhaus nimmt sich aus, wie die nächst höhere Stufe des Höhlenhauses; es ist, als hätte sich dieses langsam zur Höhe gehoben und dabei den Erdmantel mitgenommen. Denn es ist mit Torf, mit grasdurchwachsenen Erdstücken belegt, und auch der schützende Erdgang ist noch andeutungsweise beibehalten in Gestalt eines gleichfalls mit Erde belegten Vorraumes.[2] Auf künstlerische Wirkung können am ehesten noch die Schneehäuser Anspruch machen: an der Davis-Strasse hat man Werke von völlig regelmässigem Fugenbau und ganz reiner Kuppelform gefunden, die doch ein wenig bereits den Weg zum Ziel ravennatischer Grabkapellen einschlagen.[3] —

Schon die Sprache der Eskimo lässt vermuten, dass ihre Denkkraft nicht gering zu schätzen ist. Als Werk des schaffenden Verstandes ist sie ein ausserordentliches Zeugnis Begriffe fassender und wandelnder Stärke, um so mehr, als sie wie jede Sprache hohen Ranges ein Bau von Abgezogenheiten und reinen Formen ist. Gewiss ist sie nicht ganz ein Werk des Geistes dieser Stämmefamilie; dass die sonst weniger weit entwickelte Schwesterfamilie der Denee auch schon einen Sprachbau von nicht geringerer Gliederung aufzuweisen hat, beweist, wie reich das Erbe war, das auch die Eskimo anzutreten hatten, bevor sie in ein Sonderdasein traten. Immerhin eben die feinsten Ausgipfelungen, die letzten Zuspitzungen, die fädenreichsten Verwickelungen bleiben das Werk ihres grübelnden Scharfsinns.

Vielleicht hat sich ihr geistiges Können ganz an diese eine Auswirkungsform vergeben. Ihre übrigen Leistungen ragen weit weniger über die Höhe mittlerer Urzeitvölker. So reichen die Zahlen an sich bis fünf, sie werden fortgesetzt mit den Hilfsbezeichnungen an der anderen Hand, am ersten Fuss, am andern Fuss bis zwanzig, zur Not auch mit den weitern Zusätzen am andern, am zweiten, dritten Menschen und so fort. Man sieht aber, dass ohne Zutun der Europäer ein solcher Zahlenbau

---

[1] Grund- und Aufriss bei *Petitot, Vocabulaire Français-Esquimau (1876) S. XXII; Rink, Traditions of the Eskimo 6f.* (Abbildung). — [2] Modell aus dem Jahre 1839 (Berlin, Museum IV A 114.) — [3] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 542f., Fig. 492f.* Ich denke an die Gruftkirche der *Galla Placidia: Ravenna, SS. Nazario e Celso.*

kaum über zweihundert fortgeführt sein mag, wenn man so weit gegangen ist. Zweihundert ist deswegen eine wahrscheinliche Grenze, weil es für zehn und den zehnten noch eigene Worte gibt.[1] Die noch ganz unberührten Nordwestgrönländer gehen schon nicht gern mit Zahlen über fünf um.[2] Auch die Zeitrechnung ist sehr einfach: man unterscheidet in Grönland die Jahreszeiten nach dem Kommen und Gehen der wandernden Tiere; auf dem Festland ist man weiter gekommen und teilt das Jahr in dreizehn Monde, wobei die allmählich entstehende Unordnung dadurch behoben wird, dass immer nach einigen Jahren der dreizehnte Monat, er heisst der sonnenlose, in der Mitte des Winters ausgelassen wird. Es geschieht, wann auf den Sonnwendtag ein Neumond fällt. Die Himmelskunde der Eskimo reicht noch bis zur genauen Beobachtung der Stellung von Sonne und Mond und einigen Sternbildern, des Grossen Bären, der Plejaden, des Orion. Sie ist so scharf, dass sie auf dem Meer mit voller Sicherheit die Fahrt nach ihr zu richten vermögen.[3]

Von aller Beobachtung der Natur ist die erfahrende Erdkunde bei den Eskimo am weitesten gediehen. Die Bezeichnung der Himmelsrichtungen weicht von unserer Weise ab: sie legt nur den Süden so fest, wie wir es tun; die anderen Gegenden des Himmels sind nach den je am Orte meist wehenden Winden gelegt nach Ost-Nord-Ost, West-Nord-West und so fort. Für die Gestalt der Länder aber haben sie ein Erinnerungsvermögen, das unser an hundert Krücken gewöhntes Gedächtnis beschämen könnte. Sie finden bei ihren über Hunderte von Meilen gehenden Wanderungen untrüglich den Weg, und kennt ein Landfahrer die Gegenden nicht, in die er reisen will, so nimmt er eine auf Schnee gezeichnete Landkarte mit. Diese Landkarten stimmen mit den besten von Europäern entworfenen gut überein: zuweilen widerfährt dem Zeichner, dass er seine Heimat etwas zu gross anlegt; sind ihm aber einige feste Punkte gegeben, so vermeidet er auch diesen rührend-kindhaften Fehler. Karten dieser Art verzeichnen von langen Küsten jede Landspitze, jede Bucht und jede Föhrde. Es kommt vor, dass ein solches Meisterwerklein fünfhundert englische Meilen umspannt.[4]

---

[1] Kleinschmidt, Grammatik der grönländischen Sprache (1851) 37ff.; Bourquin, Eskimosprache (1891) 50. — [2] *Mylius-Erichsen og Moltke, Literære Grønland Ekspedition 229.* — [3] *Rink, Traditions of the Eskimo 65; Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 647f., 643.* — [4] *Boas, The Central Eskimo (Rep. Bur. Ethnol. VI) 643f.,* dazu *Fig. 543—546.* Abbildungen dazu *Nelson, Bering Strait* (ebenda XVIII) *197.*

Weit geringer als das erdkundliche ist das geschichtliche Erinnerungsvermögen der Eskimo ausgebildet. Ihre genaue Zeitrechnung umspannt nach vor- und nach rückwärts nur zwei Jahre. Nur wenn ein Ereignis sich ihrer Vorstellungskraft so tief einprägt, dass die Sage ihr spielendes Rankenwerk darum schlingt, mag es aufbewahrt werden und dann auf erstaunlich lange Zeit. So hat sich ein Nachhall von den Kämpfen der Normannen mit den Skrälingern zu Ende des vierzehnten und in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten; es sind freilich nur kleine Einzelgeschichten. Im Süden von Baffins-Land hat sich bis heute noch eine Überlieferung von der Landung des Entdeckers Frobisher in den Jahren 1576 bis 1578 erhalten.[1]

Die Eskimo haben, vielleicht aus derselben Kraft, wie ihre Sprache, auch die bildhaften Anfänge einer Schrift mit einer Schärfe und Geschicklichkeit ausgebildet, die sie in diesem Stück über andere amerikanische Urzeitvölker hebt;[2] die einzelnen Gestalten, die sie in wirksamer Vereinfachung auf Bein und Holz und Haut übertragen haben, sind von höchst bezeichnender Sinnfälligkeit, aber es scheint nicht, als hätte man diese Zeichen in den Dienst geschichtlicher Aufzeichnungen gestellt, wie bei nordostamerikanischen Gruppen geschehen ist. Sondern man hat sich mit der Aufzeichnung von Jagden, Fischzügen, Kämpfen, Reisen begnügt. Das ist um so auffälliger, als die nicht allzu fernen asiatischen Nachbarn der Eskimo, die Tschuktschen, doch schon zu Jahrestafeln gekommen sind.[3] Die geistige Leistung der Bilderschrift bleibt trotzdem bestehen, zwar ist noch durchaus nicht der Weg bis zum Ziel wirklicher Zeichen, zur Bild-Übereinkunft, zurückgelegt, aber einige Schritte in dieser Richtung sind schon getan: die nahe Berührung mit der Gebärdensprache hat auch hier vorwärts geholfen. Deren reiche Entwicklung aber ist trotz der so vollkommenen Ausbildung der Wortsprache in einem nach Dutzenden zählenden Gebärden-Wörterbuch erkennbar geblieben.[4]

Denkwürdiger, wenngleich auch vielleicht kindhafter, als alles andere ist der Keim einer Daseinswissenschaft, der in

---

[1] *Rink, Traditions of the Eskimo 308ff., Boas, The Folk-Lore of the Eskimo (Journ. Am. Folk-Lore VII [1904] 9).* — [2] *Hoffman, Comparison of Eskimo Pictographs with other American Aborigines (Trans. Anthropolog. Soc. of Washington II [1883] 19).* — [3] *Hoffman, The Graphic Art of the Eskimo (Nat. Mus. Rep. 1895) 872—901,* dazu die Tschuktschen. Tafel: *Plate 81.* — [4] *Hoffman, Graphic Art 928ff., 903ff., 948ff.*

Wahrheit doch eben in der ältesten, der Zauberschicht des Glaubens enthalten ist.

Lass mich verschwinden
Zwischen der Erde
Und dem Gletscher,

so ruft der Fänger, der einen Seehund beschleicht und glaubt, dass diese Zauberformel ihn unsichtbar für sein Wild mache. Und die westlichen Denee veranstalten bei jeder Mond- oder Sonnenfinsternis einen Tanz und singen dazu: komm, o komm hervor, in der Meinung ein böser Wind oder ein Schorf habe das Gestirn befallen und es krank gemacht und man müsse ihm helfen.[1] Dies alles erscheint uns wie Aberwitz und ist doch in Wahrheit, als Glied in der Kette der allgemeinen Zaubervorstellung betrachtet, nur ein erster Versuch, ein grosses Verstehen über die Welt und alle ihre Teile zu breiten. Indem die Dinge, belebte wie unbelebte, als von waltenden Kräften bewohnt und geleitet angeschaut werden, breitet sich ein Netz von Zusammenhängen von Verknüpfungen über die Erde. Alles ist mit allem verbunden; nichts geschieht ohne Ursache, auch das Zufälligste, das Unpassendste nicht. Rollt ein Stein vom Berg und erschlägt den Vogelfänger, so geschieht es nicht durch blindes Schicksal, sondern weil er vergass, die Zauberformel zu murmeln:

Meine Urgrossmutter und meine Grossmutter
Baten mich herein zu kommen!
Und ich kam.[2]

Es ist eine unvollkommene Weltanschauung, aber es ist eine Weltanschauung, und welche höhere Stufe der Menschheit hat eigentlich das Recht, sie klein oder töricht zu schelten? Sie umspannt alles Geschehen und sie ordnet es in jedem kleinsten seiner Einzelereignisse einem umfassenden Gesamtgedanken unter.

Aber höher noch als der ordnende Verstand dringt bildendes Ahnen. Der Glauben der Allbeseeltheit ist den jungen Völkern sicherlich noch früher als dieser Gedanke der Allverursachtheit gekommen. Die Eigner, die menschgewordenen Kräfte der Wesen und der Dinge sind durch ihre Persönlichkeit,[3] ihre Menschenähnlichkeit erst die rechten Bürgen für dieses Welt-

[1] Rasmussen, Neue Menschen, ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols (Üb. 1907) 173; *Father Morice, The Western Dénés (Proc. Can. Inst. III. Ser. VII) 154.* — [2] Rasmussen, Neue Menschen 173. Vgl. o. S. 450 f. — [3] *Ce sont des substances ayant une existence, une vie personelle* sagt von den Eignern ganz treffend *Morillot (Mythologie et Légendes des Esquimaux du Grœnland: Actes de la Société Philologique IV [1874] 234).*

bild, das Pflanzen und Steine, Seen und Sterne, Tiere und Menschen alliebend umschliesst und so alle Teile der Welt zur eigenen Höhe emporhebt.

SCHLUSS

VERKNÜPFUNGEN UND ERGEBNISSE

Es gibt für alle oder doch für viele Besitztümer der nordländischen Gesittung ein einigendes Band, doch ist es kein Ruhm, noch nur ein Ja; es ist, wenn nicht ein Nein, so doch wenigstens ein Noch-Nicht.[1] Die Unentwickeltheit der Spiele und Tänze[2] wirft auf die gesellschaftliche Entwicklung in den noch vor dem heutigen Zustand liegenden Dämmerungen ein Licht, das dieses Noch-Nicht weiter zurückrückt in die Zeiten und dort freilich fast in einen Urteilspruch verwandelt, der für damals und alle Zukunft auf Unzulänglichkeit lautet. Wenn schon die staatliche Bildung als verkümmert[3] und, was entscheidender ist, die Familienverfassung als ungegliedert keimhaft[4] erscheint und beides aus einer Wurzel, und zwar einer in das Zeitalter der Horde zurückreichenden Wurzel, erklärt werden muss: aus dem Mangel an zupackender Leidenschaftlichkeit der sinnlichen und der herrischen Kräfte, des Geschlechts- und des Machttriebes, so wird nun offenbar, dass in diesem Völkerstamm dem Zeitalter der Horde nicht allein die Entwicklungskeime für die Zukunft abgegangen sind, nein, dass es auch den Aufgaben seiner eigenen Stufe hier nicht gerecht geworden ist. Wurde festgestellt, dass die Familie der reichen Entfaltung der Geschlechterverfassung ermangelt, weil hier die Horde nicht mit der Horde sich paarte, nicht zur Doppelhorde anwuchs,[5] wurde vermutet, dass der zwerghafte Wuchs des Staates auf diesen Mangel einer Geschlechterordnung und damit wieder auf jenes noch frühere Versagen der Horde zurückzuführen sei, so war noch immer die Erklärung möglich, dass in diesem kühlen Norden der Geschlechtstrieb nicht genug von dem lodernden Feuer entzündet habe, in dem Horden zu Doppelhorden, Familien zu Geschlechtern, Geschlechter zu Völkerschaften zusammengeschweisst werden. Diese Erklärung ist nicht unrecht, aber

[1] Die im folgenden berufenen Stellen beziehen sich auf den vorliegenden Band dieses Werkes. — [2] I 498. — [3] I 414. — [4] I 405. — [5] I 408.

sie ist einseitig: eben aus dem weiteren Ausbleiben der grossen Weihespiele lässt sich erschliessen, dass die Horde auch der Innengebilde ermangelte, die die in jedem Betracht entgegengesetzte kolumbianische Horde in so reicher Fülle entfaltet hat: der Altersbünde und Geheimgesellschaften. Und diese haben nichts mit dem Geschlechtstrieb zu schaffen. Es wird offenbar, dass es wirklich die vergesellschaftende, die Genossenschaften bildende, mit andern Worten: die im gesellschaftlichen Leben schaffende Kraft war, die hier überhaupt versagt. Denn bei der einmal eingeschlagenen Richtung aller Menschheitsentwicklung auf die Gemeinschaft hin konnte ein Volk sich nur in dieser Form schöpferisch betätigen. Hätten nun auch nach Massgabe des kolumbianischen Seitenstückes die Altersbünde nach Ablauf des Zeitalters der Horde wieder absterben müssen,[1] sie hätten doch auch hier einen emporwachsenden Geschlechterstaat mit ihrem Geisterdienst, ihren grossen Weihespielen und insbesondere ihrer Schulung zur Genossenschaft den Boden bereiten können.

Für die Einheitlichkeit aller einzelnen Gesittungsreihen ist bezeichnend, wie die geistigen Entwicklungen das Schicksal der gesellschaftlichen teilen, eben weil beide durch so viele Bande zur Einheit verknüpft sind. Bei aller Anlage der Eskimo zu Tanz- und Tonkunst werden vielleicht einzelne Hervorbringungen feiner, edler — so die Gesänge — aber die Gesamtheit dieser farbigsten Tätigkeitsform spielerischer Schaffenskraft bleibt zurück. Die Zierkunst erleidet ein ähnliches Schicksal. Am bezeichnendsten ist die Entwicklung des Glaubens: hier ist die Gestaltenfülle der Tiergeister weit geringer als die der glücklicheren Nebenbuhlerin[2] der kolumbianischen Stämmefamilie. Daraus folgt, dass auch keiner der Tiergeister sich zum Heilbringer hebt, dass mithin auch die Keimform der zukünftigen Gottesgestalt noch nicht entsteht. Alle diese geistigen Entwicklungen gehören zusammen. Diese reichere Blüte des Geisterdienstes hätte eine vollere Entfaltung des Schauspiels und der Zierkunst zur Folge gehabt.

Auffälliger als jeder andere Mangel und zugleich beiden Bezirken des Lebens gemeinsam ist das Versagen der starken Persönlichkeit. Von Häuptlingen, die sich über ihren Tod hinaus einen Namen gemacht hätten, hört man noch fast nie.[3] Wohl sind auch hier den Häuptlingen die Seher auf der Bahn zum Einfluss weit vorangegangen: aber auch sie sind noch weit

---

[1] I 158f. — [2] I 439ff., vgl. I 241f. — [3] Doch vgl. I 418, 401, 413.

entfernt vom Ziel übermächtiger Durchsetzung eines einzigen Willens. Nicht einmal die Entwicklung der Glaubensgestalten — die oft Vorläufer, oft Spiegelbild der irdischen Persönlichkeitsgeschichte ist — weist den starken Zug dem persönlichen Gott entgegen auf, den die kolumbianische genommen hat. Denn deren Tiergeister und Tierheilbringer waren, das verkennt man leicht, ja nur Widerhall einer Steigerung des Menschenreichs über sein Mass hinaus: das Tier war nur Zeichen und Maske für die Menschen selbst. Aber auch diese Fata Morgana eines himmlischen Wolkenbildes fehlt hier über dem Erdenleben des Einzelnen.

Der Grund zu all diesen Zurückgebliebenheiten liegt nahe genug: die Kargheit von Land und Himmel. Was hier behauptet wird, erwartet man von vornherein. Aber nur bei sehr vorsichtiger Abwägung aller einzelnen Umstände wird man die Verkettung der aus dieser einen Ursache entspringenden Wirkungen nachweisen können.

Doch was den Nordländern freilich nicht zum Ruhme gereicht, macht ihre Zustände für die Entwicklungsgeschichte eher noch wertvoller. Denn eben jede dieser Zurückgebliebenheiten besagt nichts anderes, als dass die Erkenntnis hier weiter rückwärts auf dem Wege der Menschheit dringen kann, als bei den reiferen Völkerstämmen. Es ergibt sich in der Tat, dass hier das Zeitalter der Horde zwar schon durch die Ausbildung der Sonderfamilie überwunden ist, dass aber stärkere Reste selbst des uneingegrenzten Geschlechtsverkehrs sich noch erhalten haben,[1] und dass die unterste staatliche Einung der Siedlerschaft oder der Hausgenossenschaft im Grunde noch die alte Horde ist,[2] selbst vor der Verdoppelung. Es ergibt sich ferner, dass auch im Glauben eine Urzeitschicht, die des Zauber-, Allkraft- und Allseelenglaubens hier in einem Umfang noch zutage liegt,[3] der selbst jene Überlebsel der Hordenordnung an Wichtigkeit übertrifft.

Nun aber würde eine Beurteilung der Nordländer, die nur diese Unreifheiten betonte, völlig einseitig sein. Neben ihnen finden sich Errungenschaften, die wiederum untereinander eine Ähnlichkeit haben, und zwar ebenfalls eine Ähnlichkeit der Wachstumsform. Die Sprache offenbart sie am stärksten. Sie ist unzweifelhaft das höchste Erzeugnis des nordländischen Geistes und auch, an sich betrachtet, eine Hervorbringung hohen Ranges. Und trotzdem trägt sie das Gepräge einer auffälligen Zwiespältig-

[1] I 403f. — [2] I 415. — [3] I 449f., 458f.

keit: sie hat bestimmte Vorzüge zu treibhaushafter Vollkommenheit herausgetrieben, hat aber ganz alte Nachteile mit derselben Zähigkeit aufrecht erhalten, mit anderen Worten: ihr Wachstum ist ein Teilwachstum, kein gleichmässiges Emporsteigen einer Gesamtheit. Der unendlich feinen Innengliederung der langen Wortgebilde widerspricht die unerträgliche Schwerfälligkeit und Unzerteiltheit dieser Satzwörter: ja die bessere Innenbaukunst dieser ungeheuren Wortgebäude mag sie am wirksamsten vor dem Zerfall in kleine Sprachbauteile,[1] der so notwendig gewesen wäre, bewahrt haben. Dem entspricht, nur in viel kleinerem Massstabe, das Verhalten der Bilderschrift, die an Schärfe der Zeichnung eine in Amerika seltene Vollkommenheit erreicht hat, an Zerspaltung und Fortbildung zur wirklichen Wortzeichenschrift aber weit hinter den besten nordostamerikanischen Entwicklungen zurückgeblieben ist.[2]

Noch auffälliger ist die gleiche Erscheinung des Teilwachstums in der Entwicklung des Glaubens. Wohl bleiben die Allseelengestalten der Eigner aus der Ururzeit frisch erhalten, aber gleichzeitig wachsen doch einige von ihnen unter fast völliger Übergehung des Tiergeistalters zu Geistern menschlicher Gestalt und hohen Ranges heran, die zwar durchaus nicht die feste Persönlichkeit der kolumbianischen Heilbringer und keimenden Götter haben, wohl aber grosse Macht bei sich versammeln.

Auch im gesellschaftlichen Leben fehlt es wenigstens nicht an einem Seitenstück. Sitte und Recht bleiben zwar ebenso keimhaft wie alles staatliche Leben, aber der Gebrauch des Rügegerichts offenbart eine Schulung des Gemeinschaftsgeistes, eine Zartheit der Rücksichtnahme auf den Genossen der gleichen Einung, die hoch hinauf weist auf der Stufenfolge der sittlich-rechtlichen Entwicklung der Menschheit. Die Liebenswürdigkeit dieses Volkstums ist von allen gerechten europäischen Beobachtern auf das rückhaltloseste anerkannt.[3]

Aus dem allen aber ergibt sich wiederum für die Ursachenverkettung des Zurückbleibens der Eskimo, das im ganzen unumstösslich bleibt, dass nicht Blut und Volkstum an ihm die Schuld tragen können. Sonst wären so ausserordentliche Teilerfolge nicht denkbar. Sondern es kann nur die Ungunst der Umwelt sein, die einen an sich — d. h. mit amerikanischem Massstab gemessenen — höchst entwicklungsfähigen Völkerstamm so weit zurückgehalten hat. Die Fähigkeiten, die in der nachdenklichen Stille des Hauses zu pflegen waren, die begriff-

[1] I 475. — [2] I 50f. — [3] Nansen, Eskimoleben 97, 99, 129.

liche Fortbildung der Sprache und des Glaubens, die Ausführung scharf gesehener Zeichnungen, das zarte Gebild eines rücksichtsvollen Gemeinschaftsgeistes, sie sind trotzdem gediehen.

Wieviel von allen Gesittungsgütern der Nordländer ihnen als Eigentümlichkeit und selbständige Errungenschaft zuzuschreiben ist, kann erst aus einem allseitigen Vergleich entnommen werden, der nicht allein ihre amerikanischen, nein, auch ihre asiatischen Nachbarn heranzieht. Erst dann ist auch noch, abgesehen von den Übertragungen, der Entwicklungswert des einzelnen geistigen oder gesellschaftlichen Besitztums zu ermessen: die Fülle der Lichter, die von der nordländischen auf die kolumbianische Entwicklung fallen,[1] lässt erkennen, wie keine einzige noch so gefestigte, noch so reiche Stämmefamilie aus sich selbst erkannt werden kann.

Nur eine Anzahl bestimmt nachweisbarer Einstrahlungen lässt sich ohne weiteres feststellen: der Geschlechterordnung[2] und der Potlatschfeste,[3] der Tiergeisterdienste,[4] der Zierkunst bei den Denee des Westens[5] und einigen alaskanischen Eskimogruppen[6]: alles dies kolumbianischer Herkunft, dazu Flut- und Heilbringersagen bei den östlichen Denee, vermutlich von Algonkin-Ursprung. Vernimmt man ferner, dass bestimmte spätere Lieder der Edda auf grönländische Normannen zurückzuführen sind, so kann man sich der Vermutung nicht erwehren, auch normannische Einwirkungen müssten die grönländische Gesittung beeinflusst haben, wenn nicht gar schon jene irischen Mönche, die ein Jahrhundert vor der normannischen Entdeckung Grönland aufgefunden und betreten haben, Keime europäischer, keltischer oder christlicher Gesittung dorthin übertragen haben.[7] Man könnte an die Gestalten der Riesen und der Zwerge in der heiligen Sage der Grönländer als germanischen Ursprungs verdächtig denken, oder an die Auffassung von einer strafenden Verschickung der Seelen von Missetätern[8] in das üblere Oberreich als christliche Einstrahlungen. Sie sind nicht so deutlich

---

[1] I 510 und I 155f. (Altersbünde), I 498 und I 310 (Tänze), I 439 und I 236 (Tiergeister), I 464 und I 281ff. (Kunst). — [2] I 398f., 405f. Nachträglich finde ich in dem Aufsatze von *Father Morice, Are the Carrier Sociology and Mythology Indigenous or Exotic (Comptes Rendus Soc. Roy. du Canada X [1892] Sect. II 114ff.)* ebenfalls die Meinung vertreten, dass die Geschlechter der Tachel kolumbianischen Ursprungs sind, ohne dass doch die oben versuchte Zerlegung der beiden Mischbestandteile dort in Angriff genommen wäre. — [3] I 422 (bei Denee), dazu bei den Eskimo der alaskanischen Küste vgl. *Nelson, Bering Strait (Rep. Bur. Am. Ethnol. XVIII) 287.* — [4] I 456. — [5] I 468. — [6] I 465. — [7] Bugge, Die Wikinger (Üb. 1906) 219, 99. — [8] *Rink, Traditions of the Eskimo 42f.*

zu verfolgen, wie das üble Herabsinken der alten Erzählerkraft des grönländischen Volkes unter dem Einfluss neuester europäischer Zeitungsgesittung.[1]

Innerhalb dieses Völkerstammes macht sich eine Spaltung in zwei Teile sehr deutlich geltend, so stark, dass Zweifel aufsteigen, ob die Stämmefamilie der Denee nicht mit dem gleichen oder gar grösseren Recht den Nordostamerikanern in nächster Nähe und deren einer Untergruppe, den Algonkin, zuzuordnen wären. Sprache und Jägertum nähern sie diesen, die Gemeinsamkeiten der äusseren Lage und mancherlei Gesittungsgüter weisen sie doch eher zu den Eskimo. Eine Oberschicht innerhalb der Denee bilden die westlichen, doch offenbar mehr, weil sie die Nachbarn der Kolumbianer sind, als aus überlegener Anlage. Die Eskimo sind gleichartiger: nur dass die Grönländer vielleicht als Erzähler und als Glaubensbildner einen leisen Vorrang behaupten; einen anderen Brennpunkt eskimoischer Gesittung bilden die Küstenstreifen von Ostalaska, ebensosehr vielleicht weil sie noch von kolumbianischen Einwirkungen erreicht sind, als weil sie von etwas überragenden Gruppen bewohnt werden.

Die Denee entziehen sich für heut noch in vielen Stücken unserer näheren Kenntnis.[2] Die Eskimo aber stehen als ein scharf sich abhebendes, wohlumrissenes Volkstum vor unseren Blicken. Kinder an Ursprünglichkeit ihres Glaubens und ihrer Ordnungen, aber auch an Zartheit ihres Sinnes, vermögen sie mehr noch als viele andere Stämmefamilien der Urzeit, Liebe zu werben für diese Kindheit der Völker, der Menschheit. Sie haben eines der härtesten Lose erwählt, die den Völkern der Erde zugefallen sind. Sie bewohnen, wie von ihnen, zur Seltenheit sicher, bekannt ist, ihr eisiges, ödes Land schon länger als ein Jahrtausend und lieben es doch mit unerschütterlicher Treue. Die ersten Grönländer, die man nach Dänemark verschleppte, sind auf Fluchtversuchen, die sie, um die Heimat wiederzusehen, unternahmen, oder aus unstillbarer Sehnsucht nach dem grünen Land der Väter gestorben. Die winterlichen Wüsten in der Nachbarschaft des Pols aber hat dies Volk erfüllt mit der stillen Anmut seiner Lieder und Tänze, seiner Sitten, seiner Seele.

[1] Man vgl. z. B. Danielsen, Meine Tour als Lotse mit den Amerikanern (S. Rink, Kajakmänner, Erzählungen grönländischer Seehundsfänger [Üb. 1897] 65ff.). — [2] Wenn mir verstattet ist, der werktätigen Völkerkunde einen Rat zu erteilen, möchte ich darauf dringen, dass den östlichen, aber auch noch den westlichen Denee viel mehr Eifer und Forschung zugewandt werde, als bisher.

ANHANG

HILFSBEGRIFFE

ERSTE FOLGE

Ein seltsamer Widerspruch beherrscht noch mehr als einen Bezirk der Geschichtsforschung. Während die Geschichtsforschung unserer Zeiten sich mit allem Recht auf die Strenge ihrer Forschungsweise beruft, so weit es auf die Prüfung und Zerlegung aller Quellenschriften ankommt, — sie geschaffen zu haben ist ja ihr grösster Erfolg, ihr bester Ruhm — hat sie nach der anderen, fast möchte man sagen, inneren Seite noch fast keinerlei Grundsätze wissenschaftlicher Genauigkeit aufgestellt. Und wenn es rühmliche Ausnahmen gibt, wenn in Sonderheit die mittelalterliche Rechts-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte ebenso die neuere Verwaltungsgeschichte sich scharf umgrenzte Begriffe geschaffen haben, so verdanken sie das fast durchweg der Beihilfe der nächstbenachbarten unter den Begriffswissenschaften, der Rechts- und Volkswirtschaftslehre. Von selbst wären sie vermutlich zu diesem Ziele nie gekommen, es sei von neuem erinnert an Rankes spanische und Gneists englische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Und wenn wieder und wieder das Urteil laut wird, Ranke sei auch in diesem Stücke vorbildlich, so beweist das nur viel schlagender, wie wenig man sieht, worauf es eigentlich ankommt. Dem Ruhme Rankes soll wahrlich kein Abbruch geschehen, aber mehr noch als die Wahrhaftigkeit der Wissenschaftsgeschichte fordert die Sorge um die Zukunft, dass die Anteile an der Entwicklung der Geschichtsforschung sauber abgegrenzt werden.

Am wenigsten wird ein so weitgedehntes Werk, wie das auf diesen Blättern begonnene, auf begriffliche Grundlegung verzichten dürfen. Denn da es sich anschickt, alle Jahrhunderte der Geschichte, alle Länder des Erdkreises zu durchwandern, würde es haltloser Beschreibung verfallen, wollte es nicht feste Massstäbe auf die Reise nehmen. Es würde dann am wenigsten hoffen können, sein letztes Ziel, eine einheitliche Betrachtung des Gesamtverlaufs der Geschichte zu erreichen, aber es würde ebensowenig seiner ersten Aufgabe, einer durchsichtigen Anordnung des ungeheuren und verworrenen Stoffes gerecht werden.

Aber je ausgedehnter die Tragweite dieser Masstäbe sein soll, desto schwieriger ihre Anfertigung. Und — das bleibe unverhüllt — desto vorläufiger wird ihre erste Gestaltung auch ausfallen können. Denn dieser verderbliche und doch wieder so segensvolle Kreislauf ist es ja, in den alle derartige Unternehmungen geraten: die helfenden Begriffe sollen, angeblich schon bereit liegend, dem späteren erfahrungsmässig zu ge-

winnenden Bau der Geschichte zum Grunde dienen, während in Wahrheit dieser Grund erst nach Vollendung des Gebäudes in aller Vollkommenheit gelegt werden könnte. Denn die Abgegrenztheit der Begriffe hätte eigentlich die ganze Summe der Erfahrungen, die erst der vollendete Bau unter Dach bringen kann, zur Voraussetzung. Die gleiche ein wenig kompromisshafte Doppelseitigkeit, zu der im Grunde alle Wissenschaft gezwungen ist, wird auch hier den einzigen Ausweg bieten. Einige vorläufig entliehene Grundbegriffe können den Geschichtsschreiber ein gutes Stück seines Weges durch das Land der Gegebenheiten geleiten, im Vorschreiten sie nach Bedürfnis zu erweitern, zu verengern oder gar grundsätzlich zu ändern, wird ihm vielleicht gelingen. So wird er Strecke für Strecke seiner Bahn sich die Werkzeuge seines Urteils leihen oder schaffen müssen, wird nicht voreilig beim Antritt der Reise schon die Bedürfnisse der letzten Wege entscheiden wollen.

So sei denn auch die hier folgende Reihe von begrifflichen Hilfsmitteln mit allem Vorbehalt dargeboten. Sie soll von Zeit zu Zeit, so wie es die Darstellung fordert, verlängert, aber auch, falls dazu die Notwendigkeit sich herausstellt, in einzelnen Teilen geändert werden. Man wird nicht verübeln können, dass eine zureichende Abgrenzung der Begriffe Königtum oder Adel — um zwei der schwierigsten, trotzdem in ihrer Schwierigkeit kaum anerkannten als Beispiel herauszugreifen — nicht bei Beginn eines Werkes unternommen wird, das sich ihre Klarstellung als eines seiner letzten Ziele gesteckt hat.

Doch selbst so vorläufige und bruchstückhafte Aufstellungen wären unmöglich, wenn der Geschichtsforscher bei den befreundeten Begriffswissenschaften sich nicht einen grossen Teil der Waffen entleihen könnte, deren er zur vollen Panzerung in seinem Kampfe mit dem Wirrsal der Wirklichkeiten bedarf. Die Volkswirtschafts- und die Werkzeuglehre, die Rechtswissenschaft, hier und da selbst die Kunstlehre sind reich genug zu solcher Gabe. Übler ist es um die Staatslehre bestellt, am schlimmsten um Gesellschafts- und Glaubens-Wissenschaft. Eine Wissenschaftslehre, im Sinne einer Seelenkunde des Forschers, und eines Massstabes für die Fortschritte des Forschers, dem ähnlich, den die bisher allein angebaute Erkenntnislehre für den engeren und inneren Kreis des Erkennens bildet, gibt es überhaupt noch nicht. Fast in allen diesen Bezirken wird die Geschichtsforschung sich selbst die Werkzeuge ihrer Arbeit schmieden müssen.

Erster Abschnitt

Gesellschaftsgeschichte

Erstes Stück

Die Familie, die Rasse

Unter Horde soll auf diesen Blättern eine Gemeinschaft von Männern und Frauen samt ihren Kindern verstanden werden, die sich zu völlig freiem oder unwesentlich eingeschränktem Geschlechtsverkehr und dazu auch zu einer wirtschaftlichen und staatlichen Einung des Lebens zusammengeschlossen haben.[1]

Mischverkehr heisst der völlig freie oder unwesentlich beschränkte Geschlechtsverkehr zwischen den verschiedenen Männern und den verschiedenen Frauen einer Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft von Männern und Frauen.

Gruppenehe soll diejenige Form des Geschlechtsverkehrs genannt werden, die bei keimender oder schon vollendeter Entfaltung der Sonderfamilie eine Gemeinschaft des Geschlechtsverkehrs um mehrere Frauen und mehrere Männer schliesst.

Der Begriff der Horde, des Mischverkehrs, ist von Morgan[2] angebahnt, wenn auch noch nicht geschaffen. Morgan hatte den grossen und kühnen Gedanken, sogleich mit dem ersten Vorstoss seiner vergleichenden Forschungen zur Familiengeschichte der Urzeit einen Stammbaum der Familienformen aufzustellen. Diesem Baum gab er in Wahrheit einen Stamm, die ursprüngliche Entwicklungslinie, aber er lässt ihn, je höher er aufwärts wächst, verschiedene Zweige entsenden, die in besonderer Entfaltung doch den Abschnitten der Stammlinie entsprechen, aus denen sie hervorgegangen sind. Die beiden ersten Entwicklungsstrecken, die er unterscheidet, sind die Blutsverwandtschaftsfamilie beruhend

---

[1] In dieser Bedeutung bereits lange in Gebrauch (vgl. die Zusammenstellung älterer Schriften bei Mucke, Horde und Familie [1895] 43 ff., 61 ff.). Scharf abzugrenzen gegen die früher übliche Bezeichnung gewisser Blutsverbände der Turk-Völker als Horden, die deshalb aufgegeben werden muss. — [2] *Morgan* (*Ancient Society or researches in the lines of human progress from savagery through barbarism to civilization [1877] 383ff.*; Die Urgesellschaft [1891, übersetzt von Eichhoff und Kautsky] 323 ff.) hat mit diesem Buch das bedeutendste Werk geschaffen, das im neunzehnten Jahrhundert der Geschichte der Urzeit gewidmet worden ist; es ist zugleich eine der gewaltigsten Leistungen entwickelnder und vergleichender Geschichtsforschung überhaupt.

auf dem Geschlechtsverkehr von Brüdern und Schwestern hervorgehend also aus der Sonderfamilie — und die Punaluafamilie — entstehend durch den Geschlechtsverkehr einer Gruppe von leiblichen und „kollateralen" Schwestern mit einer Gruppe von Männern, die nicht notwendig untereinander verwandt zu sein brauchen. Was gegen sie als Stammformen der Entwicklung einzuwenden ist, kann hier noch nicht erörtert werden.

Das Pirauru-Verhältnis,[1] das offenbar nur ein Restbruchstück der Horde ist, kann in deren Begriff ebensowenig einbezogen werden wie die Punalua-Ehe[2] der Hawai-Insulaner, die ebenfalls nur ein Rückbleibsel der Horde sein mag. Beide Formen fallen dagegen als Schulfälle unter den Begriff der Gruppenehe.

Den von Morgan aufgestellten Keimformen der Gruppenehe lässt sich allerdings die des Mischverkehrs der Horde als Vorform vorordnen, wie es denn auch später, wenn gleich mit zögernder Unsicherheit geschehen ist.[3] Den Gedanken des Mischverkehrs aber hat Morgan durchaus noch nicht gefasst: da wo man ihn erwartet, von Anfang seines Stammbaums der Familie fehlt er bezeichnenderweise völlig.[4] Ihn gefasst und — was mehr bedeutet — ihn erfahrungswissenschaftlich abgeleitet zu haben, ist die wahrhaft grosse Leistung Bachofens, die über die verblendete Ablehnung enger Fachwissenschaft fort, um so heller leuchtet. Er grub nicht allein, völlig unabhängig von Morgan, das Muttergeschlecht aus der verhüllenden Schicht weit höher gewachsener Entwicklungen aus, sondern entdeckte zugleich mit dem durchdringenden Blick wahren Forscherscharfsinns[5] hinter dem Mutter-

---

[1] Umgrenzt von Schurtz (Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft [1902] 177 ff.) auf Grund des Aufsatzes von *Howitt (Journ. of the Anthrop. Inst. XX 53ff.)*. — [2] Beschrieben zuerst von *Morgan (Ancient Society 49ff.,* Urges. 41 ff.) auf Grund des auf sein Geheiss von *Fison (Proceedings of the Am. Acad. of Arts and Sciences VIII [1872] 412ff.)* gesammelten Nachrichtenstoffes). — [3] So namentlich von Schurtz (Altersklassen 66ff.; Urgeschichte der Kultur [1900] 105ff., 123ff), dessen Darlegungen auch in dieser Richtung die höchste Aufmerksamkeit verdienen, aber völlig ungewiss auftreten und fast ebenso viel Wider wie Für zu nennen wissen. — [4] *Morgan (Anc. Soc. 383f.,* Urgesellsch. 323f.) stellt an den Anfang seines Stammbaumes der Familie durchaus nicht den Mischverkehr. Vergl. auch sein voraufgehendes Werk: *Systems of Consanguinity (Smithsonian Contributions to Knowledge XVII [1871] 479ff.)*. — [5] Bachofens (Das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und weltlichen Natur [1861, heute [2]1897] 41ff., 72ff.) Übertreibungen, in Sonderheit in Hinsicht auf die Weiberherrschaft müssen, aber können auch beiseite bleiben, wenn es gilt das Schöpferische seines Werkes klarzustellen.

recht die noch ursprünglichere Form des Mischverkehrs. Dass er sie tief in das Glaubensleben der Urzeit einbettete, was ihm wieder Vertreter einer anderen Form geistiger Beschränktheit — der des Materialismus — zum Vorwurf machten,[1] vermehrt nur seinen Ruhm. An die Stelle einer bis dahin und noch lange nachher ratlos umher tappenden Unsicherheit in der namentlich die gerühmte englische Schule der Urzeitforschung — Mac Lennan, Lubbock, Tylor[2] — befangen blieb, war hiermit an einem Punkt, und zwar gerade da, wo die grösste Schwierigkeit bestand, ein in jedem billigen Sinn fester Unterbau getreten. Auch spätere Angriffe[3] haben ihn nicht zu erschüttern vermocht, sie sind nachdrücklich zurückgeschlagen worden.[4]

Allerdings, so eifrig man auch das gewonnene Gut verteidigte, in Hinsicht auf die Horde und ihre Verfassung und Gliederung ist man zu neuen bauenden Anschauungen noch nicht gelangt. Der Standpunkt, den die vergleichende Rechts- und Gesellschaftswissenschaft vor dreissig Jahren einnahm[5] ist noch nicht mit einem näher gegen das Ziel hin gelegenen vertauscht worden. Eine der wesentlichsten Aufgaben der hier vorgelegten, wie jeder anderen Forschung zur Urzeitgeschichte wird sein müssen, in dieser Richtung tiefer rückwärts zu dringen.

---

[1] „Bachofens höchst bedeutende Entdeckungen werden überall bis ins Unglaubliche vermystifiziert", so Engels (Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats [1884 zuerst, 1892] 13 Anm. 1), dessen Buch einen wohl für den Volksunterricht, nicht aber wissenschaftlich in Betracht kommenden Auszug aus Morgans Werk darstellt. — [2] *Mac Lennan, Primitive Marriage 1865, Studies in Ancient History 1876* — dazu vergleiche Morgans (Urgesellschaft 435ff.) Verteidigung; *Tylor, Researches into the Early History of Mankind, 1865; Lubbock, Origin of Civilization* ([4]*1882*). — [3] *Westermarck, History of human marriage (1891) 89ff.*, und vielfach sonst; nach ihm Starcke, Die primitive Familie. — [4] Westermarck insbesondere durch Kohler (Zur Urgeschichte der Ehe: Ztschr. f. vergleich. Rechtswiss. XII [1897] 200 ff.), Starcke durch Schurtz (Altersklassen 68ff.). Kohler hat das Verdienst unbeirrt (vergl. auch Rechtsphilosophie und Universalrechtsgeschichte: Encyklopädie der Rechtswissenschaft [[6]190] 30ff.) die Anschauungen Morgans über das Geschlecht und seine Weltherrschaft verteidigt und sie durch eine kaum übersehbare Menge von Einzelforschungen ausgebaut und erweitert zu haben. — [5] Vertreten durch Post (Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit [1875] 5), vergl. auch Posts (Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz I [1894] 42 f.) spätere immer neue Versuche, auch in diesem Bezirk der Rechts- und Gesellschaftswissenschaft, um die er sich beide gleich hoch verdient gemacht hat, sichere Begrifflichkeit und einen mit grossem Fleiss zusammengebrachten, über die ganze Erde zerstreuten Nachrichtenstoff zu einem widerstandsfähigen Ganzen zu vereinigen. Die an dieser Stelle gegebene Begriffsumgrenzung Posts für Gruppenehe entspricht nicht der oben aufgestellten, sondern dem Mischverkehr der Horde.

Geschlechtsverkehrs-Verband soll eine Vereinigung von Menschen beiderlei Geschlechts genannt werden, deren Männer und Frauen in Mischverkehr leben. Dieser Begriff umschreibt dieselbe Zahl von Menschen wie der der Horde, aber er erfasst sie ausschliesslich von Seiten des Geschlechtsverkehrs.

Vielmänner-Ehe — heute noch oft Polyandrie genannt — ist die Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft zwischen einer Frau und mehreren Männern, die mit einander in ständigem Geschlechtsverkehr stehen, einerseits und den aus diesem Verkehr entspringenden Kindern andererseits.

Familie im weiteren Sinne, richtiger Blutsverband, heisst die Gemeinschaft von Menschen, die sei es als Eltern durch regelmässigen Geschlechtsverkehr, sei es als Kinder durch das Bewusstsein gemeinsamer Abstammung von einem Menschen zusammengehalten werden zu gemeinsamer Lebens- und Wirtschaftsführung.

Dazu sei angemerkt, dass Familie ein Oberbegriff ist, der weit genug gehalten sein muss, um die sogleich folgenden Teilbegriffe zu umfassen.

Sonderfamilie ist die Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft zwischen einem Manne und einer oder mehreren Frauen, die mit einander in ständigem, für die Frauen ausschliesslichem Geschlechtsverkehr stehen, einerseits und den in ihr geborenen Kindern andererseits.[1]

Vielweiber-Ehe ist die ständige Verbindung eines Mannes mit mehreren Frauen zum Zwecke des regelmässigen Geschlechtsverkehrs und der Begründung einer dauernden Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft — eine Unterart der Sonderfamilie also.

Zu diesem, wie zu dem voraufgehenden Begriff der Vielmänner-Ehe ist zu bemerken, dass sie beide für die Gesellschaftslehre gelten, aber keinerlei rechtswissenschaftliche Umschreibung darstellen wollen. Einrichtungen des Rechtes sind aus den gesellschaftlichen Verbänden erst sehr viel später geworden.

Einehe ist die Verbindung eines Mannes mit einer Frau zum Zweck regelmässigen Geschlechtsverkehrs und der Begründung einer dauernden Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft für sie und ihre Kinder.

Grossfamilie ist die Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft, die entsteht, wenn eine Anzahl von Sonderfamilien, die von einer

[1] Vgl. Grosse, die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft (1896) 10, dessen Formel hier etwas zugespitzt ist. Grosse hat das Verdienst, auf die Notwendigkeit fester Begriffs-Bestimmungen in diesem Bezirk sehr nachdrücklich aufmerksam gemacht zu haben.

Person, weiblichen oder männlichen Geschlechts, abstammen, in fester Wohn- und Lebensgemeinschaft zusammengeschlossen bleiben.

Zur Erläuterung sei bemerkt, dass die *familia* der Römer genau dem Begriff der Grossfamilie entspricht.[1]

Geschlecht — von Morgan *gens*, sonst vielfach auch Sippe genannt — heisst eine Anzahl von Gross- oder Sonderfamilien dann, wenn sie das Bewustsein der gemeinsamen Abstammung von einer Person männlichen oder weiblichen Geschlechts aufrecht erhält, wenn sie den Geschlechtsverkehr unter ihren Mitgliedern verbietet und zu lockerer Lebens- und zu festerer oder lockrerer Wirtschaftsgemeinschaft zusammengeschlossen bleibt.[2]

Kein entscheidendes Merkmal ist das Vorhandensein eines Stammbaums, also die Kenntnis von allen Zwischengliedern zwischen der Ahnfrau oder dem Ahnherren und dem eigenen Blut oder auch nur eines Namens der Stammmutter oder des Stammvaters; ja die Aufnahme Nicht-Blutsverwandter in den Verband durch Rechtsfiktion ist möglich. Dagegen ist ein entscheidendes Kennzeichen das Inzuchtverbot und das ihm entsprechende Ausheiratsgebot.

Die Bezeichnung Geschlecht wurde dem mit ihr zusammen üblichen und öfter benutzten Ausdruck Sippe vorgezogen, weil das deutsche Recht unter Sippe etwas ganz anderes versteht. Sippe heisst nach germanischen Urzeit-Begriffen Verwandtschaft, ist also nur ein vom einzelnen Ich ausgehender Begriff von ganz wechselnder Ausdehnung und Richtung. So hat die Sippe selbst verschiedene Seiten, wie schon aus der Unterscheidung von Schwert- und Kunkelmagen hervorgeht, da Magen ganz gleichwertig mit Gesippen ist. Anders Sippschaft: Dieser Ausdruck hat eine ganz bestimmte Bedeutung und heisst soviel wie Verwandtschaft. Sie reicht noch bis zu den Vettern dritten, ja selbst

---

[1] Vgl. Grosse, Formen der Familie 10. — [2] Dieser Begriff ist ausreichend klar und sicher zuerst bei den Irokesen beobachtet und beschrieben von *Morgan (League of the Ho-dé-no-sau-nee or Iroquois [1851] 79ff.)* vorbereitet durch die mir noch unbekannten *Letters on the Iroquois by Skenandoah (American Review 1847)* zunächst noch unter der allzu allgemeinen und deshalb irreführenden Bezeichnung *tribe*, später aber (*Anc. Soc. 62ff.*, Urgesellsch. 52ff.) als *gens* und unter Heranziehung vieler europäischer und aussereuropäischer Vergleiche. Die römische *gens* ist von der Rechtswissenschaft früh scharf begrenzt worden (z. B. Puchta Kursus der Institutionen II [zuerst 1841; [10]1893] 12, 14; viel verwaschener bei Mommsen, Römische Geschichte I [[8]1888] 35 f. 62), aber man hat diesem Begriff so wenig wie dem des deutschen Geschlechts eine über die Grenzen des Ursprungslandes reichende Bedeutung gegeben.

noch höheren Grades. Aber da sie eine Unterabteilung des Geschlechts ist, wird sie nur nach einer, nach der väterlichen Seite gerechnet.[1]

Somit bedeuten weder Sippe noch Sippschaft so viel wie *gens*, der Ausdruck Sippe ist seiner biegsamen Unbestimmtheit wegen nicht tauglich, der Ausdruck Sippschaft noch weniger, weil er nur den stammbaummässig erfassten und bekannten Teil eines Geschlechts bedeutet. Deshalb ist nicht einzusehen, weshalb wir nicht lieber das althochdeutsche Wort Geschlecht — im gotischen *fara* — benutzen sollen, das auch der Bedeutung nach sich völlig mit *gens* deckt und auch heute z. B. in der Verbindung Herrschergeschlecht, Adelsgeschlecht noch so verstanden wird.

Grossgeschlechter sind ehemalige Geschlechter, die so weit angewachsen sind, dass sie sich in Tochterbildungen, in Teile gespalten haben, die Namen und Eigenschaften eines selbständigen Geschlechtes aufweisen. Als Rest des alten Zusammenhanges bleibt auch den Grossgeschlechtern noch der Gedanke gemeinsamer Abstammung, zuweilen selbst das Inzucht-Verbot.

Teilgeschlechter sind durch Spaltungen von Geschlechtern entstandene Blutsverbände, die ihren Muttergebilden alle oder einen Teil von deren Aufgaben entliehen haben.

Muttergeschlecht ist ein Geschlecht, das sich durch Abstammung von einer Frau zur Blutseinheit verbunden weiss, in dem auch für alle weitere Stamm- und Erbfolge Frauen die Träger sind und das also lediglich durch Verwandtschaft von Mutterseite zusammengehalten wird. Dass die Ehemänner dem Geschlechte dieser Mutter, nicht dem ihrer Frauen angehören und dass die Söhne wie die Töchter in das Geschlecht ihrer Mütter, nicht ihrer Väter gezählt werden, sind hiervon nur die Folgen.

Vatergeschlecht ist ein Geschlecht, das sich durch Abstammung von einem Manne zur Blutseinheit verbunden weiss, in dem auch für alle weitere Stamm- und Erbfolge Männer die Träger sind und das also lediglich durch Verwandtschaft von Vaterseite zusammengehalten wird.

Unter Mutterrecht kann im Sinn der Entwicklungsgeschichte der Familie — nicht zunächst des Rechts — nur die Mutterfolge der Söhne mit allen ihren eigenen gesellschaftlichen und rechtlichen Nebenwirkungen verstanden werden. Ein Über-

---

[1] Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte ([3]1898) 16, 62, 64).

gewicht der Frau in der Familie oder gar — als Mutterherrschaft, Matriarchat — im Staat über den Mann soll darunter an sich keineswegs verstanden werden.

Hier ist Einspruch erhoben gegen den groben Irrtum, den Morgan nur zum Teil,[1] viel mehr die Masse von ihm abhängiger Tagesschriftsteller begangen hat. Wie oft ist uns versichert worden, in der Urzeit sei das Weib frei gewesen, habe auch nicht das Joch des Mannes tragen müssen, und so fort. Eine völlig falsche Folgerung, von der sich auch einige ernsthafte Vertreter des Sozialismus und der gegenwärtigen Frauenbewegung haben betören lassen.

Engere Blutsverbände sind alle Formen der auf gemeinsame Abstammung gegründeten Gemeinschaft, die diese Abstammung auf eine einzelne Person zurückführen, gleichviel ob der Weg des Blutes in Form eines Stammbaumes nachzuweisen ist oder nicht. Sonderfamilie, Grossfamilie, Geschlecht, Teilgeschlecht, Grossgeschlecht sind sämtlich Arten des engeren Blutsverbandes.

Weitere Blutsverbände sind alle die Gemeinschaften weiterer Ausdehnung, die zwar noch das allgemeine Gefühl gemeinsamen Blutes in sich nähren, nicht aber die Vorstellung von einer bestimmten Person abzustammen, oder die wissenschaftlicher Beobachtung sich als solche Bluteinheiten darstellen. Völkerschaften, Stämme, Völker, Rassen sind weitere Blutsverbände.

Die Hausgenossenschaft ist die Verbindung einer Anzahl von Sonderfamilien, zuweilen vom selben Geschlechtsverbande, zu gemeinschaftlicher Lebens- und Wirtschaftsführung innerhalb eines Hauses.[2]

Dieser Begriffsumgrenzung lässt sich nicht ganz ohne Zögern folgen. Denn einmal darf nicht der Zusammenhang dieser Einrichtung mit dem Geschlecht einerseits, mit Gruppenehe und Staatsverfassung andererseits übersehen werden. Wie denn diese Gemeinschaftsform, die nach der späteren Entwicklung hin auch als Keimform des vaterrechtlichen Geschlechts und Familienverbands und somit als vermittelndes Glied zwischen Mutter- und Vatergeschlecht angesehen werden kann, einer der rätselreichsten Kreuzungspunkte urzeitlicher Familien- und Verfassungsrechte zu sein scheint. Zum zweiten kann die Hausgenossenschaft nur mit Bedenken den familiengeschichtlichen

---

[1] *Morgan, Ancient Society 453ff.*, Urgesellsch. 384ff. — [2] Im wesentlichen nach Post (Grundriss der Ethnologischen Jurisprudenz I [1894] 124).

Gebilden angefügt werden, da in ihrem Wesen die Wirtschaftsgemeinschaft zu überwiegen scheint. Gefunden ist der Begriff wohl von Morgan, der sie mit einem mehr als wunderlichen Fremdwort syndyasmische Familie nennt.[1]

Stämmefamilien sollen die Bluteinheiten mehrerer Stämme oder Stammesgruppen — etwa die Algonkin — Völkerfamilien die Bluteinheiten mehrerer Völker oder Volksgruppen — etwa die Kelten — genannt werden.

Die Rasse ist ein Teil der bluteinen Menschheit, eine Gruppe von Völkern oder Stämmen oder Völkerschaften oder engeren Blutsverbänden, die nur selten ihrem Bewusstsein oder Gefühl nach, in der Regel nach wissenschaftlicher Beobachtung leiblicher Merkmale als Blutsverband aufgefasst d. h. auf gemeinsame Abstammung zurückgeführt wird. Sie ermangelt dieser ihrer Natur nach jedes Bandes wirtschaftlichen oder staatlichen Zusammenschlusses. Aber sie vertieft durch die ihr entspringenden Gefühle leiblicher und seelischer Fremdheit die Gegensätze zwischen Völkern oder Volksteilen verschiedener Rasse oder Rassenteile und sie bereitet Gemeinsamkeiten der seelischen, geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung bei den zusammengehörigen Völkern den Boden.

Die besondere Lehre von der Rasse oder auch nur von den verschiedenen Forschungslehren, die zur Feststellung der entscheidenden Merkmale führen, gehört nicht hierher. Hier mag nur auf das nachdrücklichste betont sein, dass über den Begriff Rasse, geschweige denn über die ganze Lehre von der Rasse, noch sehr wenig Klarheit geschaffen. Um so verwunderlicher ist, dass Liebhaber der Wissenschaft heute über nichts mit so grossem Eifer reden, als über Rasse, während der nicht nur kindhafte, nein auch völlig pfleglose Zustand der Gesellschaftslehre verhindert, dass die wissenschaftliche Arbeit auf diesem Punkte fortschreitet.

Zwei Auffassungsweisen stehen sich schon in Hinsicht auf das Verhältnis der Rasse zum ganzen der Menschheit entgegen. Des geistreichen, aber völlig willkürlichen Grafen Gobineau Behauptung, die Rassen seien von Ursprung an selbständige Blutsgemeinschaften, die Menschheit selbst also nicht eines Blutes,[2] ist durch alle andere Menschheitskunde — Anthropologie — widerlegt. Ebensowenig wird sich die Behauptung aufrecht

---

[1] *Morgan, Anc. Soc. 453ff.*, Urgesellsch. 384ff. — [2] *Gobineau, Essai sur l'inégalité des races humaines I (1853) 197ff.*, Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen, Übers. I (1898) 156ff.

erhalten lassen, dass gar die zahllosen Stämme und Völkerschaften, in die die heutige Menschheit zerfallen erscheint, als von Anfang an getrennte Blutseinheiten anzusehen sind.[1] Alle Ergebnisse der im betonten Sinn des Worts naturgeschichtlichen Forschung Darwins und seiner Schule sprechen dafür,[2] dass die Vorgänge der Spaltung und des Verschiedenwerdens, die nach ihrer Meinung den Stammbaum der Tierarten haben entstehen lassen, auch die Entstehung der Menschenrassen bewirkt haben.[3] Nicht eigentliche unmittelbare leibliche, aber darum nicht minder beweiskräftige Zeugnisse lassen sich auch der Geschichte der menschlichen Gesittung für die Bluteinheit der Menschheit entnehmen.[4]

Wiederum zwei entgegengesetzte Anschauungen sind für das Grössenmass, die ungefähre Kopfzahl der Rasse zu unterscheiden. Von Blumenbach ab sind alle grossen Rassenteilungslehren, die von Menschheits- und Sprachkundigen aufgestellt worden sind, von dem Gesichtspunkt ausgegangen, dass nur sehr grosse Gruppen innerhalb der Menschheit zumeist ganze Völkerfamilien, wenn nicht Völkerstämme als Rassen zu bezeichnen seien; gerade die Neubelebung des Rassengedankens weniger in der Wissenschaft als im werktätigen Leben unserer Tage hat eine Verschiebung dieses Grundmasses für den Begriff Rasse herbeigeführt, in dem Sinne, dass man viel kleinere Bruchteile der Menschheit, einzelne Völker, einzelne Stämme, ja wohl noch kleinere Gruppen als Rassen ansieht. Bezeichnenderweise ist nicht einmal klar, ob bei der sorglosen Art, mit der die Verfechter diese Anschauungen zu verfechten pflegen, ihnen selbst diese Verschiebung zum Bewusstsein gekommen ist: Gobineau wenigstens versteht unter Rassen zwar zuweilen grössere Völkergruppen:[5] viel öfter aber redet er von den Rassen der Germanen in der Mehrheit, von den europäischen Rassen — den Franzosen, Engländern, Spaniern.[6] Ihm ist die Genauigkeit dieser Bezeichnungen ebenso gleichgültig, wie fast jede andere wissenschaftliche Sicherheit. Auch neuere Meinungen, die in diesem Bezirk der Rassenlehre laut geworden sind, bevorzugen die Vorstellung von sehr kleinen Bruchteilen der Menschheit als Rassen: so ganz selbstverständlich die Verteidiger einer Vielgeburt,

---

[1] Gumplowicz, Der Rassenkampf (1883) 56ff. — [2] Joh. Ranke, Der Mensch II (²1900) 261ff. — [3] Vergl. z. B. Woltmann, Politische Anthropologie (1903) 4ff. — [4] Vergl. Einleitung, Buch II: Die Ursprünge der Menschheit; vorläufig auch die Andeutungen in dem Buch Der Heilbringer (1905) 187ff. — [5] *Gobineau, Races humaines I 186f.*, Menschenracen I 148. — [6] z. B. *Races humaines I 257f., IV (1855),* Menschenracen I 204, IV 66f.

einer Vielabstammung der Menschheit — eines Polygenismus wie man sich ausdrückt — sie führen noch die Entstehung der Stände, insbesondere des Adels in ganz kleinen Gruppen auf derartige Rassengegensätze kleinsten Masses zurück.[1] Andere behalten zwar den Rassenbegriff für die grossen Völkergruppen bei, denken dabei aber nebenbei auch an viel kleinere Einheiten![2]

Unzweifelhaft müssen alle diese Vorstellungen von Kleinrassen sowie die unsicher schwankenden Meinungen beiseite geschoben werden, zugunsten der grossen Gruppen: ein Grundsatz der nur dort eine notwendige und selbstverständliche Einschränkung erleidet, wo nur geringe Überreste einer Rasse vorhanden sind. Ebenso möglich — doch heute nur höchst selten nachzuweisen — wäre der Fall, dass eine Rasse erst eben entstände, und also ebenfalls einen sehr kleinen Verband darstellte. Ausschlaggebend bleibt wie bei jedem so auch bei diesem weitesten der Blutsverbände die Abstammung, die Blutzusammengehörigkeit. Nach ihr können Rassen von Hunderten von Millionen in die gleiche Reihe mit solchen von wenigen Millionen — wie etwa die Nigritier — gestellt werden.

Auf das nachdrücklichste muss der Vorbehalt betont werden, dass diese Zusammengehörigkeit der Regel nach nicht aus irgendeiner Überlieferung oder auch nur aus der bewussten Annahme einer Blutsverwandtschaft, sondern aus wissenschaftlicher Beobachtung leiblicher oder — mit viel geringerer Sicherheit — geistiger Merkmale hergeleitet wird. Denn nirgends führen auch nur Sagen bis zu den Anfängen der Rassenteilung zurück, niemals wären die Menschen der frühesten Zeiten ihrem Denken nach fähig gewesen, so weite Zusammenhänge zu begreifen. Immer haben sich die auf Abneigung des Leibes beruhenden Empfindungen des Rassengegensatzes zwar geltend gemacht, aber sie stellen sich nur als eine Steigerung der heftigen und bewussten Gefühle des Unterschiedes dar, die zwischen nächstbenachbarten und stammverwandten Völkern und Volksteilen von Anbeginn der Geschichte bestanden haben. Und wenn auch die Empfindungen der Ablehnung merkbar sind, sie sind nicht stark genug, um selbst heute im Kampf und Streit etwa die Weissen zum unerschütterlichen Bund gegen die schwarze Rasse zu einen und noch weniger ist es zu wirklich erfolgreichen

[1] Gumplowicz, Rassenkampf 63, 211ff. — [2] So Wirth (Volkstum und Weltmacht in der Geschichte [1901] 7, aber auch 79, 121). Seiner Begriffsdeutung von Rasse — wenn gewisse Körper- und Geisteseigenschaften zusammentreffen, so entsteht die Rasse (7) — wird man weder nach Form, noch Inhalt beitreten können.

Bestrebungen einer Einigung der niederen Rassen gekommen. Erst auf den höchsten Stufen der Menschheitsentwicklung kommt es vollends zu einer bewussten Empfindung der geistigen und seelischen Rassenunterschiede.

Für die wissenschaftliche — von dem Bewusstsein der Rasse selbst ganz unabhängige — Rassenscheidung kommt zunächst alles auf die leiblichen Merkmale an, die nur durch Abstammung zu erklären sind. Für die grossen Rassen und Rassenteile sind die Zuflüsse rassenfremden Blutes kaum in Betracht zu ziehen: denn unter den Millionen und Millionenhunderten ihrer Kopfzahlen verschwinden sie und unmöglich ist es, dem Blut im Begriff der Rasse die erste Stelle nehmen oder es gar ganz aus ihm verbannen zu wollen. Man hat erklärt: Rasse ist ein historisches und rasch wechselndes Gebilde, eine durch Blutkreislauf — *connubium* —, Kulturgüter und daraus entspringende syngenetische Gefühle verbundene soziale Gemeinschaft.[1] Nicht mit Recht, da durch eine solche Begriffsumgrenzung der entscheidende Punkt, die Abstammung, verschleiert wird. Wenn die heute einsetzenden Bemühungen um die Herstellung einer zukünftigen Blutmischung der Rassen und damit einer in erhöhtem Sinne bluteinen Menschheit Anschauungen eingeben, die die Rassenunterschiede möglichst gering erscheinen lassen wollen, so darf dieser Wunsch für die Zukunft doch nicht zu einer Verkennung der Vergangenheit und der Gegenwart führen.

Dass den Unterschieden des Leibes Eigentümlichkeiten der Seele entsprechen, dass sie zur Entfaltung verschiedener geistiger und gesellschaftlicher Fähigkeiten und Eigenschaften, letztlich aber zu verschiedenen Schicksalen führen müssen, ist von vornherein anzunehmen. Nur ist ebenso grundsätzlich daran zu erinnern, dass hier nur mit der zartesten Vorsicht verfahren werden darf, während man heute gerade in diesem Stücke die unwissenschaftlichste Leichtfertigkeit und die plumpste Übertreibung[2] liebt. Unzählig viele angebliche Rassenunterschiede sind in Wahrheit Stufenunterschiede; eine gegründete Feststellung der Rassenunterschiede wird daher erst dann möglich

---

[1] Hertz, Moderne Rassentheorien (1904) 32. — [2] Was alles möglich ist, entnimmt man vielleicht einer Zusammenstellung von Behauptungen, die Driesmans über Rasseneinwirkungen in der Geschichte aufgestellt hat, bei Hertz (Rassentheorien 6ff.). Man kann angesichts solcher Schriften nicht verwundert sein, wenn die Vorurteile der Geschichtsforscher und Volkswirtschaftslehrer gegen die entstehende Gesellschaftswissenschaft nicht so schnell weichen.

sein, wenn die Gemeinsamkeiten der Menschheit von allen Besonderheiten der Menschheitsteile in Abzug gebracht sind, und wenn an Stelle flüchtiger Gegenwartsanschauung geschichtliche Rassenbilder getreten sind. Endlich ist alle Lehre von der Rasse erst dann vollständig, wenn sie zurückgeführt wird auf die Einwirkungen von Himmel und Boden der Länder, die einer Rasse den Stempel ihrer Eigentümlichkeit aufgeprägt haben. Denn die ursprüngliche Urmenschheit kann nur insofern verschiedene Rassen haben aus sich hervorgehen lassen, wie etwa sehr verschieden begabte Völker aus einer Rasse oder einem Rassenteil oder sehr verschieden begabte Stämme aus einem Volk hervorgehen oder selbst sehr verschieden begabte Söhne von einem Elternpaar abstammen können. Alle übrigen Verschiedenheiten müssen den Rassen durch die Einwirkungen von Himmel und Boden aufgeprägt sein: und dass diese nicht die unwichtigsten gewesen sein können, lässt sich den körperlichen Merkmalen entnehmen, von denen eben die augenfälligsten, die Hautfarben, am unzweifelhaftesten auf die gleiche Quelle zurückgeführt werden müssen.[1] Da alle diese Dinge aber noch tief verborgen liegen, so wird es viel vorteilhafter sein, für sie in langsamer und mühseliger Arbeit Erfahrungsstoff zu sammeln, als über sie leichtfertig glänzende und unhaltbare Behauptungen aufzustellen.

Von den besonderen Rassenlehren, den verschiedenen Versuchen Rassen zu scheiden und zu umgrenzen scheint der neueste und beliebteste noch nicht ausgereift zu sein: derjenige, der von der Schädellänge und -Breite ausgeht.[2] Selbst seine Anhänger haben schliesslich das Vorkommen so vieler verschiedener Schädelformen innerhalb der einzelnen Rassen älterer Scheidung, ja selbst innerhalb einzelner Völker und Stämme zugeben müssen, dass jedenfalls tausend neue Verwickelungen des Rassenbildes zu erwarten sind. Denn sobald selbst Urzeitstämme, also verhältnismässig kleine Bluteinheiten auf mehrere Grundrassen zurückgeführt werden,[3] so mag das an sich richtig sein, geht aber eine untere Schicht von Rassenverschiedenheiten an, über die sich eine neue höhere geschoben hat, und diese kann für unsere heutige Betrachtung allein Geltung haben. Vielleicht dass aus diesem Durch- und Ineinander zweier

---

[1] Des näheren begründet: Stufenbau der Weltgeschichte 94 ff., vergl. auch *Boas, Human faculty as determined by race (Proc. Am. Assoc. for the advances of science XIII [1894] 6ff.)*. — [2] Übersicht bei Joh. Ranke, Der Mensch II (1900) 279 ff. Vergl. Heinr. Schurtz, Völkerkunde (1903) 9 ff. — [3] Das ist mit peinlicher Genauigkeit dargetan von Ehrenreich (Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens [1897] 29, 40 ff.).

Rassenteilungen ein neuer Beweis für die Bluteinheit der Menschheit abzuleiten ist, aber für heute muss die obere Schicht den Ausschlag geben. Auch die Ergebnisse, die die Zurückführung grosser, höherer Völker auf Lang- und Kurzschädelschichten gehabt hat, haben zwar vielleicht einen ganz sicheren und unzweifelhaften Tatbestand aufgedeckt — wo sie einen Zusammenhang zwischen der Ständebildung und der geistigen Führerschaft mit den Langköpfen, der Masse aber mit den Rundköpfen aufdecken wollen, werden diese Behauptungen weit gewagter und bleiben auch für den Fall, dass sie richtig sein sollten, unbewiesen [1] — aber sie vermögen die Vorstellung von der Bluteinheit etwa der Deutschen nicht zu erschüttern.

Die alte Rassenteilung, die Blumenbach eingeführt hat, empfiehlt sich für heute noch am meisten: die Beobachtung der körperlichen Merkmale, der Hautfarbe, der Haarform, des Kieferwinkels und so fort, hat manche Verfeinerung und Bereicherung erfahren: aber weder Huxleys, noch Friedrich Müllers, noch Topinards Rassenordnungen erscheinen als Fortschritt gegenüber der Blumenbachs. Dessen fünf Rassen: die Kaukasier, in die Rassenteile der Arier, der Semiten und der Hamiten — oder der Semiten-Hamiten — zerfallend, die Mongolen, die Neger, die Malaien, die rote Rasse — bedürfen nur eines grossen Zusatzes — der Australier — und einer oder einiger kleiner — Nigritier, Papua, Dravida, wahrscheinlich nur Nigritier, dann ist die Zahl der Hauptgruppen erschöpft, deren leibliche Unterschiede klar und stark sind und denen sich doch alle Völker und Völkerteile der Erde unterordnen lassen.[2]

Diese Gruppen der Menschheit und keine anderen — kleineren — sollen in der folgenden Darstellung Rassen genannt werden.

Zweites Stück

Der Staat, die Klasse

Der Staat im eigentlichen sachlichen Sinne ist die Gesamtheit aller der Einrichtungen, die einer oder mehrere Blutsverbände schaffen, um sich zu innerem, durch eine Verfassung

---

[1] Ammon, Zur Anthropologie der Badener (1899), vergl. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen (²1896) 87 f., 103 ff. — [2] Dieser Meinung ist auch Ehrenreich, Urbewohner Brasiliens 14 ff.

geregelten Zusammenschluss, zu äusserer Abwehr fremder Eingriffe und zur Aufrechterhaltung einer lockeren Lebens- und einer lockeren oder festen Wirtschaftsgemeinschaft zu vereinigen.

Hierzu sei angemerkt, dass diese Begriffsabgrenzung die Einrichtungen auch eines einzigen Bluts- oder Geschlechtsverkehrs-Verbandes in sich fasst, weil auch er Staat ist insofern, als er innere und äussere Gewalten ausübt. Was die innere Verfassung angeht, so sind die begrifflichen Grenzen zwischen reinem Blutsverband und eigentlich staatlicher Einung ebenso verwaschen, wie in der Wirklichkeit die eine in die andere übergeht. Jede regelmässige friedliche oder kriegerische Betätigung eines Blutsverbandes nach aussen aber muss ohne weiteres als staatlich angesehen werden. Sollte der Fall nachzuweisen sein, dass eine oder mehrere Horden Regeln ständiger Leitung und äusserer Abwehr haben, so dürfte auch diesen die Bezeichnung Staat nicht verweigert werden.

Ferner ist mit aller Absicht vom Gebiet nicht die Rede. Die Forderung, dass dem Begriff Staat auch das Vorhandensein eines Gebietes einzuverleiben sei, ist abzulehnen. Sehr viele wohlgeschaffene Urzeit-, ja noch selbst mächtige Altertumsstaaten sind nachzuweisen, die des dauernden Landbesitzes durchaus entbehrten.

Keine der in den herrschenden Staatslehren gegebenen Begriffserklärungen war hier ohne weiteres aufzunehmen. Heinrich von Treitschke sagt: der Staat ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk. Von den in diesem Begriff enthaltenen Bestandteilen sind „unabhängige Macht“ und „rechtlich“ in der soeben aufgestellten Formel enthalten. Die Bezeichnung Volk, die als eine Mehrheit auf die Dauer zusammenlebender Familien erklärt wird, empfiehlt sich als mit dem heutigen Sprachgebrauch in Widerspruch stehend nicht. Die Übergehung des Wirtschaftlichen ist aus Treitschkes überstarkem Staatssinn zu erklären.[1]

Waitz' Erklärung: Der Staat ist die Institution zur Verwirklichung der sittlichen Lebensaufgaben der Menschen, insofern diese in dem Zusammenleben nach Völkern erfolgt, erscheint zu sehr von einem Zweck-Begriff beherrscht, zu einseitig und zugleich zu weit.[2] Dahlmann unterscheidet ein Mindest- und ein Meistmass von Bedingungen, die eine menschliche Verbindung erfüllen müssen, um Staat zu heissen: der Staat kann erscheinen zugleich unter dem Charakter eines äusserlich unabhängigen

[1] Treitschke, Politik I (1897) 13. — [2] Waitz, Grundzüge der Politik, nebst einzelnen Ausführungen (1862) 5.

Menschenvereins, der am Ende nicht einmal vollständige Familien zu besitzen braucht, geschweige denn festen oder überhaupt nur eigenen Boden, der aber doch, um ein Verein — nicht mehrere — zu sein, eine Anzahl gemeinsamer Obliegenheiten durch eine Regierung nach aussen gegen andere Staaten, nach Innen gegen die Untertanen gewahrt, enthalten muss. So der Staat in seiner dürftigsten Erscheinung.[1] Diese Begriffsabgrenzung umfasst an einer Stelle zu wenig — die Familie angehend — an anderer ist er zu allgemein gefasst: — eine Anzahl gemeinsamer Obliegenheiten.

Der Staat im übertragenen persönlichen Sinn, die Staatsgemeinschaft ist die Gemeinschaft aller der Menschen, die durch einen Staat im eigentlichen Sinne vereinigt sind.

Die Verfassung eines Staates ist die Gesamtheit aller der Einrichtungen, durch die sich die ihn bildende Gemeinschaft Regeln der inneren und äusseren Leitung gibt, sei es durch fest innegehaltenen Brauch, sei es durch bestimmte mündlich oder schriftlich überlieferte Regeln.

Häuptling ist der Leiter eines Staates früher Stufe, der durch einen auf Zeit oder auf Lebensdauer verliehenen Auftrag oder kraft erblichen Rechtes eines Geschlechtes oder einer Sonderfamilie für Kriegs- oder für Friedenszeit oder für beide zu diesem Amt berufen ist.

Volksversammlung ist die gewohnheits- oder gesetzmässig zur Leitung des Staats berufene Gesamtheit aller berechtigten Mitglieder einer staatlichen Gemeinschaft.

Volksvertretung ist die gewohnheits- oder gesetzmässig zur Leitung des Staats berufene Versammlung einer begrenzten Anzahl sei es gewählter, sei es aus erblichem Recht bestimmter Sonderfamilien oder Geschlechter in ihr sitzender Männer.

Gesetze sind die Regeln des inneren oder äussseren Verhaltens der Staatsgemeinschaft, deren Inhalt durch mündliche oder schriftliche Überlieferung in scharfer Umgrenzung festgehalten ist.

Das Amt ist die auf Zeit oder Lebensdauer ausgesprochene Beauftragung eines Einzelnen durch eine Gemeinschaft mit der Wahrnehmung öffentlicher Angelegenheiten.

Die Siedlerschaft ist die Lebens- oder Ortsvereinigung eines oder mehrerer engerer Blutsverbände oder Blutsverbands-Teile zur Herstellung einer selbständigen oder Teil-Staats-

---

[1] Dahlmann, Die Politik, auf den Grund und das Mass der gegebenen Zustände I (²1847) 8.

gemeinschaft. Wozu zu bemerken ist, dass wandernden oder angesiedelten Gruppen kleinsten Umfanges dieser Name, nicht also Dorf, Gemeinde oder was immer beigelegt werden soll.

Ein solcher unterster Begriff des Personenverbandes, der auch über die Grenzen eines Blutsverbandes hinausreicht, musste geschaffen werden. Ich habe lange geschwankt und gewählt, ehe ich dieses Wort fand. Die Bezeichnung Häuptlingschaft, die nahe lag, konnte für ihn nicht gewählt werden, einmal weil es Siedlerschaften gibt, die aus mehreren Häuptlingschaften — etwa Teil-Geschlechter-Häuptlingschaften — zusammengesetzt sind,[1] sodann weil diese Bezeichnung eine bestimmte Verfassungsform des Verbandes allzu einseitig betont, die keineswegs die einzig mögliche ist. Dorf, Gemeinde klingen zu heutig und alltäglich, Dorf ist überdies deshalb ungeeignet, weil es den Nebenbegriff der Sesshaftigkeit in sich enthält, den der Ausdruck Siedlerschaft glücklich unentschieden lässt.

Die Häuptlingschaft ist die Lebens- und Ortsvereinigung eines oder mehrerer Blutsverbände oder Blutsverbands-Teile zur Herstellung einer selbständigen oder Teil-Staatsgemeinschaft unter Leitung eines Häuptlings. Eine Siedlerschaft kann aus mehreren Häuptlingschaften, eine Häuptlingschaft, die aus mehreren Siedlerschaften besteht, ist Völkerschaft zu nennen.

Völkerschaft soll die Verbindung mehrerer stammverwandter Siedlerschaften zu einer selbständigen oder Teil-Staatsgemeinschaft heissen. Hierbei ist zu bemerken, dass von einer Völkerschaft nicht nur im Sinne einer staatlich selbständigen Gemeinschaft gesprochen werden kann, da Völkerschaften zu grösseren Einheiten vereinigt auftreten, ohne doch weder ihren alten Namen noch ihre Verfassung aufzugeben.

Stamm soll die Verbindung mehrerer stammverwandter Völkerschaften zu einer selbständigen oder Teil-Staatsgemeinschaft heissen. Dazu sei angemerkt, dass ein Stamm sehr häufig aus einer Völkerschaft lediglich durch deren Spaltung entsteht, in dem Sinn, dass ihre nun getrennten Teile Völkerschaften genannt werden müssen, sie selbst aber die Bezeichnung der höheren Einheit Stamm annehmen muss. Da ferner die Völkerschaft sehr häufig auf ganz dieselbe Weise aus der Siedlerschaft hervorgegangen ist, die ihrerseits durch Verbindung mehrerer, meist zweier Blutsverbände entstanden zu sein pflegt, so bleibt in allen diesen Verwandlungen die Grundgemeinschaft dem

---

[1] Vergl. Krause, Die Tlinkit-Indianer (1885) 122 und K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (1894) 330.

Blute, sehr oft auch der Verfassung nach dieselbe; sie bleibt namentlich die Grundeinheit für die Verbindung der ursprünglich vereinigten Blutsverbände, so dass diese, etwa Geschlechter oder Grossgeschlechter ihre Grenzen nicht in den Grenzen der Völkerschaften, geschweige denn der Siedlerschaften finden, sondern erst in denen des Stammes. Aus diesem Grunde gehört der Stamm, ebenso wie die Völkerschaft den weiteren Blutsverbänden an. Andererseits kann auch der Stamm nicht als eine stets selbständige Staats-Gemeinschaft begriffen werden, da auch er Teil eines grösseren Ganzen, des Volkes werden kann.

Die Bezeichnungen Stamm und Völkerschaft sind erst nach mancherlei Erwägungen gewählt worden. Der heutige Zustand in der Völkerkunde ist gerade in diesem Punkt unerträglich. Man nennt bunt durcheinander Rassenteile, die Zehntausende von Geviertkilometern bewohnen, und kleine Zwerggebilde von einigen Hunderten und weniger Köpfen Stämme, im Englischen *tribe;* nimmt sich andererseits auch nicht übel, viele nicht gar so grosse Völkerschaften ebenso Nation oder Volk zu nennen, englisch *nation.* Will man diesem Übelstand abhelfen und nicht den sehr fragwürdigen und unsicheren Massstab der Kopfzahl zugrunde legen, so bleibt nur der hier eingeschlagene Ausweg einer Abstufung nach der Reihe der über und unter einander geordneten Spaltungen und Tochterschaften der Gebilde. Dass von diesen Abgrenzungen, die dem Stammbaum der gesellschaftlichen Einungen entnommen sind, die Grössen- und Bevölkerungsverhältnisse sich nicht allzuweit entfernen, dafür sorgt das innere Bedürfnis dieser Gemeinschaften nach Übersichtlichkeit und Zusammenfassbarkeit selbst, das ja eben diese auf einander folgenden Spaltungen selbst hervorgebracht. Bei Wahl der Bezeichnungen hätte dem Sinne der deutschen Sprache näher gelegen Stamm für die den Blutsverbänden nächste, also die niedrigste Stufe zu bevorzugen, denn das Wort weckt in uns weit mehr als das staatlichere Völkerschaft die Erinnerung an Blutzusammenhänge. Doch musste auch hier die Rücksicht auf die deutsche, germanische Verfassungsentwicklung den Ausschlag geben. In ihr aber bedeutet Völkerschaft den untersten staatlichen Verband — *fylki* in Norwegen, Tausendschaft im deutschen Germanien, ist gleich Völkerschaft im Sprachgebrauch der heutigen Verfassungsgeschichte,[1] Stamm aber ein weit grösserer Verband.

[1] Vgl. Schröder, Rechtsgeschichte [3] 19ff., Brunner (Rechtsgeschichte I 114f.), dagegen setzt *civitas* gleich Völkerschaft, d. h. den über der Tausendschaft stehenden Verband.

Es findet hier das seltsame und zunächst nicht so leicht zu durchschauende Verhältnis in der Stamm-, Ast-, Zweigfolge der Mutter- und Tochtergemeinschaften statt, dass die ursprüngliche und oberste Gemeinschaft mit fortschreitendem Wachstum und fortschreitender Spaltung immer von neuem den Namen wechselt und aus einer Siedlerschaft, die vielleicht durch die Verschmelzung zweier Horden entstanden ist, zur Völkerschaft, aus einer Völkerschaft zum Stamm, aus einem Stamm vielleicht gar zum Volke und — nicht unmöglich — aus einem Volke zur Rasse wird, während andererseits wenigstens auf den niedrigsten Staffeln dieser Stufenleiter das Gebilde als solches, seinem Umfang und seinem gesellschaftlichen Wesen nach bleibt, auch den Namen behält, aber seinem Blutbestande nach fortwährend sich spaltet. Denn die ursprüngliche Einheit, also der spätere Stamm, war als Zelle, als Keim noch Siedlerschaft, und als sie zur Völkerschaft aufrückte, behielt ihr Teil, die nunmehrige Siedlerschaft zwar den Namen, bedeutete auch nach Zahl der Glieder und Art und Ziel seiner gesellschaftlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Aufgaben ungefähr das gleiche wie zuvor das Ganze, war aber dem Stammbaum-Verhältnis nach nur noch dessen Gliedstück und überdies abhängig. Der gleiche Vorgang aber wiederholte sich bei Wachstum, Zerspaltung und Zusammenfassung der Völkerschaften zu Stämmen, d. h. zu Bündeln von Völkerschaften und der Stämme zu Völkern d. h. zu Bündeln von Stämmen, wie er dann noch in der Geschichte der engeren Blutsverbände sein Seitenstück findet. Die Grossgeschlechter haben sich in ganz derselben Überbauung der einfachen Gemeinschaft durch eine höhere Gemeinschaft über den Geschlechtern gebildet, wie die Völkerschaften über den Siedlerschaften.

Völkerschaftsgruppe soll eine Anzahl von Siedlerschaften, Stammesgruppe soll eine Anzahl von Völkerschaften genannt werden, die zwar durch eine Reihe ihnen gemeinsamer Blutsverbände, etwa von Geschlechtern, vielleicht auch durch vorhergehende staatliche Verbindung zusammengehalten werden, denen aber das auszeichnende Merkmal der Verfassung abgeht und die deshalb keine Staatsgemeinschaften sind.

Volk soll die Verbindung mehrerer stammverwandter Stämme zu einer selbständigen oder Teil-Staatsgemeinschaft heissen. Die letztere Möglichkeit muss auch hier offen gehalten werden, da etwa das heutige Österreich-Ungarn mehrere Völker in sich begreift, sie also zu Staatsteilen macht.

Volksgruppe soll die Anzahl von stammverwandten

Stämmen heissen, die zwar durch keine Verfassung zum Staat zusammengefasst sind, die aber durch Bande der Sprache oder gemeinsame Körpermerkmale oder gemeinsamen Gesittungsbesitz als zusammengehörig erkennbar sind.

Unter dem auswärtigen Verhalten einer staatlichen oder staatähnlichen Gemeinschaft, soll ihr gesamtes Tun und Lassen gegenüber der Aussenwelt verstanden werden, d. h. nicht allein ihre feindlichen und freundlichen Beziehungen zu anderen Gemeinschaften, sondern auch ihre Wanderungen und Siedlungen.

Staatskunst ist die Fähigkeit der Leitung des auswärtigen Verhaltens einer staatlichen Gemeinschaft.

Kriegskunst ist diejenige Staatskunst, die einer fremden staatlichen Gemeinschaft mit gewaltsamen Mitteln ihren Willen aufzuzwingen sucht.[1]

Krieg ist jeder Kampf, den eine staatliche oder staatähnliche Gemeinschaft gegen eine andere Gemeinschaft ihresgleichen unternimmt, Kampf aber ist, mit den Worten Carls von Clausewitz, das Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittels des letzteren.[2]

Gefechtskunst — heute auch Taktik genannt — ist die Fähigkeit eines Heerführers, Streitkräfte im Gefecht zu gebrauchen.

Feldherrnkunst im engeren Sinne — heute auch Strategie genannt — ist die Fähigkeit eines Heerführers, Gefechte zum Zweck des Krieges zu gebrauchen.[3]

Gefecht ist derjenige Zusammenstoss von Streitkräften, der im Raum so weit reicht, als der persönliche, unmittelbare oder mittelbare Befehl eines Führers, der in der Zeit ununterbrochen einen kurzen Abschnitt — in der Regel nicht länger als einen Tag — ausfüllt und der mit einer Entscheidung — sei es Sieg, Niederlage oder Abbruch — endet.[4]

Feldzug ist diejenige Folge von Gefechten, die sich im Raum auf einem zusammenhängenden Schauplatz abspielt, die von einem Heerführer — oder seinem Nachfolger — geleitet wird und in der Zeit einen längeren Abschnitt — in der Regel nicht länger als ein Jahr — umfasst.[5]

Der Marsch ausser dem Gefecht ist die Bewegung gefecht-

---

[1] Nach Clausewitz, Vom Kriege I (zuerst 1832, heute [4]1880) S. VIII. — [2] Clausewitz, Vom Kriege [4]I 87. — [3] Beides nach Clausewitz, Vom Kriege [4]I 89. — [4] Mit mehreren Abänderungen abgeleitet aus den Darlegungen von Clausewitz [4]I 242 f., 244 f., 89 f. — [5] Mit Abänderung nach Clausewitz, Vom Kriege [4]II 5 f., vergl. [4]189, 169 f.

bereiter Streitkräfte, das Lager ist die Aufstellung gefechtbereiter Streitkräfte in Ruhe, das Quartier ist die Aufstellung kriegbereiter Streitkräfte in Ruhe.[1]

Alle diese Begriffsumgrenzungen der Lehre vom Krieg, geprägt von einem ihrer grössten Meister, sind für die Kriegskunst höherer Stufen bemessen; doch ist keine unter ihnen, die nicht auch schon auf den Krieg der frühen Unterstufen der Urzeit Anwendung fände, sei es auch nur zu dem Zweck, festzustellen, dass bestimmten von ihren Anforderungen noch nicht genügt sei.

Als Klassen sollen die Gruppen innerhalb eines Staates oder einer Staatengemeinschaft angesehen werden, deren Glieder den gleichen oder einen ähnlichen Beruf haben und auf annähernd gleicher wirtschaftlicher Stufe stehen, als Stände diejenigen Klassen, die durch Geburtsschranken von anderen Klassen abgetrennt sind.[2]

Jedes Wort dieser Begriffsumgrenzung bedarf der Begründung. Ohne Staat ist keine Klasse zu denken: denn da die Klasse sich keine feste Verfassung gibt, noch die Selbstgenügsamkeit anstrebt, die das Wesen des Staates ausmacht, so bedarf sie einer schützenden, sie aufrecht erhaltenden Gewalt: eine Klasse ohne Staat würde sowenig zu denken sein, wie eine gespannte Leinewand ohne Rahmen. Überdies ist keine Klasse entstanden, es sei denn mit Hilfe und durch Einwirkung der staatlichen Gewalt. Selbst ein Zukunftsbild staatloser Klassen ist schwer zu denken, wenngleich nicht völlig unmöglich. Der Beruf, das ist die abgesonderte, nach einer Richtung gelenkte, also nur durch Arbeitsteilung mögliche Form menschlicher Tätigkeit, ist wichtiger als die Gleichheit der wirtschaftlichen Lage, zuerst weil die Entwicklung der Klassen weit mehr auf die Spaltung nach Berufen, als nach wirtschaftlichen Schichten — Einkommensschichten — zurückgeführt werden zu müssen scheint. Sodann weil die Gleichheit der wirtschaftlichen Lage weit grössere Spannungen zulässt, als die des Berufes. Als Beamte, als Krieger, als Gewerbetreibende, als Ackerbauer,

---

[1] Clausewitz, Vom Kriege [4]I 91, 92, 93. — [2] Übernommen aus Kulturgeschichte I 61; siehe auch 62ff.; doch vergleiche man die Klassenlehre Schmollers (Volkswirtschaftslehre I [1–3 1900] 324ff., II [1–6 1904] 407ff.): sie fusst auf der Untersuchung Schmollers über die Tatsachen und das Wesen der Arbeitsteilung von 1889 und 1890, die vielleicht die Gipfelleistung des Geschichtsforschers Schmoller und jedenfalls eines der bedeutendsten Werke aller entwickelnden und vergleichenden Geschichtsforschung darstellt.

als Kaufleute können auf allen niederen und mittleren Entwicklungsstufen Männer sehr verschiedenen Einkommens zu einer Klasse zusammengefasst werden. Erst auf einer gewissen Höhe — wie des Beispiels halber sicher im heutigen Deutschland — wird man hohe, mittlere, untere Beamte oder Grossgewerbetreibende, Handwerker, Arbeiter oder Grosskaufleute, Krämer, Handlungsangestellte oder Grossgrundbesitzer, Bauern, Landarbeiter als eigene Klassen unterscheiden müssen. In jedem Falle werden nicht allzu kleine, sondern nach vielen Tausenden zählende Schichten unter dem Namen der Klasse zusammengefasst werden müssen: Priester, Kriegeradel, Beamte, Freie, Sklaven werden auf lange hinaus die einzigen Klassen bilden dürfen, während im heutigen Deutschland etwa fünfzehn bis zwanzig Klassen zu unterscheiden sind.

Den engeren Begriff des Standes stempelt die Geburtsmässigkeit in dem Sinne ab, dass etwa ein Adel erst dann als Stand zu gelten hat, wenn er sich durch Blutsschranken abschliesst, nicht aber wenn er ein Amtsadel ist. Die Klasse der Leibeigenen, der Sklaven ist Stand im verneinenden, im schädigenden Sinne, insofern er die in ihn Hineingeborenen am Aufrücken hindert. Das Bürgertum mittlerer und höherer Stufen war als ein Stand nicht allein nach unten etwa gegen Bauern, sondern nicht selten auch nach oben gegen den Adel abgeschlossen, in dem Sinne, dass auch dem Adel die bürgerlichen Erwerbsberufe von Staats wegen verschlossen waren. Als Kennzeichen genügt indessen, wenn ein Stand nach unten durch Geburtsschranken abgeschlossen ist.

Altersklassen, Heiratsklassen sind Klassen nur im abgeleiteten Sinne. Sie gehören allein der Urzeit an, ja wohl nur ihren frühesten Unterstufen. Sie setzen an die Stelle von Beruf und wirtschaftlichem Unterschied, die beide noch kaum vorhanden sind, das Lebensalter, im weiteren Verlauf — so die Heiratsklassen im Fortschritt der Zeiten — die Generationenzahl. Die Altersklasse[1] ist die Querschicht eines Stammes oder einer Völkerschaft, die die im Lebensalter ungefähr gleichen Männer oder Frauen zu einer Einheit zusammenfasst und die in der Regel zu einer engeren Einung, einer Fest- und Hilfsgemeinschaft zusammenwächst, als es bei den eigentlichen Klassen der höheren Stufen der Fall ist.

[1] Zuerst recht erkannt und beschrieben von Schurtz (Altersklassen und Männerbünde [1902] 83ff.), der in diesem Buch eines der grundlegenden Werke der Urzeitgeschichte geschaffen hat, vielleicht nur dem Morgans an Wert und Rang nachstehend.

Die Heiratsklasse ist die Querschicht eines Stammes oder einer Völkerschaft, die ursprünglich wie die Altersklassen Gleichaltrige — jedoch Männer und Frauen, nicht Männer oder Frauen — zusammenfasst, aber nur zu dem Behuf, sie und sie allein zum Geschlechtsverkehr zu führen, alle Aussenstehenden aber von ihm auszuschliessen, die aber den Grundsatz der Zusammengehörigkeit nicht auf die an Lebensjahren gleichen, sondern auf die an Generationen gleichen erstreckt und dadurch bald gerade im Gegenteil Glieder von ganz verschiedenem Lebensalter zu einem Geschlechtsverkehrs-, später Heiratsverband vereinigt. Der Sinn dieser Einrichtung ist ursprünglich, Eltern und Kinder vom gegenseitigen Geschlechtsverkehr auszuschliessen: deshalb ist die Zahl der Heiratsklassen auch nie über zwei gesteigert worden. Mutter und Tochter müssen immer verschiedenen Heiratsklassen angehören, die Enkelin aber wird grundsätzlich der Heiratsklasse der Grossmutter zugezählt.[1] Das Gepräge einer wirklichen Klasse, d. h. einer lockeren Lebensgemeinschaft, wird man auch den Heiratsklassen nicht absprechen dürfen, da sie die einfachsten Gebilde der Urzeit, die Horden, allerdings im selben Sinne wie die Altersklassen, aus denen sie vielleicht hervorgegangen sind, völlig durchquert und in zwei immerhin in etwas selbständige Gruppen zerspalten haben müssen.

Drittes Stück

Die Wirtschaft, die Sitte

Wirtschaft ist in unserer Sprache ein doppeldeutiges Wort, es bedeutet einmal wirtschaftliche Tätigkeit, das Wirtschaften, und sodann den gesellschaftlichen Verband, der diese Tätigkeit ausübt.[2]

Wirtschaft als Tätigkeit ist dasjenige Handeln der Menschen, das vermittelst äusserer Güter auf die Befriedigung

---

[1] Bestimmt von Schurtz (Altersklassen 146—151), jedoch auf Grund der Forschungen der australischen und deutschen Völkerkundigen *Roth (Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines [1897] 169ff.)*, Cunow (Die Verwandtschaftsorganisationen der Australneger 25ff.), *Spencer and Gillen, The native Tribes of Central-Australia 212ff.* — [2] Man vergl. Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre [3]I (1900) 2f.

sei es eigener, sei es fremder Bedürfnisse vornehmlich leiblicher, seltener geistiger und seelischer Art abzielt.

Diese Umgrenzung schliesst alles Notwendige ein; eine Anzahl fernerer Merkmale, die man wohl hinzugefügt hat, können als allzusehr einschränkend oder als entbehrlich beiseite bleiben. Nach zwei Seiten besonders bedarf es der Abgrenzung: gegen den Bezirk des auf Macht oder auf Einung gerichteten rein gesellschaftlichen Handelns und gegen alles geistige und seelische Dichten und Trachten. Dem rein gesellschaftlichen Handeln ist eigentümlich, dass es seine Zwecke mit den Mitteln der Beeinflussung der Menschen verfolgt, dem schauenden Leben, dass es nur durch geistig-seelische Güter sich zu befriedigen strebt.

Wo ein an sich gesellschaftlicher Zweck mit äusseren Gütern genährt wird, — wie ein Staat durch Grundbesitz oder Steuern, wie die Herrschaft einer Klasse durch den Erwerbstrieb ihrer Angehörigen — da findet eine Mischung wirtschaftlichen und rein gesellschaftlichen Handelns statt und man spricht mit Recht etwa von Staatswirtschaft. Im Wesen des Staates oder irgendeiner anderen Einung liegt diese Beimengung wirtschaftlicher Nebenzwecke nicht beschlossen: ein Häuptlingtum oder eine keimhafte Volksherrschaft ist bei Urzeitvölkern denkbar ohne den mindesten Staatsbesitz, andererseits wird die Wirtschaft dort rein gesellschaftlich, wo die äusseren Güter, die sie erwirbt, in der persönlichen Leistung von Menschen bestehen: die Hörigkeit z. B. ist ebenso sehr eine rein gesellschaftliche wie eine rein wirtschaftliche Einrichtung. Im gleichen Sinne ist die Tätigkeit vieler Lehrer oder Künstler der Gegenwart, die im Sinn der sie Ausübenden wesentlich mehr auf den Erwerb als auf die Vermittlung oder gar Neuschöpfung geistiger Güter gerichtet ist, als eine halbwirtschaftliche anzusehen, obwohl das freie Schaffen des Lehrers, Künstlers oder Forschers an sich nichts mit der Wirtschaft gemein, sondern in der Regel nur wirtschaftliche Nebenfolgen hat. Dennoch darf die Befriedigung geistiger und seelischer Bedürfnisse als Zweck der Wirtschaft darum nicht ausgeschlossen bleiben: ein Kaufmann oder Landwirt, der einen Teil seines Einkommens dem Erwerb einer Bilder- oder Büchersammlung zuwendet, ist deshalb nicht minder wirtschaftlich tätig. Es muss hier gröblich nach dem überwiegenden Anteil der wirtschaftlichen oder geistigen Art des Berufes geschieden werden. Die Verwendung, die Erhaltung, die Verwaltung der Güter ist in den Teilbegriff der Befriedigung eingeschlossen. Die Einschränkung der Wirtschaft auf das

zweckmässige oder planvolle Handeln ist misslich angesichts der Keimformen der Wirtschaft bei den Urvölkern.[1]

Äussere Güter werden von der Volkswirtschaftslehre alle begrenzbaren Teile der Aussenwelt genannt, mit deren Hilfe irgendein Bedürfnis des Menschen befriedigt werden kann.[2]

Ausgeschlossen sind von dieser Begriffsumgrenzung die inneren Güter, das ist die leiblichen, geistigen, seelischen Eigenschaften ihres Besitzers. Einbegriffen sind in die äusseren Güter auch die leiblichen, geistigen oder seelischen Eigenschaften der Anderen — deren innere Güter also — insofern sie Gegenstand der Bedürfnisbefriedigung eines fremden Besitzers werden können — man denke an die Kunst eines verkäuflichen Leibeigenen oder an die Leistungsfähigkeit eines Arbeiters, der sich an einen Unternehmer verdingt. Einbegriffen sind auch alle Kräfte der Natur — die elektrische etwa — wobei nur die Einschränkung der Begrenzbarkeit in Kraft tritt: etwa beim Winde. Umfasst sind wirtschaftliche d. h. in Besitz genommene Güter, und freie, die es noch nicht sind.

Hauswirtschaft kann derjenige Zustand wirtschaftlichen Lebens genannt werden, in dem Erzeugung und Verbrauch der äusseren Güter sich zum grösseren Teil unabhängig im Bereich eines Familien- oder eines Wohnungsverbandes abspielen.[3]

Die Beschränkung auf den grösseren Teil ist angesichts vieler Urzeitvölker unumgänglich: Völker ohne Tauschhandel sind sehr selten, wenn überhaupt nachgewiesen; selbst die Anfänge eines für den Tauschhandel arbeitenden Gewerbes sind ungemein verbreitet.

Gemeinwirtschaft — kommunistische Wirtschaft — soll jede Wirtschaft genannt werden, deren Teilnehmerzahl mehr als eine Sonderfamilie und deren Dienstleute in sich begreift und die, wie die Hauswirtschaft, im wesentlichen für den eigenen Bedarf arbeitet.

Fang- und Sammelwirtschaft — sonst wohl okkupatorische Wirtschaft — soll derjenige Zustand der Wirtschaft genannt werden, in dem der Mensch sich auf mühe- und plan-

---

[1] Vergl. hierzu die Begriffsabgrenzungen Schmollers (Volkswirtschaftslehre I 2f.), Schönbergs (Die Volkswirtschaft: Handbuch der polit. Ök. I [[4]1896] 2f.), Wagners (Grundlegung der politischen Ökonomie I [[3]1892] 349f.), Cohns (System der Nationalökonomie I [1885] 189ff.). — [2] Vergl. hierzu Schmoller, Volkswirtschaftslehre [3]3, Cohn, Nationalökonomie I 189, 204; Wagner, Pol. Ökonomie [4]I 288. — [3] Nach Bücher (Entstehung der Volkswirtschaft [[3]1901] 108f.) jedoch mehrfach eingeschränkt.

loses Einsammeln von Früchten, Wurzeln, Knollen und ebenso regelloses Einfangen und Erlegen von kleinen Tieren beschränkt. Jagd und Fischfang aber sind die Erlegung von grösseren Tieren mit Hilfe von Waffen, der Fang von Fischen mit Hilfe von Werkzeugen.

Landbau ist die Bestellung des Bodens zum Behuf absichtlicher und wiederholter Aufzucht von Nährpflanzen.

Hackbau ist Landbau auf weiteren Flächen mit unzureichenden Hilfsmitteln, insbesondere ohne Pflug und Zugvieh.[1]

Ackerbau ist Landbau mit dem von Vieh- oder Maschinenkraft bewegten Pflug.

Gartenbau ist diejenige Form des Landbaus, die — in der Regel unter Verzicht auf Vieh- und Maschinenkraft — auf kleinem Raum die stärkste Ausnutzung des Bodens erstrebt.[2]

Unter Viehzucht ist die Zähmung und Züchtung ursprünglich wilder Tiere zu Nutz- oder Vergnügungszwecken zu verstehen. In der Regel fasst der Sprachgebrauch den Begriff etwas enger als diese Umgrenzung ihn angibt: er schliesst schon Papageien, Katzen und Goldfische von ihnen aus; eine folgerichtige Abtrennung ist aber nicht zu finden. Denn die Züchtung zu Ernährungszwecken würde das Pferd, die Züchtung zu Nutzzwecken etwa den Pfau ausschliessen, obwohl Pferd wie Pfau als Gegenstände der Viehzucht angesehen werden. So muss dem Begriff Viehzucht die gleiche Ausdehnung gegeben werden, wie dem der Haustiere.

Als Haustiere bezeichnet die Forschung diejenigen Tiere, die der Mensch in seine Pflege übernommen hat, die sich hier regelmässig fortpflanzen und so eine Reihe erworbener Eigenschaften auf ihre Nachkommen übertragen.[3]

Gewerbe ist diejenige Art wirtschaftlicher Erzeugung, die auf Formveränderung von Rohstoffen und zugleich auf Dienstleistung persönlicher Art gerichtet ist und die sich zum Teil oder ganz durch berufsmässige Ausbildung und Arbeitsteilung aus der Hauswirtschaft ausgeschieden hat.[4]

Insbesondere die gewerbliche Ausbildung ganzer Völkerschaften in der Anfertigung bestimmter Ton- oder Flechtwaren tritt auf so früher — nicht wie man meint auf späterer — Ent-

---

[1] So nach Ed. Hahn (Demeter und Baubo [O. J.: 1896] 8 f.; Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit [1905] 23 ff., 28 ff.). — [2] So nach Ed. Hahn, Wirtschaftliche Kultur 42 f. — [3] Wörtlich nach Ed. Hahn (Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen [1896] 1). — [4] Im Anschluss an Schmoller, Volkswirtschaftslehre [3]I 348.

wicklungsstufe auf, dass auch Vor- und Keimformen der gänzlich vollzogenen Arbeitsteilung einbezogen werden müssen.

Als Handel ist diejenige Art wirtschaftlicher Tätigkeit anzusehen, die, sei es zu eigenem Vorteil ohne Entgelt, sei es im Dienst eines zweiten Verkäufers oder Käufers gegen ausdrückliche oder eingerechnete Entlohnung, äussere Güter aus dem Besitz eines alten in den eines neuen Inhabers überträgt und die sich zum Teil oder ganz durch berufsmässige Ausbildung und Arbeitsteilung aus der Hauswirtschaft ausgeschieden hat.

Die Einschränkung zugunsten des Eigenhandels, der erst zum Teil Beruf geworden ist, machen die unentwickelten Formen des Handels der Urzeitvölker, ja selbst noch der Landbewohner der heutigen Völker höchster Stufe notwendig.

Tauschhandel ist derjenige Handel, der Ware gegen Ware kauft und verkauft ohne ein Zahlungsmittel oder eine dritte Ware, über deren Kaufwert eine Übereinkunft besteht, zu Hilfe zu nehmen.

Wert ist zunächst ein ganz allgemeiner, weit über den Bezirk der Wirtschaft fort wirkender Begriff; doppeldeutig von Anbeginn setzt er einmal die Summe der Lustgefühle, die dem Einzelnen irgendein Teil der Welt einflösst in Beziehung zu diesem Gegenstand, sodann bedeutet er die Übereinkunft, die im Bereich einer kleineren oder grösseren Gemeinschaft zustande kommt und die die Lustgefühle, die einem Teil der Welt entströmen und Mehreren oder Vielen zufliessen können, d. h. also den Inbegriff der Möglichkeiten der Lusterregung, die diesem Teil der Welt innewohnen, bezeichnet und bemisst.[1]

Die Arten dieses allgemeinen Werts bestimmen sich nach dem Wesen des bewerteten Gegenstandes, des Dinges oder des Menschen, mehr noch nach dem Wesen der ihm entströmenden Lustgefühle: sie können die Seele, die Vorstellungskraft, den Verstand angehen, sie können glaubensmässiger, künstlerischer, forscherlicher Art sein, oder staatlicher, weltlicher, wirtschaftlicher Herkunft.

Der wirtschaftliche Wert ist das Mass der Lustgefühle oder Lusterregungsmöglichkeiten, die in freier Willkür ein Einzelner oder nach Übereinkunft eine Gemeinschaft einem äusseren Gute beilegt.

Die Eingrenzung, die hier an dem allgemeinen Begriff des

---

[1] Man vergleiche mit dieser Begriffsformung die Darlegungen von Simmel (Philosophie des Geldes [1900] 3 ff., 58 ff., 15 ff.); Schmoller (Volkswirtschaftslehre II [1–6 1904] 107 ff., 104 ff.).

Wertes überhaupt vorgenommen werden muss, geht zunächst den Gegenstand an: das äussere Gut, wodurch alle anderen Formen des Wertes ausgeschlossen sind. Zum zweiten tritt eine genauere Abschätzung der Lustgefühle ein: deren Grösse muss sicherer bestimmt werden, als es für die Gegenstände seelischen oder geistigen Wertes möglich ist. Denn die besondere Beschaffenheit der Gegenstände des wirtschaftlichen Wertes, der äusseren Güter, erlaubt zuerst, fordert zuzweit ihre Abmessung. Der wirtschaftliche Wert ist schärfer umgrenzt als jeder andere. Allerdings ist er ausserordentlicher Schwankungen fähig, wie in der Gegenwart etwa der Preiswechsel von Grundstücken in der Nähe grosser Städte oder von Bildern alter Meister am auffälligsten zeigen. Er teilt diese Eigenschaft mit jeder Form der inneren oder der anderen äusseren Werte, wie ja der zweite der berufenen Fälle nur die Folge einer Schwankung des künstlerischen Wertes ist oder wie die Werte etwa einer Verfassungsform, die einer staatlichen Partei dem jähesten Wechsel unterworfen sind. Aber um seinen eigenen Umfang zu bestimmen, stehen ihm Mass und Zahl zu Gebot, die allen anderen Formen des Wertes abgehen: auch der nächstgröbsten, der Wertschätzung staatlicher Einrichtungen. Unzweifelhaft hat auch der wirtschaftliche Wert in einem Keimzustand keinerlei Möglichkeiten der Messung gehabt: denn wenngleich der Wert erst durch den Tausch, wie der scharfsinnigste Seelenkenner im Bezirk der Deutung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens dartut, aus dem Bereich der ichmässigen in den Bereich der sachlichen Schätzung gehoben worden sein kann,[1] so musste der Tausch doch erst regelmässig werden, um diese Wertung zu üben. Vorher aber ist ein Zustand zu denken, in dem die wirtschaftlichen Wertschätzungen von den Einzelnen, aber auch von ganzen Gemeinschaften mit der gleichen umrisslosen Willkür vorgenommen wurden, die unsere Wertschätzungen noch heute in so vielen anderen Richtungen bestimmt. So wie wir unter den Genüssen — wie auch den Genuss spendenden Formen des Schaffens — wählen und Werte setzen, die jedes Masses ermangeln, so muss auch diese Keimform des wirtschaftlichen Wertes noch mass- und grenzenlos gewesen sein. Erst als Zahl, Mass, Gewicht aufkamen und den Dingen Grenzen schufen, wandelte sich dieser Zustand zu dem Vorrecht — oder Nachteil? — der Begrenzbarkeit, das noch heute den wirtschaftlichen Wert vor allen anderen Formen des Wertes auszeichnet.

[1] Simmel, Philosophie des Geldes 32 ff.

Die Ware ist ein äusseres Gut, das in einem Ding und nicht einer Leistung besteht und das zum Verkauf aussteht.

Der Preis ist die geforderte oder erlangte Gegengabe für eine zu verkaufende oder verkaufte Ware. Wobei anzumerken ist, dass es gleichgiltig ist, ob er selbst wieder eine Ware, oder eine Leistung, oder ein Zahlungsmittel ist.

Geld ist eine Ware, der von einer Gemeinschaft ein durch Brauch oder Zwang festgestellter Verkaufswert beigelegt ist und die gewohnheits- oder gesetzmässig zum Teil oder völlig das Wesen eines reinen Wertausgleichsmittels angenommen, den Zweck eigener Nutzung aber verloren hat.[1]

Dass das Geld selbst nur wieder Ware ist, dass auch die verfeinerte Geldwirtschaft immer noch Tauschhandel ist, darf auch für die höchsten Stufen der Entwicklung nicht übersehen werden. Geld ist auch dann nur eine möglichst entstofflichte Ware, das Papiergeld der Gegenwart in der Regel nur ein stellvertretendes Zeichen für eine bestimmte Menge der Waren Gold oder Silber. Den Ursprüngen des Geldes gegenüber, die doch alle seine Aufgaben erst geschaffen haben, ist untunlich den Begriff des Geldes auf Münzgeld und Staatsgeld einzuschränken. Die Entstehung des Geldes muss von der Strecke der Entwicklung ab gerechnet werden, auf der Muscheln, Felle, Salz, Metallstücke, Vieh, Gewebe oder was für eine Ware immer das Wesen eines stellvertretenden Wertgegenstandes annahmen, den man als Gegengabe auch dann sich gefallen liess, wenn man ihn nicht oder vielleicht nicht benutzen, also nicht um seiner selbst willen empfangen wollte.[2]

Binnengeld hat man das Geld genannt, das — bei Urzeitvölkern — nur im Kreise einer bestimmten Gemeinschaft Geltung und Kaufkraft besitzt, Aussengeld dasjenige, das dem Handel zwischen selbständigen Gemeinschaften dient.[3] —

Unter Sitte versteht man diejenigen Gewohnheiten und Übereinkünfte des Verhaltens der Menschen untereinander, die ausserhalb der Bereiche des Staates und des Rechtes das äussere und das innere Leben regeln, am öftesten, jedoch nicht ausnahmslos, ohne Zwang.[4]

Der sehr weite oberste Begriff, der dem Worte Sitte un-

---

[1] Mit dieser Begriffsformung vergleiche man die Darlegungen von Simmel, Philosophie des Geldes 75 ff., 88 ff., 115; Schmoller, Volkswirtschaftslehre [6]65 ff., 76 f. — [2] Schurtz, Grundriss einer Entstehungsgeschichte des Geldes (1898) 3 ff., 17 ff. — [3] Geprägt von Schurtz, Entstehungsgeschichte 17 ff., 22 ff., 73 ff. — [4] Man vergleiche Schmoller, Volkswirtschaftslehre [3]I 49 f.

zweifelhaft innewohnt — Gewohnheit, Übereinkunft überhaupt — kann nicht aufrecht erhalten werden, aber es ist rätlich, sich seine Ausdehnung zu vergegenwärtigen, will man dem heute herrschenden engen Begriff seine rechte Stelle anweisen. Denn sie erinnert daran, dass jedes gesellschaftliche, ja jedes geistige Dichten und Trachten des Menschen auf Sitte beruht: jede Verfassung, jede Klassenordnung, jede Wirtschaftseinrichtung beruht auf Sitte, ebenso jede Glaubenssatzung, jede Kunstweise, jede Forschungsrichtung. Wenn man alles geistige Verhalten stillschweigend, alles wirtschaftliche gewohnheitsmässig, alle staatlichen und rechtlichen Regeln ausdrücklich ausschliesst, so geschieht dies eher aus den Grundsätzen der Arbeitsteilung als aus einer wirklich inneren Unterschiedenheit. Vor allem ist das Merkmal des Zwanges zwar in der Hauptsache unentbehrlich, aber durchaus nicht immer und überall massgebend. Gerade die Anfänge der Sittenbildung, auf die man sich irrigerweise immer beruft, wenn man das durch Zwang gewahrte Recht gegen die zwanglose Sitte abgrenzen will, sind gar nicht anders zu denken, als unter fortwährender Anwendung starken, meist vermutlich harten Zwanges entstanden. Nicht einmal die höchsten Stufen der Menschheitsentwicklung sehen in diesem Stück vom Zwang ab: man denke an die Kleiderordnungen und alle Üppigkeitsvorschriften des siebzehnten Jahrhunderts. Auch wo das Zwangsgepräge der Verfassungs- und der Rechtsvorschriften unverkennbar ist, fehlt es nicht an bunten Grenzstreifen, wo Staatsgesetz und Sitte, Rechts- und Sittenregel ineinander fliessen. Entscheidend aber bleibt, dass auch der innerste Kern aller erzwungenen Gewohnheit auf dem unerzwungenen, weil unerzwingbaren Willen der Beteiligten beruht. Kein noch so herrisch-hartes Königtum, kein noch so starkes Heer kann ein Volk zwingen eine Verfassung, die es in Wahrheit nicht will, anzuerkennen. Und so ist es eine Übereinkunft, eine Sitte der Beherrschten, wenn sie die Herrschaft ihrer Gebieter uneingeschränkt bestehen lassen.

Ein zweites lässt der weitere Begriff der Sitte noch erkennen: den herrschenden Grundzug der Gesellschaftlichkeit, der Gemeinschaftlichkeit, der das Wesen der Sitte bestimmt. Denn indem er alles geistige Verhalten und Schaffen der Menschen umfasst, macht er hier noch deutlicher, als in den Bezirken des Handelns, des gesellschaftlichen Lebens selbst, dieses sein Gepräge sichtbar: jede Sitte, die geistige, wie die seelische, wie die im engeren Sinn gesellschaftliche, ist Erzeugnis einer Gemeinschaft und des Zuges zur Gemeinschaft selbst.

Die folgende Darstellung teilt die Sitten in Leibessitten und seelische Sitten. Als Leibessitten sollen hier alle die Sitten gelten, die das äussere Leben, insbesondere die Ernährung, die Wohnung, die Kleidung, die Bewaffnung regeln, insofern ihr eigentlich sittenhafter Kern, nicht die besondere Form gemeint ist, die ihnen Bau- und Zierkunst, Kriegskunst und Werkzeugkunde geben.

Unter seelischen Sitten sollen die Sitten verstanden werden, die einer Bewegung oder einem Verhalten des inneren Lebens festlichen Ausdruck verleihen, die also insonderheit der Trauer etwa beim Tode, der Freude bei Geburt und Heirat oder bei jeder Geselligkeit sinnlich greifbare Form geben, ohne dass auch hier die besonderen Folgerungen die etwa Dicht-, Tanz- und Tonkunst diesem Kern ziehen, einbegriffen sein sollen.[1]

Sittlichkeit ist das Begriffsgebäude, das nach Überwindung der frühesten, noch unbewussten Stufen des sittlichen Verhaltens aus den einzelnen Vorschriften der Sitte, später auch des Rechts errichtet wird und sie durch allgemeine Beweggründe zu decken und fest zusammenzuschliessen sucht, das immer den Anspruch ewiger und unbedingter Geltung erhebt und doch immer nur das Erzeugnis der seelischen, geistigen und gesellschaftlichen Eigentümlichkeiten des urhebenden Zeitalters und Volkstums ist.

Sittengesetz — heute noch Moral genannt — ist die Summe der Vorschriften einer Sittlichkeit, das ungeschriebene Gesetzbuch einer Sittlichkeit.

Sittlichkeit und Sittengesetz umfassen alle Sitten, auch die im spätern Verlauf in Recht umgewandelten. Es scheint bis auf den heutigen Tag zu ihren ewigen — wenngleich durchaus nicht berechtigten — Eigenschaften zu gehören, ihre geschichtliche Entstehung und damit ihre Zeitgemässheit, ihre nur vorübergehende Giltigkeit verbergen zu wollen. Ähnlich zwiespältig ist ihr Verfahren dem Einzelnen gegenüber, den sie beständig zu überreden trachten, dass sie es durchaus nur auf sein Wohl

---

[1] Begriffsabgrenzungen der einzelnen Sittengruppen sollen hier nicht gegeben werden, selbst die scheinbar einfachsten sind nicht ohne Sammlung eines weiten Nachrichtenstoffes befriedigend festzulegen: so etwa der Begriff der Kleidung. Sein Wert — ob zum Schmuck, zum Schutz gegen das Wetter oder aus Scham — würde fest nur auf schlechthin weltgeschichtliche Voruntersuchungen und Vergleichungen zu gründen sein. Man vergleiche etwa die sehr bemerkenswerten, aber durchaus nicht unangreifbaren Darlegungen von Schurtz (Grundzüge einer Philosophie der Tracht [1891] 6ff.)

abgesehen hätten, während nichts so durchaus das Geschöpf der Gemeinschaft ist, als Sittlichkeit und Sittengesetz.

So zweideutig das Verhältnis jeder Sittlichkeit zum Einzelnen ist, so klar ist die Beziehung zwischen Gemeinschaft und Sittlichkeit: wie schon die Sitte, so ist vollends die Sittenlehre, die Sittlichkeit, Erzeugnis und deshalb auch beste Stütze der Gemeinschaft. Da alle bisherige Geschichte der Menschheit auf Vergenossenschaftung des seelischen, des geistigen und des gesellschaftlichen Lebens ruht, so ist es nicht sehr aussichtsreich, das Recht der Gemeinschaft gegenüber dem Einzelnen zu erörtern: aber dass es sich hier um einen Kampf handelt und um die Friedens- oder Waffenstillstandsverträge eines Jahrtausende alten Krieges, der immer wieder und in immer neuen Gestalten aufgeflammt ist und unter der Asche fortzuglühen zu keiner Zeit aufgehört hat, das darf nicht verschwiegen werden, um so weniger, als fast alle überlieferte Sittlichkeit, ja sehr oft auch die wissenschaftliche Betrachtung der Sittlichkeit diesen Tatbestand halb oder ganz verhüllt. Andrerseits ist der wertvollste Besitz des Einzelnen — heut wie zu aller Zeit — die Gestalt seiner Seele in tausend Beziehungen das Geschenk der Gemeinschaft an ihn; andrerseits sind tausend Schaffens-, Genuss-, Lebensmöglichkeiten dem Einzelnen erst durch die Gemeinschaft bereitet worden; andrerseits ist der Sinn sehr vieler Sittenvorschriften der Gemeinschaft nur Schutz und Schirm um das Dasein, um das Werk des Einzelnen an sich selbst zu hüten.

Die Sittlichkeit erhebt sich zunächst geistig über die Sitte: aber auch ihre werktätige Gewalt wird stärker, insofern sie sich und ihre Formeln weiter vom Leben löst. Sie liebt es, ihren Geboten ein von ihren Quellen unabhängiges Dasein zu geben, gleich, als ob sie um ihrer selbst willen besorgt werden müssten. Sie erklärt ein Verhalten für Pflicht, ein anderes für Sünde und glaubt damit das eine hinlänglich anempfohlen, das andere hinlänglich gebrandmarkt zu haben, ohne Rücksicht darauf, dass diese Formeln durchaus inhaltsleer sind, dass sie sich nie Selbstzweck sein dürfen, und dass der ihnen Unterworfene zu würdeloser Knechtschaft verdammt ist. Sie mögen als Zuchtmittel nicht entbehrlich gewesen sein, aber sie sind sehr deutliche Beweise für die Mechanisierung des sittlichen Verhaltens, die alle Sittlichkeit notwendig darstellt, und in der ihre äussere Stärke, ihre innere Schwäche besteht.

Auf das äusserste verstärkt ist die Macht der meisten Sittengesetze durch ihre Verbindung mit dem Glauben, die eine

der stärksten, aber auch eine der mindest verstandenen Tatsachen ist. Sie ist als notwendig zu begreifen von seiten des Glaubens, der seinem innersten Wesen nach nicht allein das tiefste und weiteste Weltbild, sondern ebenso auch die einschneidendste Umwandlung des Lebens zugunsten dieses Weltbildes erstrebt. Sie ist von der Seite der Sittlichkeit her eine ungemeine Machtbereicherung in Hinsicht auf die Durchsetzung ihrer Vorschriften, zugleich aber eine Abhängigkeit, ein Hinweis auf deren Inhalt. Trotzdem hat auch die vom Glauben unabhängige Sittlichkeit einen Mythus ausgebildet: die Vorstellung vom Gewissen.

Das Gewissen, das in steigender Entwicklung von der Volkssittlichkeit, als ein eigentümliches Werkzeug unseres sittlichen Urteils, demnächst als eine Art von zweiter Seele und schliesslich in mythischer Verkörperung, als eine Art halbgöttlicher Oberpersönlichkeit im Bereich unseres Ichs vorgestellt worden ist, ist nichts anderes, als das triebhaft schnell eintretende und triebhaft stark wirkende Bewusstwerden derjenigen Sittengebote, die dem Einzelnen, als von der für ihn massgebenden Gemeinschaft jeweils angenommene, besonders stark eingeprägt worden sind und zugleich ein Bewusstwerden der Seelenbeunruhigungen, die dem Einzelnen im Fall der Übertretung dieser Vorschriften von ihm selbst drohen.[1]

Durch diese Deutung soll der Mythus, der als der einzige nicht dem Glauben entstammende, als der einzige nicht einer Persönlichkeit, sondern einem abgezogenen Gedanken geltende, im ganzen Bereich unseres Lebens seinesgleichen nicht hat, auf seinen tatsächlichen Kern zurückgeführt werden. So seltsam es klingt, aber der Mechanisierung, die er mit aller Sittlichkeit teilt und vollendeter als jeder andere ihrer Teile aufweist, verdankt der Gedanke des Gewissens seine absonderlich mystische Ausgestaltung. Das Gewissen bezeichnet zunächst, dem deutschen wie dem romanischen Wort entsprechend, das Wissen um das Sittliche: dieses aber liegt in unserem Gedächtnis, wie jedes andere Wissen aufgespeichert; stets bereit, wie die Klaviatur eines Flügels. Es wird nun sicher deshalb als gleichsam selbsttätig, als innere Stimme angesehen, weil es sehr schnell in Tätigkeit tritt: es ist einer der geläufigsten Denk-

[1] Gewiss hat man diesen Mythus schon oft angegriffen; aber eine so abgezogene und allzu formale Erklärung, wie die Wundts, dass das Gewissen ein Ausfluss imperativer Motive sei, scheint die Macht und Wucht dieser sitten- und gesellschaftsseelischen Erscheinung nicht zu decken.

vorgänge in uns. Insbesondere die Vorstellungen von den üblen seelischen Folgen, die dem ersten Gedanken an sich ganz fern liegen und oft mannigfach zusammengesetzt sind, stellen sich mit erstaunlicher Raschheit ein, in ihrem Gefolge dann die peinlichen Empfindungen unseres Leibes bei plötzlicher Herabstimmung der Seele, die insbesondere auf Störungen des Blutumlaufs beruhen mögen. Aber seine Einzigartigkeit und damit alle Weihe werden ihm genommen, erwägt man, dass ganz ähnliche rasche Bedrückungen der Seele eintreten auch wenn ein Redner plötzlich inne wird, dass er etwas Irriges gesagt hat oder wenn ein ausübender Tonkünstler einen Missgriff seiner Hände gewahr wird und sonst noch in manchen ähnlichen Fällen, die durchaus diesseits von Gut und Böse liegen, mit Sünde und Tugend nicht das Mindeste zu schaffen haben.

Es sind vermutlich im Sittlichen wie in den anderen Bezirken nicht plumpe Nützlichkeitserwägungen, die sich einstellen — wie etwa die Furcht vor Strafe, oder bei dem Redner vor Misserfolg — sondern weit mehr in aufsteigendem Grad Ärger, Zorn, Sorge, Furcht um ein verlorenes Gleichgewicht der Seele. So stark wirkt, um bei dem sittlichen Gewissen zu bleiben, dies Gebot der Gemeinschaft auf den Einzelnen ein, dass er schon im Augenblick nach der Tat nicht ihr, sondern sein eigenes verwerfendes Urteil fürchtet, dass ihn der Gedanke ängstigt, er habe nunmehr einen Wesensverlust erlitten, seine Persönlichkeit sei vor ihm selbst herabgemindert. Die Gemeinschaft überredet den Einzelnen so sehr zu ihrer sittlichen Meinung, dass er die Vorstellung nicht erträgt, er habe gegen sie verstossen; er hält das Bewusstsein, mit ihr eines Urteils zu sein, für ein Glück, das entgegengesetzte, von ihr verdammt zu werden, für ein Unglück. Es sei denn, er wäre so stark und trotzig, dass er sich von diesem inneren Bande löst, das stärker ist, als der Strick des Galgens: wie es denn unzweifelhaft selbst auf Stufen ganz friedevoller Gesittung — etwa in der Gegenwart unserer Völker — glückselige Raubmörder gibt.

Dass es aber in Wahrheit die Anderen, die Glieder der Gemeinschaft sind, von deren Urteil das Urteil des Einzelnen über und gegen sich selbst abzuleiten ist, ergibt sich daraus, dass wie das Kind allein an Wort und Gebot der Eltern denkt, so auch der Mann an bestimmte Persönlichkeiten als die Träger des ihm massgebenden Sittengebotes. Ein höchstes Ausmass sittlicher Zucht ist freilich die Auffassung, die nur selbst sich selbst richtet. Ist diese erst gewonnen, dann ist auch der alte Zwiespalt zwischen Gemeinschafts- und Ichgewissen aufgehoben

und die Würde der Persönlichkeit wiederhergestellt, die zwar ein Gesetz kennt, aber nur das vom eigenen Ich gegebene.

Viertes Stück

Das Recht

Recht ist die Summe derjenigen Regeln für das gesellschaftliche und sittliche Verhalten der Einzelnen und der Verbindungen von Einzelnen untereinander, die von einer Gemeinschaft als verbindlich anerkannt und bis zur Anwendung von Gewalt gegen den Widerspenstigen durchgesetzt werden.[1]

Mit dieser Begriffsabgrenzung ist zunächst die völlige Geschichtlichkeit und Gewordenheit jedes Rechts betont, seine gänzliche Abhängigkeit von Zeit und Volk vorausgesetzt und das Bestehen irgendeines absoluten, rein begrifflich zu erschliessenden Rechtes abgelehnt. Man wird in die tausendmal wiederholten Schmähungen der historischen Schule und unserer Zeit auf das Naturrecht der Aufklärung nicht einzustimmen brauchen, und doch dabei beharren müssen, dass jedes Recht gewachsen und durch alle Einwirkungen seiner Zeit und seiner Umwelt bedingt und bestimmt sein muss. Der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit reiner Begriffsgebäude und auch der Herausstellung ganz allgemeiner und menschheitlicher Rechtsgedanken wird dadurch kein Abbruch getan. Des ferneren ist für die Anfänge der Rechtsbildung, wie für die Grenzbezirke gegen Sitte und Gewohnheit als Grenzstein die Forderung gesetzt, dass das Recht erzwingbar sein müsse. Solange keine Gewalt besteht, die einer Satzung Geltung zu verschaffen bereit ist, ist noch kein Recht vorhanden, ebenso wie Rechtsbräuche erst dann Recht werden, wenn sich eine solche Gewalt für sie einsetzt. Auch dem heutigen Völkerrecht kann deshalb nur für den Teil seiner Regeln das Wesen wirklichen Rechtes zuerkannt werden, für den die Völkergesellschaft Europas und der Welt nötigenfalls mit dem Schwert eintreten würde. Sollte der Menschheit ein Zustand beschieden sein, in dem nur der Einzelne sich befiehlt und doch vermag, dem andern nicht Unbill zuzufügen, so

[1] Zum Vergleich setze ich eine der bekanntesten Umgrenzungen des Begriffs Recht hierher: die Form der durch die Zwangsgewalt des Staates beschafften Sicherung der Lebensbedingungen der Gesellschaft. So Ihering (Der Zweck im Recht I [^{3}1893] 443).

würde eben damit das Recht durch die Sitte abgelöst sein. Wenn für die Sitte das Fehlen alles Zwanges nicht als unbedingt giltiges Merkmal ausgesprochen werden konnte, so bietet andererseits für das Recht der Zwang ein bestimmtes und unentbehrliches Zwangsmerkmal.

Bürgerliches Recht ist die Gesamtheit derjenigen Rechtssätze, die sich auf das Verhalten der Einzelnen und der Gemeinschaften untereinander unterhalb der Recht setzenden Gemeinschaft beziehen und die ihr Inkrafttreten von der Anrufung dieser Recht setzenden Gemeinschaft durch die Beteiligten abhängig machen.

Öffentliches Recht ist die Gesamtheit derjenigen Rechtssätze, die sich auf das Verhalten der Einzelnen und der untergeordneten Gemeinschaften untereinander und zu der Recht setzenden Gemeinschaft beziehen, und deren Verletzung von dieser höheren Gemeinschaft als eine Verletzung ihrer selbst, auch ohne Mitwirkung der Beteiligten verhindert oder gestraft wird.

Zur begrifflichen Abgrenzung dieser beiden Gruppen des Rechts ist zu bemerken, dass sie, indem sie sich gegenseitig ausschliessen, zusammen die volle Gesamtheit des Rechts ausmachen. Es erscheint äusserlich, die Begriffe beider Rechte nach dem Merkmal der Anrufung durch die Recht Heischenden oder ihres unabhängigen Inkrafttretens zu scheiden: aber man wird für die eine Hälfte des öffentlichen Rechts, für das Strafrecht wie das Verfahren, keinen anderen durchgreifenden Unterschied ausfindig machen: Personen- und Sachenrecht betreffen Straf- wie bürgerliches Recht.[1] Auf die Anfänge der Rechtsentwicklung aber lässt die Abhängigkeit des ältesten Strafrechts von der Anrufung durch die Parteien ein helles Streiflicht fallen, das Strafrecht ist hier ein Teil der freiwilligen Gerichtsbarkeit des Staates. Nicht vom Staat, sondern von einer Recht setzenden Gemeinschaft zu sprechen, rät nicht nur die begriffliche Folgerichtigkeit, sondern ebenso die Rücksicht auf die Anfänge des Rechts und ihre höchstens staatähnlichen Ordnungen, wie auf die zahlreichen Gemeinschaften, die auf mehr als einer Entwicklungsstufe unter- und ausserhalb des Staats Recht gesetzt und erzwungen haben.

Das öffentliche Recht umfasst die Ordnung der öffentlichen Gewalt, zumeist also das Staatsrecht — einen Stoff, den eine

---

[1] Deswegen erscheint die von Puchta (Kursus der Institutionen I [[10]1893] 32) eingeführte Einteilung nicht ganz haltbar.

allgemein-geschichtliche Betrachtung als Verfassung und Verwaltung der inneren Staats- und nicht der Rechtsgeschichte zuweisen wird, — ferner das Strafrecht und endlich die Ordnung des bürgerlichen, wie des Strafverfahrens.

Strafrecht ist die Gesamtheit derjenigen Sätze des öffentlichen Rechts, die von der Recht setzenden Gemeinschaft für das Verhalten der Einzelnen und der untergeordneten Gemeinschaften untereinander und zu ihr selbst unter Strafandrohung festgestellt werden.

Das unterscheidende Merkmal ist wirklich nur die Strafe: eine Anordnung, die für den Erbgang und die letztwilligen Verfügungen getroffen wird, gehört ohne dies Merkmal dem bürgerlichen, mit ihm dem Strafrecht an. Der Rechtsstoff und der Täter können ganz dieselben bleiben: die Zugehörigkeit zum Strafrecht hängt lediglich von Androhung und Verhängung einer Strafe ab. Denn auch der Rechtsschutz ist schliesslich der gleiche: das bürgerliche Recht kommt dem Verletzten im selben Sinn zu Hilfe wie das Strafrecht, aber während dieses ein Vorgehen gegen seine Bestimmungen als solches straft, trachtet das bürgerliche Recht nur den alten Zustand wieder herzustellen und rächt die Vergehungen gegen seine Regeln nur durch Verwirkungen oder durch Bussen, die dem Verletzten zukommen. Auch durch Herleitung von höheren sittlichen Standpunkten ist dem Unterschied nicht beizukommen: die höchste Sittlichkeit verurteilt die versteckte Übervorteilung eines anderen gegen die das bürgerliche Recht einschreitet, ebenso sehr wie den vom Strafrecht verurteilten Diebstahl. Zuletzt bleibt für Recht, wie Sittlichkeit nur ein Unterschied des Grades: als Strafrecht, dies ist der Verlauf der Rechtsentwicklung selbst, trifft sie die Handlungen des Einzelnen, die zwar zumeist nur wieder gegen Einzelne gerichtet sind, die aber der Gemeinschaft so schädlich auch für ihren eigenen Bestand erscheinen, dass sie gegen sie mit dem starken Mittel der Strafe einschreitet, während sie andere Handlungen nur eingrenzt, beaufsichtigt und zuweilen rückgängig macht durch das bürgerliche Recht.

Wie unsicher diese Teilung ist, wie sehr sie ein Erzeugnis der Entwicklung des Rechtes zu grösserer Begrifflichkeit selbst ist, ergibt sich daraus, dass die Anfänge der Geschichte, falls das bürgerliche Recht überhaupt schon aufgetaucht ist, beide Gruppen in vielfacher Grenzverwicklung und Vermischung zeigen, ja, dass einzelne starke Völker auf viel höherer Stufe, wie die Chinesen noch heute, nur ein Recht kennen, d. h. ein bürgerliches Recht, das den Rechtsbruch ebenso mit Strafen ahndet,

wie das daneben bestehende Strafrecht. Die gleiche Beobachtung gilt auf die Urzeitstufe für den Unterschied zwischen bürgerlichem und öffentlichem Recht.[1] Gleichwohl ist nicht möglich nur, nein auch rätlich, diese Scheidungen auch da als Massstab zu nutzen, wo sie den bestehenden Zustand durchaus nicht beherrschen.

Als Verbrechen gilt diejenige Handlung des Einzelnen, die wider die von der Gemeinschaft aufgestellten Regeln des Verhaltens ihrer Glieder gegen sie selbst oder untereinander in besonders gefährlicher Weise verstösst.

So unbefriedigend auf den ersten Blick eine Begriffsumgrenzung des Verbrechens erscheint, die lediglich von den Gegebenheiten der irgendwo und irgendwann einmal zur Geltung gebrachten Rechte ausgeht, so ist sie doch die allein stichhaltige. Wenn schon der Sittlichkeit kein anderer Ursprung gegeben werden kann, als das Belieben der Gemeinschaften, die das eine Handeln als löblich fördern, das andere als schädlich hindern, und jenes gut und dieses böse nennen, so ist das noch gröbere Recht vollends nicht anders abzuleiten. Selbst die heutige Strafrechtslehre kennzeichnet das Verbrechen nur durch das Merkmal der Strafe, die darauf gesetzt ist.[2]

Strafe ist das Übel, das eine Gemeinschaft einem ihrer Mitglieder zufügt, weil es ein Verbrechen begangen hat.[3]

Die Strafe ist abzugrenzen gegen die Rache.[4] Das kann

---

[1] Post, Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwicklungsgeschichte (1884) 34f. — [2] „Verbrechen ist der Tatbestand, an welchem durch die Rechtsordnung die Strafe als Rechtsfolge geknüpft ist" heisst es bei Fr. v. Liszt (Lehrbuch des Deutschen Strafrechts [[15]1905] 116). Dagegen lässt sich vielleicht der Vorwurf eines begrifflichen Schönheitsfehlers erheben, insofern an einer späteren Stelle die Strafe, als das „vom Strafrichter gegen den Verbrecher wegen des Verbrechens erkannte Übel" umschrieben wird (S. 248), mithin in einem Begriffsgebäude zwei Begriffe gegenseitig aufeinander bezogen werden, statt dass der eine allein auf den zweiten, dieser aber auf einen dritten gestützt wird. In der Sache aber wird durch diese Erklärung die obige Begriffsumschreibung auf das wirksamste bekräftigt. — [3] Die beste der heute geltenden Begriffsumgrenzungen (bei Liszt, Deutsches Strafrecht [15]248ff.) ist insofern abgeändert, als dort der Strafrichter als verhängende Gewalt eingesetzt ist. — [4] Die grundsätzliche Scheidung der Begriffe von Rache und Strafe ist vornehmlich das Verdienst von Steinmetz (Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht II [1894] 153ff., 165ff.) Sein Buch ist ausgezeichnet durch den grundsätzlich vergleichenden und entwickelnden Sinn seiner Forschung. Aber es wird in seiner Wirkung, wie sicher auch in der Festigkeit seiner Grundlagen bedroht durch eine Eigentümlichkeit, die alle sehr begrifflich verfahrenden Untersuchungen geschichtlichen

aber durch kein anderes Merkmal geschehen, als durch Kennzeichnung des Betroffenen als eines Mitgliedes der Gemeinschaft: jede andere Grenzsetzung würde irreführen, am ehesten, wie selbstverständlich ist, eine von sittlichen Gesichtspunkten ausgehende. Diese Umgrenzung entspricht ferner der wahrscheinlichen Entstehung der Strafe, die aller Vermutung nach nicht aus der Rache, auch nicht wie man gemeint hat, aus der Zuchtgewalt der Eltern über ihre Kinder oder der eheherrlichen Gewalt des Mannes über die Frau herzuleiten ist,[1] sondern aus dem ältesten Kampf der Gemeinschaft um die Unterjochung des Einzelnen.[2] Als Verhängerin und Vollstreckerin muss die Gemeinschaft schlechthin angesehen werden, d. h. jede Einung: denn es geht nicht an, hier einen engeren Begriff einzusetzen, etwa die staatliche Gemeinschaft. Denn so sehr auch die Zahl und das Gewicht der Fälle überwiegen mag, in denen die Strafe vom Staat und seinen Keim- und Vorformen verhängt wird, so ist dem begrifflichen Wert nach die Strafe, die eine Zunft oder selbst die Ordnungsstrafe, die ein Verein verhängt, nicht von der Todesstrafe zu scheiden, die der Strafrichter eines Staates höherer Stufe ausspricht.[3] Wo der Staat selbst noch nicht seine Reife erlangt hat, wo Familie oder Männerbund Träger eines

---

Stoffes gefährdet: es betrachtet die „Naturvölker" als eine Anzahl an sich gleichwertiger Gegenstände der Forschung und würfelt Völker, Stämme, Völkerschaften der verschiedensten Entwicklungsstufen durcheinander, ja es stellt sogar Statistiken auf, in denen diese Einheiten gegeneinander abgezählt werden. Es ist ein Verfahren ähnlich dem von Roscher ehemals in der Volkswirtschaftslehre eingeschlagenen: jede Unterscheidung selbst höherer Stufen von der Urzeit, und vollends jede Unterscheidung innerhalb der Urzeitvölker, fehlt noch. — [1] Dies gegen die Ausführungen von Steinmetz (Entwicklung der Strafe II 177ff., 254ff.), aber auch gegen Mommsen (Römisches Strafrecht [1899] 4), dessen Herleitung der Strafe aus dem Gedanken der Aufhebung der Schuld eine viel höhere Stufe trifft, als die frühesten Zustände. — [2] Von Steinmetz (Strafe II 328ff.) noch übersehen, so zutreffend seine Ausführungen für die etwas höheren Unterstufen der Urzeit sind. — [3] So abweichend von der bei Liszt (Deutsches Strafrecht [15]251) ausgesprochenen Beschränkung, die aber wohl nur dem Zweck der Darlegung eines positiven Rechts entspricht, denn die Kleinheit der Strafe ist an einer zweiten Stelle (252) als unerheblich gekennzeichnet und an einer dritten (117 Anm. 1) die Grenze zwischen dem Straf- und dem bürgerlich-rechtlichen Vergehen grundsätzlich als fliessend angesehen. Wenn damit schon alle Rechtsverletzungen, die das bürgerliche Recht ahndet, als grundsätzlich ununterscheidbar von den vom Strafrecht verfolgten hingestellt werden, so können die wesensverwandten Rechtsbrüche, auf die kleinere oder schwächere Gemeinschaften als der Staat Strafen setzen, noch weniger von den vom Staat bedrohten Vergehungen getrennt werden.

viel stärkeren Einflusses sind, oder wo er die Kraft der Strafvollstreckung wieder verloren hat und wo dann Stände oder kirchliche Gemeinschaften ihn ablösen, zeigt sich am deutlichsten wie unmöglich in diesem Punkt eine Scheidung ist.

Unter Tötung versteht die heutige Strafrechtslehre die Zerstörung des Lebens bei einem menschlichen Wesen, unter vorsätzlicher Tötung die beabsichtigte, unter fahrlässiger Tötung die unbeabsichtigte Tötung, unter Totschlag die vorsätzliche Tötung ohne Überlegung, unter Mord die vorsätzliche Tötung mit Überlegung.[1] Als Körperverletzung gilt ihr die widerrechtliche Störung der körperlichen Unversehrtheit eines Anderen.[2]

Alle diese Begriffe lassen sich ohne Schwierigkeit auch auf die Strafentwicklung niederer Stufen anwenden. Besonderer Erläuterung bedarf nur diejenige Form, die noch unterhalb des Totschlags liegt:[3] zu ihr wird die Tötung auf Verlangen und die Kindestötung gerechnet: Formen der Tötung also, die am allerspätesten erst unter die Zahl der verbrecherischen Handlungen aufgenommen wurden.

Unter Diebstahl versteht die strafrechtliche Anschauung der Gegenwart Besitz- oder Eigentumsverletzung durch rechtswidrige Aneignung einer fremden beweglichen Sache, unter Raub den Diebstahl unter Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben oder Anwendung von Gewalt gegen einen Andern.[4]

---

[1] Ein weiteres Eingehen in die Einzelheiten — etwa eine Einteilung des Mordes nach römischem Vorbild in *parricidium*, Mord am Nahen, *homicidium*, Menschenmord schlechthin (Mommsen, Römisches Strafrecht 612f.) — sowie eine schärfere Begriffsumgrenzung der Verbrechensformen, nach Art der für das bürgerliche Recht aufgestellten, verbietet sich: einmal weil die zugrunde liegenden Tatsachen elementarer, mächtiger, aber auch dumpfer sind und sodann, weil für jetzt die Urzeiten der heut höher entwickelten und der lebenden jungen Völker unter einen gemeinsamen Rahmen zu spannen noch zu schwer erscheint. Ein Blick in den Versuch Mommsens (Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker, Fragen zur Rechtsvergleichung [1903] 3ff.) lehrt, dass hier Zustände ins Auge gefasst sind, die in der Entwicklungsgeschichte des Rechts wesentlich höher gelagert sind, als die Verhältnisse der lebenden Völker jüngsten Alters. Ich wenigstens habe von dem Götterzorn, dem, wie Mommsen eben in der ersten Frage meint (S. 3), die Verfehlung des Menschen, abgesehen von der Menschenrache „den Urzuständen des menschlichen Daseins“ unterliege, noch keine Spur gefunden. — [2] Liszt, Strafrecht [15]304, 307f., 314ff., Reichsstrafgesetzbuch von 1870 und 1871 § 211, 212, 223ff. — [3] Reichsstrafgesetzbuch § 216, 217; Liszt, Strafrecht [15]309f., 311ff. — [4] Liszt, Strafrecht [15]426ff., 440ff. Nur Besitzverletzung ist hier eingefügt — ich lasse dahingestellt, ob sie vergessen oder nur für niedere Stufen der Rechtsentwicklung angebracht ist.

Die zwei Gruppen, in die alles bürgerliche Recht zu zerlegen ist, Gesellschafts- und Wirtschaftsrecht, sind folgendergestalt gegen einander abzugrenzen. Das Gesellschaftsrecht umfasst alle diejenigen Sätze des bürgerlichen Rechts, deren Zweck wesentlich mehr auf das Recht der einzelnen Person und der Personengemeinschaft in ihren gesellschaftlichen Beziehungen abzielt, das Wirtschaftsrecht diejenigen, die überwiegend dem Rechtsverhältnis der Dinge, der Sachen, d. h. der Teile der Umwelt zugewandt sind, die überhaupt Gegenstand bürgerlichen Rechts werden können. Dem Gesellschaftsrecht sind deshalb das Personen- und Genossenschafts-, das Familien- und das Erbrecht zuzuweisen, dem Wirtschaftsrecht aber das Sachen-, das Leistungs- und das Schuldenrecht.[1]

Diese Gegensätze schliessen einander, wie die oberflächlichste Erwägung lehrt, nicht aus: fast alles bürgerliche Recht hat seiner etwas rohen und plumpen Natur nach wirtschaftliche Beziehungen zum Gegenstand, und so hat denn auch der persönlichste Teil des Gesellschaftsrechts zum mindesten wirtschaftliche Nebenfolgen. Andererseits sind Personen oder Gemeinschaften die Träger aller auch der sachlichsten Sachenrechte. Dennoch ist nicht zu verkennen, dass in der Gruppe des Gesellschaftsrechts die im engeren Sinne gesellschaftlichen Zwecke, die Verhältnisse von Persönlichkeit und Gemeinschaft überwiegen, während im Wirtschaftsrecht der wirtschaftliche Gedanke vorherrscht. An Grenzbezirken fehlt es nicht: im Erbrecht durchdringen sich Sachen- und Personenrecht, ebenso im Recht der Leistungen und Schuldverhältnisse, wobei doch dort das gesellschaftlich-persönliche, hier das wirtschaftlich-sachliche Gepräge überwiegt.

Einige Begriffe des Gesellschaftsrechts sind als die Gestalt der Familie, der Klasse eingehend bereits umschrieben worden; andere, wie die dem Genossenschaftsrecht zugehörenden, sind von Stufe und Volk dermassen abhängig, dass ihnen keine allgemeine Geltung zuerkannt werden kann. Nur einige bleiben übrig: Leibeigenschaft ist die ständige und völlige oder wenig geminderte Unterwerfung eines Menschen unter den Willen eines anderen, abgestuft von der Ausbeutung der wirtschaftlichen Kraft des Unterworfenen für begrenzte wirtschaft-

[1] Ich gestatte mir, hier eine Teilung vorzuschlagen, die ich schon einmal für einen besonderen Fall vergleichender Rechtsgeschichte bewährt gefunden habe (Recht und Gericht im Jahre 1500, eine vergleichende sozialgeschichtliche Skizze, Ztschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von Bauer und Hartmann VII [1899] 138, 167).

liche Zwecke bis zur freien Verfügung des Herren über Leib und Leben des Leibeigenen.[1]

Die Ehe ist die Vereinigung eines Mannes mit einer oder mehreren Frauen zur Herstellung einer lebenslänglichen Geschlechts-, Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft, und insofern ein Rechtsverhältnis, als sie jedem der Gatten gegenüber dem anderen ein Recht auf die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft — gleichviel in welchem Grade der Festigkeit — gewährt.

Der Brautkauf ist die Begründung einer Ehe durch wirkliche oder halb sinnbildliche Erkaufung eines Mädchens von ihren Verwandten durch den Bräutigam.[2] Die Mitgift ist der Vermögensteil, den die Ehefrau in die Ehe und in das Vermögen des Mannes einbringt, als Beitrag zu ihren Lasten.[3]

Erbfolge ist der Eintritt einer Person oder einer Gemeinschaft in die Vermögensrechte eines Verstorbenen.[4]

Im Bezirk des Wirtschaftsrechts hat das Sachenrecht billig den Vorzug. Die Sache im rechtlichen Sinn ist jeder begrenzbare Teil der Aussenwelt, der menschlicher Herrschaft unterworfen werden kann.[5]

Der Begriff ist, wie man sieht, enger als der wirtschaftliche des äusseren Gutes und selbst da, wo sein Inhalt sich mit dem jenes deckt, misst er ihn mit einem anderen Gesichtswinkel.[6] Denn einmal schliesst der Begriff der Sache den der Leistung und der Schuld aus, die beide wirtschaftliche Güter sind, und sodann setzt er Herrschaft voraus, wo jener sich mit Genuss, mit Bedürfnisbefriedigung, also einem viel weiteren dehnbareren und nicht so starken und anspruchsvollen Verhältnis zufrieden gibt.

Der Besitz ist die tatsächliche Herrschaft eines Menschen über eine Sache, die, an sich noch nicht rechtlicher Natur, ihren Ursprung aus dem Machtwillen der Persönlichkeit, nicht aus den Satzungen irgendwelcher Gemeinschaft herleitet, die aber vom Recht zunächst als solche in gewissen Grenzen anerkannt und auch auf höherer Stufe als eine vorläufige und unvollständige Form des Eigentums angesehen werden kann.

---

[1] Unter Benutzung von Puchta, Institutionen II ([10]1893), 82. — [2] Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz II (1895) 100, 111, — Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts II 278. — [3] Puchta, Institutionen II 407; Heusler, Deutsches Privatrecht II 294. — [4] Puchta, Institutionen II 428; dazu Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts II (1886) 532, 536f. Vgl. Puchta, Institutionen II 394f., Heusler, Deutsches Privatrecht II 282—285. — [5] Nach Puchta, Institutionen [10]II 135. — [6] Vgl. o. S. 541.

Die Stärke dieser im wesentlichen von Savigny und für das römische Recht gefundenen Begriffsabgrenzung hält nicht allein dem deutschen Recht und dessen Gewere gegenüber, nein auch dem Recht der Urzeitvölker gegenüber als Massstab stand.[1]

Eigentum ist die rechtliche Herrschaft eines Einzelnen oder einer Gemeinschaft über eine Sache.

Diese Abgrenzung des Begriffs, die von der römischen Rechtsgelehrtheit gefunden worden ist, kehrt ihre wesentliche Schranke gegen den Besitz: insofern sie dem Eigentum dort die völlige vom Recht bestätigte, ja aus ihm hergeleitete Herrschaft zuspricht, wo der Besitz nur ein tatsächliches Verhältnis zur Sache geltend mache, das an und für sich ausserrechtlich, ja wenn es mit dem Eigentum in Streit gerät, widerrechtlich erscheint und dem Recht nur als ein Ausfluss des Persönlichkeitsrechtes des Besitzers, nicht aber als Sachenrecht einverleibt worden ist. Diese vom römischen Sachenrecht in voller Schärfe ausgebildete Begriffsgrenze findet sich im deutschen Eigen durchaus wieder und geht in vielen Klassen der niederen Stufen auch diese Schärfe in eine Verschwommenheit über, die zuletzt zwischen Besitz und Eigentum überhaupt keinen Unterschied mehr erkennen lässt, so ist sie an sich sehr wohl auch für sie als Massstab brauchbar, um den eigentlichen Sachverhalt erkennen zu lassen.[2] Insbesondere ist die Anwendung dieses Massstabes angezeigt gegenüber dem Besitzrecht der Gemeinschaften am bestellten Boden, das unzweifelhaft als Eigentum angesprochen werden muss, das aber, indem sich die Entwicklung gegen das Sondereigentum der Einzelnen hinneigt, in viel unbestimmtere Formen übergeht.

Das Pfandrecht bestellt einen bestimmten und abgrenzbaren Teil des Vermögens des Schuldners als Sicherheit für die Forderung des Gläubigers, damit dieser sich an ihm schadlos halte; es kann als Faustpfand und Fahrnispfand eine bewegliche Sache betreffen und sie dann in den Besitz des Gläubigers überführen, oder als Hypothek im römisch-rechtlichen, als Satzung

---

[1] Puchta, Institutionen [10]II 135, dazu Anm. a; *Girard, Manuel élémentaire de droit Romain (²1898) 259;* Heusler, Deutsches Privatrecht II 20; ganz unzureichend hier Post, Ethnol. Jurisprudenz II 601, 711f., vergl. aber in Bd. II dieses Werkes Nordostamerikaner, Recht. — [2] Puchta, Institutionen [10]II 161; *Girard, Droit Romain ²248;* Heusler, Deutsches Privatrecht II 47; Post, Ethnol. Jurisprudenz II 602. Für den Begriff unergiebig Laveleye und Bücher, Das Ureigentum (1879) 2ff.

ohne Gewere im deutsch-rechtlichen Sinn eine unbewegliche Sache angehen und sie im Besitz des Schuldners lassen.

Das Pfandrecht, auf der Grenze zwischen Schuld- und Sachenrecht stehend, gehört noch diesem letzteren an. Die hier gegebenen Umgrenzungen entsprechen dem Begriff des römischen *pignus*, des ältern deutschen gesetzten Pfandes für die beweglichen Sachen, der griechisch-römischen Hypothek und der älteren deutschen Satzung ohne Gewere des Gläubigers. Beide Formen sind so weit über den Erdball verbreitet, dass ihnen ein weltrechtliches Gepräge zuerkannt werden darf.

Ist das Sachenrecht den dinglichen Gütern gewidmet, so behandelt das Recht der Leistungen — germanisch der Haftungen,[2] heute noch oft der Obligationen, in unserm Gesetzbuch nicht ganz glücklich der Schuldverhältnisse genannt[3] — die Güter, die auf der persönlichen Leistung von Menschen beruhen.

Wirtschaftliche Zwecke verfolgt das Recht der Leistungen ganz ebenso wie das der Sachen: nur dass in seinem Bereich nicht die Dinge, sondern die Personen die Träger der Rechtsbeziehungen sind. Eine nahe Berührung ist insofern vorhanden, als nicht nur ein Werk, sondern auch ein Ding Gegenstand der Leistung sein kann: Schuld, Kauf, Verkauf, Pacht, Sachmiete beziehen sich auf die Hergabe von Sachen, unter die selbstverständlich auch ein Zahlungsmittel, Geld also jeder Art, einbegriffen sein kann, jeder Werkvertrag aber auf ein persönliches Leisten des Verpflichteten für seinen Auftraggeber.[4] Man sieht sogleich, wie in dem Begriffsgebäude des bürgerlichen Rechts das Recht der Leistungen nahe dem Personenrecht gelagert ist: der Werkvertrag leitet unmittelbar in dieses hinüber. Denn auch die rein persönlichen Verhältnisse der Gesellschafter, oder Mitglieder einer Genossenschaft, oder gar die Beziehungen der Eheleute untereinander könnten als Leistung aufgefasst werden. Dennoch stellt hier der unzweifelhaft auszudrückende wirtschaftliche Wert ein richtiges grenzbildendes Merkmal dar Nach römischem Vorgang ordnen unsere Rechtsgelehrsamkeit und unser Gesetzbuch das Genossenschaftsrecht hier nur mit dem Teil ein, der dieses Merkmal aufweist, lassen aber alles übrige

---

[1] Puchta, Institutionen [10]II 244f., 248f.; Heusler, Deutsches Privatrecht; Post, Ethnol. Jurisprudenz II 670f. — [2] Heusler, Deutsches Privatrecht II 225f.; Amira, Nordgermanisches Obligationenrecht I (1882) 27f. — [3] Bürgerl. Gesetzbuch für das Deutsche Reich von 1896: Art. 241ff., aber wer denkt bei einem Kaufvertrag an ein Schuldverhältnis? — [4] Vergl. auch Puchta, Institutionen [10]II 298f.

Genossenschaftsrecht aus dem Spiel.[1] Ein Recht der Leistungen und der Schuldverhältnisse ist bis weit in die Urzeit hinein rückwärts zu verfolgen.[2]

Ein Vertrag ist die erklärte Übereinstimmung Mehrerer über eine Hervorbringung oder Abänderung von Rechtsverhältnissen.

Der Vertrag kann jeder anderen Form des bürgerlichen Rechts dienen, aber er steht zu dem Recht der Leistungen in besonders nahem Verhältnis, weil er hier am öftesten als gründende Voraussetzung auftritt. Er ist nicht an die Schrift gebunden, nicht einmal in dem doch hoch entwickelten römischen Recht.

Der Leistungsvertrag — heut noch oft nach römischem Muster obligatorisches Rechtsgeschäft oder Kontrakt im betonten Sinn genannt — ist ein Vertrag, der eine Leistung zum Gegenstand hat und sie unter ein bestimmtes Versprechen stellt.

Auch er ist selbst in den Rechten höherer Stufe — wie im römischen — nicht an schriftliche Form geknüpft, sondern kann auch durch mündliche Abrede, ja durch tatsächliches Handeln, oder durch stumme Zustimmung begründet werden.[3] Um so weniger braucht man Bedenken zu tragen, die Spuren des formlosen Leistungsvertrags in ganz frühe Entwicklungsalter zurück zu verfolgen, wo sie unendlich weit verbreitet sind.

Kauf ist die Begründung eines Leistungsverhältnisses von solcher Art, dass ein Gut hingegeben wird gegen einen Preis, d. h. eine Ware gegen ein Zahlungsmittel.

Die Begriffsumgrenzung soll vornehmlich den Kauf vom Tausch trennen. Von den besonderen schärfern Bestimmungen, mit denen die römischen Rechtsgelehrten den Begriff umhegt haben, darf abgesehen werden. War doch nicht einmal die Schule der Proculianer mit der hier gegebenen einfachsten Begrenzung einverstanden: sie wollten selbst eine zweite Ware an Stelle des Preises zulassen, unter Berufung auf das Recht der Völker, das Naturrecht — in Wahrheit das Urzeitrecht — von dem die Gedanken dieser höchst entwickelten Rechtslehre, gerade auf ihrer letzten Stufe, so voll waren.[4]

Miete ist die Begründung eines Leistungsverhältsnisses,

---

[1] Bürgerl. Gesetzbuch für das Deutsche Reich von 1896: Art. 705 ff., 741 ff. — [2] Vergl. vorläufig die noch ganz bruchstückhafte Nachrichtensammlung bei Post (Ethnolog. Jurisprud. II 616 ff.). — [3] Puchta, Institutionen [10] II 349 ff., 353 ff., 357 ff.; Amira, Nordgermanisches Obligationenrecht I 567; Stobbe, Handbuch des deutschen Privatrechts III 64; Post, Ethnol. Jurisprud. II 617 ff. — [4] Puchta, Institutionen [10] II 357 f.

durch das ein Gut von einem Eigentümer einem Zweiten, dem Mieter, zum Gebrauch gegen das Versprechen einer Leistung einer Ware oder eines Preises überlassen wird.

Der römische Begriff muss hier zugunsten der jungen Völker in etwas ausgeweitet werden. Nichts spricht dagegen, dass dieses Verhältnis auch da besteht, wo nicht ein Preis, ein Zahlungsmittel, sondern nur irgendeine Ware oder Leistung vom Mieter versprochen wird.[1]

Sachmiete ist die Miete, die eine Sache, sie sei beweglich oder unbeweglich, zum Gegenstand hat. Verdingungsmiete — im römischen Recht *locatio conductio operarum,* in unserem Gesetz Werkvertrag — ist die Miete, die eine Leistung des Vermietenden zum Gegenstand hat oder auch nur deren Ergebnis. Dienstmiete — in unserem Gesetz Dienstvertrag — ist diejenige Verdingungsmiete, die dem Verpflichteten für die Zeit des Vertrags, sie sei nun lange oder kurz, eine dem Berechtigten gegenüber dienende Stellung zuweist.

Die Verknüpfung aller drei Formen ist nicht dem römischen Recht entnommen, das nur die beiden ersten Spaltformen kennt, sondern ist vielfach sonst im Recht der Völker nachgewiesen. Die dritte Form kann nicht genau umschrieben werden, sie umfasst alle Dienstleistungen von der nur wenige Augenblicke in Anspruch nehmenden eines Lastträgers bis zu dem vielleicht lebenslänglichen Dienstverhältnis eines treuen Dienstboten oder Grossgewerbarbeiters. Es ist der Dienst der persönlich Freien, um den es sich hier, im Gegensatz zu allen Formen unfreier Arbeit, handelt. Die Verdingungsmiete, der Werkvertrag, aber umfasst alle Formen der Leistung Freier in freiem Verhältnis, aufwärts bis zu dem Werk des Künstlers für seinen Förderer und Auftraggeber.[2]

Die Leihe begründet ein Leistungsverhältnis, das den Hingebenden zur Hingabe einer brauchbaren Sache, den Leihenden zu unentgeltlichem Gebrauch berechtigt, zur unversehrten Rückgabe verpflichtet.

Dies einfachste Verhältnis des Leistungsrechts aufzunehmen, ist um so wichtiger, als es eine der frühesten Rechtsbeziehungen überhaupt ist. Den Namen wendet das deutsche Gesetz der Gegenwart an: er wurde deshalb aufgenommen, obwohl es nötig wird, für die weitverzweigte Einrichtung des älteren deutschen

---

[1] Puchta, Institutionen [10]II 360; keine Begriffsabänderung, aber Nachrichten bei Post, Ethnol. Jurisprudenz II 360f. — [2] Puchta, Institutionen [10]II 360f.; die Zusammenschliessung aller drei Formen bei Post, Ethnol. Jurisprudenz II 646ff.

Rechts, die diese Bezeichnung trägt, einen anderen Ausdruck — etwa Landleihe — zu wählen.[1]

Die Schuld, das Darlehen begründet ein Leistungsverhältnis, durch das eine vertretbare Sache vom Gläubiger an den Schuldner zu beliebigem Gebrauch hingegeben wird und durch das der Schuldner zur Rückgabe der Sache an den Gläubiger in bestimmter oder unbestimmter Zeit, mit oder ohne Vergütung — bei Zahlungsmitteln Verzinsung — verpflichtet wird.[2]

Das Darlehen ist um so mehr aufzunehmen in die Reihe der schon für die Urzeit giltigen Rechtsbegriffe, weil es nicht in rohen Keimen, sondern in vielfach entwickelten Formen bei den jungen Völkern zu finden ist, ohne dass der Begriff mehr als ganz geringfügiger Ausweitungen gegenüber der Abgrenzung des römischen *mutuum* bedürftig ist.

---

[1] Bürgerl. Gesetzbuch von 1896 Art. 598 ff.; vergl. Heusler, Deutsches Privatrecht II 153 f. — [2] Puchta, Institutionen [10]II 350 f., Heusler, Deutsches Privatrecht II 242 ff., Post, Ethnol. Jurisprudenz II 638 ff. Vergl. o. S. 112 Kolumbianer, Wirtschaft und (Bd. II) Südostamerikaner, Recht.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

84918

AnE
B8485g

Breysig, Kurt
Die Geschichte der Menschheit.
Vol.1.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 16 18 02 001 8